
NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08175957 7



Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der dritte Band

auf das Jahr 1811.



Göttingen,

gedruckt bey Heinrich Dieterich.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

140. Stück.

Den 2. September 1811.

Mailand.

Ricerche sulle pupille artificiali, con cinque tavole incise in rame colorite di *Paolo Assalini*, cavaliere dell' ordine della corona di ferro e della legione d'onore di Francia, primo Chirurgo di Sa Maj. Napoleone imperatore de Francesi etc. 1811. 59 Seiten in Octav.

Wir verdanken dem berühmten Verfasser des Essai médical sur les vaisseaux lymphatiques, und der Observations sur la peste d'Egypte, diese gehaltvolle Schrift über die Operation der künstlichen Pupille: Hr. Assalini, der seit seinen Studienjahren sich mit Augenkrankheiten beschäftigte, reisete in England, war oft in Paris, und vor einiger Zeit auch in Wien, wohin er dem Vicekönige von Italien als Leib-Chirurgus folgte. Er rühmt besonders Hrn. Beer's Erfahrung und Geschicklichkeit in der Operation der künstlichen Pupille, und erzählt von ihm, daß er in 12 Jahren diese Operation 103 Mahl verrichtet habe. — Die Schrift ist A. Scarpa dedicirt, und sie wurde vom Verf. selbst der physischen Classe des Französ. Instituts vorgelegt.

Einleitung. Es werden hier folgende 8 Fälle angegeben, in denen durch die Operation der künstlichen Pupille eine sonst für unheilbar gehaltene Blindheit gehoben werden kann. 1) Adhärenz eines Theils der Iris an die Hornhaut, verbunden mit Verzerrung der Pupille. 2) Verdunkelung der Linse, und Adhäsion der Kapsel an den Pupillarrand der Iris. 3) Verschließung der Pupille durch eine Pseudo-Membran. 4) Milch- und Kapselstar, mit der Iris verwachsen. 5) Gänzliche Verschließung der Pupille. 6) Verdunkelung und Verwachsung der Kapsel mit der Iris, nach der Extraction oder Depression der Linse. 7) Verdunkelung des größten Theils der Hornhaut durch eine Narbe. 8) Verdunkelung des Centrums der Hornhaut.

Von den vorzüglichsten Methoden der Pupillenbildung. 1) Koretotomie von Cheselden (1730). S. 32 wird die Möglichkeit des glücklichen Erfolges der einfachen Operationsmethode von Ch. erklärt. 2) Koretonectomie von Wenzel (1780). 3) von Assalini (1787) (s. unten). 4) von Buzzi (1788). B. von Mailand machte vor Schmidt und vor Scarpa die Koretodialysis mit der Nadel. Er drang mit einer lanzenförmigen Nadel in die hintere Augenkammer, gieng von da durch den obern Theil der Iris, und trennte ein Drittel derselben los. 5) Koretonectomie von Demour (1795). D. machte die von Wenzel vorgeschlagene Koretonectomie mit glücklichem Erfolge an einem gewissen Sauvage. Der größte Theil der Hornhaut war verdunkelt, und die ganz am Rande der Sclerotica angelegte Pupille war äußerst klein, und doch konnte der Operirte mit einem Staarbrill lesen und die kleinsten Körper unterscheiden. Hr. Assalini, der den Operirten selbst gesehen hat, ist überzeugt, daß die Lichtstrahlen bey ihm nicht durch die Linse

gehen konnten, sondern von der Seite durch den Glaskörper drangen, und daß in der Operation einige Ciliarfortsätze weggeschnitten wurden. 6) Methode von Scarpa (1801). S. selbst bekennt, daß die Koretonectomie eine für die Dauer der neuen Pupille sicherere Methode sey, als die Koretodialysis. Er soll eine neue Ausgabe seines Werks über die Augenkrankheiten zu besorgen gesonnen seyn. 7) Die Methode von Schmidt (1802) sey nahe mit der von Buzzi verwandt. Seine Art, die Nadel in die Sclerotica einzustechen, wird gelobt. 8) Beer's dreyerley Operationsmethoden nennt der Verf. il taglio, il distacco, e la recisione. Letztere Operation, die Koretonectomie, habe Beer in 8 Jahren 37 Mahl gemacht, und unter diesen nur drey Mahl ohne glücklichen Erfolg. 9) Die Methode von Sabatier (1805) ist eine Koretonectomie durch Pincette und Schere. 10) Die Methode von Forlenza (1805) ist der vorigen ähnlich, nur mit dem Unterschiede, daß sich F. einer besondern Pincette (pinzetta a doppio uncino) und einer geraden Schere bedient; Sabatier hingegen eine gewöhnliche Pincette und eine krumme Schere vorschlägt. Nach der Operation extrahirt F. immer die Linse und die Kapsel. Um extravasirtes Blut nach der Operation aus dem Auge zu schaffen, macht F. Injectionen von reinem, kaum lauen Wasser, vermittelst einer graduirten Spritze. Ueberhaupt macht er selten eine Extraction, ohne nachher Wasser einzuspritzen; per pulir bene la camera posteriore. 11) Koretotomie von Jurinne und Maunoir (1805). Sie schneiden zu gleicher Zeit mit dem Staarmesser die Hornhaut und die Iris an, und lassen die Linse in ihrer Lage. Assalini fand diese Art zu operi-

ren sehr schwer. 12) Donegana (1808) schlägt vor, nachdem man auf Scarpa's Weise die Iris losgerissen hat, den abgerissenen Lappen mit einer sichelartig geschliffenen Nadel abzuscheiden. Hr. Assalini hält aber dieses Verfahren, aus leicht denkbaren Gründen, für äußerst schwer.

Assalini's Methode, die künstliche Pupille zu machen. Im Jahre 1786, während Assalini die medicinische Schule zu Paris besuchte, beschäftigte er sich damit, ein von ihm erfundenes Instrument zum Hornhautschnitt an lebenden Thieren und an menschlichen Leichen zu erproben. Bey dieser Gelegenheit nahm er wahr, daß die Iris leicht und unverletzt von ihrer Verbindung mit dem Ciliarkörper könne getrennt werden. Daraus entstand bey ihm der Gedanke an eine neue Operation, um die künstliche Pupille zu bilden. Er brachte diesen Gedanken in demselben Jahre, als er nach Italien zurückgekommen war, zur Ausführung. Das Instrument, welches er dazu verfertigen ließ (das nähmliche, dessen er sich noch bedient), ist eine Pincette, deren unbeweglicher Arm aus der platten und abgestumpften Nadel von Cheselden, und deren beweglicher Arm aus einer sehr spitzigen Nadel besteht. Beide sind mit einander articulirt, und ihre gezähnelten Spitzen werden durch eine Feder in gegenseitiger Berührung erhalten. Dieses Instrument, welches in Assalini's Methode, die künstliche Pupille zu bilden, eine Hauptrolle spielt, gleicht im Wesentlichen der Nadel, welche aus der Dissertation von Gosky vom Jahre 1695 in Hrn. Prof. Himly's ophthalmolog. Bibliothek B. 3. St. 2. abgebildet ist. — Mittelst seiner Pincette machte Assalini schon im Jahre 1787 die Koretodialysis an zwey Augen,

und mit glücklichem Erfolge. In der Note auf S. 12 bemerkt der Verf., daß er durch eine vier und zwanzigjährige Praxis den grossen Nutzen der horizontalen Rückenlage des Kranken bey der Extraction des Stars erfahren habe. Während seiner Gefangenschaft in einem Ungrischen Dorfe zur Zeit des letzten Oestreichschen Krieges, operirte der Verf. zwey Personen durch die Depression mittelst einer Nähenadel, welche er an eine Schreibfeder befestigt hatte. Beide Operationen liefen glücklich ab, ob sie gleich im Stehen und ohne Gehülfen verrichtet werden mußten.

Aus den allgemeinen und speciellen Regeln zur Operation der künstlichen Pupille heben wir Folgendes aus: Die Form des Auges und die Farbe der Iris sey zu berücksichtigen. Es gäbe drey Hauptverschiedenheiten unter den Augen (sie sind auf der 2. Tafel abgebildet): das mit schwarzer Iris des Negers; mit röthlicher des Albinos, und das mit blauer Iris, oder das Europäische Auge. Letzteres stände in Rücksicht seiner Stärke und Sensibilität in der Mitte zwischen den andern. Bey der Wahl der Instrumente zur Operation, überläßt der Verf. Jedem die, mit welchen er am meisten vertraut ist. Er selbst verrichtet die Operation gewöhnlich mit drey Instrumenten, mit einem Messer zum Hornhautschnitt (dem Beerischen ähnlich), mit seiner Pincette und mit der Daviel-schen Schere. Damit macht er die Koretotomie, die Koretonectomie, die Koretodialysis, und eine vierte Operation, die er Korectodialysis nennt: soll bedeuten — das Anziehen und Ausschneiden des Theils der Iris, der durch die Koretodialysis vom Ciliarligamente abgerissen ist. Auch extrahirt und deprimirt er den Staar mit seiner Pin-

cette, und zieht damit die Ciliarfortsätze, welche in der künstlichen Pupille hinderlich sind, aus, um sie abzuschneiden.

Die Operation der Koretodialysis von Assalini besteht in dem gewöhnlichen Hornhautschnitt, und in dem Abtrennen eines Theils der Iris vom Ciliarligamente vermittelst der Pinzette. Diese wird vom äußern Augenwinkel aus in die Wunde der Hornhaut gebracht, dann geöffnet, und die Spitze ihres beweglichen Armes, durch die Pupille bis an die Verbindung der Iris mit dem Ciliarligament, gebracht. Der Verf. bemerkt, daß die Iris, mit der Pincette angefaßt, sich erstaunlich ausdehnen lasse, ehe sie abreiße. Am besten sey es, die Iris in einem Zwischenraum zwischen der Direction der geraden Augenmuskeln loszureißen, weil sie in der Richtung der vier geraden Augenmuskeln durch linguetti membrano-tendinosi, durch Blutgefäße und Nerven, fester angeheftet wäre, als in jenen Zwischenräumen. Bey gänzlicher Verschließung der Pupille soll man durch den Hornhautschnitt mit der Pincette eingehen, die Iris in der Mitte fassen, bis an die Wunde der Hornhaut ziehen, und da mit der Davielschen Schere die hervorgezogene Spitze abschneiden. — Wenn bey einem beträchtlichen Leukom die Iris an die Hornhaut adhärirt, so daß nur noch ein kleiner Theil nahe an der Sclerotica frey ist, so macht Assalini die so genannte Koretodialysis. Er faßt nähmlich mit der Pincette, zugleich mit der Iris und Uvea, einige Ciliarfortsätze an, reißt sie los, und zieht alles gegen den Hornhautschnitt, um es abzuschneiden. Man sey in solchen Fällen immer genöthigt, so

viel Ciliarfortsätze, als möglich, wegzunehmen, weil die Lichtstrahlen nicht durch die Linse, sondern durch den Glaskörper am Rande der Sclerotica, zu der Retina zu dringen genöthigt seyen. Der Verfasser beschreibt noch mehrere andere Verfahrungsarten, in bestimmten Fällen die Operation zu machen; er erinnert aber am Ende, daß der Augen-Operateur genug Geschicklichkeit und Geistesgegenwart besitzen müsse, um diese Regeln in den vorkommenden Fällen zu verändern und den Umständen anzupassen.

S. 47 **Bemerkungen über die Ophthalmoblenorrhoe.** Der Verfasser hat in Italien und in Aegypten diese Krankheit epidemisch gesehen (s. dessen Observations sur la peste, le flux dysentérique et l'ophthalmie d'Egypte, Paris 1805. Octav). Im Jahre 1808 wurde er nach Vicenza beordert, um der da herrschenden Augenentzündung zu steuern. Die Symptome der Krankheit waren der Aegyptischen durchaus ähnlich, und mehrere Kranke wurden in wenigen Tagen blind, wegen schlechter Behandlung durch übermäßige Aderlässen, durch Blutegel, durch warme Bähungen und Cataplasmen. Der Verfasser, der aus seiner Praxis in Aegypten den Nachtheil der warmen erweichenden Umschläge und der Augenbäder in dieser Krankheit hatte kennen lernen, verbannte diese ganz, und ließ seltener zur Ader; er verordnete dagegen den meisten Patienten salzige Abführungsmittel, und hielt darauf, daß die Kranken ihre eitrigen Augen mit warmen trockenen Tüchern oft auswischten und reinigten. So genasen die meisten.

Die fünf Kupfertafeln, welche dem Werke angehängt sind, dienen ihm zur wahren Zierde. Die

Kupfer sind mit Sorgfalt und Eleganz gezeichnet, radirt und illuminirt. Die Abbildungen auf der ersten Tafel gehören zur Anatomie des Auges. Sie stellen die Iris, in verschiedener Richtung, die corona ciliaris, einen sehr vergrößerten processus ciliaris u. s. w. vor. Zugleich wird hier die Anwendung der Pincette deutlich gemacht. Die drey folgenden Tafeln stellen die Hauptverschiedenheiten in der Farbe der Iris, Beyspiele von Augenentzündung und grauem Staar, vor. Auf der fünften Tafel sind Verschließung der Iris, Leukome, mancherley künstliche Pupillen und Assalini's Starmesser und Pincette vorgestellt. In der Erklärung der Kupfer erwähnt der Verfasser der wichtigsten Puncte aus der Anatomie des Auges, in so weit sie den Augen-Operateur interessiren. Er gibt z. B. genaue Ausmessungen der Pupille und der Augenkammern an.

Leipzig.

Lexikon der vom Jahre 1750 bis 1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller: ausgearbeitet von *Johann Georg Meusel. Eilfter Band.* Bey Gerhard Fleischer, dem jüngern, 1811. Octav 502 Seiten. Der Buchstabe R füllt diesen Band aus, und ist ein neues rühmliches Zeugniß von dem beharrlichen litterärischen Fleiße des achtungswürdigen Gelehrten, dem die Deutsche Litteratur so Vieles zu verdanken hat. Der Recensent stieß auf eine Anzahl sehr interessanter Lebens-Notizen, deren Zuverlässigkeit er beurtheilen konnte, weil er diese Gelehrten näher gekannt hat.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

141. Stück.

Den 5. September 1811.

Hannover.

Bey den Gebrüdern Hahn: Guter Rath an Frauen über das Gebähren, nebst Beschreibung und Abbildung des Geburtsbettes und der Wiege für Säuglinge. Verfaßt und erfunden von Bernhard Christoph Faust, Dr. fürstl. Schaumburg-Lippischem Hofrathe und Leibarzte. Mit einem Schreiben des Hrn. Hofrath Böttiger über das Gebähren bei den Alten, und dem Fragmente eines chinesischen Hebammen-Katechismus. Mit 5 Kupfern, in einem farbigen Umschlage, in Octav XXIV und 256 Seiten.

Diese Schrift ist eigentlich eine vermehrte Ausgabe der im Jahre 1807 zu Bückeburg erschienenen, welche den Titel führt: "Guter Rath an Frauen über die beste Art des Gebährens und über den besten Gebrauch der Geburtsbetten, welche für die Frauen in der Stadt Bückeburg auf öffentliche Kosten sind verfertigt worden", 56 S. in Octav. Der Verfasser, bekannt durch mehrere für die leidende Menschheit gethane gutgemeinte Vorschläge und Erfindungen, theilt darin dem

Publico die Beschreibung und Abbildung eines von ihm aus verschiedenen, schon zuvor bekannten, Geburtsstühlen und Geburtslagern zusammengesetzten, und mit neuen Zuthaten vermehrten, Geburtsbettes und einer neuen Kinderwiege mit, und verbindet mit dieser Beschreibung Rathschläge für Gebärende, welche, wie so manche andere des Verfassers, sich durch auffallende Forderungen an die Menschheit auszeichnen. Was das Geburtsbette anbetrifft, so ist dieß ein aus dem Osianderschen und Steinschen Geburtsstuhl zusammengesetzter Stuhl oder Geburtsbank. Von dem Osianderschen Stuhl ist das sechsfüßige hohe Gestelle mit dem Umhange und der länglichte Sitzausschnitt, von dem Steinschen die Rückenlehne mit den Ohrenbacken und die Armlehnen mit aufstehenden Handgriffen entlehnt. Statt der Rückenpolster hat der Verfasser den schon von Andern bey ihren Stühlen vorgeschlagenen Gürtel, nur mit dem Unterschiede angebracht, daß er nicht von der Kreisenden selbst durch Treten, sondern von ein oder zwey zur Seite stehenden Personen angezogen werden soll. Eigenthümlich ist diesem Bettstuhle die mit dem Gestelle unbewegliche Verbindung der Füße, das unter dem Sitzausschnitt hängende wollene Netz, in welches das Kind beym Gebären hineinfallen soll, und der blecherne Kasten, der zu Auffangung aller Unreinigkeiten in den Ausschnitt eingeschoben werden kann. Eigenthümlich ist, daß die Gebärende auf diesem Stuhl zwar gegen eine schräg aufgerichtete Stuhllehne mit dem Oberleibe, mit dem Unterleibe und den Füßen aber, wie in einem Bette, mit aufgestellten Knien liegt; daß ferner bey dem Gebären auf diesem Stuhl unter hundert Geburten 98 bis 99 Mahl die Hebamme nichts thun, als nur zur Seite sitzen, höchstens drey

Mahl untersuchen, und, von der Seite hinein-greifend, den Damm unterstützen, das geborne Kind aber wie einen Fisch im Netze hervorheben soll. Wenn jedoch eine künstliche Entbindung nothwendig ist, so wird ein Stück aus der Mitte des untern Theils des Stuhls herausgenommen, daß die helfende Hebamme oder der Geburtshelfer dazwischen treten kann. Ein solches Bette will der Verfasser für 16 bis 20 Friedrichsd'or besorgen; die lackirte Schüssel zu Auffangung der Unreinigkeiten kostet allein 6 Thaler. Zusammengepackt und mit Wachstuch bedeckt, soll man es für ein Fortepiano halten. Jede Stadt in Altdeutschland, und jede Entbindungsanstalt sollte, nach des Erfinders Meinung, sich ein solches Bette anschaffen, weil der Nutzen desselben, nach seinem Dafürhalten, außerordentlich ist. Denn 1. "nur durch ein solches unvergleichbar beßtes und einfachstes Geburtsbette ist es möglich, die naturgemäße, beßte Hülfe mit Anstand, Ruhe und Geduld der Natur und den gebärenden Frauen, auch den Kindern, zu leisten"; und 2. "das Gebären durch vollkommene Kunst der Kunst zu entreißen, und der Natur zu überliefern. Neben diesem Bette sinken die gewöhnlich nur Schmerzen und Schaden, ja oft Verderben, bringenden Hände ohnmächtig nieder, und die Hebamme wird eine gütige (unthätige) Ilithyia. Diese Betten entfernen auch die Männer von der Natur und des Weibes Gebären". 3. Die Sittsamkeit zu schonen, daß Niemand zwischen die Füße der Gebärenden, außer im Falle äußerster Noth, treten kann; denn solches Zwischentreten hält der Verf. für höchst unanständig. 4. "Die Kunst, also auch Schaden und Gefahr, auf das Kleinste zu bringen, und der gewaltsamen Geburtszange ihre Herrschaft zu nehmen". Bey dem Verf. ist es nähmlich ausge-

macht, daß unter hundert Geburten kaum ein, höchstens zwey Mahl die Anwendung der Kunst nothwendig ist; 2. daß die Hebammen, wenn sie auch den größten, eifrigsten Willen haben, thätig, und hülfreich zu seyn, doch nicht wissen, wie sie es anfangen sollen, wie sie es einzurichten und zu vollführen haben". 3. "Daß des Mannes, des Arztes und Geburtshelfers Beystand und Hülfe noch sehr viel weniger bey Gebärenden nothwendig ist, als der der Hebammen. Denn das Gebären ist eine natürliche Lebensverrichtung des Weibes, welches man nicht einsehen will, weil, nach S. 34, die Hebammen und die Menschen Ungläubige sind, die das nicht glauben und nicht wissen". — Was nun die Einfachheit des Geburtsbettes betrifft, so darf man nur die zweyte Kupfertafel betrachten, um überzeugt zu werden, daß es kein zusammengesetzteres gibt. Manche Theile daran sind ganz überflüssig, wie die Ohrhacken; die Rolle im Nacken; die zu einem Bette gar nicht passenden, höchst unbequemen und hinderlichen, Armlehnen mit ihren Griffen ꝛc. Andere sind wohl entbehrlich und nur die Unreinlichkeit befördernd, wie das wollene Netz, worein das Kind fallen soll, die blecherne Schüssel, die Unterschenkelkissen, der Umhang von Drell und Cattun ꝛc. Andere sind gar nicht zweckmäßig, wie der Gürtel, der weder von Einer, noch von zwey zur Seite stehenden Personen gleichmäßig und zu rechter Zeit angezogen werden kann. Ein einfacheres und wohlfeileres Geburtslager von einem Lotterbette und Strohsack hat der Verf. für die Frauen des Volks vorgeschlagen, beschrieben und auf der dritten Tafel abgebildet geliefert. — Um seine Grundsätze zu unterstützen, nach welchen sein Geburtsbette eingerichtet ist, hat der Verf. viele poetische Stellen zu Hülfe genommen, und von

dem Hrn. Hofr. Böttiger ein Schreiben über die Alterthümer der Entbindungskunst sich erbeten, und hier bengefügt. Die Erklärung des Suidas von dem Wort Kindbetterinnenstühle, deren sich die Weiber bey der Geburt spät bedienen, soll so viel heissen, als: in der höchsten Noth. — Sollte es denn nicht eben so viel heißen, als: auf die sie sich erst spät, nähmlich gegen das Ende der Geburtszeit, setzen? — Daß Aerzte zu der Römer Zeiten nicht nur bey außerordentlich schweren Geburten zu Hülfe gezogen wurden, sondern überhaupt in widernatürlichen Fällen, hätten Hr. Hofrath Böttiger und Faust am besten aus dem 29. Kapitel des 7. Buches von Celsus ersehen können, nach welchem man auch damahls schon wohl einsah, wie wichtig die männliche Geburtshülfe sey, da sie Celsus für eine Sache erklärt, welche summam prudentiam moderationemque erfordere, und daß selbst die ministri, welche die geburtshelfenden Aerzte zur Gebärenden mitbrachten, valentes homines et non imperiti seyn mußten. Beides ist freylich wohl übertrieben, sowohl daß die Römer und Griechen männliche Hebammen gehabt haben, als daß ihre Aerzte nur in außerordentlich schweren Fällen zur Geburtshülfe gebraucht wurden. — Hrn. Faust's Intention bey seinem Rath an Frauen und bey seinem Geburtsbette geht aber vorzüglich dahin, Hebammen sowohl, als Geburtshelfer, so lange und so viel wie möglich, von allem Helfen bey Geburten zurück zu halten, ihre Thätigkeit auf alle Art und Weise bey dem Publico verdächtig zu machen, und deßhalb nichts unversucht zu lassen, ihre Kunst, ihren Willen und ihre Absicht auf alle mögliche Art außer Achtung zu bringen, selbst immer auf Beleidigung der Schamhaftigkeit und Sitten hinzuweisen, und der Entbindungskunst durch blindes

dreyßig Jahren, eines der vorzüglichsten Schulbücher abgegeben, seitdem der große König den Schulunterricht dahin zu verbessern suchte, daß das Lesen der Classiker zugleich mit einer Uebung des philosophischen Denkens verbunden seyn sollte. Der bloßen Gedächtnißbeschäftigung gegen über gestellt, war dieß ein großer Schritt für die Bildung des jugendlichen Verstandes, so fern Dichter und Geschichtschreiber nicht ganz verdrängt wurden, welche dem frühern Alter für Erweiterung der Kenntnisse und Ausbildung anderer Seelenkräfte auch zuträglich sind. Nicht wenig hat eben dieses beygetragen, dem Studium der Platonischen Schriften einen vorzüglichen Schwung zu geben. Daß die Lust und Begierde, die Griechische Sprache zu erlernen, unter der Jugend an größerer Ausbreitung gewonnen habe, muß sichtbar geworden seyn. Zu wünschen bleibt also eine fortdauernde gleiche Wirkung durch diese neue, mit neuen Anmerkungen erweiterte, Ausgabe. Vermittelst des allgemeinen Gebrauchs in den Schulen haben jene vier Dialogen eine vorzügliche Bearbeitung mehrerer Gelehrten erhalten, von welchen hier in der Vorrede Benachrichtigung gegeben wird. Die feinste Critik ist auf Verbesserung des Textes verwendet, wenn jene gleich mehr für die Lehrer, als für die Jugend, berechnet seyn kann. Sie ist dadurch zugleich das Mittel für Ausmittelung und Bemerkung der Feinheiten der Griechischen Sprache und Grammatik geworden. Und in dieser Hinsicht hat diese dritte Ausgabe vorzüglich gewonnen durch den Hrn. Prof. Buttmann, der sich bey derselben mit dem verdienstvollen frühern Herausgeber vereinigt hat. Einverständnisse dieser Art mögen das wieder gut machen, was Entzweyungen durch aufgeregte Mißverständnisse in der vorigen Zeit verdorben haben.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

142. Stück.

Den 7. September 1811.

Göttingen.

Hr. Friedrich Bergmann, bisher ausserordentlicher Professor, ist durch ein königl. Decret vom 21. Julius d. J. zum ordentlichen Professor der Juristen-Facultät ernannt worden.

Vom Institut impérial de France sind die Herren Professoren Eichhorn und Sartorius zu Correspondenten in der Classe der Geschichte und alten Litteratur gewählt worden.

Göttingen.

Bey Vandenhoek und Ruprecht: Geschichte der theologischen Wissenschaften seit der Verbreitung der alten Litteratur. Von C. F. Stäudlin, Doctor und Professor der Theologie. Erster Theil. 1810. 532 S. Zweyter Theil. 1811. 786 S. in Octav.

Dieses Werk, welches zugleich den sechsten Band von Eichhorn's Geschichte der Litteratur ausmacht, aber auch besonders zu haben ist, geht vom Jahre 1450 aus, doch so, daß zuweilen weiter zurückgegangen, zuweilen auch etwas später angefangen wird, je nachdem es der vorhandene

historische Stoff, und auch wohl die Rücksicht auf das größere Werk, an welches es sich anschließt, erforderte. Das Ganze ist in drey Hauptperioden abgetheilt. I. Von Verbreitung der alten Litteratur bis zur Reformation. II. Von dieser bis zum Anfange des 18. Jahrhunderts. III. Von da bis auf unser Zeitalter. In jeder Periode kömmt vor, doch absichtlich nicht überall in derselben Ordnung: Die Geschichte der theologischen Wissenschaften und Studien überhaupt, der theologischen Methodologie und Encyclopädie, der Hermeneutik, der Apologetik und Polemik, der Dogmatik, Moral, Casuistik und Mystik, der Kirchengeschichte, Pastoraltheologie, Homiletik und Katechetik. Die Geschichte der Schrifterklärung ist absichtlich nur summarisch erzählt, weil sie Eichhorn in die Geschichte der Philologie aufgenommen hat, die Geschichte der Hermeneutik aber, als das eigentlich Wissenschaftliche der Schrifterklärung, ist eben so ausführlich, als die der andern theologischen Wissenschaften, behandelt worden. Aus Veranlassung der Apologetik ist auch die Geschichte der Bestreitungen des Christenthums, ohne welche jene nicht klar werden kann, bey der Homiletik die Geschichte der Predigten, und bey der Katechetik die der Katechismen, doch die beiden letzten in einer dem Hauptzwecke untergeordneten Kürze, eingewebt. Bey der Geschichte der Moral, Casuistik und Mystik hat der Verf. sein größeres, schon im Jahre 1808 herausgegebenes, Werk zum Grunde gelegt und ins Kurze gezogen, aber so, daß er zugleich die neuen Resultate seines inzwischen fortgesetzten Nachdenkens und Forschens hier niederlegte, also Manches berichtigte und hinzusetzte. Bey jeder Wissenschaft wird theils der Gang und die Entwickelung derselben im Allgemei-

nen geschildert, theils werden die theologischen Schriftsteller und Schriften characterisirt. Reichthum und Auswahl, nicht aber durchgängige Vollständigkeit in der Litteratur, hat der Verfasser gesucht. Am meisten hat er sich an das Allgemeinere und Wissenschaftliche gehalten, doch auch das Speciellere nicht vernachlässigt, wenn es für jenes etwas Bedeutendes austrug. Er hat sich weniger eignes Urtheil erlaubt, als den Leser durch Thatsachen, durch Stellung und Darstellung derselben, zum eignen Urtheile zu veranlassen gesucht. Wenn das Mühselige eines Werks, wie dieses, ihn zuweilen ermüden wollte, so hat er sich doch immer durch das hohe Interesse, welches die Religion und das Christenthum selbst allen theologischen Wissenschaften leihet und mittheilt, wieder gehoben und gestärkt gefühlt.

Leipzig.

Bey Weigel: Πινδαρου τα σωζομενα. *Pindari Opera quae supersunt.* Textum in genuina metra restituit, et ex fide manuscriptorum librorum doctorumque conjecturis recensuit, annotationem criticam, scholia integra, interpretationem latinam, commentarium perpetuum et indices adjecit *Augustus Boeckhius*, in universitate literarum regia Berolinensi Eloq. et Poes. Prof. ord. *Tomus primus.* 1811. Quart I ... XL, 1 ... 205 S. Auch hier sieht der Rec. einen seiner liebsten Wünsche erfüllt, und den erhabensten Dichter mit neuen Hülfsmitteln und nach den neuern critischen und metrischen Einsichten seiner alten Würde näher gebracht. Wie Heyne vor fast vierzig Jahren den Pindar zum Druck beförderte, war dasjenige, was er zu leisten hatte, und zu leisten gedachte, durch die damahlige Lage der Griechischen

Litteratur, durch Bedürfniß und Absicht des Abdrucks, ganz anders bestimmt, als jetzt der Fall jeder neuen Bearbeitung seyn kann. Pindar befand sich noch nicht unter den Griechischen Classikern, über welche gelesen ward; man wünschte, und sein litterärisches Bestreben trieb ihn an, den Dichter den Studirenden zu erklären, aber es fehlte durchaus an Exemplarien. Es war also natürlicher Weise fast allein auf einen Abdruck des Lyrikers abgesehen, und der nächste Zweck für Interpretation und Uebung in dieser Kunst, für welche er den lyrischen Dichter vorzüglich angemessen hielt. An eine critische Behandlung war noch gar nicht zu gedenken; dazu war noch nichts vorbereitet; um doch aber eine Anlage dazu zu machen, beschloß er, die Lesarten und Verbesserungsversuche aus der Oxforder Ausgabe, und so viel aus andern damahligen Hülfsmitteln aufzubringen war, beyzufügen. Eine prosaische Uebersetzung, als eine Art fortlaufender Erklärung, überließ er seinem Schüler und Freunde, Koppe, welcher die in der Oxforder Ausgabe befindliche zum Grunde legte und verbesserte. So weit ging alles nach seiner natürlichen Ordnung; über das Ganze darf man nur die Vorrede und den Anhang jener ersten Ausgabe einsehen, wo auch die Schwierigkeiten angeführt sind, die er damahls zu überwinden hatte, selbst für die Auszeichnung der Lesarten, für die critischen Elemente überhaupt, und die Geschichte des Textes insbesondere. Alles dieß hat seitdem eine ganz andere Gestalt gewonnen, so daß nunmehr mit weniger Beschwerden weiter gegangen werden kann, wenn gleich die Jüngern nicht immer dieß erkennen wollen, sondern alles nach jetziger Bequemlichkeit beurtheilen. Jährlich wiederhohlte Vorlesungen über den Pindar machten Heynen selbst mit dem Geiste des Dichters vertrau-

ter, und auch geneigter, 1798 eine zweyte Ausgabe zu übernehmen, und die Scholien beyzufügen. Aber auch hier blieben seine Absichten meist innerhalb der Grenzen der richtigen Interpretation des lyrischen Dichters stehen; nicht, als wenn ihm unbekannt gewesen wäre, daß es gar viele Stellen noch gebe, wo Interpretation allein nicht zureiche, sondern critische Hülfe noch erforderlich sey. Aber diesem Geschäfte sich ganz zu widmen, erlaubte seine Lage nicht, und seine Neigung und Anlage reitzte ihn auch nicht dazu; da erst ein zusammengetriebener handschriftlicher Vorrath von Lesarten, und Studium der Metrik, erforderlich war. Da damahls Hr. Prof. Hermann diese Wissenschaft sich zur besondern Bearbeitung gewählt hatte: so überließ er ihm die ganze Metrik Pindars für den dritten Theil der Ausgabe. Seit der Zeit ist die Metrik ein Studium von mehreren Gelehrten geworden, und so ward der gegenwärtigen Ausgabe der Weg gebahnt, die allen Freunden und Bewunderern Pindars eine angenehme Erscheinung seyn muß. Hingegen jener erste Herausgeber hatte den Sinn mehr auf das Große, Edle und Schöne des Dichters, seine Gedanken und ihren Ausdruck, gerichtet, als auf das Mechanische des Versbaues, aber doch mit Anerkennung des ganzen Werthes aller critischer und metrischer Verbesserungen und Bemerkungen; nur konnte er sich dabey nicht beruhigen, nicht dabey allein stehen bleiben.

Hr. Prof. Boeckh hat sich erstaunende Mühe gegeben, um einen beträchtlichen Vorrath von critischen Hülfsmitteln zusammen zu bringen. Der bereits erschienene Text gibt durch die unter dem Text angezeigten alten Lesarten zu erkennen, welche andere neue Lesarten in den Text aufgenommen sind; die Gewährleistung aber, aus welcher Quelle jede

geschlossen sey, muß erst in dem folgenden Bande erwartet werden; denn es sind noch versprochen, Fragmente, critische Animadversionen zur Rechtfertigung und Erläuterung der gemachten Veränderungen; auch noch eine Lateinische Uebersetzung; gewiß keine unbeträchtliche Arbeit; von seiner Hand verbesserte Scholien, und noch dazu commentarii (von welchen, wenn sie gehörig abgefaßt werden, erst der wahre Genuß des Dichters, als Dichters, ausgehen muß; denn Grammatik und Critik bahnt nur und ebnet den Weg dazu, daß man den Dichter grammatisch versteht, und alsdann ihn auch als lyrischen Dichter vollkommen fassen und mit Dichtergefühl lesen kann. Eigentlich erst nun, kann man sagen, man habe den Pindar gelesen; wenn gleich auf der andern Seite der Fall auch seyn kann, daß man den Pindar, so gut wie andere Dichter, mit Dichtergefühl zu lesen glaubt, auch wohl übersetzt, und ihn doch nicht völlig grammatisch-richtig versteht.) Durch die unter den Text gesetzten vorigen Lesarten der Ausgaben läßt sich der Werth von vielen schon gleich jetzt erkennen. Einige in dem Texte gemachte Verbesserungen sind Lesarten, die aus dem Aldischen Texte wieder zurückberufen werden; andere sind Lesarten aus Handschriften, andere mit andern, nach Verschiedenheit des Geschmacks, der Neigung, der Laune, vertauscht, und endlich die critischen Verbesserungen zufolge dem vom Hrn. Prof. Boeckh festgestellten metrischen System. Es kommt dem Rec. nicht zu, sich in diese letzte Gattung einzulassen; unter den übrigen aber, die er beurtheilen konnte, fand er mehrere Verbesserungen von gutem Werthe; solche, die den Sinn verbessern, freylich in keiner grossen Zahl; desto mehrere, welche die Sprache und den Ausdruck des Lyrikers, kleine Schönhei-

ten oder Eigenthümlichkeiten, betreffen. Und so ist diese neue Ausgabe eine schöne Probe von den Fortschritten, welche die Griechische Sprachkunde und Critik in unsern Zeiten gemacht hat. Von seinen herrlichen Hülfsmitteln gibt Hr. Prof. B. in der Vorrede genaue Nachricht, mit Beyfügung verschiedener trefflicher Bemerkungen über das Critisch-Litterärische vom Texte, von der Verschiedenheit der Abschnitte, in welchen er auf uns gekommen ist, in Handschriften und in Drukken; von den Sammlungen der Scholien und von dem Antheil, welchen, außer Demetrius Triclinius, besonders Moschopulus und Thomas Magister an denselben gehabt haben, und wie fern ihnen eine Recension des Textes beygelegt werden kann. Eine genaue Aufzählung, Beschreibung und Würdigung der Hülfsmittel, der Handschriften, welche Hr. Prof. B. gehabt hat: ein wichtiges Hauptstück! Endlich macht einen Theil der Vorrede, von S. XXVIII an, die Belehrung über die Rechtschreibung, die metrische Abtheilung der Verse, und über den Dialect Pindars; in dem letztern habe er sich nach der Gültigkeit der Handschriften gerichtet. So gewissenhaft bis in die kleinsten Gegenstände beym Druck, dessen Correctheit, und Uebereinstimmung mit den zum Grunde gelegten Observationen von Regeln, dürften wohl wenig Herausgeber gewesen seyn; desto höher ist die Ausgabe zu schätzen. Die zunächst zu erwartenden Animadversiones criticae werden an ihrer Spitze dissertationes erhalten, in welchen die Griechischen Metra auf eine neue Weise behandelt und aus ihren Gründen abgeleitet seyn werden, spectatis etiam modis musicis, pro numeri et dialecti diversitate variis.

Halle und Berlin.

In der Buchhandlung des Hallischen Waisenhauses: Handwörterbuch der gesammten Münzkunde für Münzliebhaber und Geschäftsleute; verfaßt von Dr. Carl Christoph Schmieder, Adjunct bey der Realschule zu Halle. 1811. Octav 484 Seiten. Ein nützliches, und zumahl für den ersten Anlauf überall, brachbares Buch, in einem Fache, das so viel Mannigfaltiges in sich begreift, wovon man nicht immer nöthig hat, auf das genaueste unterrichtet zu seyn, wenn man nur dahin verwiesen wird, wo man in nöthigen Fällen sich ausführlicher unterrichten kann; Das ist aber die Lage nicht nur von Geschäftsmännern, sondern auch ein Bedürfniß für Gelehrte, vornehmlich für Schulmänner, die in der Geschichte, Erd- und Länderkunde, so wie in Erklärung der Classiker, allgemeine Notizen geben sollen: also nicht sich begnügen können, bloß zu sagen, der Denar ist eine alte Münze. Für die gelehrte Numismatik des Alterthums gibt es freylich einen gründlichern Unterricht, aber auch eigne Hülfs- und Lehrbücher. Die Vergleichung des Werthes, besonders der alten Münzen mit dem der neuern Münzen, und dem Gelde im Umlauf, hat oft unübersteigliche Schwierigkeiten; Natürlicher Weise muß man hier mit ungefähren Angaben zufrieden seyn. Dem Verfasser scheinen hierbey die neuesten Werke für die Berechnung des Werthes und Gehaltes alter und neuer Münzsorten entgangen zu seyn. Sein Hauptführer ist Hostus: unstreitig ein gutes, gründliches Buch für seine Zeit. Die Berechnung des Werthes des Geldes hat der Verfasser nach unserm Conventionsgelde entworfen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

143. Stück.

Den 7. September 1811.

Wien.

Ueber die neuere Geschichte. Vorlesungen, gehalten zu Wien im Jahre 1810 von Friedrich Schlegel. 1811. 564 Seiten. — Die Hoffnung, welche wir bey verschiedenen Gelegenheiten geäußert haben, daß die großen politischen Catastrophen unserer Zeit auf die Behandlung der Geschichte, besonders der Deutschen Geschichte, einen wohlthätigen Einfluß haben würden, scheint sich immer mehr zu bestätigen. Durch den Untergang des frühern Staatensystems von Europa sind wir auf den Punct gestellt, die Vergangenheit zu übersehen, und richtiger beurtheilen zu können. Die großen Begebenheiten, durch welche die Politik des neuern Europa in Bewegung gesetzt und erhalten wurde, Entdeckung beider Indien, und Reformation, haben sich in ihren Folgen so weit entwickelt, daß man es nicht mehr als eine Verwegenheit betrachten kann, sie darzulegen; wie große Ursache man auch dabey hat, es sich selber zu sagen, daß diese Entwickelung noch keinesweges ihr Ende erreicht hat; ja, daß es sehr wohl möglich, zum

Theil selbst wahrscheinlich ist, daß die größten Folgen noch bevorstehen. Man kann einwenden, daß, da die grosse Catastrophe so neu ist, wir dem alten noch zu nahe stehen, als daß wir schon mit der Ruhe, welche die Würde der Geschichte erfordert, es beurtheilen können. Wie viel Wahres aber auch in dieser Einwendung liegt, so bringt es doch auch die Schnelligkeit der großen Veränderungen mit sich, daß das Alte nie so schnell, wie jetzt, veraltete; auch liegen vielleicht noch andere, nicht eben immer rühmliche, Ursachen in uns selbst, welche es bewirken, daß die Entfernung eines Decenniums jetzt nicht viel weniger beträgt, als sonst die eines Jahrhunderts.

Das vor uns liegende Werk des Hrn. Schlegel gehört in mehr als Einer Rücksicht zu den wichtigsten Bereicherungen unserer historischen Litteratur. Der Verf. zeigt, wenn auch nicht immer gleich tiefes Studium, doch vertraute Bekanntschaft mit den Gegenständen; er bleibt — was wir ihm zum besondern Verdienste anrechnen — ganz auf historischem Boden; von metaphysischem Anstrich ist auch nicht die leiseste Spur. Er vermag es, grosse Ansichten zu fassen — das unentbehrlichste Erforderniß bey dieser Art von Forschungen; er verbindet damit das seltene Talent der klaren Darstellung, ohne allen rhetorischen oder poetischen Prunk; wir tragen kein Bedenken, Stil und Behandlungsart classisch zu nennen. Von großer Wichtigkeit aber ist die Form, welche Hr. Schl. seinem Werke gegeben hat. Es sind Vorlesungen, ohne Zweifel vor einem sehr gebildeten Kreise gehalten; und wie der Verf. in der Vorrede ausdrücklich bemerkt, ist bey der Bekanntmachung sehr wenig darin geändert worden. Man wird also leicht erwarten, daß Hr. Schl. hier nicht sowohl neuere Geschichte

vortragen, als, wie es auch der Titel sagt, über neuere Geschichte sprechen, seine Ansicht derselben mittheilen wollte. Es ist vollkommen wahr, was der Verf. bemerkt, daß der Schriftsteller, der ein solches Unternehmen beginnt, nicht in dem Sinn unpartenisch seyn soll, daß er von Allem ohne eigne Theilnahme, d. i. ohne den Ausdruck seiner eignen Gesinnungen, spricht. Er soll ja eben seine Ansicht darlegen, und, wie Hr. Schl. sehr richtig sagt, selbst wenn der Leser diese für unrichtig halten sollte, ist dieß keine Entstellung der Geschichte, so bald nur die Facta treu angegeben sind; die Beurtheilung der Ansichten ist dem Leser anheim gestellt. Aber wenn wir auch weit entfernt sind, es dem Verf. zum Vergehen anzurechnen, daß er seine Individualität in sein Werk überträgt, so sind wir dagegen auch berechtigt, das von ihm zu fordern, daß er in seinen Ansichten nicht vorsetzlich einseitig sey; daß er uns keine Haupt-Momente verschweige, welche als Prämissen nothwendig sind, dasjenige Resultat zu ziehen, was er ziehen will. Ob wir Hrn. Schl. von diesem Vorwurfe ganz frensprechen können, mag die Folge lehren. Im Uebrigen, da es umsonst seyn würde, es zu verhehlen, daß der von Hrn. Schl. behandelte Stoff auch vom Rec., wenn gleich in anderer Form, behandelt ist: so mag hier die allgemeine Bemerkung stehen, daß die Urtheile beider Schriftsteller ungefähr eben so oft übereintreffen, als sie auch wiederum von einander abweichen; daß Hr. Schl. nie nahmentlich citirt, noch weniger polemisirt, vielmehr die Verdienste seiner Vorgänger im Allgemeinen anerkennt; mit Einem Worte, daß Rec. gar keine Ursache hat, sich persönlich über Hrn. Schl. zu beklagen.

Wir glauben, meist den Gang der Untersuchungen (sie sind in 21 Vorlesungen enthalten, von denen jedoch zuweilen zwey, auch wohl drey, in Eine zusammengezogen sind) darlegen zu müssen. Sie umfassen, was wir sehr billigen, nicht bloß etwa die drey letzten Jahrhunderte, sondern Hr. Schl. beginnt mit dem Auftritt der Germanen als weltherrschendem Volke, also mit ihrem Kampfe gegen Rom, und dessen siegreichem Erfolge. Der Verf. hat Recht, wenn er dagegen eifert, daß man die alten Deutschen, d. i. in Cäsars und Augusts Zeitalter, auf gleiche Stufe mit den Nordamericanischen Wilden setzt. Aber er hat einen falschen, für ihn selbst schädlichen, Maßstab angenommen, wenn er sich auf den Gebrauch des Eisens, des Geldes und der Schrift beruft. Die Deutschen hatten weder Geld, noch Schrift, als in so fern sie beides an den Grenzen von den Römern erhielten. Es ist nichts weniger als gewiß, wie Hr. Schl. so fest sagt, daß die Runen alte, altdeutsche, in jene Zeiten hinaufsteigende, Schrift seyen. (Hr. Schl. hat einige Mahl so entschieden bey sehr zweifelhaften Sachen gesprochen: das sind Schlingen, den Ununterrichteten gelegt; wir bemerken dieß am liebsten hier, wo die Sache nicht wichtig für die Folge ist.) Uebrigens ist es nicht die Kenntniß, sondern der Gebrauch der Schrift, der über die Cultur einer Nation entscheidet. Daß die Deutschen höher standen, als die Nordamericanischen Wilden, zeigt ihre Verfassung und ihre Lebensart. Ein Volk, das Viehzucht treibt, und nicht ohne Ackerbau ist, ragt über umherstreifende Wilde hervor, die ohne Hausthiere nur von Jagd und Fischen leben. Aber Hr. Schl. hat uns bald wieder mit sich ausgesöhnt. Die folgenden Betrachtungen über die Römerkriege, über Hermann, über die Völker-

wanderung, sind meisterhaft; voll groser, wahrer und zugleich neuer Ansichten. Meisterhaft sind die Umrisse und Zeichnungen der einzelnen Deutschen Völkerschaften gehalten, der Gothen, Franken rc. Auch in dem, was der Verf. über die Hunnen und ihren Attila sagt, wie viel Wahres! Nur das bezweifeln wir, daß das Loß der Ostgothen unter ihnen so milde gewesen sey, wie Hr. Schl. glaubt; sie mochten bleiben, aber sie mußten gewiß Tribut bezahlen. Das Haupt-Resultat, worauf Hr. Schl. so oft zurückkömmt, unterschreiben wir ganz, daß die Völkerwanderung keineswegs der Cultur des Bodens so nachtheilig gewesen sey, wie man oft glaubt. Von Carl dem Großen mit Achtung, aber nicht mit blinder Bewunderung: "Alfred ragte weit mehr über sein Zeitalter hervor, als Carl über das seinige; und der Vergleich möchte für den grosen Carl nachtheilig ausfallen, wenn wir nicht nach dem Umfange der Gewalt und dem Glanze des Reichs urtheilen, sondern nur auf die stille Gröse des Menschen sehen wollten". Das ist wahr! Nur nach dem gewöhnlichen Maßstabe steht Carl als Herrscher über Alfred. Ob Alfred ein Reich, wie das von Carl, zu beherrschen fähig gewesen wäre, ist eine andere Frage. Das ist eben das Uebel groser Reiche, daß in ihnen auch der edelste Mensch vor dem Herrscher verschwinden muß. Die alten Lieder, welche Carl sammeln ließ, hält Hr. Schl. für Gothische Lieder, wovon noch vielleicht der Nachhall in den Niebelungen und dem Heldenbuche übrig sey. Diese Spur verdient, daß man ihr nachgehe. Ueber den Geist der Regierung von Carl dem Großen hat der Verf. viel Wahres und Vortreffliches gesagt; über Einiges hätten wir gern die Beweise angeführt gesehen. Kann man sagen, daß Carl den hohen Adel und die Bischöfe in zwey Kammern abgetheilt habe? Hat er über-

haupt den ständischen Versammlungen eine so feste innere Form vorgeschrieben, daß er als der Schöpfer derselben betrachtet werden kann? — Die weitere Untersuchung wird an die drey Hauptpuncte geknüpft: Kaiserthum, Kirche und Ritterthum. Die Idee des Kaiserthums schloß wesentlich in sich, daß der Kaiser der Beschützer der Kirche, und das Oberhaupt eines Vereins aller gesitteten (Christlichen) Staaten und Völker sey. Diese Idee mußte aus der Lage von Carl dem Großen selbst hervorgehen. War er nicht der Beherrscher fast des ganzen Christlichen Europa? (Das Orientalische Reich gehört wegen seiner eigenen Verhältnisse nicht hierher.) Als Carls Monarchie zerfiel, konnte die Idee fortdauern; sie konnte aber nicht in gleichem Grade wieder practisch werden. Den Gesichtspunct, aus welchem der Verf. die päpstliche Macht in dem Mittelalter betrachtet, als die Stütze der Freyheit gegen die Anmaßungen der weltlichen Macht, wird man leicht im voraus errathen; woraus sich dann der nothwendige Einfluß der Päpste auf die Europäischen Angelegenheiten von selbst ergibt. "Es schien erwünscht und wohlthätig, daß selbst gegen den mächtigsten Herrscher auch eine Stimme für das Recht laut werden durfte, die er scheuen mußte, die er durch bloße Gewalt niederzuschlagen nicht vermochte. Auch die päpstliche Macht war, wie die kaiserliche, eine Volksmacht" (der Verf. hätte sagen können: sie war es noch mehr, als jene); "der Papst war der Sprecher und Schiedsrichter der Europäischen Republik; die schon als Bedürfniß gefühlt wurde, wenn auch noch nicht als bestimmtes Ideal aufgestellt war. Zu der eigenthümlichen Gestaltung der Europäischen Bildung hat dieß viel beygetragen, indem gerade durch diesen Einfluß des ersten Bischofs die Europäischen Nationen vielfach in Verbindung gesetzt, und doch in Unabhän-

gigkeit gehalten wurden. Hier zeigt sich in der That zuerst das Ideal, welches dem Europäischen Völker- und Staatensystem zum Grunde liegt; das Ideal eines rechtlichen Bandes, eines freyen Vereins, welches alle Nationen und Staaten der gebildeten und gesitteten Welt umschlänge, ohne daß die Einheit, die freye und eigenthümliche National-Entwickelung jeder einzelnen Nation, aufgeopfert würde. Gern wollen wir gestehen, daß jenes in der damahligen Zeit eben so wenig ganz zur Vollendung gediehen, als dieß in neueren Zeiten gelungen ist; es ist vielmehr das Verhältniß zwischen dem Kaiserthum und Kirche im Mittelalter nie ganz in Harmonie, und was die Größten und Beßten von beiden Seiten beabsichtigen mochten, nie ganz zur Ausführung gekommen". Hr. Schl. hätte aber auch hinzusetzen sollen, daß es nie ganz zur Ausführung kommen konnte. Daß geistliche und weltliche Macht im Gleichgewichte, daß jede in den ihr gebührenden Schranken bliebe, war, nach der Einrichtung der menschlichen Natur, eine unmögliche Sache; und zwar gerade um so unmöglicher, je mehr große und kraftvolle Männer auf dem päpstlichen Stuhl und dem Kaiserthrone saßen. — Daß Deutschland ein Wahlreich wurde, sieht Hr. Schl. nicht für ein so großes Uebel an; und in Beziehung auf das Mittelalter mag er Recht haben. Es hing aber sehr viel von den Formen der Wahl ab; dieser für Deutschland so wichtige Punct hätte wohl einige Ausführung verdient. Die characteristischen Verschiedenheiten der drey Dynastien, der Sächsischen, Fränkischen und Schwäbischen Kaiser, in ihren Absichten und Plänen sind mit Meisterhand gezeichnet; worauf eine Darstellung des innern Zustandes von Deutschland zunächst vor den Kreuzzügen folgt. Ueber diese Untersuchungen selbst, kürzer; aber über Mahammed und

Mohammedanismus, ausführlicher. Das Zeitalter nach den Kreuzzügen; der Gang, den die einzelnen Europäischen Nationen bey ihrer Entwickelung nahmen; das Eigenthümliche einer jeden, — dieß Alles ist vortrefflich ausgeführt: wir halten diesen Abschnitt (die neunte und zehnte Vorlesung) für einen der gelungensten. Ueberhaupt wird von jetzt an, von dem Zeitalter Rudolphs I., die Geschichte von Habsburg und Oestreich, ohne sich darauf zu beschränken, gleichsam zum Mittelpunct des Ganzen gemacht. Wir sind so weit entfernt, dieß zu tadeln, daß wir es vielmehr als einen wesentlichen Vorzug des Werks betrachten. Denn erstlich bedurfte der Verf. eines festen Standpunctes, von welchem aus er das Ganze übersah. Der von ihm genommene Standpunct ist ferner ein neuer, und doch natürlicher Standpunct. Der Rang der Kaiserwürde, allgemein als die erste anerkannt, die Größe des Reichs, und zugleich seine geographische Lage zwischen dem Westen und Osten, machen es dazu wenigstens eben so geschickt, als Frankreich, das man sonst in der neuern Geschichte als den Mittelpunct der Politik zu betrachten pflegt. Viele neue, höchst wichtige und interessante, Ansichten mußten von diesem Standpuncte aus sich zeigen. Es war natürlich, daß jetzt die östlichen Völker, Ungern, Böhmen, Polen, mehr ins Licht gestellt werden; vor allem aber, daß die ganze Kraft und Wirksamkeit der Deutschen Nation, welche doch immer das Hauptvolk blieb, in ihrem vollen Glanze erscheint. Ferner folgt nun von selbst, daß die Herrscher aus dem Habsburgischen Hause in den Vordergrund hervortreten. Auch dieß mit Recht! Denn, wir wollen es nur geradezu gestehen, die Geschichte hat ihnen bisher, aus bekannten Ursachen, selten die Gerechtigkeit widerfahren lassen, die ihnen gebührt; und zwar um

so mehr, da die meisten grossen Fürsten unter ihnen nicht gerade durch kriegerischen Glanz blenden. Ob aber die Galerie der Oestreichischen Herrscher, welche hier aufgestellt wird, deßhalb lauter getroffene Stücke enthalte, ist eine andere Frage. Die Critiker werden nicht unterlassen, Hrn. Schl. der Parteylichkeit für Oestreich zu beschuldigen. Abgerechnet aber, daß der Ort, wo Hr. Schl. sprach und schrieb, gewisse Rücksichten erforderte, die jedem rechtlichen und gebildeten Manne heilig seyn werden, würde man ihm doch sehr Unrecht thun, davon den Grund in kleinlichen Rücksichten zu suchen. Denn gerade bey den neuesten Herrschern, bey Maria Theresia, und vor Allen bey Joseph dem Zweyten, ist das Lob am wenigsten verschwendet. Wohl aber haben gewisse persönliche Grundsätze des Verf. hier auf seine Urtheile oft Einfluß gehabt, worin wir nicht mit ihm übereinstimmen, und die wir um so weniger billigen dürfen, da sie so leicht gefährliche Folgen haben können. Maximilian der Erste eröffnet gleichsam diese Galerie. Ihm und seinem Zeitalter ist eine eigne Vorlesung gewidmet. Die schönen Seiten dieses glänzenden und zugleich edeln Characters sind noch wohl nie so vortrefflich dargestellt worden. Aber darum bleibt es nicht minder wahr, daß der zu große Reichthum eigner Ideen für den Mann auf dem Throne fast eben so gefährlich ist, als der Mangel derselben. Diese Wahrheit aus Maximilians Geschichte zu beweisen, könnte nicht schwer halten. An diese Schilderung schließt sich der Abschnitt von der Glaubenstrennung, dem jener gleichsam als Einleitung dienen mußte. Wir sind in einiger Verlegenheit, über diesen Abschnitt unser Urtheil zu sagen, wie auch, wie es fast scheint, Hr. Schl. darin war, ihn zu schreiben: so weit hohlt er aus, und so kurz bricht er ab. Und doch

müssen wir gestehen, daß er der schwächste des ganzen Werks ist. Der Verf. hat das Ganze an die Darstellung von vier Characteren geknüpft, Reuchlin (der, nicht bloß Litterator, auch als Philosoph in jener seltenen Tiefe, die mit Klarheit verbunden ist, noch über Leibnitz stand!), Ulrich von Hutten, Luther und Melanchthon. "Luther's Fehler fließen alle in Einen zusammen, einen starrsinnigen Hochmuth". Man kann über so bekannte Charactere gern Jedem das Urtheil überlassen; sie werden dadurch nicht mehr entstellt. Aber wie groß auch der Einfluß der hervorragenden Männer hier seyn mag, so war es doch ein großer Fehlgriff von Hrn. Schl., die Darstellung der Reformation bloß an diese vier Charactere zu knüpfen; neben denen, wenn dieses einmahl geschehen sollte, gewiß Erasmus mit gleichem oder noch größerem Rechte, als die beiden ersten, einen Platz verdient hätte. Wie behutsam im Uebrigen auch Hr. Schl. in diesem Abschnitt spricht, so hat er in den folgenden uns über sein Urtheil in Betreff des Werthes und der Folgen der Reformation keinesweges in Ungewißheit gelassen. Als eine Fortsetzung des vorigen kann man gewisser Maßen den folgenden Abschnitt ansehen: die Betrachtung über die Geschichte Carls V. Nirgend ist Hr. Schl. so ausführlich gewesen, als in der Schilderung dieses Fürsten. Die Bewunderung, die er ihm zollet, hat ihn allerdings in einzelnen Fällen parteyisch gemacht; Flecken, wie die Gefangennehmung des Landgrafen, lassen sich nicht wegwaschen, wenn man auch so zuversichtlich spricht, als Hr. Schl. es sich hier erlaubt. Aber daß Erhaltung des Friedens, Ausgleichung, wo möglich Vereinigung, Lieblings-Idee von Carl war, nicht aber Vernichtung der Deutschen Verfassung, darin hat der Verf. Recht; und wie sehr Rec. darin mit ihm übereinstimmt, hat er anderswo gesagt.

Auch die Verhältnisse mit Franz, mit Soliman, sind kurz, aber treffend, dargestellt; so wie das Raisonnement über den Einfluß Carls V., über das, was das Kaiserthum in dem Europäischen Staatensystem eigentlich seyn sollte, vortrefflich ist; wiewohl es noch eine eigne Untersuchung verdiente, in wie weit Carl V. sich immer innerhalb jener Schranken hielt, oder halten konnte. Aber in Spanien heißt es, unsers Erachtens, viel zu viel gesagt, "daß Er hier eine neue Welt geschaffen habe". Wir wollen den Einfluß, den er auf den Aufschwung der Nation hatte, nicht läugnen; aber dieser Aufschwung selbst hatte schon angefangen, wie Carl den Thron bestieg, und war weit mehr das Werk glücklicher Umstände, als seiner Einrichtungen. Nirgends haben wir so ungern, als hier, die Anführung aller Beweisstellen vermißt; sollen wir in Allem Hrn. Schl. auf sein Wort glauben? Das nachmahlige Verhältniß des hohen Adels zu der Krone in Spanien z. B. ging doch wohl zunächst aus der Wendung hervor, welche der Volksaufstand im Anfange seiner Regierung nahm, und war keinesweges bloß das Werk der Anordnungen des Königes. — Die Zeiten vom Religionsfrieden bis zum Westphälischen Frieden, welche die nächsten Vorlesungen umfassen, geben allerdings Stoff genug zu einem traurigen Gemählde! Es sind die Zeiten der großen Kriege, welche durch die Reformation herbeygeführt wurden. Es würde uns zu weit führen, wenn wir hier im Detail Hrn. Schl. in seinen Ansichten folgen wollten. Wir müssen uns auf einige allgemeine Bemerkungen beschränken. Hr. Schl. sucht die Hauptursache des nachmahligen blutigen Kampfes in Deutschland in der zu großen Milde der Nachfolger von Carl V., besonders, wie man leicht erwarten wird, von Maximilian II. Die Strenge von Ferdinand II. erscheint

ihm daher als eine nothwendige Strenge, und Ferdinand heißt ihm deßhalb der Retter der Monarchie. Wir unserer Seits sehen nicht ein, weßhalb die Oestreichsche Monarchie gerade hätte zu Grunde gehen müssen, wofern, wie es auf dem Wege dazu war, der Protestantismus herrschend geworden wäre. Hätte Maximilian II. ein paar Decennien länger regiert, oder wären seine Nachfolger in seine Fußstapfen getreten, so wäre, menschlichem Ansehen nach, diese Umwandlung allmählich und ohne große Erschütterungen erfolgt. Allerdings hätten wir dann eine andere Geschichte, und vermuthlich eine bessere. Wäre wenigstens nicht alsdann der ganze verderbliche Zwist mit Ungern erspart? Würde nicht die so sehnlich gewünschte engere Verbindung zwischen Oestreich und Ungern sich von selbst gemacht haben? Hätte nicht Böhmen seinen Majestätsbrief und seine Nationalfreyheit behalten? Wäre nicht Deutschland von dem dreyßigjährigen Kriege gerettet? So scheint es wenigstens. Die bekannte Intoleranz von Ferdinand II. entschuldigt Hr. Schl. damit, er habe nur das Auswandern befohlen; und das Auswandern der Protestanten aus Oestreich, die leicht in einem protestantischen Lande Aufnahme gefunden hätten, sey doch nicht so hart gewesen, als das der Nicht-Episcopalisten aus England nach Nordamerica. Dabey vergißt Hr. Schl. einen kleinen Unterschied. Die Auswanderungen aus England wurden nie befohlen, sondern waren freywillig. Wie es mit denen unter Ferdinand in Steiermark gehalten wurde, kann Hrn. Schl. wohl nicht unbekannt seyn; so wenig, als die lauten Reclamationen der Landstände, die dagegen gemacht wurden. Die Beurtheilung solcher gewaltsamen Maßregeln hängt von der Frage ab: wurden sie durch die Lage der Dinge zur Erhaltung des Ganzen durchaus nothwendig? Oder gingen sie nur aus

der beschränkten persönlichen Ansicht und dem Eigensinn des Urhebers hervor? Das erste hat Hr. Schl. nicht bewiesen, und wird es nie beweisen können; das letzte ist bey Niemanden bekannter, als bey Ferdinand II., dessen übriger Moralität und Klugheit wir volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die Verschiedenheit der politischen Folgen von Luther's und Calvin's Lehre ist von dem Verf. trefflich dargestellt worden. Es ist factisch wahr, daß der Calvinismus mehr zur politischen Opposition und dem Republicanism geführt hat, als das Lutherthum. Aber den Grund möchten wir nicht da suchen, wo ihn Hr. Schl. sucht, nähmlich in der Lehre, und zwar (wenn wir ihn recht verstehen) — in der Lehre vom Abendmahle. „Die ältern Lutheraner, sagt er, blieben bey der Mittheilung der Gottheit, bey dem Unbegreiflichen, bey einem Geheimniß, stehen; die Reformirten verwarfen alles Geheimniß, sie wollten bloß den reinen Verstandesglauben." Wie dieß aber politisch gewirkt habe, macht uns Hr. Schl. nicht recht klar. Wir verstehen ihn so, daß, weil die Reformirten alles Bildliche in dem äußern Cultus, alle Repräsentation, verwarfen, sie dieses auch auf die Politik und die Staatsverfassung übertrugen. Wir wollen nicht in Abrede seyn, daß dieses mitgewirkt haben kann; aber der Hauptgrund scheint uns näher zu liegen, nähmlich in den Formen der Hierarchie. Die Reformirten wollten gar keine Hierarchie, unter ihren Geistlichen herrschte republicanische Gleichheit. Mußte es nicht in Zeiten, wo alle politische Parteyen von der Religion ausgingen, auf die Politik zurückwirken? und bestätigt sich nicht diese Ansicht sowohl bey den Hugenotten in Frankreich, als den Presbyterianern in England? — Die Betrachtungen über den 30jährigen Krieg hat Hr. Schl. wieder an die vier Hauptcharactere geknüpft, die darin auftreten, Ferdinand II., Wallenstein, Gustav Adolph und Richelieu; alle vier,

mit Ausnahme von dem, was wir bereits über Ferdinand gesagt haben, sind meisterhaft gezeichnet; aber ein fünfter sollte noch neben ihnen stehen, Maximilian von Baiern; er war gar nicht untergeordnete, sondern in vollem Sinne Hauptperson. Die ganze Ansicht des Kriegs ist richtig, die Schilderung vortreffl. gehalten; wir wissen nichts dagegen zu erinnern. Es ist vollkommen wahr, daß die Einmischung der Fremden in diesem Kriege das Verderblichste für Deutschland ward; daß sie es eigentlich war, besonders seitdem Richelieu seine Hände im Spiel hatte, die den Krieg verlängerte; daß es viel wünschenswerther gewesen wäre, die Stände hätten sich, etwa durch Sachsens kräftige Vermittelung, für sich selbst mit dem Kaiser ausgeglichen. Aber es bleibt auch nicht minder wahr, daß Ferdinand durch sein unzeitiges Restitutions-Edict diese Ausgleichung unendlich erschwert, wo nicht unmöglich gemacht hatte. Es bleibt nicht minder wahr, daß dieses Restitutions-Edict, selbst angenommen, das strenge Recht sey auf des Kaisers Seite gewesen, was wir hier nicht untersuchen wollen, unter den damahligen Umständen höchst unpolitisch war. Es bleibt nicht minder wahr, daß der polit. Einfluß der Jesuiten, die Hr. Schl. mit ihren anderweitigen Verdiensten, die wir gern eingestehen, vergebens rechtfertigt, hätten sie auch nur dieß Einzige verschuldet, wie der Einfluß aller Aufhetzer im öffentlichen, wie im Privatleben, der allerverderblichste ward. Wir müssen es uns versagen, viel Wahres, Großes, Herrliches, auszuheben, was die nächsten Abschnitte enthalten, um auf das End-Resultat der Untersuchung über die Folgen der Reformation zu kommen, das wir mit des V. eignen Worten hersetzen. "Das also", heißt es, "waren die politischen Folgen der Glaubenstrennung; nach einem schwankenden, wogenden Zustande, bevor man die neue Erscheinung erst ganz fassen konnte, welcher Zustand funfzig Jahre währte, und die ersten einzelnen Kriege in Deutschland und in der Schweiz

umfaßte, folgte (die Bürgerkriege in Frankreich und England mitgerechnet) ein achtzigjähriger Glaubenskrieg. Als endlich dann im Frieden die Unmöglichkeit einer gewaltsamen Entscheidung auf ewige Zeiten anerkannt ward, so erfolgte durch die festgehaltene Trennung allmählich eine innere Auflösung aller das Leben lenkenden, bestimmenden, beherrschenden Grundsätze und öffentlichen Meinungen; unter dem täuschenden Schein von Mäßigung und Frieden führte auch diese große innere Veränderung endlich zu gewaltsamen Ausbrüchen und Umwälzungen, die nicht minder heftig und groß waren, als jene frühern". — Gegen die Endrechnung haben wir zwey Einwendungen zu machen; erstlich, daß sie in sich falsch, zweytens daß sie mangelhaft ist. Sie ist in sich falsch; denn es ist, geradezu gesagt, nicht wahr, daß jene innere Auflösung der Grundsätze aus der religiösen Trennung, oder was hier wohl gleichbedeutend seyn wird, aus dem Protestantismus hervorgegangen ist. Ist denn die Quelle davon etwa verborgen? Ist es noch zweifelhaft, daß sie in dem Atheismus jener vielgelesenen Schriftsteller zu suchen sey, von denen keiner ein Deutscher war, die aber Jeder sich leicht selber nennt; und diese Schriftsteller, waren sie Protestanten, oder hatten sie sich in der Schule von Protestanten gebildet? Wird Hr. Schl. den Beweis davon übernehmen? Aber noch mehr, die Rechnung ist auch mangelhaft. Es sey uns erlaubt, sie einiger Maßen zu ergänzen. "Aber", fahren wir also fort, "wenn die Reformation jene, auf 80 Jahre angegebene, Stürme erregte, so folgte darauf auch durch sie für die Republik der Niederlande eine anderthalb hundertjährige Periode eines noch nie gesehenen Völkerglücks; für Großbritannien unter der Aegide einer so lange mit Recht bewunderten Verfassung ein Jahrhundert des Glanzes, der selbst alle Erwartung der Nation übertraf; für Preußen der Zeitraum der Größe u. des Ruhms; für Deutschland, schon im voraus durch Lu-

hat gegründet, die Ausbildung seiner Sprache, seiner Litteratur, überhaupt der edelsten Anlagen der Nation, die auch auf das wohlthätigste auf die kathol. Staaten zurückwirkte. So war es ferner die Reformation, die im Norden Schweden seine Selbstständigkeit wiedergab, Dänemark seine Verfassung vorbereitete; so war sie es, die jenseit des Oceans einen Staat bildete, der, seine unermeßliche Laufbahn jetzt erst beginnend, wahrscheinlich wiederum das Muster für andere Staaten werden wird". So lautet die Rechnung, wenn sie vollständig seyn soll. Ist denn das Alles etwa Nichts; oder wird Hr. Schl. es wagen, uns einer historischen Unrichtigkeit zu zeihen?

Wir haben freymüthig über ein Werk geurtheilt, dem wir selber einen Platz unter den ersten historischen Werken unserer Zeit einräumen. Wir nahen uns, wenn uns nicht Alles trügt, dem Zeitpunct, wo wir eine Geschichte, nicht des Deutschen Reichs, sondern der Deutschen Nation — erhalten werden. Gerade in einem solchen Zeitpunct ist es höhere Pflicht der Critik, die Geschichte vor jeder Entheiligung zu bewahren. Die Deutsche Geschichte aber wird entheiligt, wenn man das größte Werk der Deutschen, wenn man die Reformation entstellt. Soll eine Deutsche Geschichte ein Nationalwerk, ein Κτῆμα εἰς ἀεί, werden, so muß jede kleine engherzige Ansicht verschwinden, der Schaden fällt sonst unausbleiblich auf den Schriftsteller zurück; denn Wahrheit bleibt Wahrheit. Wir wissen nicht, ob Hr. Schl. nach jenem schönen Kranze ringen wird; es kann ihm kaum fehlen, ihn zu erringen; vorausgesetzt, daß er in einigen Puncten, die wir klar genug bezeichnet zu haben glauben, sich zu einer vorurtheilsfreyen Ansicht erheben will. Wir werden in diesem Fall die ersten seyn, die ihm den lautesten Beyfall zurufen; im entgegengesetzten aber hoffentlich auch nicht die einzigen, die ihm eben so laut und fest widersprechen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

144. Stück.

Den 9. September 1811.

Wien.

Bey Schaumburg und Comp.: Epitome elementorum astronomiae sphaerico-calculatoriae, auctore *Joanne Pasquich*, directore observatorii astronomici regiae universitatis hungaricae. Pars prima, Elementa *theoretica* astronomiae sphaerico-calculatoriae. Pars secunda, Elementa *practica* astronomiae sphaerico-calculatoriae. 1811. 160 und 166 Seiten in Quart.

Der Verf. erklärt in der Vorrede, daß diese Schrift bey Gelegenheit von astronomischen, auf der Ofener Universität gehaltenen, Vorlesungen entstanden, daß sie nicht für geübte Astronomen, sondern nur für erste Anfänger bestimmt sey, die dadurch nicht sowohl eine vollständige Anleitung zu allen mannigfaltigen astronomischen Verrichtungen erhalten, als vielmehr nur zu dem dort bisher zu sehr vernachlässigten Studium dieser Wissenschaft angelockt und aufgemuntert werden sollen, um demnächst einen weiter gehenden Unterricht zu empfangen, und daß man hiermit die sonst auffallende Dürftigkeit

des Buches zu entschuldigen habe. Es gereicht dem Verf. zur Ehre, daß er diesen Zweck nicht durch ein oberflächliches Abschöpfen unterhaltender Resultate zu erreichen sucht (wodurch das ernste Studium nicht gefördert wird), sondern von einer gründlichen Vorbereitung in den Anfangsgründen ausgeht. Der erste, theoretische, Theil enthält in fünf Abschnitten folgende Lehren. Der erste Abschnitt, unter dem Titel: Grundbegriff und Grundgesetze der täglichen Bewegung der Gestirne und der jährlichen Bewegung der Sonne, zerfällt in vier Kapitel, welche die ersten Grundbegriffe von der Sphäre und den darauf gezogenen Kreisen, so wie die trigonometrischen Formeln zur Bestimmung der relativen Lage der Gestirne gegen jene Kreise, darlegen. Der gleichfalls in vier Kapitel zerfallende zweyte Abschnitt beschäftigt sich mit den verschiedenen Arten von Zeit und dem darauf sich beziehenden Gebrauch der geraden Aufsteigungen, so wie mit den Unterschieden der Meridiane. Bey der sonst überall herrschenden Gründlichkeit des Vortrags könnte man doch wünschen, daß hier bey einem oder andern Puncte noch etwas tiefer eingedrungen wäre. So ist z. B. der Begriff von mittlerer Sonnenzeit als Zeitdauer zwar ganz klar, aber der Begriff mittlere Sonnenzeit als Zeitpunct bleibt noch schwankend, da man nicht sieht, von wo aus man die mittlere Bewegung der Sonne mit der wahren zugleich auslaufend annehmen soll. Der dritte Abschnitt handelt in drey Kapiteln von den Beziehungen zwischen der Bewegung der Sonne in der Ekliptik und ihren Rectascensionen, Declinationen und Positionswinkeln; von den Höhen, Stundenwinkeln und Azimuthen der Gestirne. Im vierten Abschnitte wird in vier Kapiteln von der Gestalt und Größe der Erde, von der Parallaxe und

von der astronomischen Strahlenbrechung gehandelt. Im fünften Abschnitte lehrt der Verf., in fünf Kapiteln, die ersten Gründe der elliptischen Bewegung der Planeten und der davon abhangenden Erscheinungen, die Wirkungen der Präcession, Nutation und Aberration, womit der theoretische Theil beendigt wird. Man sieht aus dieser Inhaltsanzeige, daß die Absicht des Verf. mehr dahin gegangen ist, ein Repertorium brauchbarer Rechnungsformeln zu geben, als eine solche Ordnung des Vortrags zu wählen, wodurch man zu einer belehrenden und befriedigenden Einsicht in die Art, wie die Wahrheiten der Astronomie gefunden sind oder gefunden werden könnten, ohne mündliche Nachhülfe gelangen könnte, welcher also Vieles überlassen bleiben muß.

Der zweyte Theil des Werks ist keinesweges als ein vollständiges Handbuch der rechnenden Astronomie anzusehen, sondern beschränkt sich nur auf solche practische Vorschriften, deren etwa der beobachtende Astronom am häufigsten bedarf. Er enthält drey Abschnitte. Im ersten wird die Einrichtung astronomischer Tafeln im Allgemeinen, und der Sonnentafeln besonders, der Gebrauch der astronomischen Ephemeriden, der Fixsternverzeichnisse und die Berechnung der Nutation und Aberration practisch erläutert. Im zweyten Abschnitte wird die Vergleichung der verschiedenen astronomischen Zeiten unter einander und die Zeitbestimmungen durch beobachtete Culminationen und correspondirende Höhen gelehrt. Im dritten Abschnitt werden vornehmlich der Gebrauch beobachteter Circummeridianhöhen zu Breitenbestimmungen gezeigt, und die Art, wie die Stellungen der Himmelskörper aus den Beobachtungen abzuleiten sind, beschrieben.

Zu obigem Werke gehört noch: Appendix ad Joannis Pasquich epitomen elementorum practicorum astronomiae sphaerico-calculatoriae, complectens tabulas auxiliares. Viennae apud Schaumburg et Soc. 1811. 42 S. in Quart. Diese Tafeln sind: Die Delambre'schen Sonnentafeln, abgekürzt; die allgemeine Tafel für die Mittagsverbesserung nach der gewöhnlichen Einrichtung; eine Hülfstafel zur Reduction außer dem Meridian gemessener Zenith-Distanzen; eine andere Hülfstafel zur Reduction der Zenith-Distanzen des Polarsterns; eine Tafel zur Berechnung der Präcession in gerader Aufsteigung und Abweichung; Tafeln für die Refraction, Aberration und Nutation; der neueste Piazzische Catalog von 121 Fundamentalsternen. Rec. hätte gewünscht, daß einigen dieser Tafeln, deren Einrichtung für sich nicht verständlich ist (wie den Tafeln für die Reduction der Zenith-Distanzen) die Erklärung beygefügt wäre, da vielleicht Mancher sich die Tafeln ohne die Epitome anschaffen möchte.

Eben daselbst.

Die Landwirthschaft des östreichischen Kaiserthums. Von dem kaiserl. königl. Hof- und Gerichts-Advocaten, der sämtlichen Rechte Doctoren, Franz Heintl, Herrn der Herrschaften Rospach und Nexing, Mitgliede der kaiserl. königl. Landwirthschaftsgesellschaft zu Wien, und der kaiserl. königl. Ackerbaugesellschaft zu Kärnthen. Erster Theil, auf X und 562 S. Zweyter Theil, auf XVI und 744 S. 1808 und 1810. Auf Kosten des Verfassers.

Ein freyes Raisonnement eines verständigen, sehr gebildeten, mit den mancherley Verhältnissen der menschlichen Gesellschaft wohl bekannten, un-

gemein patriotisch gesinnten Mannes über die Landwirthschaft des Oestreichschen Kaiserthums! Einen vollständigen, schulgerechten Unterricht muß man hier nicht suchen: dazu hat sich der Verf. weder die theoretischen Kenntnisse, wovon die Landwirthschaft als Wissenschaft nur das Resultat ist, noch auch bey der wenigen Muße, die ihm sein Hauptgeschäft für die Landwirthschaft übrig läßt, die Erfahrung erwerben können: aber wie ein guter Kopf, der jede Sache leicht auffaßt, und treffend darüber urtheilt, gibt er uns seine Gedanken, wovon manche neu, oder wenn auch alt, doch auf eine interessante Weise zusammengestellt sind. Eine umständliche Anzeige kann in diesen Blättern, die mehr nur von den Fortschritten der Wissenschaft Rechenschaft geben sollen, nicht ertheilt werden: aber von dem achten Hauptstück des ersten Theils, worin der Verf. über den Gesundheitszustand der Landleute spricht, möchten wir doch ein paar Worte sagen, da der Verf. meint, das von ihm darüber Gesagte könne auch für eine öffentliche Beantwortung der von der hiesigen Preisfrage wegen der besten Einrichtung des Medicinalwesens auf dem platten Lande angesehen werden.

Die Vorschläge, welche Hr. Heintl. hier gethan hat, sind: 1. Es solle außer dem Arzte des Kreises auch noch ein anderer in jeder Stadt oder in jedem Markte für den Bezirk dieses Ortes auf Kosten der sämmtlichen Einwohner des Bezirks angesetzt werden. 2. Dieser Bezirksarzt solle schuldig seyn, die Bezirkseinwohner bey jeder Krankheit umsonst zu behandeln; und ob man gleich voraussetzen könne, daß jeder Bezirkseinwohner seine ärztliche Hülfe von selbst suchen werde — weil er seinen Beytrag zur Besoldung des Arztes doch in die gemeine Casse geben müsse; so müßten

gleichwohl noch allerley Controlen angeordnet werden, um die Bezirkseinwohner dazu zu nöthigen. 3. Für die Armen müßte auch die Arzney aus der gemeinen Casse bezahlt werden. 4. Die Ehefrau des Bezirksarztes solle zugleich Geburtshelferinn oder Ober-Geburtshelferinn seyn. 5. Den Bezirkseinwohnern müsse freygelassen werden, statt des Bezirksarztes auch einen andern zu ihren Kranken zu hohlen: indem dadurch die Bezirksärzte würden gezwungen werden, sich das Vertrauen der Bezirkseinwohner zu erwerben. 6. Zu noch mehrerer Ermunterung der Bezirksärzte werde gereichen, wenn ihre Anstellung nicht auf Lebenszeit gehe, sondern nur auf so lange, als sie das Zutrauen der Obrigkeiten und Gemeinen haben.

Wir überlassen unsern Lesern selbst, diese Vorschläge mit der gekrönten Beantwortung der Frage zu vergleichen.

Tübingen.

Von Johann von Müller's sämmtlichen Werken, herausgeben von Joh. Georg Müller, haben wir den sechsten, neunten und zehnten Theil erhalten; der siebente und achte werden noch nachgeliefert werden. Von den vorliegenden enthält der sechste Theil die Fortsetzung der Briefe, welche in dem folgenden siebenten beendigt werden sollen. Die in diesem Theile sind sämmtlich an seinen Bruder; sie reichen vom Februar 1794 bis 21. November 1801, und sind alle aus Wien. Sie fallen also in die Periode, wo die große Revolution auch die Schweiz ergriff; und es kann nicht anders als sehr interessant seyn, Müller's damahlige Ansichten davon kennen zu lernen. Sie sind die des gemäßigten, rechtlichen Mannes, der fern davon war, eine Revolution zu wünschen; aber der auch

wohl einsah, daß das Alte so nicht bestehen würde. Er wollte also eine Reform. Aber man sollte sie bey Zeiten selber machen. Erneuerung der alten Bünde, Gleichheit der zugewandten Orte ꝛc. Daß es schwer auszuführen sey, daß es vielleicht Alles nichts helfen würde, gestand er sich selbst. M. war gebeten, noch vor dem wirklichen Ausbruch der Revolution, sein Gutachten drucken zu lassen. Er hatte auch einen Aufsatz angefangen, vollendete ihn aber nicht. "Er möge in einem morschen Gebäude nicht mit der Fackel beym Sturmwinde herumgehen". Wie tief ihn die Nachricht von der Einnahme Berns, dem Sturz der alten Verfassung, niederbeugte, verhehlt er nicht; doch hebt er sich bald wieder, gibt Rath, faßt Hoffnungen. Er war nicht der Mann, der bey dem Untergange der Welt um ihn gleichgültig bleiben konnte, wenn nur Er nicht verlor! Auch in diesem Bande übrigens wird man von Anfang bis zu Ende die Beweise finden, wie die historische Muse die beständige Begleiterinn von M. war. Fast kein Brief, in dem nicht von Geschichte, von den sich auf sie beziehenden Arbeiten, und Lectüre, die Rede wäre! In Wahrheit, es war Etwas von Archimeds noli turbare meos circulos in diesem Character! Selbst der so tief gefühlte Fall des Vaterlandes vermochte es nur auf wenige Tage, ihn aus dem Kreise dieser Studien zu ziehen! So wie er sich wieder aufzuheitern beginnt, auch wieder Urtheile über, und Auszüge aus den Werken, die er studirt, Hieronymus, Wilhelm von Tyrus, Marin Sanudo u. a. Wie lehrreich zugleich durch diese Urtheile mancher dieser Briefe wird, brauchen wir nicht erst zu sagen. — Der neunte Band enthält die Schriften über den Fürstenbund. Der zehnte aber Recensionen aus verschiedenen Zeitungen über

Werke von Lessing, Schmidt, Spittler, Schiller, Friedrich dem Großen, von Junk u. A., selbst solche, qui in patrios minxere cineres. Nach Decennien solche Beurtheilungen zu lesen, gewährt einen eignen Genuß!

Kopenhagen.

Vom Hrn. Prof. Birger Thorlacius erhalten wir de Romanorum, qui religioni Christianae nomen dederant, Imperatorum pontificatu maximo prolusio. 1811. Es wird darin bestätiget, daß Constantin und seine Nachfolger bis auf Gratian, den Nahmen Pontifex maximus geführt, und die mit dieser Würde verbundene Gewalt in den alten und neuern Religionsangelegenheiten ausgeübt haben (sie erstreckte sich nur auf die Ober-Aufsicht, in Beziehung auf die öffentliche Ausübung). Daß Gratian zuerst die Würde und den Nahmen aufgab, ist bekannt; es wird aber genauer bestimmt, daß es nicht beym Antritt der Regierung geschehen seyn kann, sondern erst einige Jahre vor seinem Tode. Denn in den frühern Jahren erscheint der Titel Pontifex maximus auf Münzen und Steinschriften, und bey Ausonius. Allein hier bringt uns eine Stelle im Zosimus ins Gedränge, IV, 36; ihr zufolge müßte es beym Antritt der Regierung selbst geschehen seyn. Doch darauf wird Verschiedenes erwiedert. Ueberhaupt ist die Erzählung des Zosimus in diesem Kapitel sehr unsicher; von einer besondern Stola des Pontifex in frühern Zeiten Roms wissen wir nichts, er trug die Prätexta; es mußte also erst unter den Christlichen Kaisern üblich geworden seyn, daß der Kaiser als Pontifex maximus eingekleidet ward.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

145. Stück.

Den 12. September 1811.

Achen.

Analyse des eaux sulfureuses d'Aix-la-Chapelle, par *G. Reumont*, Docteur en médecine de la faculté d'Edimbourg, Membre de plusieurs sociétés savantes françaises et étrangères etc.; et par *J. P. J. Monheim*, Pharmacien à Aix-la-Chapelle. 1810. VIII und 52 S. in Octav.

Bekanntlich will bereits schon vor mehreren Jahren der Spanische Naturforscher Gimbernat gefunden haben, daß in den Achener Schwefelquellen der Schwefel keineswegs an Wasserstoff gebunden vorkomme, wie solches von Bergman und allen Chemikern, welche nach diesem berühmten Analysten diese Wasser untersucht haben, behauptet worden ist, sondern daß derselbe darin mit Salpeterstoff (Azote) vereinigt sey. Eben dasselbe soll, nach Schaub (Salzburger medic.chirurg. Zeitung Jahrg. 1804 St. 11), auch in den Renndorfer Schwefelwassern, und nach Schenck (Gött. gel. Anz. 1806 S. 49) in den Wassern zu Baden bey Wien Statt finden. Dagegen Westrumb in seiner Beschreibung von Eilsen sich gegen diesen neuen Bestand-

theil der Schwefelwasser erklärt. Indessen, obgleich durch die treffliche Analyse der Eilsener Schwefelquellen, welche wir diesem berühmten Chemiker verdanken, das Vorkommen des Schwefel-Wasserstoffs in denselben, nach unsern bisherigen Erfahrungen über das chemische Verhalten dieses Stoffes gegen die Metallsolutionen, die oxygenirte Salzsäure, die schweflichte Säure rc. zu urtheilen, außer Zweifel gesetzt worden ist, so ließ sich doch darum aus diesen Untersuchungen auf keine Weise schon etwas Bestimmtes weder für, noch gegen die Existenz des Schwefel-Salpeterstoffs selbst in den Eilsener Schwefelwassern folgern. Hierzu bedurfte es erst einer genauen eudiometrischen Analyse der gasförmigen Bestandtheile dieser Mineralwasser. Es konnte demnach nichts wünschenswerther seyn, als gerade eine neue Analyse der Achener Quellen, in welchen dieser neue Bestandtheil der Schwefelwasser zuerst wahrgenommen worden war, zu erhalten. So lobenswerth nun aber auch die vor uns liegende Analyse in mancher Hinsicht ist, und so gründlich sie in Absicht auf die Bestimmung der fixen Bestandtheile auch seyn mag, so müssen wir es doch recht sehr bedauern, daß auch diese neue Arbeit uns gerade über den Punct, welcher unsere Kenntniß der Schwefelwasser am meisten interessirt, nicht den gewünschten Aufschluß gewährt. Obgleich sich unsere Verfasser es bey ihrer Analyse hauptsächlich mit zum Vorwurf gemacht haben, Gimbernat's Entdeckung zu prüfen, und aus den in dieser Schrift mitgetheilten Untersuchungen sogar folgern, daß in diesen Wassern kein Schwefel-Wasserstoff, sondern wirklich Schwefel-Salpeterstoff, wie Gimbernat behauptet hat, enthalten sey: so können wir doch ihre Versuche und die daraus gezogenen Folgerungen durchaus nicht

für befriedigend erklären. Nicht zu gedenken, daß dieser Theil ihrer Analyse mangelhaft ist, und nach den Fortschritten, welche wir in der Zergliederung der elastischen Flüssigkeiten gemacht haben, selbst etwas roh genannt werden könnte, und schon darum nicht befriedigen kann, so wird durch die hier mitgetheilten Versuche keineswegs bewiesen, daß das Schwefelgas der Achener Quellen wirklich azotisches sey, und daß außer diesem bloß kohlenstoffsaures Gas darin vorkomme. Vielmehr möchten wir, denselben zufolge, vermuthen, daß in diesen Wassern ein Gemisch von Schwefel-Wasserstoffgas, kohlenstoffsaurem Gas und Salpeterstoffgas enthalten sey. Die momentane Präcipitation von Schwefel, so bald dieses Gas mit Salpetersäure in Berührung kam, die plötzliche Raumverminderung durch oxygenirt-salzsaures Gas und das Verhalten des Wassers sowohl, als auch des Gases, gegen die Metallsolutionen lassen kaum noch an der Gegenwart des Schwefel-Wasserstoffs zweifeln; dagegen wir keine einzige Thatsache aus diesen Versuchen anzugeben wissen, wodurch es nur wahrscheinlich würde, daß das in diesen Wassern vorkommende Salpeterstoffgas schwefelhaltig sey. Daß sich das Schwefel-Wasserstoffgas unter diesen Umständen nicht entzünden läßt, und überhaupt in manchen Eigenschaften von dem reinen Schwefel-Wasserstoffgase etwas abweicht, darf uns nicht befremden, nach dem, was wir über das Verhalten ähnlicher Gasgemenge wissen. Ueberdem haben die Verfasser das der Analyse unterworfene Gas zuvörderst mit Kalkwasser behandelt, um das kohlenstoffsaure Gas davon zu trennen, ohne übrigens zu erwähnen, ob das Kalkwasser auch außer der Kohlenstoffsäure noch eine andere, durch dasselbe absorbirbare, Gasart aufgenommen hat; welches

indessen wohl mit einem Theile des Schwefel-Wasserstoffgases wirklich der Fall gewesen seyn mag, wie solches aus der verminderten Intensität des Gases auf schweflichte Säure, Arseniksäure und manche Metallsolutionen, wenn im letztern Fall nicht etwa ein zu großer Säureüberschuß den Niederschlag verhinderte, schon wahrscheinlich wird. — Wir wünschen daher, daß die Verfasser, denen es, da sie an Ort und Stelle sind, an Gelegenheit dazu nicht fehlen kann, recht bald diesen Theil ihrer Analyse wiederhohlen, und ihre Untersuchungen mit mehr Sorgfalt und Strenge anstellen mögen. **Berthollet's**, **Saussure's** und **Thomson's** Arbeiten über die inflammabeln Gasarten, und **Biot's**, **Erman's**, **Delaroche** und **Configliachi's** Untersuchungen der Luft in den Schwimmblasen der Fische, so wie auch **Humboldt's** und **Provençal's** neueste Untersuchungen über die Respiration der Fische, können ihnen dabey zum Leitfaden und Muster dienen. Zum Schlusse wollen wir nun noch das von unsern Chemikern aufgefundene Mischungsverhältniß des Achener Schwefelwassers hersetzen. Ein Kilogramm des Achener Schwefelwassers aus der Hauptquelle lieferte nähmlich:

kohlenstoffsaures Natron . . .	0,5444	Gramme
salzsaures Natron	2,9697	—
schwefelsaures Natron . . .	0,2637	—
kohlenstoffsauren Kalk . . .	0,1304	—
kohlenstoffsaure Talkerde . . .	0,0440	—
Kieselerde	0,0705	—
Schwefelgas	28,5410	Cub. Zoll
kohlenstoffsaures Gas	18,0590	—

Die Bestimmung des Gasgehalts in dieser Analyse ist übrigens von den Verfassern nicht selbst gemacht, sondern nur nach den ältern Angaben hierüber berechnet worden.

Leipzig.

Bey Schwickert: *Philochori Atheniensis* librorum fragmenta, a *Carolo Gotthold Lenzio*, Professore nuper Gothano, collecta, digessit et animadversionibus cum ejusdem Lenzii tum suis illustrata edidit M. *Carolus Gothofredus Siebelis*, Gymnasii Budissiani Rector. — Accedunt *Androtionis* Ἀτθίδος reliquiae. 1811. Octav S. I... XXII, 1... 128 Seiten.

Es ist ein schönes Band unter den Gelehrten, daß immer einer dem andern vorgearbeitet, und wiederum ein anderer diese Vorarbeiten genutzt, fortgesetzt und die Anwendung auf ein anderes Aehnliches gemacht hat. Schon diese so natürlichen Verhältnisse und ihre Folgen sollten uns zu wechselseitiger Achtung und Wohlwollen einladen und verpflichten. Hätten nicht jedem von uns Andere vorgearbeitet; so könnten wir nichts zusammenstellen; wir müßten, Jeder, erst selbst sammeln. Sammlungen von Bruchstücken der ältesten Schriftsteller, deren Werke verloren gegangen sind, aus den Anführungen alter Schriftsteller, die jene Werke noch lasen, und sich auf sie beriefen, sind eine Frucht der Studien der neuesten Zeitalter; Meursius, Wieding und ähnliche sammelten auch Fragmente, aber nicht in dem Sinn, von Einem Schriftsteller die Bruchstücke zusammen zu suchen, zu ordnen, und, nach den Notizen von ihren Schriften, ihrer Theile und Inhalt, zu stellen, und gleichsam den Grundriß des in Schutt und in Ruinen liegenden Gebäudes mit einigen noch aufgefundenen Bruchstücken zu liefern. Viele litterärische und historische Notizen sind dadurch bekannt und brauchbar geworden. Wie sehr ist aber auch diese Art von Samm-

lungen von Fragmenten, seit den ersten rohen Versuchen, z. B. der unvollendet gebliebenen Suchfortischen Fragmentensammlung des Stesichorus vom Jahre 1771, erweitert und vervollkommnet! Einen besondern Ruhm hat sich der gelehrte Sturz hierin erworben, und seitdem (denn alle gemachten und gelungenen Versuche können wir hier nicht anführen) der um das gelehrte Alterthum verdiente Creuzer. Indessen ist das Feld für fernere Arbeiten dieser Art noch von beträchtlichem Umfange in vielartigen Bezirken. Der sel. Lenz hatte einen Theil seines gelehrten Fleißes auf einen ähnlichen Beytrag verwendet. Eine besondere Classe von Mythen-, Sagen- und Geschichtssammlungen machten die Ατθίδες aus, besonders die von Hellanicus, die von Androtion, von Philochorus und von Polemo: letztere beide lebten schon in dem Zeitraum der Ptolemäischen Litteratur, im dritten Jahrhunderte vor Chr. Geb. Lenz erlebte die Zeit nicht, seine Sammlung zu vollenden und in Ordnung zu bringen. Durch ein gutes Glück für die alte Litteratur fand sich ein trefflicher Gelehrter, welcher sich schon in diesem Fache gezeigt hat; Hr. Siebelis hat dieß durch seine Hellenica bewiesen. Er war auch schon auf eben diese Unternehmung geleitet worden, und beide Gelehrte hatten sich vertraulich gegen einander eröffnet. Hr. S. war so gefällig und schonend für des Verstorbenen Ruhm, daß er es übernahm, den noch ziemlich rohen Stoff und Vorrath zweckmäßig zu ordnen, und mit eignen Beyträgen zu bereichern; er macht uns sogar die erfreuliche Hoffnung, in einem zweyten Bändchen die noch mangelnden Fragmente aus den übrigen Schriftstellern der Athenschen alten Nach-

richten, Ατθὶς, mitzutheilen. Zweckmäßig gehen vor der Sammlung voraus die Lebensnachrichten von Philochorus, und die aufgefundenen Notizen von seinen Schriften; ein Gleiches auch vom Androtion. Durch diese und ähnliche Recensus hat die ältere Litteraturgeschichte viel gewonnen, die sonst nur aus Gerhard Joh. Vossius und Fabricius geschöpft ward. Die Fragmente selbst sind vertheilt nach der Folge des Inhalts der Bücher: Das mythische Zeitalter von Ogyges bis auf den Anfang der Olympiaden, I. II. Buch der Ατθὶς. (Viele Erläuterung erhalten und geben gleich hier die ausgezogenen Stellen von τριτοπατορες, welche kürzlich Hr. Creuzer in den Samothracischen Mysterien erläutert hat; so gleichfalls die bärtige Venus in Cypern! S. 19, 20). Weiter hin sind die Fragmente nach den Olympiaden geordnet; sie gehen herunter bis auf Olymp. 119, 3. Die darauf folgenden sind solche, denen keine gewisse Stelle angewiesen werden konnte, theils auch Fragmente aus andern Schriften des Philochorus. Wie viele wechselseitige Erläuterungen lassen sich nicht aus Vergleichung dieser Stellen mit andern bereits bekannten Schriftstellern über Alterthum und Sagen erwarten! schon bey einer allgemeinen Durchsicht boten sich uns mehrere dar. Die Sammlung aus der Ατθὶς des Androtion ist beträchtlicher ausgefallen, als wir erwartet hatten. Ein gut abgefaßter Index kömmt für den Gebrauch trefflich zu statten, und befreundet uns noch mehr mit demjenigen, was von beiden Gelehrten zur Erklärung beygetragen worden. — Hr. Siebelis hat aber noch aus seinen eigenen Mitteln Mehreres beygetragen, in einer Epistola

editoris ad Chr. Ludov. Lenzium, Gymnas. Vinar. Directorum V. C. Diese enthält einen beträchtlichen Vorrath von gelehrten, critischen, litterärischen, Bereicherungen, erst über die Lebensumstände und Schriften des Philochorus, und dann zu den Fragmenten und den Lenzischen Erläuterungen. — Zu bedauern ist nur (es ist aber auch von mehreren Gelehrten bereits erinnert worden, kann aber nicht genug wieder eingeschärft werden, wie S. XII, XIII, geschieht), daß die spätern Grammatiker die Fragmente bloß andern früheren nachgeschrieben, und oft verstümmelt, aber die älteren Schriftsteller selbst nicht mehr gehabt und eingesehen haben. — Ueber den Androtion hatte Lenz noch weniger in Ordnung gebracht; es ist also hier die Mühe und das Verdienst des Hrn. Siebelis noch größer, auch in den Notizen von ihm S. XIX f.

Hamburg.

Claudians Raub der Proserpina, erster Gesang, metrisch übersetzt, mit einigen Anmerkungen, von *Johann Daniel von Bordelius*, aus Curland. 1811. Octav — bey seinem Abschied. — Ein rühmlicher Ausflug eines Jünglings, welcher von sehr guten Lehrern gebildet, und mit Lesen, sowohl von Classikern, als neuern Philologen, beschäftigt worden ist. Die Anmerkungen bestehen in jugendlich zusammengetragener Belesenheit, völlig so, wie der jugendliche Verstand seine erste Thätigkeit äußert, und den ersten Versuch besonders gern in Dichtern macht, und fernere Reifung verspricht.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

146. Stück.

Den 14. September 1811.

Hamburg.

Australien in Hinsicht der Erd-, Menschen- und Producten-Kunde, nebst einer allgemeinen Darstellung des großen Oceans, gewöhnlich das Südmeer genannt, und einem Versuch über den Werth der seit Ansons Zeit darin gemachten Entdeckungen in Bezug auf den Handel und die Politik, von Eb. A. W. von Zimmermann. 1810. Des ersten Bandes erste Abtheilung bis S. 418 in Octav; zwente Abtheilung bis S. 996. — Wenn gleich der große Ocean schon früher befahren war, so beginnt die wahre Entdeckungszeit der Inseln und Länder, die er enthält, erst mit der letzten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts. Allein diese, so wie die frühern Nachrichten, sind in so vielen, meist sehr kostbaren, Werken zerstreut, daß die bloße Zusammenstellung derselben schon große Schwierigkeiten hat. Noch war kein vollständiger Versuch dazu gemacht, als Hr. v. Z., dem die Länder- und Völkerkunde schon so Vieles verdankt, sich dazu entschloß.

Von einem so geübten Gelehrten durfte man auch im voraus erwarten, daß er neben der Benutzung der bedeutenden Quellen auch mit Critik versuche; so wie man von ihm weiß, daß ihm die naturhistorischen Hülfskenntnisse zu Gebote stehen, welche dazu erforderlich sind. Und gewiß ist die Geographie hier mit einem der am sorgfältigsten gearbeiteten Werke bereichert worden! Der Verf. beginnt mit einer Einleitung, die zuerst eine allgemeine Ansicht des großen Oceans, seiner Grenzen, Größe, Eintheilung und Benennungen; und dann die Haupt-Epochen seiner Entdeckung, und eine kurze Darstellung der zu diesem Endzweck gemachten wichtigsten Reisen gibt. Hierauf: Erstes Buch (welches die beiden hier angezeigten Abtheilungen des Ersten Bandes ausfüllt): Heutige Länderkunde Australiens; unter welchem Nahmen der Verfasser die sämmtlichen in dem großen Ocean gelegenen Inseln, nebst Neuholland, von den Aleuten an gerechnet bis nach Neuseeland herunter, begreift. Zu besserer Uebersicht theilt er den großen Ocean in Zonen; die ersten beiden nördlich vom Aequator. Nähmlich die erste vom 30 . . . 10° N. Br. Hier also hauptsächlich von den Sandwich-Inseln und den Ladronen, und einigen kleineren. Die zweyte: vom 10° N. Br. bis zum Aequator. Hier also besonders von den Carolinen und Pelew-Inseln, und andern geringeren. Dann zwey Zonen südlich vom Aequator. Die dritte: Vom Aequator bis 12° S. Br. Die Marquesas-Inseln, Neugeorgien, Neubritannien, die Louisiade, Neuguinea und andere kleinere. Die vierte Zone, vom 12° . . . 30° S. Br.; jedoch mit Ausschluß von Neuseeland, Neuholland und den dazu gehörigen Inseln. Also die Oster-Insel,

die Societäts-Inseln, freundschaftliche Inseln, neuen Hebriden und andere kleinere. Endlich fünfte Zone: Neuseeland, Inseln zwischen Neuseeland und Neuholland, Neuholland selbst, van Diemens Insel. Bey den einzelnen Gruppen und Inseln wird zuerst immer Anzahl, Lage und Benennung erläutert. Dann vom Clima und Boden; hierauf die belebten Natur-Producte; zuletzt der Mensch. Durchgehends hat es dabey der Verf. sich zum Gesetz gemacht, seine Quellen unter dem Text in genauen Citaten anzugeben. So ist in diesen beiden Abtheilungen des Ersten Bandes schon der ganze specielle Theil, unstreitig der mühsamste auszuarbeiten, vollendet; der zweyte wird den allgemeinen Theil, oder die von dem Verf. selbst gezogenen Resultate dieser speciellen Untersuchungen, enthalten.

Da weder der Raum, noch der Zweck dieser Blätter eine Critik des Einzelnen gestattet, so werden wir uns auf eine Anzahl allgemeiner Bemerkungen einschränken, welche sowohl unsere Achtung gegen den Verf., als auch unsere Wünsche in Betreff einiger Veränderungen, ausdrücken werden.

Man sieht leicht, daß nach dem Plane des Verf. der ganze specielle Theil nichts anders, als eine mit Verstand gemachte Sammlung und Ordnung der Nachrichten über jene Länder und Inseln seyn konnte; das eigne Raisonnement bleibt dem noch nicht erschienenen zweyten Theile aufbehalten. Der Reichthum der Quellen, welche von dem Verf. benutzt sind, grenzt so nahe an Vollständigkeit, daß wir nichts von Erheblichkeit hinzuzusetzen wissen. Schon Dentrecasteaux und Peron sind benutzt, nicht aber mehr v. Krusenstern. Wie ein Privatmann in einer Stadt, die keine große öffentliche Biblio-

thek enthält, sich alle diese kostbaren Werke habe verschaffen können, hat uns oft eben so sehr in Verwunderung gesetzt, als der Fleiß, womit alle diese Hülfsmittel benutzt sind. Mit dieser Vollständigkeit verbindet Hr. v. Z. eine große Sorgfalt in der Aushebung des Wissenswürdigen. Seine Treue ist aber um so größer und unverdächtiger, da er gar keine Hypothesen aufstellt; sondern mit Anführung seiner Schriftsteller die Notizen nach den obigen Rubriken gibt, so wie er sie fand. Alles in einer klaren und anspruchlosen Sprache, und nicht selten mit Bemerkungen durchflochten, die seinen Gesinnungen Ehre machen.

Es ist uns angenehm, daß Hr. v. Z. dem Nahmen Australien getreu geblieben ist. Es muß Ein Nahme herrschend werden, wenn man sich nicht ewigen Mißverständnissen aussetzen will. Hätten wir vom Anfange an zu bestimmen gehabt, so würden wir gerathen haben, den Nahmen Polynesien von dem ganzen Welttheile, Australien aber von dem dazu gehörigen Continente zu gebrauchen. Jetzt sollte über die Benennungen kein weiterer Streit seyn.

Ob die von dem Verf. gewählte Ordnung nach Zonen allgemeinen Beyfall finden werde, zweifeln wir. Sie scheint etwas Unnatürliches zu haben, indem der Welttheil dabey zu wenig als Welttheil erscheint; indem ferner der Verf. in dem entlegensten Ende desselben anfängt, und die wichtigsten Gegenden erst zuletzt kommen. Auch ist, wegen der unvermeidlich werdenden Wiederhohlungen, die Ordnung wohl nicht ganz gleichgültig. Es sey dem Rec. erlaubt, diejenige Ordnung zu bemerken, die er in seinen Vorträgen über die Länder- und Völkerkunde bey Australien zu beob-

[illegible]gt. Er geht [illegible] von dem Continente von Australien, indem er, eben so, wie bey den andern Welttheilen, diesen als den Haupttheil betrachtet. Er läßt darauf, zweytens, den Halbkreis der großen Inseln; im Osten des Continents von Neuguinea über Louisiade, Neucaledonien u. bis Neuseeland herunter, folgen, welcher nach Lage, Beschaffenheit, Producten, und (Neuseeland ausgenommen) auch den Bewohnern, offenbar demselben angehöret. Er bemerkt alsdann, daß die folgenden Inseln und Inselgruppen mit zu Australien gerechnet würden, eben so gut aber auch theils zu America, theils zu Asien gerechnet werden könnten; und er theilt diese ab in den Inselgürtel südlich von dem Aequator: freundschaftliche Inseln, Societäts-Inseln, Marquesas und andere; und in die Gruppen nördlich vom Aequator, bis zu den Sandwich-Inseln, als den äußersten. Vielleicht verläßt auch diese Abtheilung noch Verbesserungen zu; es scheint ihm indeß, daß die oben erwähnten Uebel dadurch vermieden werden.

Eine nicht geringe Erleichterung für den Gebrauch würde Hr. v. Z. seinem Werke durch bessere und bestimmtere Columnentitel gegeben haben; gar nicht gleichgültig bey einem zum Nachschlagen bestimmten Buche. So läuft aber durch beide Bände derselbe Columnentitel unverändert fort: Heutige Länderkunde Australiens. Wir machen diese Erinnerung um so viel lieber, da bey einer neuen Auflage so leicht davon Gebrauch gemacht werden kann.

Ueberflüssig wäre es wohl, unsern Dank für die so verdienstliche als mühevolle Arbeit dem Hrn. v. Z. zu wiederhohlen. Aber ungerecht wäre es, nicht der vortrefflichen neuen Charte zu

gedenken, welche das Werk begleitet; nicht etwa eine Zugabe, sondern so wichtig, wie das Werk selbst.

Sie umfaßt erstlich den ganzen großen Ocean, vom 65° N. Br. bis 56° S. Br. von der Behrings-Straße bis zum Cap Horn; und zugleich die ganze Westküste von America, und Ostküste von Asien, nebst den Molucken. Die Längengrade sind, auf Englische Weise, oben und unten gezählt (wir hätten gewünscht, daß sie daneben eine Zahl auf die gewöhnliche Weise angegeben hätten.) Sie ist vom Hrn. Kriegsrath Sotzmann gezeichnet, und von Hrn. Mosnet in Nürnberg so meisterhaft gestochen, daß Hr. v. Zimmermann mit Recht sagen kann, daß dadurch wiederum bewiesen sey, wozu der Deutsche fähig sey. Zum Grunde gelegt ist die Karte von Arrowsmith von 1790, mit Nachtragung aller seitdem gemachten Entdeckungen. Nicht nur ist mit der größten Genauigkeit alles in dem Werke Enthaltene eingetragen (wir bemerken als Kleinigkeit, daß wir zuweilen die Städtezeichen vermißten, wie bey Mexico, Acapulco), sondern es sind auch Nachträge aus später erschienenen Karten, wie von Dentrecasteaux, Beautemps Beaupré, gemacht; und dem zweyten Bande sollen noch eigene Karten von den neuesten Rußischen Entdeckungen beygefügt werden. Daß wir diesem mit Verlangen entgegen sehen, brauchen wir nicht erst zu versichern.

Leipzig.

Im Verlage Joh. A. G. Weigel: Dionysii Longini de sublimitate graece et latine. Denuo recensuit et animadversionibus virorum doctorum aliisque subsidiis instruxit *Benjamin*

Weiske, 1809. Octav I . . . CXLIII, und S. 1 . . . 700.

Erst kürzlich kam uns dieß einer ausgezeichneten Achtung würdige Buch zu Händen; es scheint nicht, daß es im Buchhandel begünstigt wird. Es ist noch eine Frucht der Arbeiten des verstorbenen gelehrten Weiske; sein Sohn hat den Druck befördert, denn die Vorrede ist vom Februar 1809. Die Ausgabe ist mit allem dem Vorzüglichen, was wir bereits über den Longin hatten, bereichert; aber die Verdienste des Herausgebers gehen noch weiter. Wir wollen in dem Sinn unserer Gelehrten Anzeigen eine Ansicht und Notiz des Inbegriffenen geben. Eine Hauptbemerkung theilt uns Hr. Weiske gleich in der Vorrede S. I . . . XXXVI mit, daß es ein irriges Vorgeben ist, es seyen alle die noch vorhandenen Handschriften Longins bloß Abschriften aus dem alten Pariser Codex, welcher den Longin nebst des Aristoteles Problemen enthält, weil dieser, wie bekannt, Lücken hat, die sich in allen andern Abschriften auch finden; aber er zeigt, daß auch jener Codex eben sowohl eine Abschrift aus einem frühern, damahls bereits verstümmelten, Codex ist, und daß außer jener Parisischen noch Abschriften vorhanden sind, die aus andern, damahls vorhandenen, Abschriften abgeleitet sind; Daß also auch die in ihnen vorkommenden verschiedenen Lesarten allerdings in Betrachtung kommen müssen. Es folgt daher, nach eingerückter Vorrede von Joh. Toup 1777, S. XLIII Recensio codicum libri περὶ ὕψους. — S. LHI Recensus editionum. — Dann ist S. LXVII die berühmte Dissertat. de vita et scriptis Longini, welche

auch in Toup's Ausgabe eingedruckt ist, mit ihrem vorigen Titel eingerückt: *Dissertatio philologica* de vita et scriptis Longini, auctore *Petro Jo. Schardam*, Sportendamo Batavo, dissert. de vita et scriptis Longini 1776. — S. CVII . . . CLXXXIII *dissertatio critica περὶ ὕψους*. Nach diesen vorausgegangenen Einleitungsstücken folgt der Text mit der Lateinischen Uebersetzung: sie ist die von Morus, S. 1 . . . 211. Hierauf die reichlichen Sach- und Worterläuterungen: Notae ad Longinum; sie enthalten, außer den Anmerkungen voriger Herausgeber, besonders Toup's, eine gesunde Epicrisis, und überhaupt eine verständige, gemäßigte Crisis des gelehrten Weiske, in welcher man sich leicht mit ihm versteht. Daß die Fragmente nicht vergessen sind, auch das von Ruhnkenius aus dem Apsines entdeckte, versteht sich. — Es folgen S. 549, was wir nach diesem allem kaum erwartet hätten, Variae Lectiones e Codd. notatae: Parisino antiquissimo, Veneto, tribus Vaticanis, Eliensi, Ambrosiano, Laurentiano; itemque ex duabus primis editionibus, Robortelli et Manutii. — S. 635 Addenda, und S. 652 . . . 702 Indices: I. scriptorum, qui in notis laudantur, emendantur etc. II. rerum et verborum, mit mehreren feinen Worterläuterungen.

St. 82 S. 811 Z. 12 v. u. zeigt, — alle vom langen Schlaf schon gebändigt, — die wir ꝛc.

St. 83 S. 817 Z. 8 nur erst allmählich ꝛc.
— S. 819 Z. 3 v. u. Einheit statt Freyheit.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

147. Stück.

Den 14. September 1811.

Göttingen.

Verzeichniß der Vorlesungen, die von den hiesigen öffentlichen und Privat-Lehrern auf das künftige halbe Jahr angekündigt sind, nebst vorausgeschickter Anzeige öffentlicher gelehrter Anstalten zu Göttingen.

Der Anfang der Vorlesungen ist auf den 14. October angesetzt.

Oeffentliche gelehrte Anstalten.

Die Versammlungen der Königl. Societät der Wissenschaften werden in dem öffentlichen Winter-Auditorio, Sonnabends um 3 Uhr, gehalten.

Die Universitäts-Bibliothek wird alle Tage geöffnet; Montags, Dingt., Donnerst. und Freyt. von 1 bis 2 Uhr; Mittwochs und Sonnabends aber von 2 bis 4 Uhr. Zur Einsicht auf der Bibliothek selbst erhält man jedes Buch, das man nach den Gesetzen verlangt; über Bücher, die man aus derselben geliehen zu bekommen wünscht, gibt man einen Zettel, der von einem hiesigen Professor unterschrieben ist.

Die Sternwarte, der botanische und der oeconomische Garten, das Museum, die Gemähldesammlung, die Sammlung von Maschinen und Modellen, der physicalische Apparat, und das chemische Laboratorium, können gleichfalls von Liebhabern, welche sich gehörigen Orts melden, besucht werden.

Vorlesungen.

Theologische Wissenschaften.

Theologische Encyclopädie trägt Hr. Repetent Mahn um 2 Uhr vor;

Einleitung in das Alte Testament, Hr. Repetent Mahn, um 3 Uhr.

Exegetische Vorlesungen über das Alte Testament: Hr. Prof. Dr. Eichhorn erklärt den Jesaias um 10 Uhr; Hr. Prof. Tychsen, ebenfalls den Jesaias, um 9 Uhr.

Eine historisch-critische Einleitung in die Schriften des Neuen Testamentes gibt Hr. Prof. Planck (der jüngere), 5 Stunden wöchentl., um 11 Uhr.

Exegetische Vorlesungen über das Neue Testament: Hr. Prof. Dr. Pott erklärt das Evangelium und die Briefe des Johannes, so wie auch die Geschichte der Apostel, um 9 Uhr; Hr. Prof. Dr. Eichhorn, die drey ersten Evangelia, um 9 Uhr; Hr. Prof. Planck (der jüngere), die zehn kleinern Briefe von Paulus und die Offenbarung Johannis (die vierte und letzte Abtheilung seiner exegetischen Vorlesungen über das N. T.), 6 Stunden wöchentlich, um 9 Uhr.

Die Dogmatik trägt Hr. Prof. Dr. Planck um 11 Uhr vor;

Die Moral-Theologie, Hr. Prof. Dr. Pott um 10 Uhr; Hr. Prof. Dr. Stäudlin, nach seinem Lehrbuche: Philosophische und biblische Moral, Göttingen 1805, um 8 Uhr;

Die Geschichte der kirchl. Litteratur der ersten sechs Jahrhunderte, Hr. Repetent Pestalozzi, nach seinen Grundlinien ꝛc. (Gött. 1811), wöchentl. 5 Stunden, um 5 Uhr oder in einer andern beliebigen Stunde.

Von der Kirchengeschichte handelt Hr. Prof. Dr. Planck die zweyte Hälfte um 8 Uhr ab. Hr. Prof. Dr. Stäudlin trägt die Universal-Geschichte der Christlichen Kirche bis zum Anfange des 18. Jahrh., nach seinem Lehrbuche (Hannov. 1806), um 11 Uhr vor, und verbindet damit in einer öffentl. Vorlesung die Fortsetzung der Kirchengeschichte bis auf unsere Zeiten, und eine Darstellung des gegenwärtigen Zustandes der Christl. Kirche.

Die Homiletik wird Hr. Prof. Dr. Pott in einer demnächst zu bestimmenden Stunde vortragen, und außerdem auch die Aufsicht über die Uebungen der Mitglieder des homiletischen Seminarii fortsetzen. Hr. Dr. Gräffe wird die Uebungen des homiletischen Seminarii auf die bisherige Weise fortsetzen, und bestimmt zur Recension der gehaltenen Predigten die Abendstunde von 6 bis 7 Uhr.

Die Catechetik trägt Hr. Dr. Gräffe, nach seinem Lehrbuch der Pastoral-Theologie (Gött. 1803), theoretisch und practisch, wöchentl. 5 Stunden um 2 Uhr, vor; zu den Uebungen werden noch besondere Stunden bestimmt. Auch wird er in Hinsicht auf Catechetik und Pädagogik mit seinen Zuhörern mehrere unserer Volksschulen besuchen.

Das theologische Disputatorium und Examinatorium wird unter Aufsicht des Hrn. Prof. Dr. Planck öffentlich fortgesetzt.

In dem Repetenten-Collegio wird Hr. Repetent Mahn Mont. u. Donnerst. um 1 Uhr den Propheten Habakuk und die Sprüche Salomonis, und Hr. Repetent Pestalozzi Mittw. und Sonnab. um 1 Uhr den Brief Paulus an die Philipper erklären.

Rechtswissenschaft.

Die Encyclopädie des gesammten heutigen Rechts trägt Hr. Prof. Ritter Hugo, nach der 4. Ausgabe seines Lehrbuches, um 2 Uhr vor;

Naturrecht oder Philosophie des positiven Rechts, eben derselbe, nach der 3. Ausgabe seines Lehrbuches, um 3 Uhr;

Europäisches Völkerrecht, Hr. Prof. Saalfeld, nach seinem Grundrisse (Gött. 1809) 4 Stunden wöchentl. von 2 bis 3 Uhr, in Deutscher oder Französ. Sprache, verbunden mit practischen Uebungen.

Zu einem diplomatischen Cursus, d. h. einer historischen Darstellung der auswärtigen Verhältnisse der vornehmsten Europ. Staaten, bestimmt Hr. Prof. Saalfeld die Stunde von 9 bis 10 Uhr.

Das Staatsrecht und die Statistik des Königreichs Westfalen trägt eben derselbe, nach seinem während der Vorlesungen erscheinenden Lehrbuche, um 5 Uhr vor;

Das Criminal-Recht, Hr. Prof. Meister, nach der unter der Presse befindlichen 5. Ausgabe seines Lehrbuches, um 10 Uhr; Hr. Prof. Goede, nach Feuerbach, um 9 Uhr; Hr. Tribunal-Procurator Dr. Jordan, privatissime.

Eine historisch-litterärische Einleitung in die Quellen des Römischen Rechts gibt Hr. Assessor D. Planck in einer demnächst zu bestimmenden Stunde.

Die Institutionen trägt Hr. Prof. Waldeck, nach der 4. Ausgabe seines Lehrbuches, um 11 Uhr vor;

Hr. Prof. Böhmer, nach demselben Lehrbuche, um 8 Uhr;

Die Pandecten, nach J. H. Böhmer, Hr. Prof. Waldeck, um 9 und 2 Uhr; nach Hellfeld, Hr. Tribunal-Procurator Dr. Thoms, wöchentl. 6 Stunden; Hr. Tribun. Procur. Dr. Jordan, privatissime;

Das System der Pandecten, Hr. Prof. Ritter Hugo, nach der 4. Ausgabe seines Lehrbuches, von 9 bis 10 Uhr; Hr. Prof. Bergmann, nach der 3. Ausgabe seines Conspectus, um 9 und 2 Uhr:

Die vorzüglichsten Streitigkeiten des bürgerl. Rechts nach der Ordnung der Pandecten, verbunden mit andern dahin gehörigen Rechtspuncten, welche in den gewöhnlichen Vorlesungen meistens zurückgesetzt werden, Hr. Tribunal-Procur. Dr. Thoms, wöchentlich 2 Stunden;

Das Kirchenrecht, Hr. Prof. Böhmer, nach dem Lehrbuche seines sel. Vaters, um 11 Uhr;

Das Deutsche Recht, verbunden mit dem Lehenrechte, Hr. Prof. Goede, nach seinem Lehrbuche, um 11 Uhr.

Vorlesungen über das bürgerliche Recht nach dem Napoleonischen Gesetzbuche: Hr. Prof. Ritter Hugo erklärt dieses Gesetzbuch um 8 Uhr; Hr. Dr. Rothamel, privatissime; Hr. Assessor Dr. Ballhorn um 11 Uhr; Hr. Assessor Dr. Planck handelt das Französische Civilrecht, wöchentlich 12 Stunden, um 9 und 3 Uhr, ab.

Die Institutionen des gesammten Französisch-Westfälischen Privat-Rechtes trägt Hr. Prof. Bergmann um 10 Uhr vor.

Eine Anleitung zur gerichtlichen und politischen Beredtsamkeit gibt Hr. Prof. Goede Mont. und Donnerst. um 3 Uhr.

Den Westfälischen Criminal-Proceß lehrt Hr. Prof. Meister Dinst. und Donnerst. um 5 Uhr;

Die Theorie des bürgerlichen Processes, eben derselbe, nach Martin, 5 Stunden wöchentl. um 8 Uhr;

Die Theorie des practischen Französisch-Westfälischen Civil-Rechts (Theorie des Processes, Notariats —), Hr. Prof. Bergmann um 4 Uhr;

Die Theorie des Westfälischen Civil-Processes, Hr. Tribun. Procur. Dr. Quentin um 2 Uhr; Hr. Tribun. Procur. Dr. Jordan, privatissime; Hr. Assessor Dr. Ballhorn um 3 Uhr.

Die Notariats-Einrichtung in Frankreich und Westfalen und die gesammte außergerichtliche Jurisprudenz erläutert Hr. Assessor Dr. Ballhorn um 2 Uhr.

Practische Vorlesungen: Hr. Prof. von Villers hält ein diplomatisches Practicum in Französischer Sprache um 5 Uhr. — Hr. Assess. Dr. Ballhorn lehrt die Praxis des Civil-Processes und die Referir-Kunst um 8 Uhr; Hr. Tribun. Richter Oesterley die Praxis des Westfälischen Processes, verbunden mit Uebungen im Referiren, nach der zweyten Ausgabe seiner pract. Erläuterung der Westfälischen Proceß-Ordnung und seiner Anleitung zur Referir-Kunst, um 8 Uhr.

Zu Privatissimis, Examinatoriis und Repetitoriis über einzelne Theile der Rechtskunde erbietet sich Hr. Tribunal-Procurator Dr. Thomas, Hr. Dr. Rothamel und Hr. Adjunct Riedel.

Heilkunde.

Die Vorlesungen über Botanik und Chemie s. bey der Naturlehre.

Medicinische Encyclopädie trägt Hr. Prof. von Crell um 9 Uhr vor.

Anatomische Demonstrationen geben auf dem öffentlichen anatomischen Theater Hr. Prof. Langenbeck und Hr. Prof. Hempel um 1 Uhr, und zwar wird jener, nach seinem anatomischen Handbuche, die Splanchnologie, Angiologie und Neurologie, dieser, nach seinen Anfangsgründen der Anatomie, die Osteologie, Syndesmologie und Myologie vortragen. Practischen Unterricht im Zergliedern gibt Hr. Prof. Langenbeck von 2 bis 4 Uhr, Hr. Prof. Hempel von 10 bis 12 Uhr.

Die vergleichende Anatomie und Physiologie trägt Hr. Prof. Blumenbach Mont., Mittw. und Freyt. um 8 Uhr vor.

Ein Examinatorium über die Anatomie hält Hr. Prof. Hempel um 9 Uhr.

Anthropologie, vorzüglich nach den gegenseitigen körperlichen und geistigen Wirkungen und Verhältnissen betrachtet, trägt Hr. Dr. Breden, 4 Stunden wöchentlich, vor.

Ueber die Macrobiotik hält Hr. Prof. von Crell um 11 Uhr eine öffentliche Vorlesung.

Allgemeine Pathologie und Therapie trägt Hr. Dr. Kraus, nach seinem während der Ferien als Einladungsschrift erscheinenden Entwurfe, 6 Stunden wöchentlich, vor;

Allgemeine Therapie, Hr. Prof. Stromeyer (der ältere) um 9 Uhr;

Allgemeine Heilmittellehre, Hr. Dr. Kraus, Dinst. und Freyt., unentgeltlich;

Die Arzneymittellehre, Hr. Prof. von Crell um 10 Uhr; Hr. Dr. Breden, verbunden mit einer therapeutischen und chemischen Anweisung, Arzneyen richtig zu verordnen, 6 Stunden wöchentlich, in einer demnächst zu bestimmenden Stunde; Hr. Dr. Winiker, 5 Stunden wöchentlich, um 8 Uhr; Hr. Dr.

Cursus, 5 Stunden wöchentlich, mit einer Uebungsstunde in der Pharmacognosie u. im Receptschreiben.

Von der speciellen Therapie trägt Hr. Prof. Richter die zweyte Hälfte vor, welche die chronischen Krankheiten begreift; Hr. Prof. Stromeyer (der ältere) die erste Hälfte, welche die fieberhaften Krankheiten zum Gegenstande hat, um 4 Uhr. Hr. Prof. Himly handelt, 5 Stunden wöchentlich, um 3 Uhr, und Sonnab. um 1 Uhr, die Pathologie u. Therapie der Verdauungswerkzeuge, der Respirations-Organe, der Haut, der Harnwerkzeuge und der Geschlechtstheile ab.

Ueber die Krankheiten der Gesichtswerkzeuge hält Hr. Prof. Himly, 5 Stunden wöchentlich, um 5 Uhr eine Vorlesung;

Ueber die Krankheiten des weibl. Geschlechts, Hr. Prof. Osiander, um 4 Uhr;

Ueber die Krankheiten der Kinder, Hr. Dr. Osiander, 4 Stunden wöchentlich.

Die zweyte Hälfte seines Systems der Chirurgie trägt Hr. Prof. Langenbeck um 7 Uhr vor.

Die Entbindungskunst lehrt Hr. Prof. Osiander um 9 Uhr theoretisch und practisch.

Die medicinische Polizey trägt Hr. Prof. Osiander, 3 Stunden wöchentlich, um 5 Uhr vor, und in den beiden andern Stunden den damit zusammenhangenden Theil der Thier-Arzneykunde.

Die medicinischen und chirurgischen clinischen Uebungen in dem academischen Hospitale setzt Hr. Prof. Himly, nach dem in seiner Schrift (Verfassung der öffentlichen medicinisch-chirurgischen Clinik zu Göttingen) entwickelten Plane, fort, und bestimmt dazu die Stunde von 11 bis 12 täglich.

Die clinischen Uebungen im chirurgischen Hospitale, unter Aufsicht des Hrn. Prof. Langenbeck, ist die Stunde von 8 bis 9 Uhr bestimmt.

Die Thier-Arzneykunde lehrt Hr. Stallmeister Ayrer. Hr. Dr. Uhlendorff wird die wichtigsten Krankheiten der vorzüglichsten Hausthiere, wöchentlich 5 Stunden, um 2 Uhr vortragen.

Philosophische Wissenschaften.

Logik und philosophische Encyclopädie trägt Hr. Prof. Schulz, jene nach seinem Lehrbuche, diese nach Dictaten, 5 Stunden wöchentl. um 8 Uhr vor;

Logik, verbunden mit einer allgemeinen Einleitung in die Philosophie, Hr. Prof. Bouterwek, nach seinem "Lehrbuche der philosophischen Vorkenntnisse", 4 Stunde wöchentlich, um 9 Uhr;

Logik, Hr. M. Kern, um 9 Uhr;

Psychologie, Hr. Prof. Schulz, um 2 Uhr;

Metaphysik, Hr. Prof. Schulz, um 4 Uhr;

Metaphysik u. Religionsphilosophie, Hr. Prof. Bouterwek Mont., Mittw. und Freyt. um 11 Uhr;

Metagnostik (Transcendental-Erkenntnißlehre oder subjective Transcendental-Philosophie, als in der Entwickelungsgeschichte der Philosophie bisher noch fehlendes Gegenstück zur Metaphysik, als objectiven Transcendental-Philosophie), Hr. M. Kern, um 11 Uhr.

Ueber die natürliche Theologie wird Hr. Prof. von Crell Mittw. und Sonnab. um 8 Uhr eine öffentliche Vorlesung halten.

Die practische Philosophie trägt Hr. Assessor M. Dissen um 5 Uhr vor;

Die gesammte Politik, oder Staatsverfassungs- und Staatsverwaltungslehre (Polizey- u. Cameral-

wissenschaft und Staatswirthschaft), Hr. Prof. Sartorius um 8 Uhr;

National-Oeconomie, Hr. Prof. Sartorius, um 10 Uhr;

National-Industrie, Staatsverwaltung und Finanz-Wissenschaft, Hr. Prof. Lueder, nach seinem Lehrbuche: Die National-Industrie und ihre Wirkungen, um 8 Uhr;

Encyclopädie der Bergwerkswissenschaften, Hr. Prof. Hausmann, Mont., Mittw. und Freyt. um 8 Uhr;

Forstwissenschaft, eben derselbe Dinst., Donnerst. und Sonnab. um 8 Uhr.

Mathematische Wissenschaften.

Die reine Mathematik lehrt Hr. Prof. Thibaut um 5 Uhr, und verbindet damit die gewöhnliche Uebungsstunde am Sonnabende; Hr. M. Ebell, nach Kästner; Hr. M. Schrader, nach Kästner, um 3 Uhr; Hr. M. Focke, in beliebigen Stunden;

Practische, vorzüglich politische Arithmetik, Hr. Prof. Thibaut, um 9 Uhr; Hr. M. Focke, in beliebigen Stunden;

Practische Rechenkunst, Hr. M. Ebell; Hr. M. Schrader; Hr. Universitäts-Architect Oppermann, der zugleich eine Anleitung zum doppelten Buchhalten gibt, um 8 Uhr;

Analysis des Endlichen, Hr. M. Ebell; Hr. M. Focke in beliebigen Stunden;

Analysis des Endlichen und höhere Geometrie, Hr. Universitäts-Architect Oppermann, nach Kästner, in beliebigen Stunden;

Analysis des Unendlichen, Hr. M. Focke, in beliebigen Stunden.

Ueber die Theilung der Felder hält Hr. Prof. Mayer, nach Anleitung des hiervon handelnden Abschnittes seiner practischen Geometrie, eine öffentliche Vorlesung um 11 Uhr.

Die angewandte Mathematik trägt Hr. Prof. Thibaut um 10 Uhr vor;

Practische Mechanik, besonders für Cameralisten und Oeconomen, nach Kästner, Hr. Universitäts-Architect Oppermann um 1 Uhr;

Die Wasser- und Mühlen-Baukunst, eben derselbe, nach Dictaten, in beliebigen Stunden.

Die Anfangsgründe der theoretischen Astronomie lehrt Hr. Prof. Ritter Gauß um 9 Uhr; Hr. Prof. Harding um 3 Uhr.

Die feinern Untersuchungen über die Bewegungen der Planeten trägt Hr. Prof. Ritter Gauß um 10 Uhr vor.

Die practische Astronomie lehrt eben derselbe privatissime.

Die Lehre von der Bestimmung der geographischen Breite und Länge handelt Hr. Prof. Harding um 10 Uhr ab;

Die Gnomonik, eben derselbe um 11 Uhr.

Vorlesungen über die Baukunst: Hr. Prof. Fiorillo erläutert um 1 Uhr Vitruvius Werk über die Baukunst, und verbindet damit eine Untersuchung über den Zustand der Architectur unter verschiedenen Völkern. Hr. M. Ebell lehrt die Baukunst in Hinsicht auf bürgerliche sowohl, als öconomische Gebäude, nebst dem Bauanschlage. Hr. M. Schrader trägt die Theorie der bürgerlichen Baukunst, nach Gilly, um 8 Uhr vor, und gibt in zu verabredenden Stunden Unterricht in Entwerfung und Ausarbeitung architectonischer Zeichnungen. Hr. Districts-Ingenieur Müller trägt die öconomische Bauwissenschaft, verbunden mit

Uebungen im Entwerfen landwirthschaftlicher Gebäude, 5 Stunden wöchentlich, um 1 Uhr vor, und lehrt die höhere Baukunst in beliebigen Stunden. Hr. Universitäts-Architect Oppermann lehrt die öconomische Baukunst, nebst dem Bauanschlage, nach eignen Dictaten, um 9 Uhr, die bürgerliche Baukunst, verbunden mit Entwürfen aus der schönen Baukunst und mit der Lehre von den Baustreitigkeiten, um 11 Uhr.

Militärische Encyclopädie trägt Hr. Hauptmann Mc Klare um 10 Uhr vor.

Zum ausgedehnteren Unterrichte in den militärischen Wissenschaften ist eben derselbe erbötig.

Zur Ausarbeitung militärischer Risse erbietet sich Hr. M. Schrader Anleitung zu geben.

Privat-Unterricht in einzelnen Theilen der Mathematik ertheilt Hr. M. Schrader.

Naturlehre.

Die Naturgeschichte trägt Hr. Prof. Blumenbach um 3 Uhr vor.

Die wichtigsten Lehren der Pflanzen-Physiologie handelt Hr. Prof. Schrader um 11 Uhr ab; die cryptogamischen Gewächse, Mont., Mittw. und Freyt. um 1 Uhr; Sonnab. um 2 Uhr stellt er in Hinsicht auf dieselben botanische Excursionen an, und Dinst. um 1 Uhr gibt er eine Anleitung zur Kenntniß der seltenen, in den Gewächshäusern des botanischen Gartens befindlichen, Pflanzen.

Eine Einleitung in das Studium der Mineralogie gibt Hr. Prof. Hausmann Sonnab. um 11 Uhr öffentlich.

Die Mineralogie trägt Hr. Prof. Blumenbach Dinst., Donnerst. und Sonnab. um 8 Uhr vor;

Technische und öconomische Mineralogie, Hr. Prof. Hausmann, 5 Stunden wöchentlich, um 11 Uhr;

Die Experimental-Physik, Hr. Prof. Mayer, nach seinem Lehrbuche, um 2 Uhr;

Physische Astronomie, Geologie und Meteorologie, Hr. Prof. Mayer, nach seinem Lehrbuche, um 11 Uhr;

Physische Geographie, Hr. Prof. Bunsen, um 8 Uhr.

Zu Vorlesungen über die physische Chemie ist Hr. Prof. von Crell erbötig.

Die theoretische Chemie, mit den erforderlichen Versuchen erläutert, trägt Hr. Prof. Stromeyer (der jüngere), nach seinem "Grundrisse rc." um 9 Uhr vor;

Die technische und öconomische Chemie, eben derselbe, um 10 Uhr.

Ueber die Phytochemie und Zoochemie hält Hr. Prof. Stromeyer (der jüngere) Mittw. u. Sonnab. um 11 Uhr eine öffentliche Vorlesung.

Historische Wissenschaften.

Die Diplomatik trägt Hr. Prof. Tychsen um 1 Uhr vor;

Die alte Geschichte, Hr. Prof. Heeren, nach der zweyten Ausgabe seines Handbuches, um 3 Uhr;

Die Geschichte der vorzüglichsten Europäischen Staaten, Hr. Prof. Heeren, um 4 Uhr;

Allgemeine Geschichte des Mittelalters und der neuern Zeit, oder eine historische Entwickelung des völkerrechtlichen, constitutionellen, commerciellen und wissenschaftlichen Zustandes der jetzigen Staaten, von der Völkerwanderung bis auf die neuesten Zeiten, Hr. Prof. Sartorius, um 4 Uhr;

Geschichte des neuern Europa, vom Anfange des 16. Jahrhunderts bis auf unsere Zeiten, Hr. Prof. Lueder, um 4 Uhr;

Geschichte der Deutschen, Hr. Prof. Lueder, um 10 Uhr;

Die Statistik, sowohl die allgemeine, als die besondere, der vorzüglichsten Europäischen Staaten und des Nordamericanischen Freystaates, Hr. Prof. Heeren, um 2 Uhr.

Die Statistik des Königreichs Westfalen verbindet Hr. Prof. Saalfeld mit seiner oben erwähnten Vorlesung über das Staatsrecht des Königreichs Westfalen.

Die Kirchengeschichte s. bey den Theologischen Wissenschaften.

Litteratur.

Die allgemeine Litterär-Geschichte trägt Hr. Prof. Reuß, 4 Stunden wöchentlich, vor.

Die neuere Litterär-Geschichte, von der Wiederherstellung der Wissenschaften an, Hr. Prof. Benecke um 8 Uhr.

Ueber die Litteratur, die Kunst und den Geist unsers Zeitalters hält Hr. M. Fiorillo eine Vorlesung um 4 Uhr.

Ueber die wissenschaftliche Cultur der Deutschen wird Hr. Prof. von Villers eine öffentliche Vorlesung in Französischer Sprache halten.

Die Geschichte der Französischen Litteratur trägt Hr. Prof. Artaud in Französischer Sprache vor.

Die Vorlesungen über die Geschichte sowohl, als die Litteratur einzelner Wissenschaften und Künste, sind bey jeder Wissenschaft und Kunst erwähnt.

Schöne Wissenschaften und Künste.

Aesthetik, verbunden mit der Geschichte der schönen Künste, besonders der Poesie und Beredtsamkeit, trägt Hr. Prof. Bouterwek um 5 Uhr vor; Philosophie der Kunst, Hr. M. Fiorillo, um 5 Uhr;

Geschichte der Poesie und Kunst unter den Griechen, Hr. M. Fiorillo, um 3 Uhr.

Eine Anleitung zur Kenntniß der schönen Litteratur, der Deutschen sowohl, als der Engländer, mit zweckmäßiger Erläuterung der vorzüglichsten Werke, gibt Hr. Prof. Benecke, privatissime.

Ueber den Deutschen Styl hält Hr. Prof. Bouterwek eine Vorlesung, verbunden mit practischen Uebungen, Dinst. und Donnerst. um 6 Uhr; Hr. Prof. Bunsen, der auch Rücksicht auf mündlichen Vortrag nimmt, Mont. und Donnerst. um 2 Uhr.

Die Vorlesungen über die Baukunst s. bey den Mathematischen Wissenschaften.

Die Geschichte der Baukunst, Mahlerey, Bildhauerey, Steinschneidekunst etc. von der Wiederherstellung der Künste bis auf unsere Zeiten, handelt Hr. Prof. Fiorillo, mit Benutzung der Kupferstichsammlung auf der academischen Bibliothek, und in vorzüglicher Hinsicht auf diejenigen, welche Italien und Frankreich zu bereisen gedenken, privatissime um 8 Uhr ab.

Eine theoretische und practische Anweisung zur Zeichenkunst und Mahlerey, nebst der Perspective, gibt Hr. Prof. Fiorillo. — Auch wird Hr. Zeichenmeister Eberlein

Unterricht im Zeichnen, besonders im Landschaftszeichnen, geben.

In der Musik wird Hr. Musik-Director M. Forkel theoretischen und practischen Unterricht in beliebigen Stunden ertheilen.

Alterthumskunde.

Die Hebräischen Alterthümer trägt Hr. Prof. Tychsen, nach seinem Grundrisse, um 10 Uhr vor;

Die Griechischen Alterthümer, Hr. M. Lünemann, 5 Stunden wöchentlich, um 11 Uhr.

Philologische Wissenschaften.

Die Hebräische Grammatik lehrt Hr. Repetent Mahn um 11 Uhr;

Die Arabische Sprache, Hr. Prof. Dr. Eichhorn um 11 Uhr;

Die Syrische und Chaldäische Sprache, Hr. Repet. Mahn, privatissime.

Die Vorlesungen über das Alte u. Neue Testam. s. bey den Theologischen Wissenschaften.

Vorlesungen über die Griechische Sprache und Griech. Schriftsteller: Hr. Prof. Ritter Heyne erklärt um 10 Uhr die Pythischen Oden Pindars theils selbst, theils läßt er sie, unter seiner Aufsicht, von den Mitgliedern des philolog. Seminarii erklären. Hr. Prof. Mitscherlich erläutert um 11 Uhr Hesiodus opera et dies; Hr. Assess. M. Dissen, Aristophanes Wolken um 3 Uhr; Hr. M. Fiorillo, die Ilias, mit Rücksicht auf die neuern Untersuchungen, in einer beliebigen Stunde; Hr. M. Lünemann, Theocrits Idyllen um 4 Uhr. — Zum Privat-Unterricht im Griechischen erbietet sich Hr. M. Fiorillo und Hr. M. Lünemann.

Vorlesungen über die Lateinische Sprache und Lateinische Schriftsteller: Hr. Prof. Ritter Heyne übt die Mitglieder des philologischen Seminarii im Verfertigen schriftlicher Aufsätze und im Disputiren, und setzt ferner um 10 Uhr die Interpretation des 35. Buches des Plinius fort. Hr. Prof. Mitscherlich erklärt Horazens Satiren und Briefe um 2 Uhr. Hr. Prof. Wunderlich gibt Mont., Dinst. und Donnerst. eine mit practischen Uebungen verbundene Anleitung zum Lateinischen Style, und erläutert, 5 Stndn wöch.

um 2 Uhr die Geschichtbücher des Tacitus. Hr. Director M. Kirsten erklärt, 4 Stunden wöch. um 4 Uhr Cicero's Schrift über Gesetze, und stellt Mittw. u. Sonnab. in ders. Stunde Lateinische Schreib-, Sprech- u. Disputir-Uebungen an. Hr. M. Fiorillo hält eine unentgeltliche Vorlesung über Horazens Brief an die Pisonen. Hr. M. Lünemann erklärt um 5 Uhr Lucans Pharsalia. — Privat-Unterricht im Lateinischen gibt Hr. Director M. Kirsten, Hr. M. Fiorillo und Hr. M. Lünemann.

Neuere Sprachen und Litteratur.

Die Erläuterung der Ueberreste der Altdeutschen Litteratur wird vom Hrn. Prof. Benecke um 4 Uhr fortgesetzt. Zum Privat-Unterricht in der Deutschen Sprache erbietet sich Hr. Director M. Kirsten.

Die Französische Sprache lehrt Hr. Prof. Artaud, und Hr. Lector v. Chateaubourg. Auch wird Hr. M. Dubois, so wie mehrere Andere, fernerhin Unterricht im Französischen ertheilen.

Die Anfangsgründe der Englischen Sprache lehrt Hr. Prof. Benecke Ab. um 7 Uhr; die vorzüglichsten Stücke der ältern Engl. Poesie erläutert eben ders. privatissime. — Auch wird Hr. Brown seinen Unterricht im Engl. fortsetzen.

Zu einer cursorischen Lectüre der vorzüglichsten Italiänischen Dichter bestimmt Hr. Prof. Bunsen die Stunde von 5 bis 6 Uhr. Privat-Unterricht im Italiänischen ertheilt Hr. Rossi.

Die Reitbahn ist dem Hrn. Stallmeister Ayrer untergeben, der Fechtboden dem Hrn. Fechtmeister Bohl, und der Tanzboden dem Hrn. Tanzmeister Bleßmann.

Wegen der Logis kann man sich an den Logis-Commissär, Pedell Schäfer, wenden; Auswärtige, welche Logis suchen, können von ihm sowohl über die Preise, als andere Umstände, Nachricht erhalten, und durch ihn im voraus Bestellungen machen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

148. u. 149. St.

Den 16. September 1811.

Heidelberg.

Bey Mohr und Zimmer: Einleitung in das Studium der christlichen Dogmatik aus dem Standpuncte der Religion. Von C. Daub, Kirchenrath, Dr. und Prof. der Theol. zu Heidelberg. 1810. 398 S. gr. 8.

Diese Einleitung enthält einige Vorlesungen, welche Hr. Daub über seine Theologumena, Heidelb. 1806, gehalten hat, und welche er selbst aus den nachgeschriebenen Heften einiger Zuhörer, mit Zusätzen und wenigen Veränderungen, dem Drucke übergeben hat. Er hat bey der Herausgabe derselben einen doppelten Hauptzweck. Er will mehr Bestimmtheit in die Begriffe vom Inhalte und Zwecke der Dogmatik, von ihrem Umfange, von ihrer Form und ihrem Verhältnisse zu andern theologischen Wissenschaften, und insbesondere zur Philosophie, bringen, indem, seiner Meinung nach, die dogmatischen Theologen bisher entweder gänzlich unbekannt mit der Philosophie waren, oder bloß historisch von ihr, zuweilen selbst nur von ihren Resultaten, Notiz nahmen. Er will aber auch durch die Herausgabe dieser Vorlesungen das Urtheil eines größern Publicums darüber veranlassen, ob die Klagen gerecht waren,

welche ihm über seine Behandlungsart der Theologie durch das Gerücht zu Ohren gekommen sind, und welche im Wesentlichen folgende waren: Es sey dieselbe nichts anders, als ein Amalgamiren religiöser Gefühle mit Begriffen, besonders aus der neuesten Philosophie, ein trübseliger Mysticismus, oder gar ein im Trüben schwimmender Pantheismus werde dadurch genährt, für das Christenthum aber nichts gewonnen, vielmehr dem Studium seiner Quelle, der heil. Schrift, und der Klarheit seiner Lehre, Abbruch gethan; auch würde diese Lehre, wenn eine solche Bearbeitung der Theologie allgemein werden könnte, eine der Christlichen Religion selbst fremde Gestalt erhalten; und so eine neue Symbolik zum Vorschein kommen, die mit der rein Christlichen ganz unverträglich sey; es werde durch solche lang ausgesponnene speculative Untersuchungen über die Christlichen Lehren den Studirenden die Zeit für andere zweckmäßigere Arbeiten und die Lust an der Beschäftigung mit nützlichen Wissenschaften, biblischer Critik und Exegese, Dogmen- und Kirchengeschichte, genommen, insbesondere aber die Beschäftigung mit den practischen Theilen der Theologie und die darin anzustellende Uebung gänzlich verleidet; diese Behandlungsart der Theologie sey ein Abweg, auf welchen der Verf. durch den Zeitgeist und die Ausgeburt desselben, die neueste Philosophie, aus Neuerungssucht, Ueberspannung und Eigendünkel, gebracht worden sey: indessen werde auch diese Erscheinung im Gebiete der Wissenschaft wie so manche andere vorübergehen, ohne der Wissenschaft, welche ihrer tüchtigsten Pfleger noch nicht beraubt sey, Schaden zugefügt zu haben; nur wären die jungen Leute zu bedauern, die inzwischen, dadurch geblendet, in die Irrgänge einer spitzfindigen Metaphysik und einer trostlosen Scholastik gelockt würden.

Wir werden bey der Beurtheilung dieser Schrift theils auf die Richtigkeit der darin angenommenen Principien, theils auf die Zweckmäßigkeit derselben, so fern sie Vorlesungen für Theologen und zukünftige Christl. Kirchenlehrer enthält, Rücksicht nehmen, worauf sich alsdann die Fragen, ob sowohl die Vorwürfe, welche der Verf. den bisherigen Dogmatikern macht, als auch diejenigen, welche ihm von Andern gemacht worden sind, gerecht und wahr, oder das Gegentheil seyen, von selbst beantworten werden.

Das Ganze zerfällt in vier Abschnitte. I. Vom Interesse am Studium der Dogmatik. Es wird von der Religion abgeleitet, wie die meisten Andern auch thun, doch nicht auf die gewöhnliche Art. Ausgegangen wird von der Eitelkeit der Dinge und dem Wesen, weil der Mensch nur mittelst des Gefühls jener Eitelkeit zur Religion, zur Liebe gegen Gott, zum Glauben und zur Hoffnung gelangen könne. Eitel sollen die Dinge nicht bloß in so fern seyn, als sie vergänglich sind, sondern durch den Menschen selbst, durch seine Denk- und Behandlungsart, soll das Vergängliche, indem er es durch Selbsttäuschung für das Unvergängliche hält, und nach ihm als dem Unvergänglichen strebt, zum Eiteln werden. Wir gestehen, daß wir uns in diese Bestimmung des Begriffs durchaus nicht finden können; sie widerspricht dem Sprachgebrauche und den Gesetzen des Denkens. Eitel nennt man die Dinge, so fern sie vergänglich sind, den Menschen nicht wahrhaft und dauerhaft beglücken, befriedigen, beruhigen, ihm keinen währen Werth verschaffen können. Das Dafürhalten, daß solche Dinge unvergänglich sind, und das Streben der Menschen nach denselben, als wären sie unvergänglich, ist gleichfalls eitel: aber es ist nicht dadurch, daß die Dinge selbst eitel werden. Der Verf. hat auch diesen Begriff durch nichts bestätiget, son-

dern nur schlechthin affirmirt. Unter dem Wesen versteht er den Grund der werdenden und vergehenden Dinge und Gedanken, das unvergängliche Seyn und Denken, und findet das erste Moment des Interesse an der Religionswissenschaft und der Religion selbst darin, daß sie sich auf dieses Wesen und das Gefühl desselben bezieht und gründet. Als das zweyte Moment dieses Interesse betrachtet er den Trieb des Menschen nach einem seligen Leben, welches der Grundtrieb der menschlichen Natur, und dessen Gegenstand eben jenes Wesen oder das Beständige sey. Auch dieß wird ohne Beweis gesagt. Uebrigens finden wir darüber S. 22 f. 25, folgende nähere Erklärungen: "Der Trieb, selig zu seyn, ist der Grundtrieb der menschlichen Natur, nicht in dem Sinne, als gingen aus ihm alle andere Triebe des Menschen hervor, als begründe er die übrigen Triebe, sondern, weil durch ihn die menschliche Natur selbst Bestand hat, er also das Begründende der menschlichen Natur ist, die er gleichsam trägt und hält; durch diesen Trieb ist der Mensch der Möglichkeit des Nichtseyns entnommen, und ihm das ewige Seyn gesichert". Als Grund für diese Behauptung wird angeführt: "Der Gegenstand jenes Triebes, die Seligkeit, als die durch nichts zu störende, als die ruhigste und unwandelbare Thätigkeit, mit sich selbst in absoluter Eintracht, ist das allein Bestehende, das Beständige; wenn alles Andere wechselt und stets sich verändert, so ist sie das allein Wechsellose und Unveränderliche, das Beständige selbst; gerichtet also ist der Trieb nach einem seligen Leben auf das absolut Bestehende; durch ihn hat die menschliche Natur selbst Antheil an dem Beständigen, ist sie eine bestehende, d. h. er ist Grundtrieb derselben, sie über die Nichtigkeit erhebend, und gegen den Untergang im Nichts schützend

und bewahrend". Wir finden hier weder Consequenz, noch Evidenz. Wenn auch der Trieb des Menschen auf etwas Bestehendes gerichtet ist, so wird er deßwegen noch nicht selbst etwas Bestehendes, so wird deßwegen durch diesen Trieb seine Natur nicht begründet und erhalten. Es mag wohl seyn, daß er ohne diesen Trieb nicht leben könnte; aber dieß gilt noch von vielen andern Trieben, welche wesentlich zur menschlichen Natur gehören, und dieß kömmt nicht daher, weil dieses Triebes Gegenstand etwas Bestehendes ist. Allein was ist denn auch dieses Bestehende, diese absolute, unwandelbare Seligkeit? Ist sie ein Ideal im Menschen? Ist sie Gott? Ist sie etwas Subjectives oder Objectives? Wie und warum ist sie wechsellos und unveränderlich? Auch das Practische oder vielmehr Moralische wird S. 36 . . . 47 in Beziehung auf diesen so bestimmten Grundtrieb betrachtet, und behauptet, daß auch dieß ihn nicht befriedigen könne, daß Moralgesetz und Freyheit nicht das Beständige, Ewige, Unvergängliche, seyen, worauf jener Trieb gerichtet ist. Als gemeinschaftliche Fehler werden der Stoischen und Kantischen Morallehre vorgeworfen, daß beide das Gesetz und die Freyheit als absolute Principe ihrer selbst, als seyend durch sich selbst, als Urgrund ihrer selbst, als durch sich selbst in der menschlichen Natur existirend, darstellen, welches ein nichtiger und widersprechender Gedanke sey, daß sie das Moralgesetz und die Freyheit, welche etwas Unvergängliches sind, aus dem vergänglichen Menschen ableiten und hervorgehen lassen, und sie daher in der That selbst zu etwas Vergänglichem und Menschlichem machen, daß sie die Tugend als Princip der Seligkeit betrachten, und sie dadurch in Selbstsucht verwandeln. Allein die critische Philosophie, um jetzt von den

Eigenthümlichkeiten der Stoischen zu abstrahiren, läugnet keineswegs, daß der Urgrund des moralischen Gesetzes, wie es sich in dem Menschen offenbart, und der menschlichen Freyheit in Gott liege; sie gibt beide nicht als Grund ihrer selbst aus; sie faßt beide zuerst auf, wie sie in dem menschlichen Bewußtseyn hervortreten, das Gesetz als ein allumfassendes, heiliges, an sich achtungswerthes, und dem Menschen nicht aufgenöthigtes Gesetz; die Freyheit als ein Vermögen, selbstständig, unabhängig von sinnlichen Triebfedern, aus Achtung gegen jenes Gesetz zu handeln; darauf frägt sie erst nach dem Grunde derselben, und findet ihn in der Vernunft, durch welche der Mensch sich selbst jenes Gesetz gebe, und allein ein freyes Wesen seyn könne. Diese Vernunft ist freylich Vernunft des Menschen, eines entstandenen und hinfälligen Wesens; sie ist auch auf mancherley Weise beschränkt: aber sie hat doch die wesentlichen Eigenschaften jeder Vernunft, und ist für den Menschen die Erkenntnißquelle des Moralgesetzes und der Freyheit, der Grund der Möglichkeit, gesetzmäßig und frey zu handeln. Wie Vernunft in uns komme, wissen wir nicht: aber da sie einmahl in uns ist, ist sie, wie jede andere Vernunft, etwas Unvergängliches, über die sinnliche Natur Erhabenes, und kann in so fern Princip des Moralgesetzes und der Freyheit für uns seyn. Deßwegen aber ist unsere Vernunft nicht Urprincip des Moralgesetzes für Alle, nicht Urquelle der Freyheit Aller. Sie trägt freylich die Ideen der allgemeinen Moralgesetze und der Freyheit, welche für alle moralische Wesen gelten, in sich, erkennt sich aber doch aus anderweitigen Gründen zugleich als mitgetheilte, von einem höheren Wesen abstammende, Vernunft, und übergibt

gleichsam jene Ideen der Urtheilskraft des Menschen, um zu bestimmen, was die Moralgesetze und die Freyheit in besonderer Beziehung auf den Menschen seyen. Uebrigens verlangt die Vernunftmoral, daß sie nicht aus dem Gesichtspuncte eines Triebes, und wenn es auch ein Grundtrieb zur Seligkeit wäre, beurtheilt und darnach gewürdiget werde, ob sie jenem Triebe Befriedigung gewähren könne. Und wenn behauptet wird, daß die Tugend nur alsdann Tugend sey, wenn sie aus dem Triebe zur Seligkeit entspringe, und von Gott, dem allein seligen Wesen, ausgehe, hingegen zur Selbstsucht werde, wenn sie selbst als Princip der Seligkeit, oder auch nur als Würdigkeit, selig zu seyn, betrachtet werde (S. 45): so lehnt sich die Vernunft auf, behauptet ihr Recht vor dem Triebe, erklärt gerade die Tugend für selbstsüchtig, welche nur aus Trieb zur Seligkeit entspringt, diejenige aber für wahre Tugend, welche, gehorsam gegen ihr Gesetz, nicht die Glückseligkeit, sondern nur das Gute sucht, in dem bescheidenen Bewußtseyn, daß nichts als die Pflicht geschehen sey, keinen Rechtsanspruch auf Belohnung macht, aber doch mit einem Gefühle der Glückswürdigkeit verknüpft ist. In dem Begriffe der Tugend liegt aber auch der Begriff der Selbstthätigkeit, der Stärke, der kräftigen und pflichtmäßigen Anwendung unserer moralischen Anlagen, wodurch sich der Mensch ein Verdienst, einen innern Werth verschafft, welchen ihm Niemand rauben kann, welcher persönlich und unvergänglich ist, wenn anders der Mensch sich nicht durch eigene Schuld darum bringt. Dagegen lesen wir hier S. 47, 54 f., der Trieb nach einem seligen Leben, also das Princip aller Tugend, äußere sich in seiner vollen Kraft unter andern alsdann, wenn der Mensch sich alles dessen begebe, was ihm durch Selbstthätigkeit werde

oder geworden sey, nahmentlich des Bewußtseyns seiner selbst als eines Ichs, als eines Selbsts, wenn er das Selbstbewußtseyn als etwas Vergängliches anerkenne, und sich zu dem Bewußtseyn von dem ewigen Selbst, von Gott, dem Principe des menschlichen Selbsts und seiner Thätigkeit, erhebe. Wir müssen gestehen, daß wir diese Vernichtung des Selbstbewußtseyns durch das Bewußtseyn Gottes für unmöglich oder für eine Art von Geistesabwesenheit, und selbst das Bestreben, dahin, als zu dem Höchsten, zu gelangen, für moralisch-schädlich halten. Zur Tugend gehört gerade klares Bewußtseyn, Selbstzutrauen, Selbstständigkeit, Freyheit, welche in demselbigen Grade sich vermindern, als der Mensch sich von sich selbst zu entfernen, und in einem fremden Bewußtseyn zu verlieren strebt. Sucht man die Menschen dahin zu bringen, so macht man sie schlaff, träge, unthätig, träumend; man lähmt die starken moralischen Kräfte, die in ihre Natur gelegt sind. Uebrigens lesen wir von jenem Bewußtseyn Gottes hier unter andern Folgendes: "Es ist, als Glaube und als Wissen, ein nicht entstehendes, noch gewordenes, es ist ewig, der Mensch entsteht in demselben, es ist durch Gott in aller Zeit, göttliches Bewußtseyn, das Göttliche im Menschen; die Religion ist ewig, und nur die Vorstellung des Menschen von derselben in der Zeit entstanden; der Mensch entsteht im Bewußtseyn von Gott" S. 57, 64. Als Grund für diese Behauptungen finden wir angeführt: "Das selige Wesen, welches der Gegenstand dieses Bewußtseyns ist, bestehet als nicht entstanden in seiner Unvergänglichkeit, als absolut thätig in seiner Ruhe; das Bewußtseyn von ihm, dem nicht Entstehenden, kann nur wahres Bewußt-

seyn, Glaube, nicht Aberglaube, Wissen, nicht Wähnen, seyn, so fern es selber dem Wesen, welches geglaubt oder gewußt wird, vollkommen adäquat ist; darin eben besteht ja die Wahrheit, der Glaube, das Wissen, daß das Bewußtseyn mit dem, welches ist, und von welchem es das Bewußtseyn ist, aufs vollkommenste übereinstimme; wäre also jenes Bewußtseyn ein entstehendes oder entstandenes, so wäre es nicht das Bewußtseyn von dem Nichtentstehenden, vom seligen Wesen; das Bewußtseyn des Menschen von diesem Wesen kann ursprünglich nicht durch ihn selber werden, noch geworden seyn; dieses Wesen offenbart sich ihm in der Natur und im Selbst, er kann zu dessen Bewußtseyn gelangen, er kann aber dieses Bewußtseyn selbst nicht erschaffen". Allein daraus, daß Gott nicht entstanden ist, folgt nicht, daß das Bewußtseyn von ihm nicht in uns entstehen könne; der Gegenstand eines Bewußtseyns theilt dem Bewußtseyn von ihm deßwegen seine Eigenschaften nicht mit; dazu kömmt, daß unser Bewußtseyn von Gott ein unvollkommenes, nicht durchaus adäquates, Bewußtseyn seyn kann, ja immer ist, indem das Endliche das Unendliche nicht vollkommen erfassen kann; der Glauben an Gott ist deßwegen kein Aberglauben, das Wissen von ihm kein Wähnen, das Bewußtseyn von ihm nicht Unwahrheit und Irrthum, wenn wir ihn nicht vollkommen begreifen, durchdringen und ergründen können; was wir von ihm wissen, kann wahr seyn, ohne daß wir deßwegen Alles von ihm wissen; daß wir zum Bewußtseyn Gottes gelangen, gibt der Verf. selbst zu; wenn aber dieß der Fall ist, so entsteht und wird dieß Bewußtseyn in uns. Eine ganz andere Frage ist die: **Woher dieß Bewußtseyn ursprünglich komme?** und da nehmen wir

keinen Anstand, zu antworten: Von Gott selbst; wenn er nicht wäre, so würde auch dieß Bewußtseyn nicht in uns seyn; wir selbst erschaffen es nicht, aber bey der Entwickelung dieses Bewußtseyns in uns ist doch unser Geist auch thätig; so ist es überhaupt mit jeder wahren Religionskenntniß; sie ist ein gemeinschaftliches Resultat göttlicher Offenbarung und menschlicher Geistesthätigkeit. Wie die Religion ewig genannt werden könne, gestehen wir, nicht einzusehen, auch nicht nach den eigenen Grundsätzen des Verf. Unter der Religion wird doch immer etwas in einem endlichen Wesen Entstandenes gedacht, und das Wissen Gottes in uns, daß er sey, kann nicht Religion heißen. Der Verf. exegisirt auch seiner Philosophie gemäß. Wir haben nichts dawider, daß bey der Exegese, nahmentlich des N. T., philosophirt werde; wir halten es vielmehr für nothwendig, eben so, wie man in unserm Zeitalter bey andern alten Autoren nicht bloß bey der philologischen Erklärung stehen blieb, sondern sich zu einer zweckmäßigen philosophischen Auslegung erhoben hat; wir gestehen aufrichtig, daß uns das ängstliche, steife, schulmeisterische, pedantische Stehenbleiben bey einer bloß grammatischen und historischen Interpretation des N. T., worauf sich jetzt Viele etwas recht Großes zu gute thun, und wodurch sie schlechterdings auch Andere in ihre beschränkte Ansichten mit einschließen wollen, immer zuwider war: da soll man Alles nur so verstehen, wie es die damahligen Zuhörer oder Leser haben verstehen können; den Sinn nur wie eine auf damahlige Zeiten, Umstände, Verhältnisse, Menschen, beschränkte Thatsache betrachten, und ihn nur aus der Geschichte erläutern; nirgends soll man eine allgemeine Wahrheit sehen, und diese aus sich selbst erläutern und philosophisch

entwickeln und ausführen; nicht zu gedenken, was man sonst noch an diese bloß historische Interpretation, wodurch das Christenthum in etwas Erbärmliches zusammenschrumpft, angehängt hat. Allein diese philosophische Interpretation hat ihre Grenzen; sie darf der Grammatik und Philologie und demjenigen, was aus historischen Umständen sicher zur Erklärung hergenommen werden kann, nicht widersprechen; sie darf dem Texte keinen Sinn aufdrängen, wozu in demselben kein Grund ist. Diese Regel hat der Verf. oft übertreten. Unter vielen Beyspielen wollen wir gleich den ersten Versuch von Exegese, welcher in diesem Buche vorkömmt, anführen. S. 68 ff. Es wird bemerkt, daß κοσμος im N. T. unter andern auch das nähmliche anzeige, was der Verf. schon vorher als Eitelkeit der Dinge, als die Welt im Bewußtseyn, und mittelst des Bewußtseyns der Menschen als Sinnenwelt und Zeitlichkeit überhaupt, wie sie mit dem Uebersinnlichen verwechselt und für das Ewige oder das Wesen selber gehalten wird, beschrieben habe. Um dieß zu zeigen, wird zuerst der Ausspruch Jesu Joh. 16. 33. εγω νενικηκα τον κοσμον, angeführt. Es wird bemerkt, daß κοσμος hier weder den irreligiösen Geist des damahligen Zeitalters, noch auch die Jüdischen und heidnischen Zeitgenossen Jesu, welche seine und seiner Lehre Feinde waren, anzeigen könne, indem Jesus, als er diese Worte sprach, weder über jene, noch über diese den Sieg davon getragen gehabt habe; es wird noch hinzugesetzt, daß hier auch nicht die Welt, als solche, nicht die Natur, wie sie ein Werk göttlicher Macht und Weisheit ist, verstanden werden könne, indem sie als solche gut und vollkommen, gleich ihrem Schöpfer, sey, und mit ihr Jesus durchaus keinen

Kampf zu bestehen gehabt habe, sondern nur die Welt im Bewußtseyn, als eitle Welt. "Christus und seine Jünger", heißt es S. 71 f., "waren zwar in der Sinnenwelt, aber er betrachtet sie und sich als der Sinnenwelt nicht angehörig, als nicht hervorgebracht durch ihre Kraft, nicht als Erzeugnisse der Natur, sondern als Kinder Gottes, wie er selbst der Sohn Gottes ist; denn den Menschen seinem Wesen nach, als seyend in der Welt, als Product der Natur, nicht als seyend durch Gott, als Geschöpf Gottes, betrachten, ist eben so viel, als das Vergängliche mit dem Ewigen verwechseln, und aus dem Wandelbaren, welches hiermit das Eitle wird, begreifen wollen das Unwandelbare, welches seinen Grund allein im Unwandelbaren selbst hat. Wenn also Christus sagt: ich habe die Welt überwunden, so kann unter κοσμος nur die Welt, wie sie im Bewußtseyn der Menschen ist, und zugleich mit ihrem Bewußtseyn entsteht, verstanden werden: sie konnte ihm nichts anhaben, und hatte nie über ihn Etwas vermocht. Die Welt, von welcher das Bewußtseyn durch den Menschen selber entsteht, und die, indem sie durch sich wird, ihr eigenes Product ist, stellt sich dar als die Sinnenwelt, als das Zeitliche und Vergängliche. Sie entsteht mit dem Menschen, indem er entsteht, und sie vergeht mit ihm, indem er vergeht. — Christus, wie er in der Sinnenwelt geboren wurde, und wie ihm mit seiner sinnlichen und rein menschlichen Natur dieselbe aufging, wird im Evangelium dargestellt als der, der von der frühesten Jugend an in dem Bewußtseyn von Gott und dem göttlichen Wesen war und blieb, und bereits in seinem zwölften Lebensjahre mit der größten Besonnenheit und dem klaresten Bewußtseyn des Uebersinnlichen nur

eben diesem, nur Gott, seinem Vater, sich ergab, und überall in der Sinnenwelt nur ihn lehrte und verkündigte". Wir geben zu, daß κοσμος im Neuen Testamente die Welt, so fern sie vergänglich, irdisch, sinnlich, für die höheren Bedürfnisse des Menschen unbefriedigend, ist, anzeigt: aber diese Welt wird durchaus niemahls bloß als eine in dem Bewußtseyn des Menschen entstehende und vergehende, und von der Welt als solcher verschiedene Welt dargestellt. Diese philosophische Unterscheidung ist dem Neuen Testamente fremd, und in der vorliegenden Stelle kann ohnehin nicht von derselben die Rede seyn, da hier eine andere Bedeutung offen hervortritt. Jesus sagt seinen Aposteln unmittelbar vorher: εν τω κοσμω θλιψιν εχετε. Er redet von den Leiden und Verfolgungen, welche ihnen unter bösen, feindseligen Menschen bevorstehen. Er redet von der Zukunft, stellt sie aber, wie auch sonst oft, schon als Gegenwart vor. Er spricht aber seinen Aposteln voraus Muth ein: αλλα θαρσειτε, εγω νενικηκα τον κοσμον, aber seyd getrost, eure Feinde sind schon durch mich überwunden; ich werde sie gewiß überwinden; ihr könnet und werdet, gestärkt durch mich, durch meine Lehren, durch meine Anweisungen und Verheißungen, durch mein Beyspiel, den Sieg über sie davon tragen. Der Geist Jesu war voll von Ahnungen der Zukunft, und er war der Erfüllung derselben so gewiß, daß er sie oft schon als erfüllt darstellte. Diese Erklärung ziehen wir vor. Man könnte aber diese Worte auch so verstehen: ich habe meine Feinde überwunden, nähmlich moralisch, nicht physisch; sie konnten mir in so fern nichts anhaben, und werden mir nichts anhaben, mich

auf keine Weise an der Erfüllung meines Berufs hindern: folget meinem Beyspiele! u. s. w.

Man wird schon aus dem Bisherigen den Geist, die Principien, die Vortragsweise dieser Schrift abnehmen können. Es gebricht uns an Raum in diesen Blättern, uns eben so ausführlich über die andern Abschnitte zu verbreiten. Ihr Inhalt ist folgender: II. Begriff des Inhalts der Christlichen Dogmatik. Die Lehre des Christenthums von der Resignation des Menschen auf die Welt und ihn selber. Begriff der Religion, als des Gegenstandes der Dogmatik. Das Erkenntniß in der Religion, und von der Religion. Begriff der Dogmatik selbst, nach ihrem Inhalte. III. Begriff der Dogmatik, ihrer Form nach. Die Dogmatik, als Wissenschaft. Die Dogmatik, als System. Die Christliche Dogmatik als Wissenschaft, mithin als System. IV. Vom Verhältniß der Dogmatik zur Philosophie. Die Dogmatik und die Philosophie. Die Christliche Dogmatik und die Philosophie. Philosophische und gelehrte Vorarbeiten für die Christliche Dogmatik. Man findet viel Originelles und Tiefgedachtes; mit steigender Achtung wird man unter dem Lesen mit einem Manne immer vertrauter, welcher nicht nur von einem Geiste der Wissenschaftlichkeit und des Systems, sondern auch von Liebe zur Religion und zum Christenthum durchdrungen ist. Es würde aber ein Buch erfordern, auch nur den Hauptinhalt dieser gedrängten und reichhaltigen Abschnitte darzustellen und zu beurtheilen. Wir müssen uns also begnügen, nur noch einige allgemeine Urtheile hinzuzusetzen. Es ist nicht zu verkennen, daß der Verfasser im Wesentlichen sich die Principien der Absolutphiloso-

phie zu eigen gemacht hat, so wie dieß vorhin mit der critischen der Fall war. Es ist jetzt eben so wenig, als vorher, ein bloßes Nachsagen, ein durchgängiges Annehmen, ein Weitererklären, vielmehr ein Bemächtigen, ein freyes Nachbilden, ein Selbsterzeugen, nicht ohne Veränderungen in dem Urbilde. Die Hauptveränderung ist die, daß er jene Philosophie mit der eigentlichen Freyheit, Selbstthätigkeit und Selbstbestimmung des Menschen, also mit der Moralität, in Verbindung bringt, und nicht bloß ein Absolutes, sondern einen Gott, und zwar einen moralischen Gott, an die Spitze stellt. Ob und wie fern er hierin consequent verfahren sey, wollen wir nicht entscheiden: erwartet aber hätten wir, daß er über diesen Punct sich erklärt, und selbst gezeigt hätte, wie fern der eine Theil seiner Lehre mit den andern übereinstimme. Außerdem dünkt uns, daß der Verfasser in dieser Einleitung in die Dogmatik gar zu dogmatisch ist, und die Schranken der menschlichen Erkenntnißkräfte aus den Augen setzt; welches freylich Geist der Schule ist, der er jetzt vorzüglich angehört. Er macht daher Forderungen an den theologischen Dogmatiker, welche zu erfüllen man in der That der Allwissende und Allgenügsame selbst seyn müßte. Er findet, daß bisher in der Dogmatik als Wissenschaft und System eigentlich noch nichts geleistet ist. Betrachten wir diese Schrift als Vorlesungen für studirende Theologen und künftige Kirchendiener: so müssen wir gestehen, daß wir sie kaum für den einen oder andern Zuhörer passend halten. Schon im Lesen ist sie schwer, und setzt viel voraus; sie ist gedrängt und gedankenvoll; sie hat keine Popularität, für den Zuhörer muß es noch schwerer seyn, sie zu fassen und der

Gedankenreihe zu folgen. Für eine erwählte Anzahl junger Männer, welche gehörig vorbereitet sind, und sich zu philosophischen und gelehrten Theologen bilden wollen, mögen diese Vorlesungen, besonders wenn noch die Unterredung hinzukömmt, ihrer Materie und Form nach passen, schwerlich aber für andere. Eine Philosophie kann wahr seyn, ohne daß sie vom Catheder für Zuhörer, welche größten Theils, und oft alle, practische Lehrer und Diener der Kirche werden wollen, und des Talents, wie der Vorbereitung, für die höhere Philosophie ermangeln, faßlich und mit Nutzen vorgetragen werden kann. Philosophirt muß in dogmatischen Vorlesungen werden, aber so, daß alle Zuhörer, welche nicht ganz stumpf und unvorbereitet sind, es fassen und anwenden können. Dieß ist freylich eine schwere Aufgabe, aber sie kann doch gelöset werden, ohne daß man der Philosophie zu nahe tritt und ihre Rechte vergibt. Nach allem diesem halten wir zwar die Vorwürfe, welche dem Verf. wegen seiner Vorlesungen gemacht worden sind, großen Theils für hart und ungerecht, doch auch zum Theil für gegründet. Von der andern Seite aber finden wir es auch hart, wenn er andern Dogmatikern vor ihm den Vorwurf macht, daß sie unbestimmte Begriffe von ihrer Wissenschaft gehabt haben, und entweder gänzlich unbekannt mit der Philosophie gewesen seyen, oder bloß historisch von ihr und wohl gar nur von den Resultaten philosophischer Untersuchungen Notiz genommen haben. So kann man nur urtheilen, wenn man seine eigene Philosophie und Methode in der Dogmatik, nahmentlich im academischen Vortrage, zu philosophiren für die allein wahre und vollendete hält.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

150. Stück.

Den 21. September 1811.

Landshut.

Bey Thomann: Die Religionsphilosophie, dargestellt von J. Salat, königl. Baierischem wirklichem geistl. Rath und ordentl. Professor der Philosophie zu Landshut. 1811. 416 Seiten in Octav.

Um dieses Werk gehörig zu würdigen, muß man zwey frühere Schriften des geschätzten Verf. kennen, die philosophische Abhandlung unter dem Titel: Vernunft und Verstand, und die erst im vorigen Jahre von ihm herausgegebene Moralphilosophie. Beide Schriften sind in diesen Blättern angezeigt. Aber auch wenn man sie vor Augen hat, ist es nicht ganz leicht, sich auf dem Standpuncte des Verf. zu orientiren, so bald man das wahrhaft Wissenschaftliche festhalten will, das mehr, als Sache des Gefühls, ist. Daß alle haltbare Religionsphilosophie ein religiöses Gefühl voraussetzt, und daß dieses Gefühl, der Deus in nobis, der letzte Träger aller religiösen Ueberzeugung ist, darüber scheint man sich immer mehr zu verstehen, seitdem der so genannten natürlichen Theologie, die durch bloße Demonstrationen das Ziel der Religion erreichen wollte, bey Gläubigen und Un-

gläubigen wenig Ansehen mehr übrig geblieben ist. Gerade auf diesem Puncte zeigt sich der Umschwung, den die Religionsphilosophie in unsern Tagen fast überall genommen hat, wo noch nicht der Atheismus vorzugsweise Philosophie heißt. Aber ohne Demonstration gibt es doch nun einmahl keine Wissenschaft, besonders keine, die zu den philosophischen gezählt werden soll. Soll die Religionsphilosophie nicht der Vorwurf treffen, daß sie am Ende nur Religions-Psychologie oder Analyse eines merkwürdigen Gefühls sey, das, als Gefühl, nichts beweiset, so muß sie höchste Grundsätze aufstellen, die, wenn denn auch nicht, als Grundsätze betrachtet, das Fundament der Religion selbst, doch der Wissenschaft der Religion, sind. Solcher Grundsätze sind drey Arten denkbar: ursprünglich theoretische, ursprünglich practische, und ursprünglich oder schlechthin religiöse. Kant war der Erste, der die Religionsphilosophie auf ursprünglich practische Grundsätze zurück zu führen versuchte, nachdem man sie lange genug als einen Theil der theoretischen Philosophie behandelt hatte. Daß es ursprünglich und schlechthin religiöse Grundsätze geben könne, hat, außer Plato, kaum ein Philosoph zu denken gewagt. Für die Platonische Philosophie ist es characteristisch, daß die religiöse Ueberzeugung durch sie weder aus der theoretischen, noch aus der practischen, abgeleitet wird, und daß das Θεῖον in ihr als letzter Vereinigungspunct aller theoretischen und practischen Wahrheiten sich selbst behauptet. Die Religionsphilosophie des Hrn. Salat ist der Platonischen verwandt, und mit der Philosophie Jacobi's unter den neueren Systemen am engesten befreundet. Aber indem sie die Religion mit der Moral und als unzertrennlich von ihr wissenschaftlich verbinden und begründen, und von der andern Seite doch auch, ähnlich dem absoluten Idealismus, der alles

Moralische von dem Religiösen absondert, zwar kein absolutes Wissen, aber doch ein Wissen des Absoluten, geltend machen will, erklärt sie sich, wie es uns dünkt, nicht bestimmt genug über die Frage, ob und wie weit das religiöse Wissen, als solches, auf sich selbst, oder auf theoretischen, oder auf practischen Grundsätzen beruhet. Doch wir wollen versuchen, die Hauptsätze des Verf. selbst mitzutheilen, so gut es in der Kürze immer möglich ist, und so weit es dem Rec. gelingen kann, Schritt vor Schritt einem Schriftsteller, wie der Verf., zu folgen, der sich fast bey jeder seiner Aeußerungen auf andere Schriftsteller und Recensenten bezieht, und in die Reihe seiner Hauptsätze so viele Anspielungen, Anmerkungen, Winke, trägt, und überhaupt so viele Nebensätze einmischt, daß man, um diese nicht mit den Hauptsätzen zu verwechseln, nur mit gespannter Aufmerksamkeit den logischen Faden des Zusammenhanges festhalten kann. Eben diese Schwierigkeiten, den Verf. als wissenschaftlichen Denker ganz zu verstehen, möchten wohl manchen Leser von dem Buche verscheuchen; und eben deßwegen hält es der Rec. um so mehr für seine Pflicht, aufmerksam darauf zu machen, weil, bey allen Fehlern der Form, diese Religionsphilosophie zu den vorzüglichsten in der neueren Litteratur gehört, und weil sie, auch wo man ihr nicht beypflichten kann, Achtung für den Geist und die Denkart des Verf. einflößt. — Die ganze Abhandlung zerfällt, die Einleitung abgerechnet, in zwey Theile, die Entwickelung des reinen Begriffs der Religion, und die Betrachtung der Religion im Gebiete der Erscheinungen. Aber schon die Einleitung enthält mehrere Sätze, mit denen die philosophische Religionslehre des Verf. stehen oder fallen muß, also einen Theil dieser Lehre selbst. Von Lehrsätzen seiner Moral-Philosophie geht der Verf. aus. Er

erinnert an das Gefühl der Liebe, in der höchsten sittlichen Bedeutung des Worts, das aller Moral, und überhaupt aller wahren Philosophie, zum Grunde liegen soll. Unzertrennlich von diesem Gefühle, in Beziehung auf das Höchste, sey die Religion. Die wahre Religionsphilosophie setze immer die Religion selbst als etwas dem menschlichen Gemüthe Eigenes und Wesentliches voraus. Sie könne dieses Wesentliche im menschlichen Gemüthe nur entwickeln, nicht erschaffen. Wer die wahre Beantwortung der theoretischen Frage verstehen wolle: was ist Religion? dem müsse die Religion selbst schon practisch bekannt seyn. Ja, die Religion selbst sey schon ein wesentlicher Bestandtheil der wahren Philosophie, wenn gleich nicht der Sophistik, die sich auch Philosophie nennt. Aber die Religionswissenschaft frage nach dem Objecte der Religion, und nach der Allgemeingültigkeit der Vorstellungen, die sich auf dieses Object beziehen. Sie, die Religionswissenschaft, die nach dem höchsten sinnlichen frägt, sey allerdings ein Zweig der Metaphysik. Die Metaphysik der Religion trete neben der Metaphysik der Sitten auf. Beide Wissenschaften seyen Zweige Eines Stammes, auf eine besondere Art innig verschlungen. Da aber ohne den Begriff der Freyheit keine Rede von dem Höheren der menschlichen Natur seyn könne, so gehe in dieser wissenschaftlichen Ordnung das Moralische vor dem Religiösen her. — Der erste Theil der Abhandlung, oder die Entwickelung des reinen Begriffs der Religion, geht von dem psychologischen Factum aus, das der Verf. religiöse Anlage nennt. Das Göttliche im Menschen, das der religiösen Anlage zum Grunde liegt, sey unzertennlich von der Vernunft, im höheren Sinne dieses Worts. Die Entwickelung dieses Göttlichen im Menschen sey

wieder unzertrennlich von dem Erwachen und der Ausbildung der Sittlichkeit. Ursprünglich sey zwischen Sittlichkeit und Religion kein Unterschied. Aus der Sache sucht der Verf. zu zeigen, wie moralischer Atheismus und religiöser Immoralismus (unmoralische Religion) als zwey geistige Ungeheuer entstehen. Indem die religiöse Anlage mit der moralischen zusammenfalle, so müsse jene, gleich dieser, ein übersinnlicher Grund genannt werden. Aber, fragen wir, was entscheidet das Wort Grund? Woher diese Bedeutung des Worts? Ist der psychologische Grund, den wir Anlage nennen, nicht immer genau zu unterscheiden von dem metaphysischen Grunde, auf den sich die religiöse Speculation bezieht? Alles, was der Verf. hierüber sagt, ist mehr Anmerkung, als Erläuterung, und nicht einmahl der Form nach Demonstration. Auch was folgt, die Erläuterung der religiösen Anlage im Verhältnisse zum Verstande, zum Gefühlsvermögen, zur Phantasie, ist Psychologie, nicht Metaphysik. — Zweyter Abschnitt des ersten Theils. Von dem Urseyn, oder, wie die Ueberzeugung sich bilde, daß Gott sey. Also hier erst eigentlicher Anfang der religiösen Wissenschaft. Aber woher nun die wissenschaftliche Ueberzeugung? Der Verf. kehrt wieder zu der Anlage zurück, und sagt, in ihr, der religiösen Anlage, sey die religiöse Ueberzeugung objectiv begründet. Das ist es, was wir nicht verstehen. Anlage ist ein Gemüthszustand, dessen objective Bedeutung selbst in Frage kömmt, wenn von religiöser Ueberzeugung die Rede seyn soll. Wer dem Absoluten wahrhaft huldigt, sagt der Verf., dem erscheint nun das Eine, das eben sowohl real, als ideal genannt werden muß. Es erscheint? In welcher Bedeutung des Worts? Ließ sich dieser Punct, auf den in der philosophi-

schen Religionslehre das Meiste ankömmt, wissenschaftlich erörtern, ohne die strengste Sonderung psychologischer und metaphysischer Principien? Bald darauf nennt der Verf. die religiöse Erscheinung des Absoluten Offenbarung, und die Anerkennung derselben den ursprünglichen Glauben. Man erinnert sich dabey sogleich an die Philosophie des vortrefflichen Jacobi. Aber der Verf. behauptet ja ein Wissen des Absoluten als ein sittlich-religiöses Wissen. Der Glaube ist ein Fürwahrhalten durch unwiderstehliche innere Nöthigung des Geistes ohne deutliche Erkenntniß der Gründe. Wer an Gott glaubt, dem entschwinden alle Gründe, indem er sich genöthigt fühlt, sich eben dieses Urwesen, an das er glaubt, als den Grund aller Gründe (ultima ratio essendi et cognoscendi), also als das ewige Darum, das durch kein Warum weiter erforscht werden kann, zu denken. Aber der Verf. nennt sogleich darauf ein Wissen, was er vorher einen Glauben nannte. Das Wissen, als solches, sagt er S. 114, fällt dem bloßen Verstande zu. Wieder ein Satz, den wir nicht verstehen. Denn unsers Wissens weiß nur die Vernunft; der Verstand, als bloßer Verstand, bildet und verbindet nur Begriffe, irrige wie wahre. Indem, sagt der Verf., Jemand, der an Gott glaubt, über sein Verhältniß nachdenkt, entsteht in ihm das reflexe Bewußtseyn, daß ein Gott ist; und so treibt das Wissen zum Glauben. Also wäre die Wissenschaft nur logische Form des Glaubens? Wir sind gar nicht gesonnen, diese höchst wichtige Frage verneinend zu beantworten. Aber, wer sie bejahend beantwortet, muß nicht vergessen, daß es auch einen thörichten, schwärmerischen, täuschenden Glauben gibt. Woher nun vor der forschenden Vernunft das Kriterium der

Wahrheit des religiösen Glaubens? Darauf läßt sich nicht anders antworten, als, nach Principien einer allgemeinen Wahrheitslehre, welche die Gegensätze des Denkens und Wissens, des Wissens und Empfindens, des Wissens und Glaubens, auf das schärfste prüft und ordnet. Deßwegen muß, unsers Erachtens, die Religionsphilosophie, als Wissenschaft, einen Weg einschlagen, dem sich der Verf. nur von Zeit zu Zeit nähert. Nach dem Verf. ist ein vergleichender Blick auf das Sinnliche, während das Auge des Geistes auf das Höhere gerichtet ist, hinreichend, uns zu überzeugen, daß das Urwesen der Urgrund alles andern Seyns und Lebens sey. Ferner. Bin ich, sagt der Verf., gewiß, daß die Tugend über Raum und Zeit, und über alle Macht des Aeußern erhaben ist, so weiß ich zugleich, daß ein Wesen ist, welches die Macht und den Willen hat, der Moralität jede äußere Bedingung ihres Daseyns zu erhalten. Ist das Sprache der Wissenschaft, oder nur Sprache des Gefühls? Erst nachdem die Untersuchung so weit vorgerückt ist, berührt der Verf., aber nur wie im Vorbeygehen, die sonst so genannten Beweise des Daseyns Gottes, den ontologischen, kosmologischen und physicotheologischen Beweis. Den moralischen Beweis nach Kant führt er als eine ausgezeichnete Erscheinung in der Culturgeschichte der Menschheit an. — Dritter Abschnitt. Was Gott sey, oder von den göttlichen Eigenschaften. Hier fängt die Untersuchung gewisser Maßen von neuem an. Denn wie man sich das unendliche Wesen denken soll, ist eine der Hauptfragen der Religionslehre. Hier trennt sich der reine Theismus vom Pantheismus und allen verwandten Systemen. Der Verf. spricht die Behauptung, daß, so wie der Mensch als Nachbild der Gottheit wahr-

haft begriffen ist, eben das Eine, das im Menschen als das wahrhaft Höhere anerkannt wird, auch Gott zugeschrieben werden muß, nur ohne die Schranken der menschlichen Natur. — Diese höchst wichtige, der tiefsten Erforschung und Prüfung würdige, Behauptung spricht der Verf. (S. 154) beynahe wie ein Axiom aus. Wird sie zugestanden, so macht sich freylich das System der göttlichen Eigenschaften nach menschlichen Analogien ohne Schwierigkeit. Aber wird sie Jeder zugestehen, wer dem Verf. bis dahin gefolgt ist? Der Voraussetzung gemäß behauptet dann der Verf. auch consequent die Persönlichkeit der Gottheit. Aber gerade an diesem Begriffe stößt sich das Dogma im Streite mit dem Pantheisten, der nach einer andern Consequenz der Gottheit die Persönlichkeit abspricht, weil das Absolute ohne Schranken gedacht werden muß, und Persönlichkeit ohne Schranken kaum denkbar ist. — Doch wir dürfen diese Anzeige nicht verlängern. Wir können also auch Alles, was der Verf. von den Eigenschaften der Gottheit weiter lehrt, und den ganzen zweyten Theil, der sich mit der Religion im Gebiete der Erscheinungen beschäftigt, unsern Lesern nur zur eigenen Prüfung empfehlen. Die Lehre von dem religiösen Glauben an Unsterblichkeit nur beyläufig im Kapitel von der Schöpfung (S. 212) mitgenommen zu sehen, hat uns befremdet. Irren wir nicht, so hat bey der Ausarbeitung des ganzen Werks der Philosoph nicht genug den Theologen verläugnet. Dessen ungeachtet verdient das Werk eben so viele Achtung, als Aufmerksamkeit, weil es in der Hauptsache das Letzte und Einzige enthält, wohin jetzt das Bessere im Menschen, die Menschheit, zu dringen scheint.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

151. Stück.

Den 21. September 1811.

Göttingen.

Der große diesjährige Komet, dessen Wiedererscheinen wir im 130. Stück unserer Gel. Anz. im voraus angekündigt hatten, wurde hier von unsern Astronomen zum ersten Mahle den 22. August tief in der Abenddämmerung gesehen, aber eigentliche Beobachtungen konnten erst später angestellt werden, da die Aussicht von der Sternwarte auf der Nordseite durch die Gebäude der Stadt zu sehr beschränkt ist. Es wurden Distanzen des Kometen von Fixsternen gemessen, welche Methode bey diesem hellen Kometen sehr wohl anwendbar ist, und, besonders wenn die Beobachtungen vom Stativ gemacht werden, viele Genauigkeit gibt. Bis jetzt (10. September) sind indeß von den auf diese Weise angestellten Beobachtungen nur erst folgende des Hrn. Prof. Gauß vollständig reducirt:

1811	M. Z.	ger. Aufst.	N. Abw.
Sept. 4.	8ᵘ 28′ 47″	158° 25′ 24″	39° 18′ 2″
— 6.	8 48 38	160 23 16	40 14 16
— 7.	8 57 6	161 26 10	40 41 54

Hr. Prof. Gauß hat nach diesen Beobachtungen seine vorläufigen, am angef. O. mitgetheilten, parabolischen Elemente verbessert, und folgende Resultate gefunden:

Durchgang durch die Sonnennähe 1811 Sept. 12 5 U. 21′ 15″ m. Z. in Göttingen

Länge der Sonnennähe . . .	75° 17′ 34″
Kleinster Abstand von der Sonne	1,04006
Länge des aufsteigenden Knoten	140° 24′ 13″
Neigung der Bahn	73 7 16

Bewegung rückläufig.

Von einer Ellipticität der Bahn ist bisher noch keine Spur zu erkennen.

Um den Lauf des Kometen während der nächsten Monathe desto besser übersehen zu können, hat Hr. Prof. Gauß nach obigen verbesserten Elementen eine kleine Ephemeride berechnet, woraus erhellet, daß der Komet den 15. October der Erde am nächsten kömmt, aber dann doch noch fast um den vierten Theil weiter von ihr absteht, als die Sonne. Seine größte Lichtstärke erreicht er, falls er überhaupt nur durch entlehntes Licht sichtbar ist, am 7. October, und er ist dann etwa funfzehn Mahl so helle, als er am 11. April war. Den 3. October kömmt der Komet dem Stern η im großen Bär, und den 3. December dem Stern α im Adler bis auf weniger als Einen Grad nahe.

Lauf des Kometen während der letzten Monathe dieses Jahres:

1811		Gerade Aufsteig.		Nordl. Abw.		Abstand v. d. Erde	Lichtstärke
Sept. 12.	5 U.	166°	54′	42°	58′	1,614	0,355
22.	6	182	2	47	17	1,443	0,432
Oct. 2.	7	203	24	49	34	1,306	0,490
12.	8	228	45	47	16	1,233	0,492

Lauf des Kometen während der letzten Monathe dieses Jahres:

1811		Gerade Aufsteig.	Nordl. Abw.	Abstand v. d. Erde	Licht-stärke
Oct. 22.	9 u.	251° 23′	39° 56′	1,248	0,421
Nov. 1.	10	267 58	30 32	1,353	0,310
11.	11	279 38	22 18	1,531	0,208
21.	12	288 13	14 55	1,744	0,138
Dec. 1.	13	294 54	9 42	1,984	0,093
11.	14	300 24	5 49	2,232	0,064
21.	15	303 22	3 0	2,426	0,048

Sonderbar ist die Form des Schweifes, der sich um den Kometen herumbiegt, ohne mit ihm selbst zusammen zu hängen, und in zwey gegen einander geneigte Aeste ausläuft. Von einem eigentlichen Kerne ist übrigens in dem Kometen gar keine Spur zu sehen.

Edinburgh.

The Pathology of the Membrane of the Larynx and Bronchia. By *John Cheyne*, M. D, 1809. 206 Seiten in Octav, mit 8 Kupfern.

Der Titel dieser lehrreichen, wichtigen Schrift, die zum Theil eine sehr erweiterte Umarbeitung eines in Deutschland wenig bekannt gewordenen frühern Essay on Croup ist, ist zu hoch genommen. Nicht alle Krankheiten der Schleimhaut der Luftwege werden hier erörtert, und ganz und gar nicht auf eine Weise, daß man hier pathologische Aufschlüsse findet. Der Verf., einer der achtungswürdigsten Schottischen Aerzte, hat sich vorzügliche Verdienste durch seine Bemühungen erworben, den Gebrauch drastischer Purgirmittel unter genauen Bestimmungen zur Heilung mannigfaltiger Krankheiten, vorzüglich mehrerer Arten von Gehirnwassersucht und Kopf-

leiden, in die Medicin wieder einzuführen. Wer eine angemessene Anwendung von diesen seinen Lehren zu machen versteht, die der in Deutschland unter den Aerzten jeder Art herrschenden Stimmung so sehr zuwider sind, wird sich eines großen Erfolgs in der Cur einiger Uebel rühmen können, wie Rec. aus Erfahrung versichern kann. Dieser Schotte ist ein zuverläßiger Practiker, der eine große Aufmerksamkeit auf alle ihm vorkommende Fälle richtet, sie treu und gründlich auffaßt, einfach und genügend darstellt, aber ohne Schmuck, selbst ohne Gabe lebhafter Schilderung. Er benutzt nur seine eigne Praxis, zu wenig seine Vorgänger. Theoretische Raisonnements sind ihm fremd, und würden ihm auch nicht glücken. Ein medicinischer Schriftsteller dieser Art und Richtung vermag uns viel Bemerkenswerthes mitzutheilen, und ist uns in diesen hypothesenreichen, erklärungssüchtigen und doch nachschreibenden Zeiten besonders willkommen: aber was er leistet, ist nie den Gegenstand erschöpfend, nie ganz umfassend, ermangelt oft der Tiefe und des Zusammenhanges. Reine Empirie ist für sich allein in der Arzneykunst nicht genügend, zumahl wenn sie nur aus eigner Wahrnehmung hervorgehen soll. Das Unglück ist nur, daß die Zumischung von Theorie sie so leicht verdreht und verdunkelt, und sich gewöhnlich zu viel anmaßt; so wie, daß das Hinzuziehen der Beobachtungen Anderer selten mit gehöriger Beurtheilung geschieht.

Das Athemhohlen könne schwierig, krähend, zischend, trocken, rasselnd, voller Anstrengung, schnell, langsam, ungleichförmig, unterbrochen, schmerzvoll seyn. Die vier ersten Arten hängen vorzüglich von der Beschaffenheit des Kehlkopfes und der Stimmritze ab, die sechs letztern von den Lungen. Schwer ist das Athmen bey Hinderniß des Durchzuges der

Luft durch die Luftröhre, und dann immer mehr oder weniger hörbar. Trocknes Athmen entsteht von Verminderung der Schleimabsonderung, rasselndes von ihrer Vermehrung. Das Athmen ist voller Anstrengung, arbeitsam bey ungewöhnlicher Thätigkeit der Bauchmuskeln und des Zwerchfelles, mit Emporheben der Brust, wie in einem asthmatischen Anfall. Zwischen Aus- und Einathmen sieht man dann oft eine Höhle im obern Theil der Herzgrube. Bey Krankheiten der Lungen sollte man das Athemhohlen zählen, wie den Puls. Im gesunden Zustande gehe ein Act der Respiration auf vier Pulsschläge (nach Blumenbach's Instit. physiol. p. 118 wird das Ein- und Ausathmen bey einem gesunden und ruhigen Mann 14 Mahl in einer Minute vollzogen, und also innerhalb 5 Pulsschlägen ungefähr). Wie bey Halsentzündungen bilde sich auch im Croup eine große Empfänglichkeit aus, wieder in dasselbe Uebel auf Einwirkung kleiner Ursachen zu verfallen, und jedes catarrhalische Leiden errege mehr oder weniger vom Crouphusten. Das wiederhohlte Befallen bringe aber im Allgemeinen keine heftigere Formen hervor. Das gelassene Blut sey nicht sehr oft mit einer Entzündungshaut überzogen, der Blutkuchen aber im Anfange consistent, fest und von rother Farbe. Er habe nicht Ursache, den Croup für ansteckend zu halten. Von der Verschiedenheit in der Beschaffenheit des Athmens und des Blutumlaufs hat man den Croup in einen unvollständigen oder entzündlichen, und in einen vollständigen oder eitrigen eingetheilt. Im ersten Zeitraum fehlt die Crouphaut. (Gegen die so ausgedrückte Eintheilung ist mancherley zu erinnern. Die Benennung eitrig ist in Anspruch zu nehmen. Die ergossene und entstellte Lymphe ist kein Eiter. Mit dem Eintritt der Entzündung der Schleimhaut der Luftwege

stellt sich wahrscheinlich im Croup alsbald der Erguß dieser Lymphe ein, oder folgt ihr doch sehr schnell. Das Daseyn dieser Absonderung fällt also wohl mit dem ersten Zeitraum, mit dem der vorherrschenden Entzündung, noch zusammen. Der zweyte Zeitraum hat das Eigenthümliche, daß die Entzündung durch reiches Austreten dieser Lymphe, durch Bildung einer Haut aus derselben, welches letztere aber nicht immer Statt findet, mehr oder weniger erlischt, und man nun mit ihren mannigfaltigen Folgen zu kämpfen hat. In manchen Fällen ist es allerdings schwer zu bestimmen, wann dieses zweyte Stadium seinen Anfang nimmt.) Die gebildete Haut entsteht an oder etwas unter dem Kehlkopf, und verlängert sich in die Abtheilungen der Luftröhre, die man gemeiniglich mit einer Menge einer weißen Flüssigkeit gefüllt findet, die von den Lungen heraufquillt (die an allen Stellen der Luftröhre sich ergießen kann). Die innere Haut der Luftröhre ist entzündet, so wie gewöhnlich die der Bronchien. Eine seröse Flüssigkeit scheint die Zellchen des dazwischen liegenden Parenchyma auszufüllen. Die Lungen fühlen sich fest an, weichen bey Eröffnung des Brustgewölbes wenig oder gar nicht zurück. Oft findet man deutliche Merkmahle von Ausdehnung der Gefäße in der pleura pulmonalis, seröse Ergießung in die Brusthöhle und in den Herzbeutel. Häufig sind die Herzhöhlen voll von Blut. Man will übrigens bemerkt haben, daß die gebildete Haut kein nöthiger Theil der Krankheit ist. Einmahl sah der Verf. nur wenig abgesondert stehende Crusten auf der hoch entzündeten Trachea. Die vermehrte Thätigkeit, die Ergießung in die Lungen, und das allgemeine Leiden, vermögen schon den Tod zu veranlassen. (Sehr wahr, und nicht genug zu beherzigen!) Bey der Zergliederung einer

am Croup Verstorbenen fand der Verf. eine gallertartige Ergießung, welche die Schilddrüse umgab, und von da rund um die Trachea sich erstreckte. Obgleich er immer die Haut der Bronchien und des Kehlkopfs ergriffen fand, so läugne er doch nicht, daß einige seltene Fälle vorkommen, wo das Leiden fast nur auf die Luftröhre sich beschränkt. Bey allen andern Zeichen des zweyten Stadium erhält sich dann das natürliche Ansehen des Gesichts; die Lungen haben die Macht behalten, das Blut zu reinigen. In und um Leith, wo der Verf. practicirt, wo sein Vater manche Hundert am Croup zu behandeln hatte (unter diesen aber keinen, der davon befallen wäre, wenn er über die Jahre der Pubertät hinaus war, wohl aber mehrmahls zwischen 10 bis 14 Jahren), wo Home die Materialien zu seiner Schrift, der ersten Monographie über diese Krankheit, sammelte, sey das Uebel wohl herrschender, als in irgend einem andern Theile von Großbritannien. Schwäche der Trachea, des Bronchial-Systems, sey immer die prädisponirende Ursache, denn wenn dieser Theil des Organismus mit der Entwikkelung der Geschlechtstheile seine volle Ausbildung habe, so könne der Croup sich nicht mehr erzeugen. Das schwierige Athemhohlen noch vor Entstehung der Haut, könne man aus der, wahrscheinlich im ersten Zeitraum, größern Entzündung und Geschwulst der Oberfläche der Luftröhre nicht erklären. Zugleich, und vielleicht dadurch, müsse eine krampfhafte Zusammenschnürung des Kehlkopfs Statt finden. Daß in besondern Zeiten dieses schwierige Athmen besonders viel Noth mache, spreche für diese Ansicht. (Wir lassen das dahin gestellt seyn. Aber diese Art von Krämpfen weicht der antiphlogistischen Behandlung, verlangt keine Antispasmodica.) Einem bedeutenden Nachlaß im zweyten Zeitraum folgt

oft eine tödtliche Verschlimmerung. Ein Theil der Pseudomembran ist dann herausgestoßen, der andre Theil ist in seinem Zusammenhange mit der Luftröhre viel loser geworden, wirkt wie eine Valvul, und erregt plötzlich Ersticken. (Die Fälle von Vieusseux lassen diese Erklärung nicht zu.) Beym Croup können wir die Wirkungen vermehrter Thätigkeit so tief in die Bronchialröhren nachweisen, daß zu vermuthen sey, daß die ganze innere Oberfläche der Lungen auf dieselbe Weise ergriffen, und folglich die Haut, welche die Luftzellchen überzieht, verdickt sey, so daß diese nun nicht mehr geeignet seyen, das Oxygen der Luft einzuziehen, und den Kohlenstoff des Blutes durchzulassen. Es sey nicht unwahrscheinlich, daß die Luftbläschen mit den ergossenen Säften wie mit einem Firniß überzogen sind, so wie auch in der peripneumonia notha. Die Crouphaut habe das Pralle, Elastische, des Schleims nicht, ertrage Maceration, ohne daß ihre Structur zerstört werde, gehe bald in Fäulniß über. Der Verf. sah verschiedene Kinder dem Husten, der Stimme und dem Athmen nach leiden, wie im zweyten Zeitraum des Croup, zwar weniger heftig, aber doch mit tödtlichem Ausgange. Sie hatten Geschwüre an den Mandeln und dem Zäpfchen. Der Kehlkopf würde wohl hier gleichfalls solche Geschwüre dargeboten haben, aber eine Verdickung desselben hier nicht denkbar seyn. Diese Fälle wurden von ihm in verschiedenen Jahrszeiten einzeln beobachtet. Andere hätten sie epidemisch wahrgenommen. Er vermuthet, daß man diese Angina in England oft für Croup nehme. (Es ist sicherlich ein Irrthum des Verf., hier, wenn sich die Erscheinungen des Croup so vollständig und eigenthümlich darstellen, das Uebel nicht für eine Verbindung von Bräune und Croup zu halten, und die Behandlungsart des Croup nicht eintreten zu lassen.

dem Rec. ist ein solcher Fall vorgekommen, wo das Kind wahrscheinlich gerettet worden wäre, wenn die Geschwüre des Halses nicht von der Idee abgeführt hätten, die schwächern, aber doch entschiedenen Zufälle des Croup als Croup anzusehen und mit Nachdruck zu behandeln. Die Leichenöffnung zeigte Entzündung der ganzen Trachea und des Kehlkopfs, Ergießung der bestimmten eiterähnlichen Flüssigkeit über alle diese Theile, selbst in alle Luftbläschen. Es fehlte nur die Pseudomembran. Rec. warnt daher, sich vom Verf. hier nicht irre leiten zu lassen.) Cynanche maligna und Scharlachfieber haben oft das Athmen und Husten des Croup im Gefolge. Oft äußern sich Croupzufälle bey Masern, welche die Behandlungsweise des Croup erfordern. Er wisse nicht, ob sich bey Vernachlässigung hier die Crouphaut bilden werde (warum nicht?). Die Croup-Symptome von weniger Heftigkeit verschwinden gewöhnlich auf den Ausbruch der Masern. Während der ernsthaften Masern-Epidemie des letzten Jahres fand man, auf große Zufälle, welche sich nach dem Verlaufe der Eruption bald einstellten, Geschwüre in der Haut des Kehlkopfes. (Rec. hob den Croup nach Masern zwey Mahl mit den gewöhnlichen Mitteln.) Er lasse als Fälle von Croup nicht gelten alle Complicationen von Croupzufällen mit andern Krankheiten, wenn diese nicht vorher aufgehört haben, und bloß die Haut des Kehlkopfes und der Bronchien geschwächt nachlassen, und so mittelbar zum Croup geneigt machen. (Gewiß eine einseitige und irrige Lehre!) Das hitzige Asthma Millari kenne er nicht aus eigner Erfahrung. Zergliederungen haben dem Verf. gezeigt, daß die Crouphaut den Kehlkopf nicht unfähig mache, die gehörige Luft durchzulassen. Er erklärt sich daher aus vielfachen Gründen gegen die Bronchotomie, über wel-

che er in Beziehung auf den Croup merkwürdige Data mittheilt. Ueber den Gebrauch des Quecksilbers, nicht zu unserer Zufriedenheit. Sehr zum Lobe der Brechmittel. Beym Croup werde durch die vermehrte Thätigkeit zuerst die Absonderung der Schleimhaut der Luftwege unterbrochen. Brechmittel stellen diese Absonderung wieder her, und schwächen zugleich die Kraft des arteriellen Systems; daher seyen sie die wahren Expectorantia. Wenn in dem zweyten Stadium die Lungen mit einer Flüssigkeit überfüllt sind, die das Kind aus Schwäche nicht auswerfen kann, so versprechen die Bewegungen des Acts des Erbrechens viel Wohlthätiges. Die Uebelkeit werde die Thätigkeit, die noch in der Schleimhaut der Luftwege vom Kehlkopf bis zur Endigung der Bronchialröhren vorwaltet, vermindern, und so die fernere Ergießung hemmen. In jedem Zeitraum des Uebels könne man Brechmittel anwenden, und zwar aus Spiesglanz. Sie unterbrechen oft die Entwickelung des Croup, gleich im Anfange gegeben (hiervon überzeugte sich Rec. auch einige Mahle). Wenn Blutlassen Gegenanzeigen hat, oder versäumt ist, so kann man durch Verlängerung der Uebelkeit dem Croup einen Damm setzen und ihn vielleicht heben. In den sehr wenigen Fällen, wo die Kinder das zweyte Stadium überlebten, war eine Auflösung des Brechweinsteins vom Verf. zu Hülfe genommen worden. Wiederhohlt gab er Brechmittel in diesem zweyten Stadium, und ließ dann immer 2 bis 3 Tage ohne alle Unterbrechung einen Zustand von Uebelkeit unterhalten. Nur weil die Senega übel mache, habe sie den Ruf eines Specificum erhalten. ½ Gran Brechweinstein in einem Eßlöffel Wasser, alle Viertelstunde einem Kinde von 2 bis 3 Jahren gegeben, bis Uebelkeit und Erbrechen entstehen. 2 Stunden nach dem letzten Erbrechen ist dasselbe wieder zu erregen, so lange,

als die Kräfte es zulassen. Um zum zweyten Mahl Erbrechen zu erregen, muß man öfter verstärkte Gaben geben. Bey einem Kinde waren nur 6 bis 8 Gran Brechweinstein nöthig. (Dieses warme, ausgedehnte Lob der Brechmittel ist die eigenthümlichste practische Maßregel, welche diese Schrift enthält. Wir halten es der Berücksichtigung werth, ohne aus eigner Erfahrung es in andern Zeiträumen des Croup bestätigen zu können, als wenn plötzlich Zufälle sich einstellen, die einen Croup fürchten lassen, aber sein Daseyn noch nicht völlig darthun. Das Brechmittel muß dann innerhalb der ersten Stunde gereicht werden.) Im ersten Stadium des Croup, wenn Stimme und Athmen ergriffen sind, das Husten klingend und die Hitze vermehrt ist, wende er vor dem Blutlassen ein Brechmittel und warmes Bad an. (So bald der Croup sich ausgebildet hat, muß, nach Erfahrung, Analogie, theoretischer Einsicht, Blutentziehen das Erste und Vorzüglichste seyn, mit dem nicht zu zaudern ist. Hier warnen wir, dem Verf. zu folgen.) Im Allgemeinen empfehle er, aus der äußern Drosselader Blut zu lassen. Wären es Kinder unter 5 bis 6 Jahren, so gäbe eine andere Ader nicht leicht hinlänglich Blut. Auch der Verf. sah Blutegel am Halse nützen (sie schienen dem Rec. immer unentbehrlich, ersetzten bey so jungen Kindern ein allgemeines Aderlaß), nur könne man nicht bestimmen, wie viel Blut dann entzogen werde (das lange, starke Nachbluten ist heilsam, und kann jederzeit gehemmt werden). 3 Unzen im Alter von 1 bis 2 Jahren, 6 Unzen im Alter von 8 bis 10 Jahren, mache gewöhnlich (nicht immer) einen hinlänglichen Eindruck auf die Krankheit. Werde früh zur Ader gelassen, so trete unmittelbar Erleichterung ein, und schon nach 10 Minuten zweifle man, dasselbe Kind vor sich zu haben, was kurz zuvor nach Luft schnappte und in Zuckungen lag.

Wiederhohlung des Aderlassens oder locales Blutentziehen ist in den folgenden Nächten oft nöthig. Im zweyten Stadium sah der Verf. das Blutlassen nie nützen. Um die Empfänglichkeit für den Croup zu heben, wenn die Gelegenheitsursachen nicht zu entfernen sind, räth er unter andern kaltes Baden. Es folgen 16 Krankheitsgeschichten mit mehreren genauen Zergliederungen und sehr schönen, nicht illuminirten, Abbildungen des Zustandes der Luftwege. (Auf solche Abbildungen, so viel künstlerisches Verdienst sie auch haben, legt man doch häufig zu viel Werth. Vieles machen sie doch nicht hinlänglich deutlich und anschaulich; Anderes kann sich Jeder, der den Bau der Theile kennt, und nur etwas Aehnliches in der Natur einmahl sah, leicht genügend darstellen. Ein Sömmerring sollte bestimmen, was von solchen pathologischen Gegenständen durch Zeichner und Mahler der Darstellung bedürftig und fähig ist, und wo diese aufhört, ein anschauliches, bestimmtes Bild von den Verwüstungen und Entstellungen durch Krankheiten im Leben und Tod zu geben. Daß eine solche Grenze der Zeichen- und Mahlerkunst Statt findet, fällt denen nicht ein, die ihre ärztlichen Werke durch Kupfer so sehr vertheuern. Entzündung, Geschwulst, Verdickung der Luftwege, eine fremde Haut, und Feuchtigkeiten in denselben, kann sich Jeder nach einer Schilderung in Worten leicht vorstellen, vielleicht genauer und lebhafter, als wenn Umrisse und Farben es ihm vor die Augen stellen sollen.) Unter 20 Fällen finde man 19 Mahl nach dem Tode die Schleimhaut der Luftwege entzündet. Beschränkt sich das Leiden auf den Kehlkopf, so fehlen die fürchterlichsten Zufälle des Croup. Der elfte Fall zeigt, daß das Uebel in der heftigsten Form nicht immer eine vollkommene Haut hervorbringt. Der Tod in vier Fäl-

len, deren Leichenbefund hier mitgetheilt wird, sey wahrscheinlich durch Blutlassen im zweyten Stadium beschleunigt worden. — (Die Fortsetzung künftig.)

München.

Ueber die Gräber des Memnon und die Inschriften an der Bildsäule desselben, vorgelesen in einer Versammlung der Philolog. philos. Classe der Academie am 24. Oct. 1810 von Friedrich Jacobs. 76 S. in Quart. — Wenn gleich diese Abhandlung eigentlich mit zu den Denkschriften der Academie gehört, so können wir uns, da wir sie abgesondert erhalten haben, dennoch nicht das Vergnügen versagen, noch besonders von ihr zu sprechen; da sie es wegen des Reichthums ihres Inhalts, und der neuen Ansichten, die sie gibt, in einem so hohen Grade verdient. An den Nahmen Memnon knüpfen sich bey uns, wie im Alterthum, so manche dunkle Ideen, aber auch solche große Erinnerungen, daß er dadurch einen eignen Reitz erhält. Hr. J. hat seine Abhandlung in drey Abschnitte getheilt: der erste über die Memnonien; der zweyte über die Bildsäule des Memnon; der dritte über die Inschriften an derselben. Natürlich geht der Verf. in dem ersten von dem Mythos des Memnon aus. Bey aller Verschiedenheit desselben, die er durch die Ausschmückungen der Dichter erhalten hat, bleibt doch immer in demselben Ein Hauptzug unverändert: Memnon ist Aethiopischer Abkunft. In mehreren, und sehr entfernten, Gegenden zeigte man Grabmähler, und auch Palläste, des Memnon. In den Gefilden von Troas, an den Ufern des Aesepus; zu Susa in Persien; zu Paltas in Syrien; an den Ufern des Belos eben daselbst; vor allen zu Abydos und Theben in Oberägypten. Und da die Nachrichten von diesen nur zerstreut und zufällig auf uns gekommen sind, so ist es

kaum zu zweifeln, daß es deren noch manche an andern Orten gegeben habe. Es gab also in Aegypten und Asien mehrere Orte, die nach ihm genannt waren; wo sich seine Palläste und Grabmähler, oft, wo nicht immer, vereint, erhoben. Wie kam nun ein Aethiopischer König dazu? Hier verläßt nun Hr. J. die gebahnte Straße, indem man Memnon als historische Person betrachtet; und stellt die Idee auf, daß er nicht als solche, sondern als mythisches Wesen, als eine Gottheit oder Heros, betrachtet werden müsse, die auf gleicher Stufe mit Ammon, Osiris, Thot, Hercules und andern stehe. Dieß angenommen, erklärt sich der Mythos von ihm gleichsam von selbst, ganz dem Geiste des Aegyptischen Alterthums gemäß. So wie der Dienst des Ammon, des Osiris ꝛc. durch Colonien verbreitet ward, bey denen Religion und Handel stets unzertrennlich verbunden blieben, so auch der des Memnon, oder, wie er auch heißt, Amenophis. So wie der Cultus der erstern, war auch der seinige aus Meroë in Aethiopien gekommen. Meroë heißt daher auch der Ort seiner Geburt. Der Nahme Amenophis, den er in Theben trug, bedeutet: Wächter der Ammonsstadt. Er scheint also dahin mit Ammon als θεὸς πάρεδρος oder Untergottheit gekommen zu seyn. Der Theil von Theben, wo sein Tempel, das berühmte Memnonium, stand, war fortdauernd von Aethiopern bewohnt. Selbst der Umstand, daß man auswärts an mehreren Orten seine Grabmähler zeigte, bestätigt diese Meinung. Wurden nicht auf ähnliche Weise die Grabmähler des Osiris gezeigt? Jene Memnonien oder Palläste bey den Gräbern, waren nichts anders, als Todtenpalläste, nach Aegyptischem Sinn; denn der Gottesdienst der Aegypter war schwermüthig und düster, und bezog sich auf den Tod. Auch das Andenken des Memnon ward als ein Trauerfest begangen. So sind also seine Grabmähler die Plätze seiner Ver-

ehrung; und nach jener Analogie tritt Memnon in die Reihe der Aethiopischen und Aegyptischen Götter, oder wenigstens Heroen, ein. Dieß Alles ist von dem Verf. mit seltener Gelehrsamkeit durchgeführt. Sagen wir zu viel, daß dadurch neue Strahlen in das Aegyptische Alterthum fallen? In dem zweyten Abschnitt, über die Bildsäule des Memnon, wird besonders die Sage von dem Ton untersucht, den diese Statue beym Aufgang der Sonne hören ließ. Der Verf. sucht zu erweisen, daß diese Sage nicht aus dem hohen Alterthum abstamme, sondern erst in der Römischen Periode entstanden sey. Dionysius Periegetes sey der älteste Zeuge dafür. Nach ihm mehrere. Es sey also wahrscheinlich eine, in diesen Zeiten entstandene, Gauckeley der Priester gewesen. Hr. J. hat dieß sehr wahrscheinlich gemacht, wenn gleich immer übrig bleibt, daß aus dem Stillschweigen der Schriftsteller nicht sofort auf das Nichtdaseyn einer Sache geschlossen werden kann. Auch wäre es immer möglich, daß eine allegorische Sage dabey zum Grunde läge. An den Füßen der Statue, welche für die des Memnon gehalten wird (bekanntlich ist die Sache zweifelhaft, und mit Recht läßt Hr. J. sie unentschieden, da wohl erst von der zweyten Lieferung des großen Französischen Werks über Aegypten hier Licht zu erwarten steht), befinden sich bekanntlich mehrere, zum Theil Griechische, zum Theil Lateinische, Inschriften, von Personen, welche bezeugen, daß sie den Ton der Memnons-Statue gehört haben. Sie sind in der Abschrift von Pocock corrumpirt. Mit der Wiederherstellung von diesen beschäftigt sich der dritte Abschnitt. Es sind 15 Inschriften, welche Hr. J. critisch behandelt. Wie sehr er hier in seinem Felde war, brauchen wir wohl nicht erst durch Beyspiele zu zeigen.

Wien.

Unterricht über die Obstbaumzucht für die Landleute. Von dem kaiserl. königl. Hof- und Gerichts-Advocaten, der sämtlichen Rechte Doctoren, Franz Ritter Edeln von Heintl. 1810. S. 131. Auf Kosten des Verfassers.

Hr. v. Heintl fährt fort, das Publicum mit populären Schriften zu beschenken, woran man nicht die gute Absicht des Verf. allein, sondern auch seine mannigfaltigen Kenntnisse und die Gabe, sie für Ungelehrte zweckmäßig vorzutragen, erkennen und schätzen muß. Dergleichen Schriften können nun freylich, schon ihrer Natur nach, keine vollständige, aus allen Tiefen der Theorie ergründete, Lehrbücher seyn; sondern sie sollen vielmehr nur Anstoß werden, einzelne Kenntnisse gemeiner machen, und im Allgemeinen belehren: aber diese Bestimmung erfüllt auch das gegenwärtige kleine Buch über die Obst-Baumzucht in vorzüglicher Maße. Mit Vergnügen empfehlen wir es also, ohne darum jedoch allen einzelnen Meinungen des Verf. beyzutreten, als z. B. S. 13 "der Stock ist der Pflanzen Magen". "In dem Marke ist der Sitz des Baumlebens". "Die Baumsäfte bewegen sich in einem Kreislaufe", oder wenn in der Lehre von der Veredlung nicht von dem Grundsatze ausgegangen wird, daß der Stamm, auf dem die Veredlung geschieht, nur den Boden des aufgesetzten edeln Reises oder Auges ausmache, dieses dann aber den Stamm, wovon es genommen, nur fortsetze", u. d. m.

Aus einem verzeihlichen Irrthum sind S. 1366 Z. 5 von unten die Worte beygefügt, "vor seinem Abgange nach Danzig".

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

152. Stück.

Den 23. September 1811.

Paris.

Itinéraire de Paris à Jérusalem, et de Jérusalem à Paris, en allant par la Grèce, et revenant par l'Egypte, la Barbarie, et l'Espagne. Par *F. A. de Chateaubriand*. Tome premier. p. I . . . CX, 1 . . . 277 in Octav, mit einer von Lapie für die Reise gestochenen Karte. Bey Lenorman 1811.

Diesen wegen seiner Frömmigkeit ehrwürdigen Mann haben wir erst aus dieser Reise recht kennen und von vielen Seiten schätzen gelernt. Mit seiner Wahrheitsliebe vereiniget sich hier ein gelehrter Forschergeist, mit critischer, ruhiger Erwägung der Nachrichten. Der Rec. erwartete nicht, in der Introduction solche gelehrte Kenntnisse anzutreffen; denn diese enthält zwey Aufsätze: Premier Mémoire, die Geschichte von Sparta und Athen, die Zeiten herunter, von August an, unter den Griechischen Kaisern, und den Einfällen der Barbaren; die nicht geringern Verheerungen durch

die westlichen Barbaren, die Normannen, die Kreuzzüge, die Griechischen kleinen Tyrannen, die Venediger. Eine Aufzählung der Nachrichten von dem Zustande der Griechen und ihres Landes, von den gesammelten und gedruckten Reisen und Alterthumsnachrichten bis auf unsere Zeiten: eine zwar kurze, aber vollständige, litterärische Notiz, wenn man noch weiter hin S. 116, 124, vergleicht. Zuverlässig ist seine Aussage, daß die Mainotten keine Abkömmlinge von den alten Spartanern, sondern von Sclavoniern sind, die sich von den Zeiten Michaels des III. im IX. Jahrhunderte an im Peloponneß verbreitet haben, S. XXVIII f., und daß Mistra nicht auf der Stelle des alten Sparta gelegen ist. Von einheimischen und von den aus Westen sich ansiedelnden Familien, welche eine Zahl kleiner Herrschaften in Griechenland errichteten, ist mehr vernichtet worden, als von allen früheren Barbaren. Als der letzte Plünderer wird Lord Elgin betrachtet. Man vergl. S. 203. — Belehrend ist die Anführung von dem, was die Reisenden seit Martin Crusius, als noch vorhanden zu ihrer Zeit, gesehen haben, und die ganze Folge von den neuern Reisen nach Athen, und Beschreibungen des Landes, wie sie auf einander gefolgt sind, mit Urtheilen begleitet, wenn gleich das Verzeichniß nicht vollständig ist: über Stuart, Le Roi, Pars, Sayer, ist er nicht völlig unterrichtet. Zu dem Litterärischen gehört noch die Stelle II. Band S. 3. — S. LXXVI Second Mémoire: über die Zuverlässigkeit der Christlichen Erzählungen (traditions) zu Jerusalem. Er leitet sie aus drey Quellen ab: aus der Geschichte, aus der Religion, und aus den Localitäten; und hat sie ausgeführt bis zur größten Wahrscheinlichkeit.

Doch man eilt zur Reise selbst, und hat man sie einmahl mit ihm angetreten, so ist es nicht möglich, den Verf. zu verlassen; so hinreißend ist die ganze Erzählung: Die schönste, und doch natürliche, ungekünstelte, Sprache: ein Talent der Darstellung, der Mittheilung seiner Ansichten, seiner Gefühle, als wenigen Schriftstellern zu Theil geworden ist. Neue Auffindungen und Entdeckungen sind das nicht, was man suchen soll, aber Betrachtungen und Empfindungen, welche überraschen und ergreifen. Diese lassen sich in keinem Auszug, durch keine Andeutung, mittheilen. Gern gestehen wir, daß sie (der Sache und der Natur nach) häufig wiederkommen: Es ist die Topik: der Wechsel der Dinge, die Nichtigkeit von Allem, was unter der Sonne ist, die Vergänglichkeit von irdischer Größe jeder Art, auch des Talentes und der Kunst. Man wird durch den Verf. in sich zurück, in die ernste Betrachtung, gezogen; und bereits Griechenland gibt hier Stoff auf jedem Schritte.

Daß die Reise (sie ward im Julius 1806 angetreten) von Paris aus über Griechenland nach Palästina geht, also noch eine Art von Pilgerreise ist, lehrt schon die Aufschrift. Der Weg war genommen über Mailand, Venedig, Triest. Das Schiff landete zu Modon am westlichen Ende von Morea; dann ging der Reisende auf Coron, von da auf Tripolizza. Ueber die Lage von Messene, oder Ithome, wird die Bemerkung aus Ansicht gemacht: es könne nicht auf dem Berge, sondern bloß an dem Berge gelegen haben, und auch hier bewähre sich die von Lechevalier gemachte Bemerkung über den Wettlauf Achills und Hectors vor Troja, daß τρις Πριαμοιο πολιν περι (Il. 22, 165) devant Troie zu übersetzen sey, nicht autour

de Troie, S. 45. — Der wichtigste Theil ist nun die Seitenreise nach Sparta, welches nicht auf der Stelle von Misitra, sondern weiter östlich gelegen haben muß, wo jezt Ruinen von Magura gezeigt werden: eine wüste Gegend! Reise über Korinth und Megara auf Athen, wo der Verf. von Fauvel bewirthet wird. Ergriffen von seinem Gefühl, seiner Kunstbegeisterung, nimmt man lebhaften Antheil an Allem, zu dessen Beschauung er uns, in Begleitung des zu Athen einheimischen Fauvel, in der Stadt und den Ruinen herumführt: eine wahre περιήγησις! — Ueberall blickt der Eifer für den Ruhm seiner Nation hervor, auch in dem, was sie für Athen und die Griechen gethan hat. Und das ist billig! jede Nation muß ihre Würde erkennen: so muß es aber auch der Deutschen Nation gestattet seyn, daß sie ihren eignen Werth zu wägen und zu schätzen weiß, et nos aliquod nomenque decusque gessimus! Die Lebhaftigkeit, mit welcher die beiden Franzosen einander begrüßen, ist hinreißend; Fragen über Fragen, Paris, Athen, betreffend: mais bientôt Paris fut oublié, et Athènes prit totalement le dessus — Des Merkwürdigen kömmt Manches vor: aber es muß an seiner Stelle gelesen werden. — Nur Einiges, was sich auch einzeln sagen läßt: Die bittern Weine, die man im Alterthum bereits durch das Pech bewirkte, verursacht man jetzt durch Tannenzapfen, S. 177. — Vom Pnyx, dem Hügel, wo die Volksversammlung war, etwas Genaueres S. 184. — Noch in keinem Reisenden fanden wir so nachdrücklich die Wirkung der reinen Luft auf die Aussichten und Landschaften Griechenlands, so wie Asiens, bemerkt; auch

die schöne Farbe der Felsen, der Ruinen, der Denkmähler, von der Ferne her: dieß ist doch ein Umstand, der sehr in Betrachtung kömmt, und von dem zum Theil auch die Ueberzeugung abhängt: alle alte Kunstwerke verlieren, so bald sie von ihrer Stelle entfernt werden: Ce n'est que la lumière qui fait ressortir la delicatesse de certaines lignes et de certaines couleurs: or cette lumière venant à manquer sous un autre ciel s. w. Schon das Ensemble ist nicht mehr, von welchem die Hauptwirkung abhängt, S. 203 f. Hiezu kömmt: "Und jetzt, unter den elenden, von Barbaren tyrannisirten Griechen diese Denkmähler zu sehen"! wie sehr muß dieß den Genuß vermindern! — Auch macht er aufmerksam auf die Auswahl des Platzes, der Lage, und der Aussicht der Gebäude der Alten, die selbst zur Vergrösserung der Ansicht so viel beyträgt, S. 199. — Iliß und andere gepriesene Flüsse sind jetzt ohne Wasser: es möge wohl in der Länge der Zeit von den Bergen so viel Sand und Steine herbeygeführet seyn, daß der Strom sich unter diesem Schutt einen Weg gemacht hat, S. 210. — Abreise des Verf. nach der Insel Zea, wo das Fahrzeug zur fernern Fahrt besprochen war. — (Von den übrigen beiden Bänden in folgenden Blättern.)

Frankfurt am Main.

In der Jägerschen Buchhandlung: Artistisch-topographische Beschreibung des Panorama's der Stadt Frankfurt und der umliegenden Gegend. Gemalt von dem Maler Morgenstern, junior, daselbst. Nebst einer planimetrischen Abbildung dieses Gemäldes. 1811. X und 35 S. in Octav.

Der Anblick eines Panorama von London, welches vor zehn Jahren in Frankfurt aufgestellt war, erregte in dem Mahler Morgenstern den Gedanken, eine Ansicht seiner Vaterstadt in einem ähnlichen Gemählde darzustellen. Die größte Schwierigkeit bey diesem Unternehmen war, einen glücklichen Standpunct für das aufzunehmende Gemählde zu finden; da aber Hr. M. ein anderes meisterhaftes Panorama von Wien zu sehen Gelegenheit hatte, so wählte er einen ähnlichen Standpunct auf dem Thurm der dasigen Katharinenkirche. Auf der Gallerie dieses Thurms, 130 Werkschuhe über der Straße, und etwa 146 über dem Wasserspiegel des Mains, hat nun der Künstler die Ansicht der Stadt mit allen daselbst sichtbaren öffentlichen Plätzen, Straßen und jeden Gebäuden, so wie die umliegende Gegend, mit unermüdetem Fleiße und größter Genauigkeit aufgenommen. Er entwarf zuerst eine sehr genaue Skizze, und übertrug diese auf die Bildfläche des Gemähldes ins Große. Diese ist über 150 Fuß ins Runde lang, 22 Fuß hoch, und hält also im Ganzen über 3300 Quadratschuhe Frankfurter Werkmaß. Die Farben sind mit Oehl aufgetragen; aber um denselben den Glanz zu benehmen, welchen sie, um zu täuschen, nicht haben dürfen, ist die Leinwand mit Papier überzogen, anstatt wie gewöhnlich grundirt zu seyn. Hr. M. hat alles gleichfertig (alla prima) gemahlt; die zahlreichen Gruppen und einzelnen Figuren sind von seinem Freunde, Hrn. Will, aus Schwerin, einem Schüler des Giovanni Casanova zu Dresden, ausgeführt. Nun folgt die Beschreibung des Panorama's oder Rundgemähldes, dessen Beleuchtung an einem schönen Sommertage zwischen 10 bis 12 Uhr genom-

men ist. Der Anblick desselben muß sehr interessant seyn, besonders mit dem Buche des Verfassers in der Hand, der seine Beschreibung mit mannigfaltigen Betrachtungen und historischen Bemerkungen verflochten hat. Um ganz Sachsenhausen mit einem Theile der Brücke und des Mainflusses zu übersehen, wovon auf dem eigentlichen Standpuncte, auf der Galerie des Thurmes, weniger zu sehen war, hat der Künstler den Standpunct hier 20 Fuß höher genommen. Allein diese Freyheit möchte wohl nicht vertheidigt werden können, obgleich mehrere berühmte Theatermahler sich ihrer bedient haben. Eine ähnliche Freyheit hat sich der Mahler an einem andern Orte genommen (S. 11). Von den Figuren, welche Hr. Wilk gemahlt hat, findet man S. 12 folgende Nachricht. "Die Grundfläche der nah gelegenen öffentlichen Plätze und Straßen gibt dem Historienmahler Wilk, einem Fremden, der vor zwey Jahren nach Frankfurt kam, den größten Spielraum, mit Auftritten aus den Scenen des öffentlichen Lebens, oft wahren Portraiten, zu vergnügen. Wir erblicken den Wagen des Fürsten Primas, vor ihm die beiden Läufer, den Steinweg heranfahren, während auf dem Roßmarkte ein so eben angekommenes Französisches Bataillon mit Billeten, um gastfreundliche Aufnahme zu finden, sich durch die Straßen vertheilt; die Hauptwache aber, von der Nähe des Fürsten allarmirt, ins Gewehr tritt. Hinter dem schönen Gebäude der Hauptwache ist die Garnison in militärischen Uebungen begriffen. Die Grenadiere stehen ausruhend; die Füßeliere sind im Begriff, eine Schwenkung auszuführen, und die

Voltigeurs chargiren. Mit besonderm Witz und Laune sind die umstehenden Zuschauer in einzelnen Gruppen behandelt". Nachdem der Verfasser alle Ansichten von allen Seiten beschrieben hat, bemerkt er, daß die Zahl der Figuren 2205, der Wagen 145, und der Thiere 762 ist. Rec. erlaubt sich hier noch ein paar Anmerkungen über die Structur der Panoramen im Allgemeinen. Daß die Darstellung so vieler Gegenstände unter der horizontalen Linie, und ihre Uebertragung von einer kleinen Skizze auf eine so große Fläche viele Schwierigkeiten habe, wird Jeder leicht einsehen. Um aber die Hauptsache, nähmlich die Täuschung, so groß, wie möglich, zu machen, ist es durchaus nothwendig, daß dem Beschauer die zwey Ränder des Umkreises verborgen werden. Und dieß kann man nicht anders bewirken, als wenn man ihn durch eine Brustwehre hindert, bis auf den Grund zu blicken, und durch ein hervorstehendes Dach den freyen Himmel über sich zu sehen. So bald man dieses genau beobachtet, und das Gemählde treu ausgeführt hat, so kann das Auge keine Vergleichungen anstellen, und muß, sey es auch noch so geübt, getäuscht werden. Gern hätten wir gewünscht, zu erfahren, ob der Künstler auf diesen wichtigen Punct Rücksicht genommen, und wie er die Illusion hervorzubringen sich bemüht hat. Noch müssen wir bemerken, daß der Verfasser der Beschreibung Hr. Hundeshagen ist, dessen Arbeiten über die vaterländische Kunst, vorzüglich über den Pallast des Kaisers Barbarossa, der Rec. mit großem Verlangen entgegen sieht.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

153. Stück.

Den 26. September 1811.

Paris.

Itinéraire de Paris à Jérusalem et de Jérusalem à Paris — par *F. A. de Chateaubriand*, *Tome second* (s. das vorhergehende St. S. 1513). In diesem zweyten Bande tritt der fromme Pilger seine Reise nach Jerusalem an, von der Insel Zea aus, über den Archipel, Chio, Smyrna, auf Constantinopel, von da das Schiff der Pilger nach dem heiligen Grabe jährlich abzugehen pflegt. Des Merkwürdigen, das nicht bereits von andern Reisenden bemerkt wäre, konnte Chateaubriand freylich wenig geben. Von Smyrna aus, beschloß er, den Weg zu Lande nach Constantinopel zu machen, um die Ruinen von Troja in Augenschein zu nehmen; allein der Betrug des Wegweisers, die Beschwerlichkeit und Unsicherheit des Weges, zwangen ihn, eine andere Straße, mehr östlich nach dem Granicus zu, über denselben nach Echelle oder den Hafen Mikalizza an dem Propontis, zu nehmen, und von da nach Constantinopel überzusetzen. Er ging mit dem Schiffe, das Pilger nach Syrien führte,

längs der Küste zwischen Natolien. Seine Gefühle, wie er bey Troja vorbeyfuhr, lieset man mit Mitgefühl S. 76. Von der grossen Gemüthsbewegung, in die ihn der Anblick in der Nähe versetzte, verließ ihn das Fieber, von welchem er eben einen Anfall hatte. — Die Fahrt ging ununterbrochen längs der Küste von Asien herunter auf Rhodus, und von da auf Jaffa, wo gelandet ward. — Die Erzählung erhält forthin eine düstere Farbe durch die Gegenstände und Ansichten des Pilgers. Obgleich Tasso seinem Gedächtnisse gegenwärtig war, so gut, als vorhin Homer, Virgil und andere Dichter: so ist es doch nicht mehr der heitere Griechische Himmel, die blühende Griechische Phantasie und Dichtermythe. Mit der Verödung und Verarmung vereiniget sich mönchische geistlose Fabeley. Die Frömmigkeit leitet den Verf. zur Anführung von Stellen aus der Bibel, aus Massillon und Bossuet. Am Ende wird es eine Geschichte nach dem Evangelium, erläutert durch Denkmähler (histoire expliquée par les événemens, wie Montucon's). Es nähert sich Vieles mehr der trockenen Oerterbeschreibung, wie sie sich in allen den Reisen ins heilige Land findet. Die Schwierigkeiten, Gefahren, Mißhandlungen durch die Habsucht der Türken s. w. begleiten jeden Schritt. Das Merkwürdige besteht in der Nomenclatur der aus der Bibel bekannten Plätze. Dem Rec. bleibt also wenig daraus anzuführen.

Im Ordenshause einiger Klosterbrüder, das noch zu Jaffa sich erhalten hat, erhielt der Pilger Aufnahme, Unterricht für seine Reise auf Jerusalem und verständige Einrichtung. Rama. Bethlehem: im Betsaal des heil. Hieronymus, der hier lebte, haben sich noch einige Gemählde erhalten. S. 161. —

Die Wißbegierde trieb unsern Pilger, ehe er noch die heilige Stadt besah, zur Reise nach dem todten Meere. Dieser Theil der Reise (S. 167 f.) verdient eine besondere Aufmerksamkeit wegen verschiedener Forschungen über streitige Naturgegenstände, insonderheit in Beziehung auf die Analyse des Wassers. Das Solanum Sodomeum. Der jetzt so unansehnliche Strom des Jordan. Chateaubriand's Characterisirung der Araber und ihrer Frauen ist günstiger, als bey andern Reisenden, S. 200 f. — Endlich folget Jerusalem selbst: Besuch des heil. Grabes und aller für die Pilger merkwürdigen Plätze, welche im Werke selbst quatrième Partie S. 210 f. gelesen werden muß. Ein Verzeichniß, mit Beurtheilung der vorigen Reisebeschreibung, gehet voraus. — Der traurige Anblick des Thals Josaphat stimmt das Gemüthe zur Vorstellung von der Versammlung der Todten an dieser Stelle (S. 256 f.). Der traurige Bach Cedron. Der Oehlberg; acht Oliven-Bäume vom höchsten Alterthum. Der Baum ist beynahe so gut als unsterblich, denn er erneuert sich aus seiner Wurzel; es ist also gar nicht unglaublich, daß der heilige Oehl-Baum zu Athen so alt, als die Stadt, seyn konnte. — Von S. 279 an folget ein Auszug der Geschichte von Jerusalem, die Jahrhunderte herunter bis auf jetzt: eine Uebersicht, welche viel zu denken gibt. Die Kreuzzüge werden in ein vortheilhafteres Licht gestellt S. 292 f. Der Krieg gegen die Saracenen, behauptet der Verf., war gerecht, weil sie ihrer Seits in Spanien und bis in Frankreich vorgedrungen waren. Unbegreiflich, wie ein so milder, frommer Character eine solche Rechtfertigung aufstellen kann, welche die gefährlichsten Anwendungen nach sich ziehen müßte! — Den Kriegs-

zügen der Franken hielt er auch für einen Vortheil und Folge jener Kriege. — Die Stadt Jerusalem ist siebenzehn Mahl eingenommen und geplündert worden, S. 306; man kann sich also die jetzige Aussicht denken. — Der Umfang ihres Gebietes in verschiedenen Zeiten. — Uebersicht des Zustandes der Juden seit der Zerstörung, S. 317 f.: eine natürliche Folge vieler zusammenstoßenden Ursachen, der Lage, des Characters des Volks, der Religionsvorurtheile, der den Römern gewöhnlichen schlechten Behandlung der Provinzen, und der unausbleiblichen wilden Verzweiflung der Einwohner der Provinzen, die verarmen und veröden mußten, um den verderblichen Luxus der Hauptstadt zu nähren. — Eine neue, auch von Andern, und zuletzt von Seetzen, bestätigte, Bemerkung, wie reif Alles in den Türkischen Provinzen zur völligen Revolution sey (S. 337). — Eine Durchreise der Gegend und nahe liegenden Plätze der Stadt ist von S. 341 an nachzusehen. — Die so genannten Gräber der Könige, mit den steinernen Thüren: genauer geprüft, nach den verschiedenen Meinungen; Chateaubriand hat die eigne Meinung, es sey die Ruine der Grabgewölbe des Herodes, nicht des Großen, sondern des Tetrarchen, Herodes. Daß es ein Bau der Helena von Adiabene sey, war bisher die wahrscheinlichste Meinung. — Lesenswürdig ist, was über die verschiedenen Bauarten der noch stehenden Ruinen von Ch. bemerkt wird S. 351 f.; er unterscheidet sechs Arten: eine völlig Hebräische, eine Griechische und Römische aus den früheren Zeiten (der Asmonäer und Herodes. Der zweyte Tempel); eine andere aus den spätern, bereits Christlichen, Zeiten der Römer und Griechen, Ara-

tische und Mahrische Denkmähler; Gothische unter den Fränkischen Königen; und Türkische Gebäude. Die durch die Zeiten erfolgten Veränderungen an dem heiligen Grabe. Die darin gebaute Moschee sey aus dem frühern Stil der Bauart der Araber, aus den Zeiten der ersten Dynastie der Kalifen, und diese sey eine Nachbildung der Aegyptischen: eine denkwürdige Bemerkung! (S. 378); Ch. widerlegt die Meinung, daß alle spätere Architectur von den Griechen ausgegangen sey; vielmehr ward seit dem Christenthum durch die Arabische Bauart die Griechische verdorben; auch die Gothische Bauart, so wie alle Architectur überhaupt, und die Griechische selbst, sey aus Aegypten abgeleitet, mit den Veränderungen, welche Bedürfniß und Geschmack jedes Volks nöthig machte (S. 381). Endlich noch die Lebensweise der Klosterbrüder, die Preise des Unterhalts und der Lebensmittel, die Kosten des Aufenthalts der Pilger; die Gelderpressungen, welche die Türken an den Mönchen und Wallfahrern ausüben. Die Armuth des Klosters macht es unbegreiflich, woher es noch im Stande ist, die dürftigen Pilger zu nähren. — (Vom dritten Bande s. das folgende Blatt.)

Eben daselbst.

In der kaiserl. Druckerey: نشيد قصيدة تهاني لسعادة القيصر المعظم نابوليون سلطان فرانسا في مولد بكره سعادة ملك رومية نابوليون الثاني — Cantique à Sa Maj. Napoléon le Grand, Empereur des Français et Roi d'Italie, à l'occasion de la naissance de Son fils Napoléon II. Roi de Rome. Allégorie sur le bonheur futur de la France

et la paix de l'univers. Composée en Arabe par M. *Michel Sabbagh*, et traduite en François par M. *Silvestre de Sacy*. 1811. 35 Seiten in Quart. Zu den vielen Tausenden, welche die Geburt des Königes von Rom gefeyert haben, gesellt sich hier ein Dichter in Arabischer Zunge, die auch hier ihres alten poetischen Ruhmes nicht unwürdig erscheint. Das Gedicht besteht aus 46 Strophen, deren jede mit einem Refrain oder Chorgesang geschlossen wird, und ist als eine prophetische Vision eingekleidet. In einer Frühlingsnacht, welche der Dichter, mit sinnreicher Anspielung, die Nacht des Schicksals, ليلة القدر, nennt, sieht er einen feurigen Berg, um welchen auf sieben Hügeln sieben himmlische Jungfrauen stehen, jede eine Leyer haltend. Auf der Spitze des Berges ist ein strahlender Tempel, mit Blumen geschmückt, in welchem ein Genius durch Wage, Schwert und Lorber ausgezeichnet, hineingeht; nun erscheint ein Kind in einer Wiege von Irisblumen, dem Symbol der Hoffnung, und die himmlischen Jungfrauen singen ihm nach der Reihe sein künftiges Glück: ewigen Frieden, allgemeine Glückseligkeit, Freyheit der Handlung und der Meere, Friede und Vereinigung mit Großbritannien, allgemeine Liebe, Freude und Ergebenheit seiner Unterthanen. Der Dichter schildert, mit reicher Orientalischer Phantasie, das Glück der Zukunft noch in mehreren sinnvollen Bildern; und läßt zuletzt die Jungfrauen das Lob des Kaisers singen, die mit folgender Strophe schließen:

Die Blume lächelt vom Morgenthau,
die Pflanzen erfreut das Regengewölk:
so belebt Deine Liebe jedes Herz;
in jedem Munde tönet Dein Ruhm.

Uebrigens ist dieser Gesang nicht nach den Regeln und Formen der altarabischen Dichtkunst verfaßt, sondern der Verfasser, selbst ein Christ, scheint die christlichen Hymnen sich zum Muster genommen zu haben; Auch die Aussprache nähert sich der gewöhnlichen Umgangssprache. Daß die nebenstehende Uebersetzung des Hrn. de Sacy den Sinn getreu darlege, bedarf kaum einer Bemerkung.

Edinburgh.

(Fortsetzung der S. 1509 abgebrochenen Anzeige der Pathology of the Membrane of the Larynx and Bronchia. By *John Cheyne* etc.

Häufig fand der Verf. Kinder, die den Tag über heiser waren und husteten, in dem frühern Theil der Nacht durch einen ununterbrochenen, streng bellenden, Husten gestört. Einige der Inspirationen auf jeden Anfall von Husten waren krähend, höchst schwierig, croupartig. Das Gesicht sah dann sehr erhitzt aus. Zwischen den Hustenanfällen war das Athmen fast natürlich. Das Fieber war nicht bedeutend. Bald nach Mitternacht ließ jener heftige Paroxysmus gewöhnlich nach. Stieg er aufs höchste, so minderte ein Brechmittel das Leiden gar sehr, und Rückfälle verhinderte ein freyer Gebrauch des Calomel. Dieser krampfartige (?) Croup, Ferriar's falscher Croup, des Verfassers Meinung nach, finde sich in den Familien, welche dem echten Croup unterworfen sind, entstehe von der gewöhnlichen Ursache desselben, sey herrschend bey der diesem günstigen Witterung, befalle die Kinder, welche vorher diesen hatten, in der Nachtzeit, wie dieser, gehe in ihn oft über. Von diesen Merkmahlen der Identität schließt der Verf., daß dieser Zustand nur eine Varietät des Croup

ist (welche Aerzte oft verkennen, zu leicht nehmen, und den Zeitraum möglicher Hülfe vorübergehen lassen. Er ist derselben Natur, als der echte Croup, erfordert dessen Heilmittel. Irreführend und untröstend sind die Benennungen krampfartiger, falscher Croup. Eher sollte man den Nahmen einführen, schleichend, versteckt heranrückender Croup. Auf ihn die Aufmerksamkeit der Aerzte und Familien zu ziehen, ist sehr wichtig. Tiefe Heiserkeit bey leichten catarrhalischen Zufällen, und Wohlbefinden den Tag über, und des Nachts solche Anfälle, sind seine characteristischen Zeichen). Der Verfasser fürchtet, daß wir nicht in allen Fällen fähig sind, mit hinlänglicher Genauigkeit auszumitteln, ob der mildern Behandlung allein zu vertrauen ist, ob er gleich sie durch eine besondere Art des Hustens unterscheiden zu können meint. Er hält den heisern, bellenden Husten für weniger mißlich, als den gellend klingenden. Die Beschaffenheit des Athmens sey besonders zu beachten. Wenn die Respiration anhaltend leidend werde, länger, als bloß in Folge des letzten Hustenanfalls, hörbar sey, verlange er, gerufen zu werden. Dann sey es noch Zeit, einem übeln Ausgange zuvor zu kommen. (Vielleicht nicht immer, oder man schickt doch zu späte. Daher halten wir es für gerathener, wo Gefahr dieses Croup drohet, gleich eine ernsthafte Behandlung eintreten zu lassen.) Alle unglücklich verlaufende Fälle der letzten vier Jahre sehe er nur in den untern Classen, bey Vernachlässigung früher Hülfe. — (Die Fortsetzung im folgenden Stück.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. [illegible]

154. Stück.

Den 28. September 1811.

Paris.

Itinéraire de Paris à Jérusalem — par *F. A. de Chateaubriand*. *Tome troisième*. 1 ... [illegible] Seiten. Hr. Ch. erweiset dem Tasso die Ehre, die dem Virgil und Homer widerfahren ist; er nahm den Tasso in die Hand, und verglich, von Jerusalem aus, die Gegenden, wo die Gefechte, und endlich die Eroberung der Stadt, erfolget ist. Dieß gewährte ihm, und nun dem Leser des Tasso, einen eignen Genuß; man bewundert die genaue Kenntniß des Dichters, die er vom Local gehabt hat. Er erläutert, ferner, die Charactere der vorzüglichsten Streiter der Christen und der Saracenen.

Der Pilger dachte nun an seine Abreise von Jerusalem. Vorher ward er noch von den Klosterbrüdern zum Ritter des heil. Grabes geschlagen. Noch eine allgemeine Uebersicht der Stadt und Gegend, und des kläglichen Zustandes der Christen und Juden, macht den Beschluß. Das Leben der Klosterbrüder unter täglicher Furcht, Angst und Lebens-

gefahr, vergleicht er mit dem Zustande zur Zeit der Französischen Revolution (S. 48). Und damit geht die Reise nach Aegypten vor sich, von da auf Tunis, von hier auf einem Americanischen Schiffe im März 1807 nach der Bay von Gibraltar, und durch Spanien auf Bayonne nach Frankreich, wo er im May 1807 wieder ankam.

Diese Rückreise, von S. 51 an, von Jaffa zur See, war eigentlich arm an Stoff für eine Beschreibung; Hr. Ch. hat gleichwohl ein künstliches Mittel gefunden, sie, wo nicht anziehend, wie im ersten Bande, doch unterhaltend und lehrreich zu machen, und dieß durch historische Episoden, mit einer Auswahl von demjenigen, was Imagination und Gefühl heben und erregen kann: Große Bilder, große Gedanken! — Auch von Africa gibt er S. 124 f. eine Notiz von vorigen Reisebeschreibungen und Nachrichten. — Die Aussichten von Unterägypten, von der See aus, und den Nil hinauf bis Kairo. Die Pyramiden sah er nur von fern, von Kairo aus; der noch nicht abgelaufene Nil erlaubte keine Annäherung: und doch gibt er in wenig Worten eine große Ansicht. Hr. Ch. vertheidigt diese Gebäude: sie haben keinen (physischen, unmittelbaren) Nutzen gehabt, aber doch einen moralischen; wenigstens ist so viel richtig: Sey es auch, sie seyen bloß das Werk der Ruhmbegierde bey der Nachwelt, so ist doch dieser Antrieb in die Menschennatur eingesenkt, zeugt von einer veredelten Menschheit, und von erhabenem Schwung des menschlichen Geistes, dem Ehrtrieb, Erhaltung seines Andenkens nach dem Tode, und der Wunsch, auch wenn er nicht mehr ist, bewundert, oder doch Andern noch werth und geehrt zu seyn, eben so wesentlich eigen ist, als der Wunsch,

glücklich, und der noch edlere Wunsch, Andern nützlich zu seyn. Ohne Ehr- und Ruhmbegierde, was ist der Mensch! Von Alexandria erwähnt Ch. das einzige Merkwürdige, das aber schon vorhin aus Zeitschriften bekannt war, die Inschrift auf der so genannten Säule des Pompejus (S. 100 f.), aus welcher erhellet, daß sie, wenigstens die Schrift, von den Zeiten Diocletians ist; Ch. war der erste, der sie seinen Landsleuten zuführte; aber enträthselt hatten die Schrift die Engländer (sie war zuerst bekannt gemacht in Wilson's British Expedition to Egypt p. 222 (Gött. gel. Anz. 1803 S. 1652). Die Seereise war durch widrige Winde und Stürme in dem Winter sehr beschwerlich. Tunis (S. 125) und Karthago (S. 129): hier ist ein kurzer, aber geistvoller, Auszug aus der Geschichte von Karthago eingeschaltet. In den Kriegen der Karthager und der Römer, aber noch mehr in den Thaten Hannibals, werden viele treffende Bemerkungen gemacht von Größe und Ruhm der Völker und Männer; von großen Characteren, von Regulus, von Hannibal, und von Scipio: wie liebenswürdig dieser! gegen den von Hannibal (S. 139): Annibal eut toutes les distinctions, qui appartiennent à la supériorité de l'esprit et à la force du caractère; mais il manqua des hautes qualités du coeur; froid, cruel, sans entrailles, né pour renverser, et non pour fonder des Empires. — Bey der bekannten Erzählung, wie Scipio, der jüngere, Karthago in Flammen stehen sah, und in Thränen ausbrach, mit Hersage der Verse in der Iliade von Ilium: Es wird ein Tag seyn f. w., welche weiter hin auch bey dem Brande Korinths ausgesprochen wurden, macht Ch. die Anmerkung: Quel est donc

cet homme que toute l'antiquité appelle à la chute des Etats, et au spectacle des calamités des peuples? comme si rien ne pourroit être grand et tragique sans sa présence! comme si toutes les douleurs humaines étoient sous la protection du chantre de l'Ilion et de Hector! Die Erzählung wird auf die späteren Zeiten heruntergeführt, unter den Vandalen, also auch ein Character von Belisar S. 173 (aber doch etwas gekünstelt, vielleicht mit Rücksicht auf Marmontel's Belisar). Eine Topographie der Ruinen, Lage und Aussicht von Karthago gibt uns Ch. S. 167 f., und zugleich einen Beytrag zur Erläuterung der Verse in der Aeneide: Est in secessu longo locus, I, 159 f. (und zu dem Excurs. VI. der neuesten Ausgabe). Eine ein und ihr sich ehrende Episode von Saint Louis, der auf seiner zweyten Reise nach Palästina zu Tunis starb S. 197 f. Noch folget ein Anhang S. 217 f. Pieces justificatoires: I. Contract, den Chateaubriand mit dem Capitän Dimitri wegen der Ueberfahrt von Constantinopel aus mit ihm schloß, voll Schreibfehler, als Probe der Unkunde eines Griechen von seiner Sprache. II. Itinerarium a Burdigala Hierusalem usque — das schon Wesseling ans Licht gestellt hat; der Weg, den ehemahls die Pilger nahmen. III. von d'Anville Dissertation sur l'étendue de l'ancienne Jérusalem (1648, Octav, und selten). IV. Mémoire sur Tunis, vorhin noch nie gedruckt (S. To. III. S. 129).

Schneeberg.

C. Crispi Sallustii historiarum lib. III. fragmentum cum quinque aliis in Bibliotheca Parisiensi olim repertum denuo edidit Jo. Gottlieb

[illegible], AA. LL. M. et Lycei Annaemontani Rector. 1811. Octav 26 Seiten. Der Hr. Rector K. beweiset eine seltene Beharrlichkeit im Ausfüllen, Ergänzen und Aufklären von Bruchstücken alter Schriften. Vor einigen Jahren (Gött. Anz. 1807 S. 512) gab er das, einige und dreyßig Jahre vorher zu Rom neu aufgefundene, Fragment aus Livius Buch 91 neu erläutert und berichtigt heraus. Seitdem hat er sich mit den in einer Pariser Handschrift aufgefundenen Bruchstücken aus Sallust, libb. Historiarum, beschäftigt; er gedenkt sie in einer neuen Ausgabe des Fragments vom Livius verbessert ans Licht zu stellen; es sind ihrer sechs; sie sind zuerst von Janus Dousa ans Licht gestellt, dann von Mehreren, zuletzt von de Brosses, wieder abgedruckt und in die Geschichtserzählung eingewebt worden. Die ganze Litteratur hiervon hat Hr. Kr. mühsam zusammengestellt. Jetzt stellt er das Eine Sallustische Fragment wieder her. Es gehört zu dem Fechterkrieg, welchen der brave Spartacus gegen die Römer unternommen hatte; die Stellen betreffen den glücklich ausgeführten Anschlag desselben, sich, da er von dem Römischen Heer unter dem Prätor P. Varinius zwischen Anhöhen eingeschlossen war, durch eine Kriegslist in der Nachtzeit zu befreyen, im Jahre nach Erb. Roms 681. Die Worte sind sehr verstümmelt, so wie sie aus Muratori Thes. Mscr. vorangesetzt sind. Wir können für unsere Leser nur die mit gelehrtem Scharfsinn herausgebrachte Ergänzung beybringen, so wie sie mit Hülfe der Stelle Frontin's Strateg. I, 5, 22 möglich gemacht ist, welcher die Worte Sallusts vor Augen gehabt hat: Spartacus tunc suos intra *castra magnis* operi-

hus communito. Deinde fugitivi, consumptis jam alimentis, ne praedantibus ex propinquo hostis instaret, solitas militiae vigiliae stationesque et alia munia explent; secunda vigilia noctis cuncti egrediuntur. Relicto buccinatore in castris, et ad vigilum speciem procul visentibus erexerant fulta palis recentia cadavera, et crebros ignes fecerant ....midin.... rin... tu.... Das cursiv Gedruckte ist das, was ergänzt worden ist.

Edinburgh.

Fortsetzung der S. 1509 und 1528 abgebrochenen Anzeige der Pathology of the Membrane of the Larynx and Bronchia. By John Cheyne etc.

Ein Brief von Dr. Kellie zu Leith. Der echte Croup gehöre zur Ordnung der Phlegmasia, und verlange in seinen heftigeren Gestalten einen freyern Gebrauch der Lanzette, als selbst die Lungenentzündung. Dennoch sey er geneigt, einige der auffallenden Symptome der Croupanfälle von einem secundären Krampf der Muskeln der Stimmritze und des Kehlkopfs abzuleiten: einem Krampf, der von dem entzündlichen Zustand dieser Theile und der Schleimhaut der Luftröhre abhängig sey und erregt werde. Für das Daseyn dieses Krampfes spreche die eigenthümliche Weise des Athmens im Croup, die von der gewöhnlichen Dyspnöa anderer Entzündungen dieses Organs so sehr abweiche, und wiederum einigen Fällen von Asthma so ähnlich sey; so wie das schnelle Entstehen, Nachlassen und Wiederkommen der croupischen Orthopnöa; so wie die oft augenblickliche Erleichterung derselben durch ein Brechmittel, und

selbst durch ein Zustoß; so wie die Möglichkeit der willkührlichen Nachahmung des croupartigen Athmens. Dieser Ansicht gemäß, finde also im Croup Complication von Entzündung mit Krampf Statt. (Wir haben gegen diese Erklärung nicht viel zu erinnern, obgleich wir hier nicht von Complication sprechen würden, so bald man nur nie vergißt, daß durch Hebung der Entzündung der Krampf einzig nachdrücklich gestillt wird.) Die Entzündung anderer Theile hat auch nicht selten viel Krampfartiges im Gefolge. Ein hart bellender, klingender Husten, allein oder mit rasselndem, pfeifendem Athemhohlen, oder selbst mit einer anstrengenden Dyspnöa, wenn sich die Rippen und das Zwerchfell wie Blasebälge bewegen, und die Präcordia mit der Spina fast in Berührung bringen, so daß eine auffallende Höhle im Epigastrium entsteht, was ihn so oft mit großen Besorgnissen erfüllte: alles dieses mache den Character des Croup noch nicht aus. Das Pathognomische desselben sey eine eigenthümliche Art von Athmen, die ihm krampfartig scheine, in Worten nicht zu schildern sey, gesehen werden müsse. Die Rippen wären nicht so in Bewegung, als bey einer gewöhnlichen Dyspnöa, aber die Stimmritze zusammengezogen, der Kehlkopf kräftig aufwärts gezogen. Um diesen so hoch, als immer seyn kann, aufwärts zu halten, wird der Kopf möglichst rückwärts gehalten. Die Fälle, die man krampfartigen oder falschen Croup nenne, seyen ihm oft vorgekommen. Ein Grad entzündlicher Thätigkeit liege auch hier zum Grunde. Ein besserer Nahme sey, intermittirender Croup. Es finde hier kein anderer Unterschied Statt, als der zwischen Intermission und anhaltendem Verlauf, zwischen größerer und geringerer Heftigkeit der Krank-

heit. Aber selbst nach ihm geht diese Art Croup, bey der doch Krankseyn in den Zwischenzeiten Statt findet, in den anhaltenden über, erfordert dann Aderlaß, wird sehr gefährlich. Uns scheint daher die Benennung intermittirend nicht treffend. Diese intermittirenden Fälle, so wie bloßen Husten mit rasselnder Dyspnöa, habe er in den letzten Zeiten glücklich mit Calomel, in schnell sich folgenden Gaben, behandelt. Der echte anhaltende Croup der dortigen (einer jeden) Gegend verlangt ein schnelleres und kräftigeres Verfahren. Nie habe er Ursache gehabt, einen Tropfen Blut zu bereuen, den er Croupkranken entzogen habe: aber oft habe er bedauert, daß ihn Furcht und Vorurtheile Anderer abgehalten haben, noch reichlicher Blut zu lassen. Der Verlauf ist manchmahl so acut, daß mit jedem Aufschub Gefahr verbunden, und keine Zeit übrig ist, um die alterirende Wirkung des Quecksilbers abzuwarten. Ein Kind an der Brust hatte 14 Tage durch wenigstens alle 24 Stunden ein halbes Dutzend Anfälle eines recht auffallenden croupartigen Asthma zu erdulden. Zwey deutliche Anfälle beobachtete Kellie selbst binnen Einer Stunde. Blutegel, Brechmittel, Vesicatorien, waren schon ohne Erfolg angewandt, so wie Teufelsdreck mit Mohnsaft. Zwey bis drey starke Gaben von Jalappe und Calomel entleerten große Mengen von schwarzen, anklebenden, pechähnlichen Stoffen durch den Stuhlgang, und das Asthma oder Croup ward geheilt. Fünf Mahl hatte er den Croup bey einem und demselben Kinde wiederhohlt zu behandeln. So weit Kellie. — (Der Beschluß folgt nächstens.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

155. Stück.

Den 28. September 1811.

Jena.

Handbuch der Staatsweisheit oder der Politik. Ein wissenschaftlicher Versuch von Heinrich Luden. Erste Abtheilung. 1811. 432 S. Ein System der Politik, das sich als wissenschaftlicher Versuch ankündigt, kann gegenwärtig leicht den Verdacht erregen, daß man darin metaphysische Speculationen, in eine neue Terminologie eingehüllt, zu erwarten habe. Wir müssen es daher sogleich bevorworten, daß dieß hier keineswegs der Fall sey; daß vielmehr die Ideen des Verf. aus historischen Studien hervorgegangen, und durchaus in einer einfachen, Jedermann verständlichen, Sprache vorgetragen sind. Das Ganze trägt das Gepräge eines denkenden Kopfes, der die hier vorgetragenen Lehren lange vorher bey sich herumgetragen hatte, und nicht eher ans Schreiben ging, bis er mit sich selber einverstanden war. Ein System der Politik hängt nothwendig immer von der Beantwortung der Frage ab: was der Staat sey, und welche Zwecke durch ihn erreicht werden sollen? Man weiß, wie verschieden diese Fragen beantwortet sind, und welche Folgen dieß für die Wis-

senschaft hatte. Die Ansicht einer bekannten Schule, welche, indem sie Sicherheit der Personen und des Eigenthums zum einzigen Zweck des Staats machte, diesen in eine große Polizeyanstalt verwandeln wollte, ist zwar als System nirgend in die Praxis aufgenommen worden. Aber sagen wir zu viel, wenn wir behaupten, daß diese Theoretiker dennoch den Practikern, die den Staat zu einer bloßen Maschine machen wollten, trefflich in die Hände gearbeitet haben? Hr. L. ist weit entfernt, dieser Schule anzugehören; man wird sich also auch nicht wundern, daß seine Ansichten des Staats von denen der neuen Praxis gar sehr abweichen. Der Verf. geht daher gleich davon aus, zu zeigen, daß der Staat in den Bedürfnissen der Menschheit selber gegründet, nicht aber ein Institut sey, das man nach Willkühr errichten und wieder abschaffen könnte. "Aus dem Bedürfniß der Menschheit selber gehet der Staat hervor, weil der Mensch nicht bloß ein einzelnes Wesen, sondern auch ein Theil der Menschheit überhaupt ist. Wegen seiner Bestrebungen als Einzelner steht er als Feind aller Uebrigen da, so fern er fürchten muß, von ihnen darin gehemmt zu werden. Dieser Streit muß ausgeglichen werden, und kann es nur durch eine Vereinigung Mehrerer, daß sie sich gegenseitig einen bestimmten Kreis freyen (physischen und moralischen) Wirkens zugestehen, und unverletzt erhalten wollen. Daraus gehen Rechte und Eigenthum hervor. Sollen aber nun jene Zwecke erreicht werden, so ist zweyerley nothwendig. Der Mensch muß erstlich der Sicherheit seiner Rechte gewiß seyn; es muß zweytens der ihm zugestandene Kreis freyen Wirkens groß genug seyn, daß der Mensch sich innerhalb desselben ganz ausleben (sich ganz entwickeln) kann; und da er sich fort entwickelt, so muß der Kreis sich auch darnach verändern oder erweitern, daß ihm stets jene Auslebung möglich bleibe. Demnach ist ein

Staat nichts anders, als eine Vereinigung von Menschen, die unter sich eine solche Gestaltung ihrer Verhältnisse erstreben wollen, daß ihre Gesammtrechte oder ihre gemeinsame Freyheit mit gemeinsamer Kraft gegen jede Verletzung soll bewahrt werden; und daß ein jedes Mitglied der Sicherheit solcher Rechte, die ihm freye Auslebung gestatten, soll gewiß seyn können". — Wenn diese Definition des Staats sich fast einer Beschreibung nähert, so ist sie dagegen auch keine leere metaphysische Formel, und unterscheidet auch zugleich den Begriff des Staats deutlich genug von einer bloßen Polizeyanstalt. Nach der Beschaffenheit und dem Umfange der Erde und ihrer Bewohner kann es aber nicht Einen, es muß mehrere Staaten geben. Wie sollen ihre Grenzen seyn? Der Vf. antwortet: nach den Völkern. Ein Volk nähmlich ist die Gesammtheit der Individuen, welche Eine Sprache reden; und dadurch jedes für sich eine eigne Culturgestalt (Volksthümlichkeit) erhalten. Dieß schließt jedoch nicht aus, daß Ein Volk sich in mehrere Staaten theile; nur die Zusammenzwängung mehrerer Völker in Einen Staat ist widernatürlich. "Da diese Staaten, so gut wie die Individuen, sich feindlich gegen einander über stehen werden, so müssen sie mit einander in Rechtsverhältnisse treten; da aber hier kein Höherer ist, der die Sicherheit und Ordnung erhalten kann, so muß jeder Staat diese nur in seiner eignen Kraft finden; und die feindselige Natur der Staaten gegen einander kann daher niemahls aufhören. In jedem Staate aber muß eine Regierung sich bilden, wenn jene Zwecke erreicht werden sollen". (Da mithin eine Regierung ein wesentlicher Character jedes Staats ist, würde dann die obige Definition nicht noch bestimmter so lauten müssen: Eine Vereinigung von Menschen, die unter einer gemeinschaftlichen Regierung sich eine solche Gestaltung ihrer Verhältnisse

erstreben wollen, daß ꝛc.?) Daraus gehet hervor: Das Bedürfniß einer Verfassung (Bestimmung der Organisation der Regierung, ihrer Verhältnisse, sowohl zu sich selbst (in so fern sie aus mehreren besteht), als zu der Gesammtheit der Unterthanen und zu jedem Einzelnen), so wie zweytens das Bedürfniß des bürgerlichen Rechts, als Bestimmung der rechtlichen Verhältnisse der einzelnen Bürger gegen einander. Verfassung und bürgerliches Recht werden in verschiedenen Staaten verschieden seyn; sie werden aber auch nicht in denselben Staaten unverändert bleiben können; erst durch dieses Fortbilden bekommen die Gesetze selber Leben. Wie fruchtbar diese Bemerkung für das Verfahren der Regierungen ist, ergibt sich von selbst. Die Politik, als Wissenschaft, zerfällt von selbst also in zwey Theile; der erste: Verfahren der Regierung, um die Unabhängigkeit und Selbstständigkeit des Staats zu erhalten (also auswärtige Politik); der zweyte: Verfahren der Regierung, um allen Bürgern die möglichst freye Auslebung (Ausbildung) ihrer Kräfte zu sichern (also innere Politik). Diesen beiden kann noch ein dritter Theil angehängt werden: über die Organisation der Regierung, und das Verhältniß der Beamten zu einander und zum Staate (von dem Verf. für einen zweyten Band aufgespart). Der erste Theil: Verfahren des Regenten zur Sicherung der Unabhängigkeit des Staats, beginnt mit den allgemeinen Grundsätzen, hergeleitet aus der Natur des Staats unter Staaten. Das Recht zwischen Staaten entsteht aus Verträgen, und beruht lediglich auf diesen. Daraus entsteht das so genannte Völkerrecht. (Der Verf. spricht hier von dem Völkerrechte, "das man so zu nennen beliebt", d. i. von dem practischen. Dieses beruht aber gar nicht bloß auf ausdrücklichen Verträgen, sondern dem bey weitem größern Theile nach auf den zwischen den Völkern

herrschend gewordenen Maximen, und war also eine Frucht der fortschreitenden Cultur.) "Der Staat selbst kann aber auch bey diesen Verträgen dennoch seine Sicherheit nur in seiner eignen Kraft suchen; weil es keine Einrichtung gibt, noch geben kann, die sie ihm sonst verbürgte. Er kann also nicht umhin, in den andern Staaten fortdauernd Feinde zu erblicken. Seine Unabhängigkeit kann also nicht gesichert seyn, so lange noch ein fremder Staat neben ihm besteht, der ihm an Kraft überlegen wäre, oder auch nur mehrere, die es durch Vereinigung werden könnten. Daher muß der Regent streben, seinen Staat übermächtig zu machen. Er kann ihn aber darum nicht allmächtig machen wollen; weil er neben dem seinigen auch fremde Staaten wird wollen müssen. Uebermächtig aber kann der Staat auf eine doppelte Weise seyn. Entweder unmittelbar durch sich selbst; oder mittelbar, wenn die Gesammtkraft so vertheilt ist, daß kein Staat ihm gegen über steht, dem er allein nicht gleich, in Verbindung mit andern nicht überlegen wäre; und wenn alle nur in der Erhaltung eines jeden ihre eigne ungekränkte Erhaltung finden können. Die erste Annahme aber steht mit den nothwendigen Gesetzen des (politischen) Lebens im Widerspruch, weil sie das unabhängige Nebeneinanderbestehen der Staaten unmöglich macht. Mithin bleibt nichts übrig, als, die Verhältnisse so zu ordnen, daß ein jeder die eigne Unabhängigkeit nur in der Unabhängigkeit aller zu finden vermöge; was man mit einem bekannten Nahmen Gleichgewicht der Macht unter den Staaten nennt. So bleibt also den Regenten vernünftiger Weise nichts zu erstreben übrig, als das Gleichgewicht der Macht".

Wir haben bisher die Hauptglieder des Raisonnements des Verf. in ihrer Folge dargelegt, um durch den Ueberblick des Ganzen die Besorgnisse zu zer-

streuen, die aus den ersten Sätzen bey manchen Lesern entstanden seyn möchten. Denn allerdings gibt es ein Gefühl in uns, welches sich gegen den Satz empört, daß die Staaten ihrer Natur nach sich nicht anders als feindselig betrachten können. Wird denn, fragt man sich, durch die Eintheilung in Staaten das allgemeine Band der Menschheit so gänzlich aufgelöset? Bleiben neben dem politischen Interesse nicht noch andere Interessen übrig, die jenes modificiren werden? Hat nicht die Natur dafür gesorgt, daß, trotz aller Versuche des Isolirungssystems, dennoch durch die Verschiedenheit ihrer Producte die Staaten wechselseitig einander bedürfen, und ewig bedürfen werden? Geht nicht daraus, wenn auch kein rechtliches, doch natürliches, Verhältniß unter den Staaten hervor, das die Politik ihres eignen Vortheils wegen respectiren wird? Wie man aber auch hierüber denken mag, so wird das eben angeführte End-Resultat des Vf., welches das Bedürfniß eines Systems des Gleichgewichts war, die Leser bereits mit ihm ausgeführt haben. Nun entsteht aber die weitere Frage: was zu der Aufrechthaltung dieses Gleichgewichts erforderlich sey? Die Beantwortung dieser Frage hat uns weniger, als die der vorigen, befriedigt. Nach den Ideen des Verf. kann Gleichgewicht nur da bestehen, wo Gleichheit der Staaten in Rücksicht der äußern Größe ist. Der Regent müsse also suchen, einmahl, auch die übrigen Staaten unter sich zu gleicher Größe zu bringen; zweytens, selbst unter gleichen der Erste zu seyn. Wir wollen dagegen nicht einwenden, daß die Ausführung dieser Grundsätze in der wirklichen Welt, so wie sie jetzt ist, unausführbar sey, da hier unabhängig von allem wirklich Bestehenden raisonnirt wird. Aber enthält es nicht schon einen Widerspruch: unter Gleichen der Erste zu seyn? Dann ist ja schon keine Gleichheit mehr. Angenommen ferner, daß diese

Gleichheit möglich wäre, so würde damit noch nichts gewonnen seyn. Denn wo wäre die Bürgschaft, daß bey 10 gleichen Staaten sich nicht eben so gut neun gegen Einen verbänden, als bey ungleichen Staaten? Wir bemerken endlich, daß selbst bey jener Gleichheit nur eine Gleichheit der materiellen Staatskräfte erreicht wäre. Diese materielle Gleichheit entscheidet aber für sich ganz und gar nichts, da Alles auf die geistigen Kräfte ankömmt, welche die materiellen Kräfte zu benutzen wissen. Freylich muß einiges Verhältniß auch der letztern seyn; auch ein Cäsar als Herr von Genf würde nicht den Kampf mit Frankreich haben bestehen können. Aber ein allgemeiner Maßstab läßt sich gar nicht festsetzen; bestand doch das kleine Athen den Kampf mit der ungeheuern Persischen Monarchie! Mit einer solchen Gleichheit der äußern Größe wäre also noch gar nichts gewonnen, weil doch Alles von den geistigen Hülfsmitteln abhängt; weil also doch keine Gleichheit würde erhalten werden können. Sie ist aber auch zu der Aufrechthaltung des Gleichgewichts, d. h. der wechselseitigen Unabhängigkeit und Selbstständigkeit, durchaus nicht nöthig; und wenn wir gleich mit einem von dem Verf. citirten großen politischen Schriftsteller auch nicht behaupten wollen, daß die Ungleichheit der Staaten für den Bestand eines Staatensystems wesentlich nothwendig sey (wiewohl sich auch selbst dafür in Wahrheit Vieles sagen läßt): so sind wir doch viel weniger der entgegengesetzten Meinung, daß sie damit unvereinbarlich sey. Denn erstlich: wenn gleich die geistigen Kräfte nicht ganz von dem Regenten abhängen, so kann er doch unendlich viel dafür thun, sie bey der Nation auszubilden, um dadurch seinem Staat auch ohne Gleichheit des Gebiets dennoch Gleichheit der Macht zu verschaffen. Zweytens hängt Erhaltung des Gleichgewichts ganz eigentlich von

der Erhaltung gewisser herrschender Maximen ab, die von den Mitgliedern eines Staatensystems als politisch-moralische Maximen angenommen sind. Nähmlich die Maxime der Anerkennung des rechtmäßigen Besitzstandes. Mit andern Worten: das System des Gleichgewichts muß auf einer moralischen Basis ruhen; ohne diese ist es nichts; mit dieser steht, mit dieser fällt es. Die Polnischen Theilungen sind nicht deßhalb für Europa verderblich geworden, weil eine zu große Ungleichheit der materiellen Staatskräfte entstand; im Gegentheil können sie, von dieser Seite betrachtet, vielleicht gerechtfertigt werden; sondern darum, weil jene, in der Politik bisher als herrschend bestandene, wenn auch zuweilen verletzte, moralische Maxime dadurch umgestürzt ward. In Europa war eben dadurch ein Gleichgewichtssystem möglich geworden, weil jene Maxime herrschend geworden war; in dem Macedonischen Staatensystem konnte nie ein Gleichgewicht sich bilden, weil sie es nicht ward. Daraus eben sind die vielen falschen Raisonnements und Verspottungen dieses Systems hervorgegangen, weil man es als bloßes Zwangsmittel, ohne die Verbindung mit moralischen Ideen, betrachtete, ohne welche es ein todtes System ohne Werth wird. — Das Verfahren des Regenten zur Sicherheit der Unabhängigkeit wird nun weiter untersucht, in Beziehung auf Unterhandlungen zur Zeit des Friedens; der Rüstung zum Kampfe, sowohl zu Lande, als zur See; der Kriege, und der Wiederherstellung des Friedens. — Der erste Punct führt auf das Gesandtschaftswesen und Gesandtschaftsrechte. Der Verf., indem er von der feindseligen Natur der Staaten gegen einander ausgeht, erlaubt den Gesandten sehr viel. "Gewinnung des Regenten als Person, indem seinen Leidenschaften und Neigungen geschmeichelt wird; Einwirkung auf ihn durch Per-

sonen, die ihm theuer sind; Gewinnung seiner Räthe auf gleiche Art, durch Bestechung und andere Mittel; Trennung des Regenten und seiner Räthe, der Regierung und der Unterthanen u. s. w.: das sind Mittel, die sich der Staat durch seine Gesandten erlauben darf, wo nur sie wirken, und diese sie anzuwenden verstehen. Durch Personen, die unter den Schutz der Gesandtschaft gestellt sind, durch Schriftsteller besonders, mag auch das Heer, das Volk überhaupt, gewonnen werden". Unsere Ansicht der Sache war bisher die, daß der Wirkungskreis eines Gesandten durch seine Bestimmung beschränkt werden müsse. Er ist der Bevollmächtigte einer Regierung bey einer fremden, um bey dieser (keinesweges bey dem Volke) die Angelegenheiten der seinigen zu betreiben. Wie er bey dieser jene Geschäfte betreibt, mag eine Sache der Politik, nicht der Moral, seyn. Soll er nach Belieben über diesen Wirkungskreis hinausgehen, soll er Verrath und Aufruhr anzetteln dürfen: so tritt er mit seiner Bestimmung in Widerspruch; und das Geringste, was wir sagen können, ist, daß das Gesandtschaftswesen sich selber zerstören wird. Was aber sich selbst zerstört, widerspricht nicht bloß der Moral, sondern auch der Politik.

Der zweyte Theil betrachtet das Verfahren des Regenten im Innern zur Bewirkung allgemeiner Freyheit. Auch hier wieder zum voraus die allgemeinen Grundsätze. Die Möglichkeit, sich frey auszuleben, seine Kräfte zu entwickeln, ist, was der Einzelne vom Staat erwartet. Dieß geschieht durch Thätigkeit und Genuß. Beide können theils auf die objective Welt (sinnliche Gegenstände), theils auf den Geist selbst, wie er sich sowohl in der objectiven Welt, als in dem Leben der Menschen offenbart (das Uebersinnliche) gerichtet seyn. Die erste dieser Thätigkeiten ist die niedrigste, die andre die höchste; beide

aber sind für die Offenbarung des menschlichen Wesens (Entwickelung) gleich nothwendig. Jede menschliche Thätigkeit ist productiv, hat ein Erzeugniß zur Folge (eine Wirkung), und dieses Erzeugniß gewährt dem Menschen Genuß, der bald mehr sinnlich, bald mehr geistig seyn wird. Der Grad der Kraftentwickelung, die der Mensch auf diese Weise erreicht, ist die Stufe seiner Cultur. So entsteht also sinnliche und geistige Cultur; beide Arten aber bilden zusammen eine Gesammt-Cultur. Jeder Einzelne steht aber mit seiner Thätigkeit und seinem Genusse im Verhältniß zu den übrigen (worin, setzt der Verf. hinzu, der Grund zur Theilung der Arbeit liegt, nicht, wie Adam Smith will, im Hange zum Tauschen); die Menschen bedürfen sich wechselseitig. Zu welcher Art der Cultur der Einzelne auch Kraft und Lust fühlt: er wird suchen, unter dem Schutze des Staats dafür zu leben; aber er wird die höchste Stufe nicht erreichen können, ohne seine Bedürfnisse für seinen Ueberfluß bey Andern zu stillen. Der Staat, oder sein Verwalter und Regent, hat also dafür zu sorgen, daß, so viel möglich, eine Art der Cultur durch die andere gehoben, unterstützt, ergänzt werde. Man glaube aber nicht, daß dieses durch Befehle und Gesetze geschehen könne. Der Regent soll nur durch die Staatsverhältnisse der freyen Entwickelung aller menschlichen Kräfte seinen Unterthanen dergestalt zu Hülfe zu kommen streben, daß Alle durch das Gefühl, wie viel sie bey dieser Entwickelung der Staatsverbindung verdanken, wie zu Einer Kraft, zu Einer wahrhaftigen Volkskraft, werden. Die Regierung also soll nur veranlassen, daß alle Zweige der Cultur gefördert werden; aber bey Allem, was der Regent dafür thut, darf nie die Freyheit der einzelnen Bürger verletzt werden, die ja eben durch den Staat erhalten werden soll. Für

die Beförderung aber der Cultur, oder dafür, daß jeder Mensch als Bürger Gelegenheit finde, sich frey auszuleben, vermag die Regierung theils unmittelbar, theils mittelbar zu sorgen. Jenes entweder durch Einwirkung auf die sinnliche oder geistige Cultur, oder beide zugleich. Mittelbar entweder durch die Sicherheit im Allgemeinen, oder durch die Bestimmung der rechtlichen Verhältnisse des Staats zu den Einzelnen, oder der Einzelnen zu einander, oder endlich der Leistungen, die ein jeder Bürger zur Erhaltung des Ganzen zu übernehmen hat. Diese Eintheilung bildet zugleich die Grundlage der ganzen weitern Untersuchung, und bestimmt die Abschnitte, in welche sie zerfällt.

Wenn wir in dem ersten Theile oft von den Ansichten des Verf. abweichen mußten, so dürfen wir uns dagegen hier im Allgemeinen desto mehr zu seinen Grundsätzen bekennen. Wir haben sie deutlich genug dargelegt, um der Besorgniß vorzubauen, daß der Verf. den Regenten zu viel einräumt, daß er die Unterthanen nicht zu bloßen Maschinen in ihren Händen machen will ꝛc. Die Ausführung zeigt aber auch, daß er den Regierungen gewiß nicht zu wenig beylegt, nicht Alles etwa bloß auf einen negativen Einfluß beschränken will. Der gegenwärtige Band umfaßt aber von den zu behandelnden Gegenständen nur den unmittelbaren Einfluß der Regierungen auf die Cultur. Wir sehen es hier als den ersten großen Vorzug des Verf. an, daß er sinnliche und geistige Cultur als gleichwichtig und als unzertrennlich mit einander verbunden betrachtet, wenn die eine und die andere Werth haben soll. "Das National-Capital", heißt es vortrefflich S. 219, "ist dasjenige, welches von den Erzeugnissen der Thätigkeit" (Arbeit) beym Genusse" (der Consumption) "übrig geblieben ist, damit es die neue Thätig-

keit der Menschen verstärke, mehre, beflügle. Aber dieses Capital ist nicht bloß sinnlich, es ist auch geistig. Von der Thätigkeit der Menschen früherer Zeit sind uns nicht bloß Pflüge und Mühlenräder übrig geblieben, sondern auch viele Begriffe und Regeln, die Sinnen-Objecte zu nutzen. Ohne das Geistige, was wäre das Sinnliche"? Eine weitere Ausführung dieser Wahrheit, und zugleich genauere Bestimmungen über das Verhältniß, in welchem die Theorie des Verf. mit Adam Smith steht, wird man gleich in dem allgemeinen Raisonnement über die Beförderung der sinnlichen Cultur durch die Regierung S. 226 finden, welchen Abschnitt wir überhaupt vorzüglich der Aufmerksamkeit des Lesers empfehlen. Nun folgen die Betrachtungen über die einzelnen Hauptzweige der sinnlichen oder materiellen Cultur. Nähmlich 1) Gewinnung des rohen Stoffs; also über Ackerbau, Gartenbau, Viehzucht, Fischerey und Jagd, Waldungen und Benutzung des Meers, der Erde. Die Untersuchung von der Einwirkung der Regierung auf den Ackerbau führt natürlich auf die Freyheit des Getreidehandels. Gewundert haben wir uns, §. 101 auf den Vorschlag zu stoßen, dem etwa zu befürchtenden Mangel durch Getreide-Magazine vorzubeugen. Sollte dem Verf. die gänzliche Unmöglichkeit davon in jedem etwas großen Lande, also doch auch in seinen Staaten, unbekannt seyn? Die Waldungen wünscht der Verf. durchaus unter die unmittelbare Aufsicht der Regierung gesetzt zu sehen; nicht aber, deßhalb sie zum Eigenthum der Regierungen zu machen. — Hierauf 2) von der Bearbeitung des rohen Stoffs; also Manufacturen und Fabriken. Gegen die Grundsätze des Verf. werden auch die Anhänger des Mercantil-Systems nichts einzuwenden haben: aber freylich desto mehr gegen die Mittel.

"Die Regierung muß zu bewirken suchen, daß nichts eingebracht werde, was in unserm Lande gemacht werden könnte; und Alles kann in unserm Lande gemacht werden, zu welchem uns nicht der Stoff oder die Mittel fehlen. Aber sie muß dieß nicht zu bewirken suchen durch das Verbot fremder Einfuhr, welches nur zu Betriegereyen verführen, keineswegs aber die Hervorbringung der verbotenen Waren erzwingen würde. Sondern sie muß das Einbringen fremder Waren dadurch zu verhindern suchen, daß sie die Bürger veranlaßt, durch ihre Arbeiten den Fremden gleich zu kommen oder sie zu übertreffen; daß sie den Vaterlandsgeist stets erweckt und belebt, damit Alle darein eine Ehre setzen, durch sich selbst zu bestehen, und der Fremden immer weniger zu bedürfen". Diese Worte sprechen die Ideen des Verfassers so klar aus, daß sie keinen Commentar nöthig haben. Aber in dem, was der Verf. über den Einfluß der Regierungen auf die Industrie §. 114 sagt, können wir ihm nicht beystimmen. "Die Regierung soll das ganze Handwerks- und Fabrikwesen so unter ihre Aufsicht nehmen, daß ohne ihren Willen keine Veränderung darin vorgehen könnte. Keinem müßte erlaubt seyn, eine Fabrik oder Manufactur anzulegen, als in solcher Art, in solchem Ort, und in solcher Größe, als die Regierung nach Berechnung der Verhältnisse des Staats im Ganzen und im Einzelnen für gut findet. Kein Handwerk müßte erlernt werden dürfen, als von denen, welchen die Regierung es bewilligte, nach der vorhandenen Anzahl, der Menge der Productionen, und der Größe des Bedarfs die Nützlichkeit oder Schädlichkeit der Vermehrung desselben berechnend". Wir haben die Modificationen in dem folgenden §. 115 nicht übersehen; allein wir sind dadurch keineswegs befriedigt. Wir wollen bloß die Fragen aufwerfen:

kann eine Regierung dieß berechnen? Wo sind die Elemente dazu? Müßte sie neben der Gegenwart nicht auch die Zukunft berechnen? Würden die Uebel nicht größer werden, wie das Gute? Auch wir glauben an eine Einwirkung der Regierung bey der Ueberladung gewisser Zweige der sinnlichen oder geistigen Industrie. Allein diese Einwirkung soll sich bloß auf eine Anzeige, Warnung, beschränken; Alles Weitere ist vom Uebel. — 3) Vom Umsatz oder Handel. Hier zuerst vom Gelde, und Papiergelde. Eine vorzüglich schöne und klare Auseinandersetzung! Vom ausländischen Handel. Die so wünschenswerthe unbeschränkte Freyheit des auswärtigen Handels (nach der zum Grunde gelegten Idee des Staats wird er sich von selbst auf das beschränken, was das Vaterland nicht zu liefern vermag) wird noch doppelt dadurch beschränkt, theils weil es die Ehre des Staats erfordert, daß unsere Bürger eine gleiche Aufnahme bey den Fremden finden, als wir ihnen angedeihen lassen (eine schöne, wahre, und höchst fruchtbare Ansicht!), theils weil die Schifffahrt an und für sich von so großem Vortheil ist, so viele und große Kräfte entwickelt, daß ein Staat gewiß weit in der Cultur zurückbleiben müßte, der diese Saite des Lebens nicht zu berühren Gelegenheit hätte, und also durchaus nicht darauf Verzicht leisten kann. Sehr wahr! Man scheint aber bisher in der Politik dieß mehr dunkel gefühlt, als sich klar gesagt zu haben. Die Ansprüche eines einzelnen Volks auf Herrschaft der Meere, alleinigen Seehandel, würdigen sich also dadurch von selbst. Inländischer Handel. Was außer dem Gelde die Regierung dafür thun kann, wird sich auf Sorge für Maß und Gewicht, und Leichtigkeit der Communication durch Heerstraßen, Canäle, Posten ꝛc. beschränken. Die geistige Cultur. Die geistigen Bestrebungen der

Menschen lassen sich auf drey Zwecke zurückführen: Wissenschaft, Kunst, Religion. Also zuerst Einfluß der Regierungen auf die Wissenschaften. Mit Recht eifert der Verf. dagegen, die Wissenschaften als ganz unabhängig vom Staate zu betrachten. Sie stehen vielmehr mit ihm, mit dem ganzen Leben der Nation, in der engesten Verbindung. Daher können auch Regierungen nicht gleichgültig dabey seyn: aber sie können hier durch Befehle und Vorschriften noch viel weniger ausrichten, als bey der materiellen Cultur. Sie können und sollen durch Institute die Studien erleichtern. Ueber Gymnasien, Universitäten und Academien der Wissenschaften im Sinne des Staats. Kunst. Ueber das Nationelle der Kunst. Kunst-Academien, und einige andere Vorschläge. Religion. Nicht Religion, nur die Kirche gehet den Staat an. Aber nirgends hat die Regierung mit größerer Behutsamkeit zu Werke zu gehen, zu verhindern, daß die Staatsverhältnisse nicht mit der Kirche in Widerspruch kommen, sondern vielmehr eine größere Sanction durch sie erhalten. Der Verf. unterscheidet die Fälle, wenn entweder die Kirche nicht über unser Volk hinausgeht (wie einst bey den Juden), oder sie geht darüber hinaus, und umfaßt mehrere Völker. In welchem letztern Falle die Kirche wiederum eine zur Einheit organisirte Gesellschaft ist (wie die katholische Kirche), oder die Einheit besteht auch in gemeinschaftlichen Lehren und Satzungen. Wichtigkeit dieser verschiedenen Verhältnisse für den Staat, und daraus entspringende Folgen. Endlich: Sinnlich-geistige Cultur. Verhütung der Armuth. Oeffentliche Unterstützung der Dürftigen. Gesundheitspflege. Erziehung. Daß diese letztere National-Erziehung, Erziehung für den Staat, seyn soll in dem Sinne, daß der künftige Bürger nicht nur, sondern auch die

Bürgerinn, Alles auf das Vaterland beziehen lerne, gehet aus den obigen Grundsätzen des Verf. von selbst hervor. Daher durchaus keine bloße Privat-Erziehung. Wir müßten den Abschnitt ganz abschreiben, wenn wir alles Lesenswerthe auszeichnen wollten.

Man kann in einzelnen Ansichten anderer Meinung seyn, als der Verfasser. Aber Niemand wird es verkennen, daß seine Arbeit zu gleicher Zeit Werk des Kopfes und auch des Herzens ist. Eine stille Wehmuth scheint die vorherrschende Empfindung zu seyn, über das, was seyn sollte, und so selten ist. Daraus fließt die Theilnahme, zu welcher der Verf. den Leser fortreißt; sein Werk kam aus dem Innern seines Gemüths und seiner Ueberzeugung; wie könnte es uns ohne Theilnahme lassen?

Heiligenstadt.

Wir halten uns verpflichtet, Druckschriften von Schullehrern unsers Landes zur Bekanntmachung anzuzeigen, wenn sie auch nicht für den Plan unserer Gelehrten Anzeigen, am wenigsten zu einer verlangten Critik in unsern Blättern, geeignet sind.

Einen Versuch einer Deutschen Sprachlehre, meist nach dem ehemahligen Maßstabe der Lateinischen Grammatiken, hat der Verfasser des Folgenden gemacht: Erster Unterricht in der Deutschen Sprache; nebst Anleitung zu Denk- und Schreibübungen für Zöglinge beiderley Geschlecht, von Bernard Turin, Dr. der Philosophie, Prof. am Gymnasium zu Heiligenstadt. Bey Cramer 1811. 70 S. in Octav. Dem Lehrer selbst ist noch Manches, für die Fähigkeit der Lehrlinge verständlich und deutlich zu machen, überlassen.

Von eben demselben: Ueber Bildung und Verbildung — bey Gelegenheit der öffentlichen Prüfung 1810, Octav, enthält manche gute Bemerkung.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

156. u. 157. St.

Den 30. September 1811.

Paris.

Bey F. Schöll: Voyage de Humboldt et Bonpland. Premiere Partie. Relation historique. Atlas pittoresque. Auch unter dem speciellen Titel: *Vues de Cordilières et monumens des peuples de l'Amérique, par Alexandre de Humboldt.* Zwey Lieferungen. XIX Kupfer. Auf Velinpapier. groß Folio. 1810.

Zu den willkommensten Geschenken der Litteratur im Fache der Geographie und Geschichte gehören unstreitig diese mahlerischen Ansichten der Anden, und die historischen Untersuchungen über die Monumente der alten Americanischen Völker, welche wir dem berühmten Hrn. von Humboldt verdanken. So wie seine früheren Werke, so empfiehlt sich auch dieses durch Fleiß, Belesenheit, Eleganz der Schreibart und zweckmäßige Pracht. Auf eine Dedication an den großen Alterthumsforscher Visconti folgt eine Einleitung, in welcher der Verf. den Gesichtspunct, aus welchem man überhaupt die Monumente der alten Völker betrachten muß, angibt. Er theilt sie in zwey Classen. Zur ersten rechnet er diejeni-

gen, welche nur ein historisches, selten ein höheres Kunst-Interesse haben, und sich gegen die freye Größe vollendeter Werke wie das Buchstabiren zum Lesen, wie Stottern zum Recitiren und Declamiren, verhalten. Dahin gehören die Wunderwerke Asiens, die Denkmähler der Aegypter und die Ueberreste der Americanischen Völker in Mexico und Peru. Zu der zweyten Classe gehören diejenigen, in welchen die höchste Vollkommenheit des Ideals erscheint, und die daher den Nahmen von Kunstgebilden verdienen. Die so vielfältig verschiedene Beschaffenheit der Länder hatte den wirksamsten Einfluß auf innere und äußere Bildung, und auf die Erzeugnisse des künstlerischen Triebes. Entfernt von allen übrigen Völkern, entwickelten die Americaner ihre Cultur auf der höchsten Fläche der Erde, umringt von ungeheuerlich zusammengeschichteten Vulcanen, welche, mit ewigem Eise bekleidet, ein zwar erhabenes, aber zugleich schauerliches, schwermuthsvolles Bild gewähren. Ihre Monumente tragen daher auch alle das Gepräge der Größe, Einfalt und Stärke, wie man durch eine Ansicht der Kupfer sich überzeugen wird, mit deren Inhalte wir den Leser bekannt machen wollen. Tab. 1. 2. Büste einer Aztekischen Priesterinn. Sie ist aus Basalt verfertigt, und befindet sich im Cabinet des Hrn. Dupé zu Mexico. Dieser Gelehrte hat sich in Italien gebildet, und ganz Neuspanien durchreiset, um die Americanischen Alterthümer zu studiren. Man erwartet von ihm ein Werk über die Basreliefs an der Pyramide zu Papantla, welche er genau copirt hat. Der Kopf der Priesterinn hat einen Haarschmuck, wie man ihn an den Isisköpfen, Sphinxen und den weiblichen Gestalten an den Säulenknäufen des Tempels zu Tentyris wahrnimmt. Die auffallendste Aehnlichkeit aber hat er, nach unserm Urtheil, mit dem Camee beym

Cassie Tab. VII. n. 248. Um die Stirne läuft eine Reihe Perlen, daher Hr. v. H. glaubt, daß die Azteken mit der Küste von Californien in Verbindung gestanden haben. Das Tuch über der Brust ist seltsam verziert; die Füße sind nur angedeutet; die Augen haben keine Pupillen. 3. Ansicht des großen Platzes in der Stadt Mexico. Die Hauptstadt von Anahuac, oder das heutige Mexico, hieß ehemahls Tenochtitlan, ward 1325 auf einer kleinen Inselgruppe erbauet, und 1521 durch die Spanier zerstört. Die Stadt hat gegenwärtig 140,000 Einwohner, schöne gerade Straßen, große Palläste und freye Plätze, unter welchen der hier abgebildete der vornehmste ist. Hier stand vor Zeiten der große Tempel von Mexitli, der, wie die Pyramide der Sonne zu Babel, terrassenförmig sich erhob. Zur Rechten erblickt man den Pallast des Viceköniges von Neuspanien; im Hintergrunde ragt die Cathedrale, in einem gemischten Style erbauet, hervor. Durch die Bemühungen des Viceköniges, Marquis von Branciforte, ist der Platz seit 1803 mit einer bronzenen Ritterstatue Carls IV. verziert worden. Sie ist von Don Manuel Tolsa, einem Valencianischen Künstler, gezeichnet, modellirt und gegossen. Es ist ein Meisterstück, das 25,000 Kilogramme an Gewicht hat, und die ehemahl auf dem Vendome-Platz zu Paris befindliche Ritterstatue Ludwigs XIV. um 2 Decimeter an Höhe übertrifft. Die Figur des Königes ist vergoldet; das Pferd aber hat einen olivenfarbigen Ueberzug. Der große Platz ist mit Porphyrquadern gepflastert, aber, zur Unzufriedenheit der Einwohner, mit einem eisernen Gatter umgeben. Das Kupfer ist von Hrn. Ximeno, Director der Mahler-Academie zu Mexico, gezeichnet. Tab. 4. Natürliche Brücke zu Icononzo. Die Thäler in den Cordilleren (Crevasses) sind ungeheure Schluchten,

schroff, zerrissen und oft von einer solchen Tiefe, daß der Vesuv in ihnen stehen könnte, und doch nicht mit seinem Gipfel herausragen würde. Die Seitenwände sind mit Bäumen und üppig wucherndem Gesträuch bekleidet. Die Brücke zu Icononzo ist wahrscheinlich durch ein Erdbeben gebildet worden, indem die Schlucht zerrissen wurde, und mehrere Felsenstücke so zusammenstürzten, daß dadurch eine Brücke entstand. Sie ist $14\frac{1}{2}$ Metres lang und 12 M. 7 L. breit. Ihre Tiefe beträgt 97 M. 7 L. Unter der Brücke rauscht ein Bach, und in den Felsenritzen hausen große Fledermäuse. Tab. 5. Der Weg Quindiu in der Cordillere der Andes. Er ist sehr gefährlich und enge, und liegt in einer wilden Waldung. Man braucht, um ihn, selbst in der besten Jahrszeit, zurück zu legen, 10 bis 12 Tage, und man muß sich auf einen Monath mit Proviant versehen. Da es den Europäern sehr beschwerlich wird, ihn zu Fuße zu passiren, so lassen sie sich von abgehärteten Menschen (Cargueros) auf dem Rücken tragen. Man spricht von ihnen, wie von guten Lastthieren, und sie ziehen diese mühsame Lebensart, aus Liebe zur Freyheit und Unabhängigkeit, allen andern Beschäftigungen vor. Das Kupfer stellt den Eingang des Passes Quindiu vor, wo man in der Ferne den mit ewigem Schnee bedeckten Coloß Tolima erblickt. Tab. 6. Der Sturz des Tequendama. Die Indischen Sagen über den ehemahligen Stand der Gewässer verdienen zwar Aufmerksamkeit, werden aber keine bestimmte historische Resultate liefern. Der Tequendama stürzt sich in eine Felsenschlucht, und seine Wogen zerschellen in Silberstaub, den man in einer Entfernung von 5 Lieues, bey Santa Fé, sehen kann. Wenn die Sonne den Sturz beleuchtet, so erscheinen unzählige Regenbogen. Hr. v. H. vergleicht

die verschiedenen Wasserfälle und ihre mahlerische Wirkung mit einander. Der Sturz des Niagara liegt außerhalb den Grenzen der darstellenden Kunst. Eine ungeheure Wassermasse stürzt und stäubt von einem nackten Geklippe in einen jähen Abgrund, und das Schauderhafte der Scene wird durch das Getöse und die Umgebungen, welche aus großen, schwarzgrünen, ästereichen Tannen bestehen, die ihre weiten Arme in einander flechten, noch mehr erhöht. Der Tequendama stürzt sich ebenfalls in eine große Tiefe: allein die Ansicht wird besonsonders dadurch mahlerisch, daß die Schlucht oben nur 10 bis 12 Meter breit ist. Tab. 7. Die Pyramide von Cholula. Die verschiedenen Völker, welche vom 7. bis 12. Jahrhundert Mexico eroberten, sämmtlich aber zu Einem Stamme gehörten, sind die Urheber der Pyramiden, welche sie Teocallis, d. h. die Wohnungen der Götter, nannten. Sie haben zwar nicht einerley Größe, sind sich aber in der terrassenförmigen Structur alle gleich, und genau nach den vier Weltgegenden gerichtet. Jede Pyramide war mit einer viereckigen Mauer umgeben, welche Gärten, Springbrunnen, die Wohnungen der Priester, vielleicht auch die Niederlagen der Waffen, in sich schloß. Eine große Treppe führte zum Gipfel der Pyramide, wo in Einer oder in zwey Capellen colossale Götzenbilder standen. Im Innern der Pyramide waren die Gräber der Könige und anderer vornehmen Personen. Auffallend ist die große Aehnlichkeit, welche die Teocalli's der Mexicaner mit dem terrassenförmigen Tempel des Bel und andern Gebäuden haben. Die meisten sind noch vor der Ankunft der Tolteken, vor 648 nach Chr. errichtet. Hr. v. Humboldt beschreibt die noch vorhandenen, gibt ihre Größe an, und vergleicht sie mit

den pyramidalischen Monumenten in Asien und Africa. Die hier abgebildete, zum Theil mit Backsteinen aufgeführt, steht westlich von der Stadt Cholula an dem Wege, der nach Puebla führt. Die östliche Seite hat sich gut erhalten; das Kupfer stellt aber die Pyramide von der Abendseite dar. Die Gegend hat etwas Flaches, Einförmiges; die Vegetation ist karg, indem nur hier und da einzelne Agaven und Drachen-Bäume hervorragen. Auch liegt die Gegend auf einer großen Fläche, die 2200 Meter über das Meer erhoben ist. Der Vulcan von Orizaba macht den Hintergrund dieses Gemähldes. Die Pyramide hat vier Stufen oder Absätze, welche sich gleich sind. Die Basis ist größer, als die aller bekannten Pyramiden. Sie ist 54 Meter hoch; jede Seite der Basis ist 439 Meter lang. Sie ist also zwey Mahl so lang, als die Basis der Pyramide des Chephren, aber nicht ganz so hoch, wie die des Mycerinus. Wahrscheinlich ist sie hohl, denn als man vor acht Jahren einen Weg von Puebla nach Mexico anlegte, und ihn gerade bahnen wollte, so trug man einen Theil der Pyramide ab, und entdeckte ein mit Steinen ausgemauertes viereckiges Zimmer, mit Balken von Cypressen-Holz (Cupressus disticha), und mannigfaltigen Alterthümern, welche auf eine unverzeihliche Art zerstreut worden sind. Auf dem Gipfel der Pyramide stand ein dem Gott der Winde (Quetzalcoatl) gewidmeter Tempel; jetzt wird daselbst in einer kleinen Capelle der Nôtre dame de los Remedios Messe gelesen. Tab. 8. Ein Bruchstück der Pyramide von Cholula. Man sieht, daß Lagen von Backsteinen, die nur an der Sonne getrocknet zu seyn scheinen, mit Thonschichten abwechseln. Tab. 9 Das Monument zu Xochicalco. Der Hügel zu Xochicalco ist eine Fel-

fenmasse, der man eine kegelförmige Gestalt gegeben hat, so daß sie das Ansehen einer Terrasse von fünf Absätzen erhielt, und mit einer Mauer bekleidet werden konnte. Hr. v. H. beschreibt die noch vorhandenen Basreliefs sehr genau, und bemerkt, daß sie wahrscheinlich erst dann ausgeführt worden sind, nachdem man die Mauer, auf welcher sie sich befinden, errichtet hatte. Unter den Basreliefs erblickt man Crocodillenköpfe, welche Wasser speyen, und kleine, auf Blumen sitzende, Figuren, welche die Beine unterschlagen, und mit Indischen und Tibetanischen Götzenbildern eine gewisse Aehnlichkeit haben. Tab. 10. Der Vulcan von Cotopaxi. Daß man bis jetzt so wenig auf die äußere Form und den Umriß der Gebirge geachtet hat, da doch die ganze Gestalt für geologische Untersuchungen nicht unwichtig ist, bedauert Hr. v. H. Auch in Gilpin's mahlerischen Reisen erinnert sich Rec. ähnliche Gedanken gelesen zu haben. Der Cotopaxi ist der höchste unter den Vulcanen der Andes, welche in unsern Zeiten Feuer ausgespien haben. Seine absolute Höhe beträgt 5754 Meter = 2952 Toisen, und übertrifft also den Vesuv noch um 800 Meter, selbst wenn man ihn auf die Spitze des Pic von Teneriffa setzte. Er wird sehr gefürchtet, denn er wirft Felsen empor, welche ganze Gebirge bilden könnten. Im J. 1738 stieg die Feuersäule aus seinem Crater zur Höhe von 1900 Meter; 1744 hörte man das Getöse in seinem Innern zu Honda, in einer Entfernung von 200 Lieues; 1768 verfinsterte die Asche, welche er auswarf, die Luft so sehr, daß die Einwohner von Hambato und Tacunga am Tage mit Laternen umhergehen mußten; am fürchterlichsten wüthete er aber im J. 1803. Zwanzig Jahre lang hatte er geruhet, und weder Feuer noch Rauch ausgestoßen, als plötzlich die Eismassen um seinen Gipfel zer-

schmolzen, die schwarzen, verglaseten Laven seines Craters deutlich erschienen, und eine schauderhafte Explosion erfolgte. Er hat eine schöne Form, ähnelt einem Zuckerhuthe, ist mit ewigem Schnee bedeckt, und gewährt als ein himmelan strebender Coloß gegen das Blau des Firmaments, einen herrlichen Anblick. Tab. 11. Ein Mexicanisches Relief. Die Figuren dieses Kunstwerks haben einen ganz andern Character, als die gewöhnlichen Mexicanischen hieroglyphischen Mahlereyen. Die Umrisse, sowohl der Körper, als auch der Zierathen, sind bestimmt genug angedeutet. Die Hauptfigur scheint ein Krieger zu seyn, der mit Beute beladen heimkehrt, und zwey Sklaven zu seinen Füßen hat. Die wahre Americanische National-Physiognomie soll gut getroffen seyn. Tab. 12. a) Genealogie des Prinzen von Azcapozalco, und zwey Americanische Gemählde auf Papier, aus den Fasern der Agave Americana verfertigt. Die Aztekischen Bilder, welche Hr. v. H. der königl. Bibliothek zu Berlin verehrt hat, sind sehr wichtig, und umständlich erklärt. b) Ein Proceß, in Hieroglyphen dargestellt. Der Gebrauch, bey Processen hieroglyphische Gemählde statt der Acten vorzulegen, hat sich in Mexico selbst lange nach der Eroberung durch die Spanier erhalten. Der Streit betrifft ein Landgut, dessen Grundriß abgemahlt ist. Der Hauptweg zu demselben ist durch Fußstapfen angedeutet; an der Seite sitzen Spanische Richter, die Parteyen u. s. w. Der Nahme des Indischen Klägers ist durch einen Bogen bezeichnet, und weil der Spanier wahrscheinlich Aguaverde hieß, so hat man hinter seinen Kopf einen bläulichten Wasserstrahl gemahlt. Kleine gemahlte Zungen deuten die Sprache an. Tab. 13. Ein Aztekisches Manuscript mit Hieroglyphen, aus der Vaticanischen Bibliothek. Eine sehr gelehrte

Untersuchung über die Hieroglyphen und ihren Gebrauch gehet der Erklärung dieses wichtigen Manuscripts voran: allein der Unterschied, den der Verf. zwischen der allgemeinen oder alphabetischen, und zwischen der heiligen Sprache und Schrift festsetzt, scheint etwas schwankend zu seyn. Das Daseyn der Hieroglyphen bey den Aegyptern hatte lediglich seinen Grund im Nichtbesitze einer alphabetischen Schrift. Diese heilige Schrift schrieb also nicht mit Buchstaben, sondern mit Objecten; sie verknüpfte nicht eigentliche Subjecte, sondern nur durch Objecte dargestellte Begriffe von Gegenständen. Die Aehnlichkeit zwischen der Aethiopischen Schrift und dem Samscrit scheint nur zufällig zu seyn, und sie fällt ganz weg, wenn man bedenkt, daß das Devanagari, nach dem Zeugniß gelehrter Braminen, neuern Ursprungs ist, was auch Langles dagegen einwenden mag. Auf Jones's Hypothese, daß Aethiopier, Aegypter und Indier ursprünglich Eine Nation gewesen sind, wird zu viel gebaut, denn wenn auch im grauen Alterthum diese Völker in einem genauen Verkehr mit einander gestanden haben mögen, so waren sie dennoch ursprünglich ganz von einander getrennt. Daß durch die große religiöse Revolution in Indien, welche sich mit der Vertreibung der Buddhisten endigte, Indische Stämme nach Tibet, China, Japan, vielleicht nach der Nordwestküste von America, gewandert sind, und am Gila und Missouri sich niedergelassen haben, ist ebenfalls eine blendende Hypothese; auch haben sie gewiß nicht den Gebrauch der Hieroglyphen nach America gebracht, da die Asiaten seit den ältesten Zeiten mit Buchstaben, aber nicht mit Objecten, geschrieben haben. Alle Americanische Sprachen deuten auf ein gleiches Princip der Entstehung, und waren schriftlos; der Gebrauch einer mahlenden Schrift, welche von der Aegyptischen Hieroglyphe wesentlich

verschieden ist, entstand erst späterhin. Eine hieroglyphische Schreibart kann ferner in keine alphabetische übergehen, wie dieß Langles von der Sprache von Corea vermuthete; auch haben sich bis jetzt keine Spuren von wirklicher Schrift in America entdecken lassen. Die Existenz der Tatarischen Inschrift, welche Kalm in den Savannen von Canada will gefunden haben, ist eben so zweifelhaft, als das Daseyn der Phönicischen Inscription an einem Felsen zu Dighton in Naranganſetbei; die Copien einer so genannten Inschrift an einem Stein zu Taunton River weichen sämmtlich von einander ab, und wenn auch die Inschrift, welche der Missionär Ramon Bueno dem Hrn. v. H. mitgetheilt hat, hier aufs genaueste gestochen worden ist (T. I. p. 61), so können dennoch Zweifel gegen die Treue der Copie jenes achtungswürdigen Geistlichen entstehen. Die Abbildungen der Gestirne in den Einöden von Guaiana und andere plastische Vorstellungen der Ureinwohner America's können wir eben so wenig für Hieroglyphen halten, als die Mahlereyen der Buschmänner in ihren Felsengrotten (s. Jacob van Reenen Journal p. 23) und die Bildhauereyen der Neuholländer in der Nachbarschaft von Botanybay (s. Phillips Voyage p. 106. White's Journal p. 141). Alle diese Arbeiten sind Producte eines eisernen Fleißes und eines rohen, aber sich entwickelnden, Genies, und beweisen nur, daß Muße und Liebe zum Zierlichen in milden Himmelsstrichen selbst bey rohen Völkern die ersten Anfänge der bildenden Künste gewesen sind. Mit dem größten Interesse wird man die Nachrichten lesen, welche Hr. v. H. von den Aztekischen Gemählden mittheilt, auf welchen man eigene Zeichen wahrnimmt, welche die Gestirne, Wasser, Erde, Wind, Tag, Nacht u. s. w. andeuten. Diese Gemählde oder Manuscripte sind entweder auf Hirschhaut, oder auf Papier

aus den Fasern der Agave Americana ausgeführt. Man rollte sie nicht auf, sondern bog sie fächerartig zusammen. Ihr Inhalt ist theils religiös, theils geschichtlich. Die Manuscripte zu Veletri, Rom, Bologna und Wien sind sich fast alle gleich. Die Umrisse der Figuren erscheinen incorrect, allein die einzelnen Theile sind mühsam ausgeführt. Sinn für eine angenehme Abwechselung der Farben scheinen die Americaner gar nicht zu haben; sie sind so grell und unharmonisch aufgetragen, wie möglich. Vor dem Gebrauch der Mahlerey bedienten sich die Völker von Anahuac Fäden mit Knoten, wie noch gegenwärtig die Canadier, bis im J. 648 die Tolteken einwanderten. Sie kamen aus dem Norden, wahrscheinlich durch andere Barbaren verdrängt, und sind vielleicht die Urheber der großen Monumente, welche man im nördlichen America bewundert, und auf welchen man Cedern antrifft, deren Alter über 1300 Jahre beträgt. Merkwürdig ist die Nachricht von einem Manuscripte, das der Missionär Narcisse Gilbar unter den Panas fand, in welchem Hieroglyphen und Buchstaben existiren sollen, mit deren Erklärung aber die Indier sehr geheim thaten. Nun folgt eine Beschreibung der noch vorhandenen und bekannten Mexicanischen Manuscripte. Hr. v. H. weiß nicht, was aus der Sammlung geworden ist, welche zu London aufbewahrt, und von Purchas herausgegeben wurde, und, weil sie sich auf die Geschichte des Montezuma bezieht, sehr wichtig ist. Sollte sie vielleicht in die Bodlejanische Bibliothek zu Oxford gerathen seyn, wo man fünf Mexicanische Manuscripte aufbewahrt? (s. *Monthly Magazine* T. XI. 1801 p. 337). In der Bibliothek zu Mexico ist wenig vorhanden; und daß Boturini's Sammlung zerstreut wurde, ist ein unersetzlicher Verlust. — Tab. 14. Costume der Americaner, gemahlt von Mexicanischen Künstlern

zu den Zeiten des Montezuma, aus dem Cod. anon. 3738 der Vatican. Bibliothek. Nr. 6. auf diesem Blatte ist der unglückliche Montezuma II. Tab. 15. Aztekische Hieroglyphen, aus dem Manuscripte zu Veletri. In der Erklärung dieser Mahlereyen macht Hr. v. H. die Bemerkung, daß man in der Religion der Mexicaner keine Spur von der Verehrung des Lingam findet, und daß die Buddhisten, deren Cultus vielleicht nach dem nordwestlichen America drang, ebenfalls jenen Gegenstand verabscheuen. Tab. 16. Ansicht des Chimborazo und Carguirazo. Die schöne Beschreibung dieser staunenswürdigen Colosse leidet keinen Auszug; die Eindrücke, die Hr. v. H. beym Anblick dieser Massen empfing, weiß er auch meisterhaft in Andern zu erwecken. Tab. 17. Ein Peruanisches Monument zu Cañar. Auf der Ebene zu Assuay, welche höher als der Gipfel des Pic von Teneriffa liegt, fand Hr. v. H. einen Weg, von großen gehauenen Steinen begrenzt, den man für ein Römisches Werk halten könnte. An diesem Wege liegen die Ruinen des Pallastes des Ynca Tupayupanzi. Südlich von Assuay trifft man das hier abgebildete Monument an, welches man Ingapilca oder die Festung von Cañar nennt. Es ist mit großen Steinen zusammengesetzt, und 5 bis 6 Meter hoch. Es hat eine ovale Form. Das wilde Dickicht und Gesträuch, welches in seinem Innern wuchert, geben ihm eine mahlerische Ansicht. Tab. 18. Der Felsen Inti-Guaicu, oder die Schlucht der Sonne in der Quichua-Sprache. Ein spitz zugehauener Felsen ist mit concentrischen Ringen verziert, welche die Sonnenscheibe darstellen. Tab. 19. Ynga-Chungana in der Nähe von Cañar. Es ist eine Steinmasse, welche, ausgehöhlt, die Form eines Ruhebettes hat; an dem Rücken sind Zierathen, wie verschlungene Schlangen, angebracht. Von diesem Standpuncte

aus hatte man eine reitzende Ansicht der Gärten der Ynca's. Tab. 20. Innere Ansicht des Hauses der Ynca's zu Cañar. Die Beschreibung dieses Denkmahls ist um so wichtiger, weil sie Hrn. v. H. Gelegenheit gibt, seine Bemerkungen über die Baukunst der Peruaner mitzutheilen, welche in allen Monumenten auf dem Rücken der Cordillere, von Cuzco bis nach Cayambe, also vom 13° S. Br. bis zum Aequator, sich völlig gleich ist, und er das Monument selbst genau untersucht hat. Die Peruanische Architectur erhob sich nicht über das Bedürfniß eines Gebirgsvolkes; die Peruaner kannten keine Säulen, Pfeiler und Gewölbe. Das Monument zu Cañar ist nur mit Porphyrblöcken (Porphyre trapéen) zusammengesetzt, den man aus den großen Steinbrüchen beym See de la Calebrilla, in einer Höhe von 4000 Metern, genommen hat. Man bemerkt in diesem Gebäude nicht jene enorme Steinmassen, welche uns beym Anblick der Peruanischen Monumente zu Cuzco in Erstaunen setzen. (Acosta fand z. B. zu Traquanaco einen Stein 38 Fuß lang und 18 Fuß dick!) Hr. v. H. fand Steine von 8 Fuß Länge. Sie sind sauber geschnitten, und fast immer ohne Mörtel auf einander gelegt. Ueberhaupt findet man, daß die Peruaner den Mörtel wenig gebraucht, zuweilen aber Asphalt als Bindungsmittel angewandt haben. Die Steine passen so genau auf einander, daß man nicht einmahl ihre Lage entdecken könnte, wenn sie auch von außen glatt gearbeitet worden wären. Die Peruanischen Mauern haben mit dem Steinschnitt, den die Italiäner bugnato nennen, viele Aehnlichkeit, und gleichen dem Muro di Nerva zu Rom. Die Thüren sind 8 Fuß hoch. Die Arbeit, und die Geschicklichkeit in der Bearbeitung des Steins, setzen uns in Erstaunen; man findet Thierfiguren aus Porphyr, mit beweglichen Ringen in den Nasenlöchern.

Von dem Material, dessen sich die Peruaner bedienten, handelt Hr. v. H. aufs genaueste. Tab. 21. Ein Aztekisches Relief, gefunden auf dem großen Platz zu Mexico. Die Cathedrale zu Mexico steht auf der Stelle, wo der König Ahuizotl den Tempel im J. 1486 errichtet hatte. Die Fundamente der Cathedrale ruhen auf zahllosen Götzenbildern, Basreliefs u. s. w. Das hier Vorgestellte scheint einen Aztekischen König als Sieger abzubilden. Tab 22. Basaltfelsen und Wasserfall zu Regla. Ein sehr schönes Blatt! Die Basaltpfeiler gleichen denen zu Vivarais und Antrim. Der Wasserfall befindet sich Nordwest von Mexico 25 Lieues entfernt, zwischen den berühmten Minen von Real del Monte und den Bädern von Totonilco. Der Fluß stürzt von einer Höhe von 7 Metern hinab; zu beiden Seiten starren die Basaltpfeiler empor, auf ihrem Gipfel mit Cactus und Yucca filamentosa bewachsen. Das Plätschern und Flüstern des schnellen Gewässers, die schroffen Pfeiler, die das Gewässer verheimlichen, das Menschenleere der Gegend: — alles dieß gibt dieser Cascade einen schwermuthsvollen Anstrich.

Edinburgh.

(Beschluß der S. 1509, 1528 u. 1536 abgebrochenen Anzeige der Pathology of the Membran of the Larynx and Bronchia. By *John Cheyne* etc.

Zwey Arten von Bronchial-Polypen habe man anzunehmen. Die erste sey eine unmittelbare Folge des bey Blutspeyen in den Luftwegen stockenden Blutes; die zweyte Art habe ein reineres, weißes, Ansehen, gehe gemeiniglich in Zweige über, bestehe aus über einander gelegten Blättern, wäre oft eine feste Masse, oft, aber bey weitem nicht immer, wie Baillie behauptet, röhricht und weis dickes als die erste Art, gleiche

verdicktem Zellgewebe. Bey Seitenstich und Lungenentzündungen kamen einzelne Fälle von letzterer Art Polypen vor, doch sind sie gewöhnlich im Gefolge mehr chronischer Uebel. Catarrhalbeschwerden gehen voran, und Husten, rasselndes Athemhohlen, Engbrüstigkeit, sind in ihrer Begleitung. Kälte und Ostwind vermehren die catarrhalischen Beschwerden, und so die Masse der Polypen. Vor dem Auswurf desselben, der unter vielen Stürmen erfolgt, wird der Husten beunruhigender und tönender. 7 bis 8 Jahre trügen Kranke einen solchen Polypen mit sich herum, unter Zwischenräumen guter Gesundheit. Am öftersten entsteht das Uebel im reifen Alter. Gegen Baillie behauptet der Verf., daß diese Art Polypen von einem Entzündungszustande ihren Ursprung nehmen, analog der Crouphaut.

Von Verdickung und Ulceration der Haut des Kehlkopfes. Einige Krankheitsgeschichten erläutern dieses schreckliche Uebel, das Ch. für größten Theils scrofulös hält. 9 bis 10 Fälle kamen ihm davon vor, ohne Zusammenhang mit Lungenschwindsucht, mit der es sonst sich leicht verbindet. (Gewiß wird dieses Uebel nicht selten mit der Phthisis trachealis verwechselt, die überhaupt noch Aufklärung bedarf.) — Von der epidemischen Lungenentzündung der Kinder. Zu Leith ist sie sehr häufig unter den Kindern in jedem Winter, nur fehlte sie gerade in dem strengsten Winter von 1807. Den Verlauf bey ganz kleinen Kindern schildert der Verf. sehr genau. Das hervorstechende Symptom ist schmerzvoller Husten, so daß er Schreyen erregt, welches auf alle Bewegungen des Kindes auch erfolgt. Am Ende der Inspiration ist ein Anstrengen, das oft den Husten erregt, das Athmen unterbricht und unregelmäßig macht. Bey einem 3 bis 4 Monathe alten Kinde oft 80 bis 90 Respirationen und 200 Pulsschläge in einer Mi-

nute. An den Fingern des Kindes fühlt man oft Bewegungen von diesem Klopfen der Arterien. Die Stuhlgänge sind sehr entstellt, der Leib oft verstopft; oft finden aber heftige Leibschmerzen und Durchfall Statt. Manche Kinder sterben mit allen Symptomen der Peripneumonia notha. Bey den Zergliederungen nimmt man nicht viel wahr, nur vermehrte Thätigkeit der Bronchialhaut. Die in Gebrauch zu ziehenden Mittel sind die gewöhnlichen anderer Entzündungen der Lungen, als Brechen, Abführen, Blutlassen, Vesicatorien, warme Bäder und verdünnende Mittel, kleine Gaben Mohnsaft nach den Ausleerungen. Im Anfange leisten Brechmittel oft große Dienste, hemmen sichtbarlich den Anfall. Bey nicht sehr hoch gestiegnem Fieber habe er wiederholten Gaben von Calomel sehr vertrauet. Das Wohlthätige des Blutlassens ist hier oft so in die Augen fallend, als in der Pleuresie, aber reiches Blutlassen gerade nicht nöthig. Kinder von 6 bis 18 Monathen, von 3 bis 4 Jahren, werden schon von 1 bis 4 Blutegeln erleichtert, oft unmittelbar. Wiederhohlt müssen zu Zeiten die Blutegel gesetzt werden, die auch die Reitzung der Gedärme entfernen. Blasses Ansehen sey keine Gegenanzeige.

Peripneumonia notha, mit einem Fragezeichen. Der Verf. ist durch einen der angesehensten Schottischen Aerzte in Ungewißheit über das selbstständige Daseyn dieses Krankheitszustandes gesetzt, und die abweichenden Schilderungen der Schriftsteller scheinen seine Verlegenheit vermehrt zu haben. Er will diese vereinigen, zieht den nervosen, typhosen und putriden Character der Lungenentzündung fälschlich mit hieher, und gibt keinen genügenden Aufschluß. Er rühmt Huxham's Darstellung. Badham's eigenthümliche, treffende Ansichten und Belehrungen verkennt er so sehr, daß er sie nicht einmahl einer Prüfung unterwirft, nur mit Kälte seiner erwähnt.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

158. Stück.

Den 5. October 1811.

Göttingen.

Wir hohlen die Anzeige eines Buches nach, das eine frühere Erwähnung vor manchem andern verdiente, durch Zufall aber zurückgeblieben ist; wie es auch sonst wohl in der Welt mit dem Verdienst der Menschen und der Bücher zu gehen pflegt: Repertorium commentationum a Societatibus litterariis editarum: secundum disciplinarum ordinem digessit *J. D. Reuß.* Tomus IX. Philologia; Linguae; Scriptores Graeci; Scriptores Latini; Litterae elegantiores; Poesis; Rhetorica; Ars antiqua; Pictura; Musica. Bey Dieterich 1810. Quart 230 S. Es war von dem Verfasser seinem Schwiegervater, Collegen u. Mit-Bibliothekar, dem Prof. und Ritter Heyne, bereits im vorigen Jahre an dessen 81. Geburtstage zugeeignet. Litterärische Abhandlungen, so fern sie in den Societäts-Schriften enthalten sind, sind weniger bekannt und genutzt, als andere wissenschaftliche. Es findet sich doch hier, von S. 1 . . . 140, eine beträchtlichere Zahl, die meisten aus den Mémoires de l'Académie des Inscriptions et belles Lettres und de

l'Institut, verzeichnet, als wir aufzufinden gehofft hätten: zuerst von fast allen alten und neuern Sprachen; dann über Griechische und Lateinische Schriftsteller, nach ihren Classen, auch von critischen Bemerkungen über dieselben. Man darf nur einige Hauptschriftsteller, z. B. den Herodot, nachsehen. — Abhandlungen von Gegenständen der Aesthetik, der Poesie und der Redekunst, bis S. 173. Das Uebrige über die schönen Künste, der Alten und der Neuern, Sculptur, Mahlerey, und zuletzt die zur Musik gehörigen Abhandlungen. Die Fortsetzung und Vollendung des bereits so weit gediehenen Plans wird den Werth des bisher Erschienenen durch Erweiterung der Litteratur-Kenntniß noch sehr erweitern und erhöhen.

Sulzbach.

In des Commercienraths Seidel Kunst- und Buchhandlung: Apologie der geschichtlichen Auffassung der historischen Bücher des alten Testaments, besonders des Pentateuchs, im Gegensatz gegen die bloß mythische Deutung des letztern. Ein Beitrag zur Hermeneutik des alten Testaments von D. Gottlob Wilhelm Meyer, Professor und Archidiaconus (jetzt auch Decan und Districts-Schul-Inspector) zu Altdorf. 1811. 111 Seiten in Octav. Der Verfasser hatte gleich nach Erscheinung der de Wettischen Kritik der Israelitischen, nahmentlich der Mosaischen, Geschichte, wodurch der Pentateuch aus der Reihe uralter Geschichtquellen so gut als gänzlich ausgetilgt ward, in diesen Blättern (vergl. Gött. gel. Anz., die hier S. 5 durch einen Druckfehler Göttinger gelehrter Anzeiger genannt werden, Jahrg. 1808 Stück 21) seine Stimme dagegen erhoben; doch konnte er dort nur kurz seine Bedenklichkeiten andeuten, nicht

oder die Gründe derselben bemerken. Indeß so wohl das Interesse, das er an dem Gegenstande nahm, als die echte, von lauterer Wahrheitsliebe zeugende, Humanität, womit Hr. Prof. de Wette seinen ersten Widerspruch aufgenommen hatte, machte ihm Muth, diesen Gegenstand noch einmahl besonders zur Sprache zu bringen. Und da die nähere Beleuchtung desselben, die er anfangs für das Gablerische theologische Journal bestimmt hatte, unvermerkt etwas ausführlicher geworden war, beschloß er, sie in einer eignen kleinen Schrift dem Publicum mitzutheilen. Jedoch protestirt er auch jetzt dagegen, daß man diesem anspruchslosen Büchlein keine polemische Tendenz zuschreiben möge, welches seinem Character ganz entgegen ist; er wünscht vielmehr, daß man das rein wissenschaftliche Interesse, welches ihn bey dieser Untersuchung allein geleitet hat, nicht verkennen, und daß es ihm gelingen möge, durch diese Bemerkungen die unbefangene Erörterung einer für alttestamentliche Hermeneutik nicht unwichtigen Frage aufs neue aufzuregen. Hier kann nur mit Wenigem der Gang der Untersuchung angedeutet werden!

Der Hauptpunct, auf welchen es hier ankömmt, ist die von Hrn. de Wette entscheidend ausgesprochene Erklärung: „daß der Pentateuch als ein Ganzes lediglich eine mythische Bedeutung hat, wobey wir nirgends einen festen geschichtlichen Punct gewinnen; daß also die Geschichte Verzicht thun solle auf diesen Theil ihres Gebiets; und daß sie jene unsichere, willkührliche Methode verschmähen, aus dem mythischen Gewebe dieser Nachrichten die geschichtlichen Fäden herausfinden zu wollen". Da sich nun diese Ansicht nicht wohl durchführen läßt, ohne die Grundsätze der Interpretation der histori-

schen Bücher des A. T. überhaupt zu berücksichtigen, und ohne manche bisher ziemlich entscheidend aufgestellte Grundsätze derselben in Anspruch zu nehmen: so hielt der Verf. es für das Beßte, ehe er diese de Wettische Behauptung einer nähern Prüfung unterwarf, auf den bisherigen Standpunct der Erklärung der historischen Bücher des A. T. einen Rückblick zu werfen, und darauf hinzuweisen, wie bey Verdrängung der frühern allegorischen Interpretationsmethode die allerbuchstäblichste Erklärung der Erzählungen des A. T. an ihre Stelle trat; wie diese letztere durch Michaelis grammatisch - antiquarische Interpretationsmethode zwar bedeutend gewonnen, aber doch immer noch bey manchen einzelnen Erzählungen mit den größten Schwierigkeiten rang; bis man endlich, nach Herder's und unsers Hrn. Prof. Eichhorn's Vorgang, in deren Fußstapfen Gabler, Bauer und Andere traten, den mythischen Gesichtspunct bey den Erzählungen des A. T. auffassen, und das zum Grunde liegende Factum von der Einkleidung sondern lernte. Diese mythische Auffassung der historischen Bücher des A. T., vorzüglich des Pentateuchs, wobey man zum Grunde liegende Thatsachen, in ein mythisches Gewand gehüllt, als Inhalt dieser Bücher annahm, wird nun nach ihren Grundzügen dargestellt, und, als vollkommen angemessen der individuellen Beschaffenheit der historischen Bücher des A. T., gerechtfertigt; aber zugleich bemerkt, daß sich aus den alten Hebräischen Urkunden im mythischen Gewande zwar keine so gewisse Geschichte deduciren lasse, als aus den spätern historischen Büchern, die sich schon als Quelle einer beglaubigten Geschichte bewähren; daß sich aber doch eine wahrscheinliche Grundlage für die äl-

este Geschichte der hier berührten Völker, besonders der Hebräer, aus diesen Büchern gewinnen lasse, welche zu der spätern, mehr beglaubigten, Geschichte den Uebergang bahne, und sich an dieselbe anschließe. Zwar habe nun, fährt der Verf. fort, Hr. Dr. Vater in seinem echt-critischen Commentar über den Pentateuch gegen einzelne solche Auffassungen der historischen Mythen des A. T. Zweifel erhoben; aber er verfahre doch bloß skeptisch; und durch dieses skeptische Verfahren werde die angedeutete mythische Erklärungsmethode nicht gänzlich in Anspruch genommen, sondern nur limitirt, wobey größere Behutsamkeit und geringere Zuverlässigkeit im Entscheiden über das zum Grunde liegende Factum empfohlen werde. Ganz anders aber sey der Character der de Wettischen Ansicht vom Pentateuch. Nach Hrn. de Wette soll es nähmlich inconsequent und willkührlich seyn, bey Annahme historischer Poesie im A. T. der Poesie nichts als die Einkleidung der Facta zu geben, die Facta selbst aber nach der Geschichte zu retten; dagegen es nichts weiter als Consequenz sey, den ganzen Pentateuch vom Anfange bis zum Ende in mythischer Bedeutung zu nehmen. Diese Grundsätze, nach welchen er den Erzählungen des Pentateuch den Werth geschichtlicher, glaubwürdiger Relationen gänzlich abspricht, werden angegeben; und seine Ansicht von einem in dem Pentateuch, besonders in der Genesis und im Exodus, zum Grunde liegenden echthebräischen National-Epos, nähmlich einem Epos der Hebräischen Theocratie, welche mit der Haupt-Idee, daß der ganze Pentateuch allein in mythischer Bedeutung zu nehmen sey, in der nächsten Verbindung steht, wird, größten Theils mit Hrn.

de Wette's eigenen Worten, dargelegt. Mit S. 90 beginnt nun die Prüfung dieser de Wettischen Ansicht. Ein blosses dunkles Gefühl könne hier zu wenig entscheiden, sondern es komme hier auf Gründe an. Da nun jene allein mythische Auffassung des ganzen Pentateuchs zum Theil freylich auf der individuellen, durchaus mythischen Darstellungsweise in den einzelnen Erzählungen, zum Theil aber, und vornehmlich, auf der individuellen de Wettischen Ansicht von dem Haupt-Bestandtheil der Mosaischen Bücher, nähmlich einem hier zum Grunde liegenden Epos der Hebräischen Theokratie, beruhe: so müsse dieser letzte Punct vorzüglich näher erörtert werden, da der erstere, die mythische Darstellungsart in einzelnen Erzählungen, nicht nothwendig zur Ausschließung und Ablängnung alles Historischen, das zum Grunde liegen möchte, führt. Es wird also gefragt: ob jene Ansicht vom Pentateuch als einem Ganzen, einem planmäßig angelegten und ausgeführten Dichterwerke, als einem Epos der Hebräischen Theocratie, an welches bloß einzelne heterogene Theile angeschlossen wären, in der Sache selbst gegründet, und über jeden Vorwurf des Willkührlichen erhaben sey? Es werden gegen diese Ansicht von dem Pentateuch als einem Epos, oder vielmehr als der Ueberarbeitung eines Epos der Hebräischen Theocratie, da sie dem einfachen Character der Hebräischen Sagen und der fragmentarischen Manier des Pentateuchs im Ganzen zu wenig gemäß ist, Bedenklichkeiten erhoben; und nun erst wird an die Unanwendbarkeit der Benennung eines Epos auf den Pentateuch erinnert. Es wird darauf hingewiesen, daß die von Eichhorn vorzüglich in Umlauf gebrachte, von

Vater eigenthümlich modificirte, Vorstellung von der fragmentarischen Beschaffenheit des Pentateuchs als eines Aggregrats von einzelnen unterscheidbaren Stücken oder Urkunden, welche die Hand eines Sammlers zu einem Ganzen vereinigt hat, diesem Werke viel angemessener ist; daß aber bey dieser Ansicht die bloß mythische Auffassung des ganzen Pentateuchs keinesweges nothwendig ist; daß sich vielmehr bey derselben eine Deduction einzelner, wenn gleich nur traditioneller, wenn gleich nur wahrscheinlicher historischer, Data aus der mythischen Einkleidung, mit größtem Rechte vertheidigen läßt, indem uns hier Alles darauf führt, daß wir in diesen größten Theils mythisch dargestellten Erzählungen Tradition, wenn gleich bald mehr, bald weniger sichere, Tradition über die Geschichte der ältesten Zeiten besitzen. Und es wird nach diesen Erörterungen die Befugniß für den historischen und critischen Forscher gerechtfertigt, bescheidene Versuche anzustellen, um aus diesen Traditionen im mythischen Gewande diejenigen Thatsachen herauszufinden, die nach Wahrscheinlichkeit darin zum Grunde liegen; und solche als wahrscheinliche Grundlage für die älteste Geschichte der Hebräer als Sagengeschichte aufzustellen, die der spätern, mehr beglaubigten, Geschichte vorhergeht. Nur bleibt noch die Frage übrig: ob denn eine solche Behandlung des Pentateuchs, wie auch der übrigen historischen Bücher des A. T. von ähnlicher Einkleidung und Darstellung, nicht allein willkührlich und unhaltbar, sondern selbst inconsequent und zum Theil ungereimt zu nennen sey? Diese Vorwürfe werden S. 71 f. in allem Ernste abgelehnt; es wird dieß Verfahren gegen Einwürfe gerettet; und es wird an die

Nothwendigkeit erinnert, genauer zu bestimmen, wie fern sich dieses Verfahren, um nicht nur im Ganzen, sondern auch im Einzelnen, dem Vorwurf des Willkührlichen möglichst zu entziehen, so sicher, als möglich, begründen lasse? Dabey kömmt es auf die Frage an: wie man bey Eruirung wahrscheinlicher historischer Data aus jenen mythischen Darstellungen des Pentateuchs, die mit andern weniger mythisch klingenden Traditionen vermischt sind, und bey Aufstellung solcher Data als wahrscheinliche Grundlage für die älteste Geschichte der Hebräer so sicher und behutsam, als möglich, verfahren möge? Zur Beantwortung dieser Frage werden erstlich gewisse leitende Voraussetzungen angegeben, worauf gewisse bescheiden aufgestellte Grundsätze folgen, die aber hier nicht angedeutet werden können. Dieser Theil der vorliegenden Schrift, ein Nachtrag zu des Verfassers Hermeneutik des Alten Testaments, ist es, weßwegen sie sich zugleich als einen Beitrag zur Hermeneutik des A. T. ankündigt. Noch wird erinnert: wie fern ein solches, aus den alten mythischen Darstellungen behutsam deducirtes, historisches oder doch wahrscheinliches historisches Resultat vor dem Forum der Critik bestehen könne? und wie fern wir dadurch in der That Etwas gewinnen? und es wird zuletzt der Gewinn angedeutet, den diese in Schutz genommene historische Auffassung der mythischen Darstellungen des Pentateuchs nicht allein der Geschichte, besonders der Religionsgeschichte, sondern auch der Religion und Moral gewährt. Der Verfasser wünscht diesem Versuch eine unbefangene Prüfung.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

159. Stück.

Den 5. October 1811.

Braunschweig.

Bey Vieweg: Rechtswissenschaft des Gesetzbuchs Napoleons und der übrigen bürgerlichen Gesetzgebung des Königreichs Westphalen, von Friedrich Karl von Strombeck, Präsidenten des königl. Appellationshofes zu Celle ꝛc. Erstes Heft. 1811. 258 Seiten in Octav.

Wenn es zu den vorzüglichsten Eigenschaften eines guten Gesetzbuches gehört, allgemeine Rechtsgrundsätze in großen Ansichten festzusetzen, Vorschriften, fruchtbar an Folgerungen, aufzustellen, und nicht in das Einzelne solcher Fälle herabzusteigen, welche aus einem Rechtsgeschäfte entstehen können: so ergibt es sich zugleich, welches weite Feld der Thätigkeit des Richters offen steht. Ihm vorzüglich liegt es ob, in den Geist des Gesetzes zu dringen, und dessen Anwendung zu leiten. Bey allen gebildeten Nationen bildete sich daher neben den positiven Gesetzen ein Schatz von Grundsätzen, Entscheidungen und Wissenschaften, welcher stets als die wahre Ergänzung der Gesetzgebung ange-

sehen wurde. Jeder Beytrag hiezu, wenn er seinem Zwecke entspricht, verdient mit Dank aufgenommen zu werden. In Westfalen, beschenkt mit einem neuen bürgerlichen Gesetzbuche, mußten Beyträge dieser Art um so willkommener seyn, da durch sie vorzüglich sich eine Jurisprudenz zu bilden im Stande ist, wie sie auf gleichem Wege in Frankreich sich bereits gebildet hat, und täglich noch mehr ausgebildet wird. Vorzüglich aber mußten es die Entscheidungen der oberen Gerichtshöfe seyn, welche zu einer Ergänzung der Gesetzgebung beytrugen, und sie werden stets von dem größten Interesse, sowohl in practischer als theoretischer Hinsicht seyn, wenn sie mit sorgsamer Auswahl gesammelt, und zweckmäßig vorgetragen sind. Bloße Entscheidungen, selbst mit Gründen unterstützt, werden den oben angedeuteten Zweck nie vollständig erreichen, wenn nicht eine stete Vergleichung des Gesetzes mit den streitigen Fällen und eine möglichst vollständige Entwickelung der dabey möglichen Ansichten damit verbunden ist. So bearbeitet, erschienen schon früh in den bekannten Pfeifferschen Rechtsfällen die wichtigen und folgenreichen Entscheidungen des Appellationshofes in Cassel: eine Sammlung, deren großer Nutzen allgemein anerkannt ist. Nachdem nun auch in Celle ein zweyter Appellationshof errichtet ist, so hat sich der Hr. Präsident von Strombeck ein neues großes Verdienst um die Ausbildung der Rechtswissenschaft erworben, indem er uns mit der vorliegenden Sammlung der Entscheidungen dieses Gerichtshofes und einigen andern Abhandlungen beschenkt. Mit Recht sind sie als eine Fortsetzung der Pufendorfschen, Bülow- und Hagemannschen Sammlungen anzusehen: denn sie zeichnen sich

wie jene, sowohl in Rücksicht der Auswahl, als der Bearbeitung, auf das vortheilhafteste aus, und beurkunden aufs neue die vertraute Bekanntschaft des Verf. sowohl mit der ältern, als neuern Gesetzgebung. Das geschmackvolle Gewand, in welches diese Aufsätze gekleidet sind, zeigen es unverkennbar, daß ihr Verfasser sich nicht weniger mit den Werken eines Cicero und Quintilian, als dem eines Merlin, beschäftigt, und die stete Vergleichung der neuen Jurisprudenz mit der ältern bezeichnet die geübte Meisterhand des erfahrnen Richters fast auf jeder Seite. Doch wir eilen, unsere Leser mit dem Inhalte dieser Sammlung selbst genauer bekannt zu machen. Nach einer Einleitung über die Nothwendigkeit einer Rechtswissenschaft zur Ergänzung und Erweiterung der Gesetze, — ein Auszug aus dem Discours préliminaire du Projet de Code civil — ist ausgeführt: I. daß unter der Herrschaft des Code Napoléon, ungeachtet des Art. 1341, der Zeugenbeweis zugelassen werden kann, wenn der zu beweisende Vertrag zu einer Zeit abgeschlossen wurde, wo der Zeugenbeweis zulässig war; und daß sich das Verbot des Zeugenbeweises nicht auf Thathandlungen dritter Personen bezieht, welche nach abgeschlossenem Contract sich ereigneten. II. die Gesetzgebung Napoleons kennt keine Moratorien: da aber die französische Legislation, außer dem Code Napoléon, nicht die unsrige geworden ist, dieser aber Anstandsbriefe nicht verbietet, so steht dem Könige das Recht, Moratorien zu ertheilen, unbezweifelt zu. Anstandsbriefe können jedoch den befristeten Schuldner nicht vor den Verfolgungen auswärtiger Gläubiger sicher stellen, so bald diese außer den Grenzen des Staats, welcher das Moratorium er-

theilte, Gegenstände finden, die ihrem Schuldner gehören, und der Execution unterworfen werden können. III. Es ist dem Zwecke einer guten Justizpflege und einem Schreiben des Hrn. Justizministers angemessen, daß der Unterrichter in seinen Erkenntnissen festsetzt, ob er in erster oder letzter Instanz erkannt hat. IV. In einer Audienz der reférés kann der Richter nur einzelne provisorische Verfügungen in Fällen dringender Eile erlassen; ein förmliches Interlocut ist, als von einem ratione materiae incompetenten Richter erlassen, nichtig, und kann durch die Beruhigung der Parteyen nicht rechtskräftig werden. V. Die Strafe des Ungehorsams des nicht erschienenen Appellanten ist nach Westfälischem Rechte nicht der Verlust des Rechtsmittels, sondern nur Entbindung des Appellaten von der Instanz. Der Appellant kann also die Appellation von neuem einlegen, wenn das Fatale noch nicht abgelaufen war. VI. Bey einem Deutschen Erbpachts-Contract trägt der Pächter eines bisher steuerfrey gewesenen Grundstücks die neue constitutionsmäßige Grundsteuer. VII. Bey dem Ehescheidungs-Processe treten nach der Vorschrift des Code Napoléon andere Grundsätze ein, als bey dem gewöhnlichen gerichtlichen Verfahren. Der Proceß wird daher in der Appellations-Instanz nicht bis zur Litiscontestation zurückgeführt, und neue Beweismittel sind hier nicht mehr zulässig. — Die Vergehungen des einen Ehegatten, welche von der Beschaffenheit sind, daß sie eine Ehetrennung veranlassen können, verlieren ihren Character der Böslichkeit dadurch nicht, daß sich der beleidigte Ehegatte auch seiner Seits hat Vergehungen gegen den Beleidiger zu Schulden kommen lassen. VIII. Im Ehescheidungs-Processe hat der Beweis durch Eides-

Delation nicht Statt. IX. Im Ehescheidungsverfahren aus bestimmten Ursachen muß stets, ehe in der Hauptsache erkannt wird, ein Zulassungserkenntniß abgegeben werden, selbst dann, wenn keine zerstörliche Einreden vorgebracht sind. — Genaue Bestimmung der Einreden, worüber in dem Zulassungserkenntnisse erkannt werden muß. X. Die bösliche Verlassung kann eine Grausamkeit und harte Beleidigung, folglich eine Ehescheidungsursache, werden. In dem am Ende dieses Heftes abgedruckten Schreiben des Hrn. Justizministers Simeon scheint die malitiosa desertio als Ehescheidungsgrund gänzlich verworfen zu werden. XI. Die erlittene Ansteckung mit der Lustseuche kann, nach Beschaffenheit der Umstände, zu einer grausamen Beleidigung, folglich zu einer Ehescheidungsursache, werden. XII. Beweis, daß zwischen dem Art. 424 und 439 der Proceß-Ordnung wegen der Einlegungsfrist der requête civile kein Widerspruch obwaltet, welchen der Hr. Präsident Rosenthal in seinem Buche über den Westfälischen Proceß zu finden und so mühsam gehoben zu haben geglaubt hatte. XIII. Der Ehemann kann seine Frau durch körperlichen Zwang zu ihrer Verpflichtung, bey ihm zu wohnen, anhalten lassen. XIV. Die Urschrift der königl. Decrete und der Gesetze ist der Französische Text, woher dann dieser vor der Deutschen Uebersetzung bey vorwaltender Verschiedenheit den Vorzug haben muß. Dasselbe hat auch in Rücksicht des Code Napoléon Statt, wenn nicht eine geflissentliche Abweichung, welche nur durch die Verfassung des Staats oder bestimmte Gesetze begründet werden konnte, ersichtlich ist. XV. Die authentica si qua mulier wird nach dem neuen Rechte durch die Autorisation des Richters, nicht des Ehemannes, ersetzt. XVI. Die

Einrede der Versäumung der Nothfrist zur Einlegung der Appellation, wenn sie von dem Appellaten nicht vorgebracht ist, darf, nach den Grundsätzen sowohl des Französischen, als Westfälischen Processes, von dem Richter nicht ex officio ergänzt werden. XVII. Die Vorladungsfrist kann in allen eiligen Sachen abgekürzt werden, und die Sache selbst qualificirt sich dadurch zur summarischen Behandlung. — Entscheidung eines gelehrten Processes zwischen dem Hrn. Präsidenten Rosenthal und dem Hrn. Tribunal-Richter Oesterley, zum Vortheil des letztern. XVIII. Bey Fallimenten der Kaufleute gelten noch die bisherigen Handelsgesetze, und besonders die Concurs- und Banquerotier-Ordnungen. XIX. Auch in der Appellations-Instanz kann auf das im 259. und 260. Art. des Code Napoléon verordnete Probejahr erkannt werden, wenn dieses von dem Richter erster Instanz nicht geschehen ist.

Mit Ungeduld sieht Rec. der Fortsetzung dieser lehrreichen Sammlung entgegen.

Landshut.

Philosophische Untersuchung über den allgemeinen Verfall des menschlichen Geschlechts, von P. B. Zimmer, öffentlichem Lehrer der Theologie auf der Universität zu Landshut 1809. Th. I. S. 224. Th. II. Bd. S. 220 in Octav. Da uns der Verfasser dieses Werks schon vorher als einer der eifrigsten, und auch — was wir gern glauben wollen — geschicktesten Vertheidiger der neuesten Natur- und Identitäts-Philosophie bekannt war, so war auch unsere Aufmerksamkeit auf seine Schrift sehr gespannt, worin er einen Punct, der für diese Philosophie bey dem Verhältniß in das sie sich vom Anfang ihrer Entstehung an

gegen die Theologie gestellt hat, eben so wichtig als schwierig ist, zum Gegenstande einer eigenen Untersuchung gemacht hat. Einige Aeußerungen des Verf. in der Vorrede hätten uns zwar beynahe — doch hätten den Rec. beynahe — wieder davon zurückgeschreckt; denn da er es bis jetzt noch nicht zum Glauben an die Offenbarungen der neuesten Philosophie bringen konnte, so fürchtete er, in eine von jenen beyden Classen zu gehören, welchen nach seiner ausdrücklichen Erklärung durchaus kein Recht zukommen soll, die Schrift in Untersuchung zu nehmen, nähmlich in die Classe von jenen, welche "durch Anhalt oder Leidenschaft an einer falschen Ansicht der Dinge, welche sie Philosophie nennen, haften, und sich davon entweder aus natürlichem Unvermögen, oder durch eigene und freywillige Verblendung, nicht losmachen können". Da er jedoch hoffen zu dürfen glaubte, daß es mit ihm immer noch zu der Befreyung von der falschen Ansicht, an welcher er haften mag, kommen könnte, wenn ihm nur einmahl die wahre recht klar vor das Auge gebracht würde, und da er sich besonders bewußt ist, daß er nicht "unter die jetzt noch lebenden Zeugen der kritischen Unphilosophie" gehöre, vor denen hier namentlich gewarnt wird, so wollte er sich der Belehrung, die er hier vielleicht finden könnte, um so weniger entziehen. Um sich aber auf alle Fälle gegen jeden Einfluß seiner bisherigen Ansicht auf sein Urtheil sicher zu stellen, wird er sich hier möglichst darauf beschränken, bloß zu referiren, was er gefunden hat.

Mit [illegible] [illegible] Eindringlichkeit wird gleich S. 6 die Frage, welche in Untersuchung kommen soll, dahin bestimmt: ob [illegible] durch die Philosophie [illegible] den allgemeinen Abfall des Menschen

geschlechts eben dasselbige aussage, und daß Christenthum als Religionslehre, bloß nach seiner historischen Seite betrachtet, davon aussagt; dieß letzte aber wird sehr richtig auf die drey Puncte zurückgebracht, daß die ersten Menschen von Gott abgefallen seyen oder gesündigt hätten, daß ihre Sünde schlimme Folgen für sie, wie z. B. Krankheit, Tod, Hang zum Bösen, und das natürliche Unvermögen, diesem Hange zu widerstehen, nach sich zog, und daß eben dieselben Erscheinungen, welche an dem ersten Menschenpaare als Folgen ihrer Sünde sich äußerten, an allen Menschen hervortreten, welche auf dem natürlichen Wege der Zeugung von demselben abstammen. Wohl, meint Hr. Z., müsse dieß auch die Philosophie aussagen, "denn das Wesen der Christlichen Theologie bestehe ja eben darin, daß sie als Einheit der Philosophie und der Geschichte sich zugleich in beide Formen gestalten, und in jeder ganz vollendet seyn" — dieß soll wohl heißen: sich in jeder als Eine und eben dieselbe darstellen müsse? S. 8; doch schickt [illegible] er auch noch S. 10 bedächtlich voraus, daß das Geschichtliche an jenen drey Puncten nicht einmal philosophisch erkannt, sondern nur mittelbar durch die Philosophie bestätigt werden könne, und macht endlich S. 13 auch noch vorläufig auf die Differenz aufmerksam, die zwischen der Ansicht und Sprache des Christenthums und der Philosophie bey der völligen Uebereinstimmung beider in der Sache selbst Statt finde, indem das Christenthum, welches als Religionslehre die reale Seite ergreife, jene allgemeine Sündhaftigkeit des menschlichen Geschlechts immer als eine Sache des Irdischen oder als einen natürlichen Hang zum Sittlich-Bösen vorstelle, die Philosophie aber, welche als Wissenschaft die ideale

Seele ergriffen, eben dasselbe Uebel als Irrthum und gänzliches Mißkennen der Wahrheit bezeichnet; daher also, um die Uebereinstimmung von beiden ins Klare zu bringen, weiter nichts zu erweisen sey (S. 15), als "daß in dem gewöhnlichen Erkennen der Menschen nach der Aussage der Philosophie ein allgemeiner Irrthum Statt finde, wodurch eben dieses ihr gewöhnliches Erkennen als ein ganz nichtiges und von aller Wahrheit entfremdetes Erkennen erklärt werde".

Bey diesem Beweis läßt sich dann der Verf. S. 18, 19, zuerst einräumen, "daß die Philosophie ihrem Wesen nach nichts anders sey, als ein gewisses Erkennen Gottes in Allem, und eines jeden in Gott, oder ein durchaus und durch sich selbst gewisses Erkennen Gottes als der Einheit in der Allheit, und der Allheit in der Einheit — und deswegen ferner im Erkennen, daß nur Gottes Seyn in Allem, und eines jeden in Gott, ein wahres Seyn, dagegen alles vermeintliche Seyn außer Gott ein nichtiges Seyn, und darum ein Nichtseyn, sey, daraus — heißt es S. 19 — "folge von selbst, daß die Philosophie, als ein durchaus gewisses Erkennen, nothwendig Gottes Anschauung sey, weil nur die Anschauung ein unmittelbar und durch sich selbst, ohne einen andern Grund, gewisses Erkennen seyn kann; nur müsse sie eine sich ihrer selbst bewußte Anschauung Gottes, oder eine Anschauung seyn, die sich als solche selbst erkennt, und in dem Angeschauten den Anschauenden, und dem Anschauenden den Angeschauten sieht". Er gesteht jedoch selbst S. 21, daß er sich dieß ohne Beweis einräumen lassen müsse, weil die Möglichkeit und Wirklichkeit einer sich ihrer selbst bewußten Anschauung Gottes ihrer Natur nach unerweislich sey, indem sie wie

[illegible] als alle Beweise liege; dagegen kommt er jetzt (S. 28) desto schneller zu jenem Beweise, den er führen will, indem er sich wieder bloß einräumen läßt, daß sich das gewöhnliche Wissen und Erkennen der Menschen allgemein durch die gerade entgegengesetzten Merkmahle charakterisire. Es ist ja nur ein nichtiges und durchaus ungewisses Erkennen, das Gott bloß als getrennt vom Universum, und das Universum als getrennt von Gott, erkennt. Wenn ferner nach jener Vernunft-Anschauung nur Gott wahrhaft in Allem, und Alles nur in Gott wahrhaft ist, und deßwegen nur Gottes Seyn und das Seyn in Gott ein wahres, das Seyn außer Gott aber ein durchaus nichtiges Seyn ist, so finden wir bey dem gewöhnlichen Wissen der Menschen gerade Alles umgekehrt, und jenes nichtige Seyn der erscheinenden Dinge als das wahre und wirkliche Seyn derselben angepriesen, dagegen Gottes Seyn als wahres Seyn in Schatten gestellt, oder doch als Etwas, wovon sich weiter nichts sagen lasse, dahin gestellt. Daraus folgt dann (S. 29), daß in dem gewöhnlichen Erkennen der Menschen keine Wahrheit ist und seyn kann, und so läßt es sich also an dem Wesen der Philosophie erkennen, daß das menschliche Geschlecht mit einem allgemeinen Irrthum behaftet ist, weil ja eben dieses falsche Erkennen das gewöhnliche und allen Menschen gemeinschaftliche Erkennen ist. Da nun dieser allgemeine Irrthum der Sache nach eben dasselbe ist, was die Lehre des Christenthums als einen allgemeinen Hang des menschlichen Geschlechts zur Unsittlichkeit annimmt und darstellt, so ist es damit ausgemacht, daß auch die Philosophie der Sache nach dasjenige anerkennt, was jene mit dem Nahmen der Erbsünde bezeichnet.

Nun aber läßt sich der Verf. erst in die genauere Entwickelung und Begründung der besondern Bestandtheile dieses Beweises ein, denn nun bestimmt er S. 35 erst näher, was er unter Irrthum und irrigem Erkennen versteht: er gibt hierauf S. 36 . . . 46 den Maßstab an, woran allein erkannt werden könne, ob das Erkennen des Menschen ein wahres Erkennen, oder Irrthum sey; und weil er selbst einsieht (S. 48), daß doch die Allgemeinheit des Irrthums unter den Menschen sich nach einer strengen Logik, aus der Erfahrung nicht allein, erweisen lasse, so unternimmt er es, zu beweisen, daß der Irrthum deßwegen als allgemein angenommen werden müsse, weil in Gemäßheit der Menschwerdung des Menschen, und bey der Art, wie dieselbe nun geschieht, und vermöge der Naturordnung geschehen muß, der Irrthum der Wahrheit vorangehen müsse; allein dabey ist er so tief in das Innerste seiner Philosophie hineingekommen, daß wir ihm bey der Beschränktheit unsers Raumes nicht weiter folgen, sondern höchstens nur einige der Hauptstellen, bey denen er verweilt, ausheben dürfen.

So verweilt er zuerst bey der Bestimmung desjenigen, was der Mensch ist, und zwar, „wie er als Idee in Gott ist, und als solcher aus ihm, wie ein Radius aus dem Mittelpuncte in die Peripherie, heraustritt" — er verweilt hier mit gutem Bedacht zuerst bey der Deduction, daß der Mensch, wiewohl in einer gewissen Hinsicht sein Wesen kein anderes, als das Wesen Gottes ist, doch nicht Gott ist, und nicht Gott seyn kann. S. 49. Dieß soll daraus ganz klar hervorgehen, weil ja der Mensch, um Gott zu seyn, nicht nur sein Wesen, sondern auch seine dreyfache Form in voller Ab-

Einheit und Unbeschränktheit haben müßte, welche doch der Idee des Menschen keineswegs zukömmt; dabey wird aber gelegenheitlich das Geheimniß der dreyfachen göttlichen Urform oder der göttlichen Dreyeinigkeit schon mehrfach aufgeklärt. Das göttliche Wesen ist Eins mit der absoluten Form, und diese theilt sich nothwendig in eine ideale Formen-Zweyheit, wovon die eine nur die Form des Seyns, und die andere nur die Form des Denkens ist; "denn dadurch, daß die absolute Form sich bloß einerseits zum absoluten Seyn, und andererseits zum absoluten Denken beschränkt, entstehen in ihr und neben ihr zwey absolut relative Formen, die zwar als absolut beides, Seyn und Denken, in sich halten, aber als relativ eines offenbaren, und das andere verbergen". Die zwey relativ-absoluten Formen sind also gleichsam die zwey unendlich großen Spiegel, in deren einem sich die absolute Form als das absolute Seyn, und in dem andern als das absolute Denken erkennt. Eben daraus wird aber auch ersichtlich, daß, gleichwie die absolute Form das Princip ist, woraus die relativ-absoluten Formen hervorgehen, eben so diese zwey relativen Formen die Quelle und das Princip aller übrigen Formen, und zwar die relativ-absolute Form des Seyns das Princip der unendlich vielen Formen des Seyns, und die relativ-absolute Form des Denkens das Princip der unendlich vielen Formen des Denkens sey und seyn müsse. Daraus folgt — heißt es S. 51 — "daß die Natur durch die unendliche Vielheit der Formen-Allheit eigentlich die Offenbarung dessen sey, was die Schrift oder die Religionslehre des Christenthums das Wort und den Sohn Gottes nennt, und die Geisterwelt durch

ihre Unendlichkeit der Formen des Denkens die Offenbarung dessen, was dieselbe Religionslehre den heiligen Geist nennt. Die Natur ist somit als Allheit aller Formen des Seyns das vollkommenste Gleichniß des göttlichen Sohnes, gleichsam der Sohn des Sohnes, und verhält sich zu ihm, wie die in ihrer Ausbreitung vollendete Peripherie zu dem Mittelpuncte. Eben dasselbe gilt von der Geisterwelt als Allheit der Formen des Denkens, wodurch sie das vollkommenste Geheimniß des göttlichen Geistes ist". In etwas andern Ausdrücken wird diese nothwendige dreyfache Form des göttlichen Wesens S. 55 beschrieben, nähmlich 1) als Form der Einheit der Allheit und der Einheit (der Vater); 2) als Form der Allheit in der Einheit (der Sohn); 3) als Form der Einheit in der Allheit (der heilige Geist), und dabey wird S. 56 auch noch supplirt, daß der Mensch, als die Einheit beider Welten, die Offenbarung der Einheit der Allheit und Einheit — also des Vaters — wie die Natur die Offenbarung des Sohnes, und die Geisterwelt die Offenbarung des Geistes sey.

Bey dem Beweis der Behauptung, daß der Mensch nothwendig ein Besonderes sey, in den sich nun der Verfasser zunächst S. 54 flg. einläßt, mußte sein Hauptbestreben vorzüglich dahin gehen, und ging auch dahin, zu zeigen, daß man auch bey dem Princip, nach welchem Alles, was ist, aus Gott und durch Gott seyn soll, noch ein Besonderes, das nicht Gott ist, setzen, und somit dem gefürchteten Pantheismus ausweichen kann. Er räumt selbst ein, daß hier die Hauptschwierigkeit liege, womit die Lehre von der Schöpfung und von den Geschöpfen behaftet sey —

sucht sich dann S. 66 . . . 77 ihre Hebung durch eine nähere Bestimmung desjenigen zu erleichtern, was unter Substanz, Existenz, Wesen, Attribute und Modi zu verstehen sey — schickt auch noch S. 78 eine genauere Exposition des Satzes voran: Alles, was wahrhaftig ist, ist aus Gott und durch Gott, und bringt schon aus dieser Exposition S. 81 heraus, daß doch selbst unter der Voraussetzung: Gott ist Eins und Alles, die Besonderheiten nicht vergöttert werden. Aus weitern Erörterungen über das nothwendige Seyn der Besonderheiten in Gott und aus Gott, und über das Wie ihres Seyns S. 84 . . . 92 über das Wesen und die dreyfache Form Gottes S. 93 . . . 103, über die Schöpfung und die Geschöpfe überhaupt S. 104 . . . 123, und über den Menschen im besondern leitet er aber S. 125 auch noch dieß ab, daß der Mensch nicht nur möglicher Weise fallen und sündigen konnte, sondern daß die Möglichkeit des Falls und der Sünde schon in seiner Schöpfung nothwendig enthalten war, wiewohl er von Gott "als der vollkommenste Reflex der Gottheit, als die getroffenste Abbildung der Natur und der Geisterwelt, ja als das vollkommenste Nachbild des dreyeinigen Gottes selbst geschaffen wurde, indem er durch den leiblichen Organismus dem Sohne, durch den geistigen dem Geiste Gottes, und durch die Seele der Einheit beider, dem Vater, gleicht". Man erkennt leicht, wie lebhaft der Verf. fühlte, daß von diesem Punct in seiner ganzen Untersuchung das Meiste abhänge; aber er scheint auch das Schwierige davon am lebhaften gefühlt zu haben, denn er eilt gar zu sehr, davon wegzukommen. Seine ganze Deduction hängt er nähmlich in den folgenden Sätzen zusammen: "Der Mensch

ist seinem ewigen Ursprunge nach von Gott bloß in reine absolute Relation zu ihm selbst und zu andern Besonderheiten wirklich gesetzt. So bald aber noch andere Besonderheiten gesetzt sind, so tritt auch wenigstens die Möglichkeit ein, daß der Mensch andere Relationen eingehen und sich mit ihnen in Verbindung setzen kann. Diese Möglichkeit kann an dem Menschen so wenig ausgeschlossen werden, als das mit dem Nichts Behaftetseyn an ihm, als einem Besondern, ausgeschlossen werden kann. Daraus ist aber offenbar, daß mit dem Setzen der Möglichkeit im Menschen, mit andern Besonderheiten in wirkliche Relation zu treten, auch die Möglichkeit gesetzt sey, das absolute Verhältniß mit Gott abzubrechen, von Gott abzufallen, den Besonderheiten anzuhängen, dieß heißt, zu sündigen".

Den Beweis für den wirklichen allgemeinen Abfall der Menschen glaubt nun der Verfasser aus der Erfahrung führen zu dürfen, so wie er ihn im zweyten Theile aus der Geschichte der Philosophie, und in dem angehängten dritten aus den Aussagen der Philosophie und der Philosophen führt. Sehr gern möchten wir auch hier noch Manches auszeichnen, was uns als bedeutende — nicht gerade als neue — Ansicht des Verfassers und seiner Philosophie aufgefallen ist, und noch lieber möchten wir bey Einigem verweilen, wo wir dem selbstdenkenden und freymüthigen Untersucher, wie z. B. fast durch seinen ganzen langen Excurs von der Bestimmung des Staats und seinem Verhältniß zu der Kirche, Th. I. S. 161 .... 224, mit großem Vergnügen gefolgt sind. [illegible] dafür alles unterdrücken, was sich allenfalls über den

Stil und die Sprache des Verfassers, über das Willkührliche seiner Anordnung, über die etwas unbeholfene Manier seiner Uebergänge von dem Einen zum Andern, über seine häufigen Wiederhohlungen, vorzüglich auch über das Schneidende in einigen seiner Urtheile, und über andere kleine Fehler des Schriftstellers bemerken ließe; allein die Nothwendigkeit zwingt uns, noch Mehreres zurück zu halten, da doch der Zweck dieser Anzeige gewiß schon erreicht ist, unsere Leser mit dem Geist des Verfassers und seiner Schrift überhaupt bekannt zu machen.

Weimar.

De vita *Caroli Gotthold Lenz*, in illustri Gymnasio Gothano nuper professoris, ejusque majorum quorundam *Particula I.* — scripsit *Chr. Ludov. Lenz*, gymnasii Vinar. director. 1810. Octav. Gern hätten wir von diesem trefflichen Philologen die Lebensnachrichten auf einmahl gelesen; der Verfasser hat sie lieber als eine Schulschrift ans Licht stellen wollen, und diese haben ihr gesetztes Maß. Der Verfasser, Bruder des Verstorbenen, verlor in einem und demselben Jahre seinen Bruder, einen hoffnungsvollen Sohn und drey geliebte Schüler. Nicht ohne viele Rührung lasen wir diesen Theil seiner Erzählung. Das Leben des Verstorbenen selbst ist hier bis ans Ende seiner Schuljahre fortgeführet. Die Richtung der Studien beider Brüder auf dem Gymnasium zu Gera gewann vorzüglich durch den Eifer, welchen der Anblick und die Kenntniß guter Ausgaben von Classikern und philologischen Büchern erweckte.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

160. Stück.

Den 7. October 1811.

Gotha.

Bey Perthes: Herzog Ernst, genannt der Fromme, zu Gotha, als Mensch und Regent. Eine historische Darstellung, aus Acten und bewährten Druckschriften gezogen und mit einem Urkundenbuche herausgegeben von Johann Heinrich Gelbke, herzogl. Sachsen-Gothaischem Ober-Consistorialrathe. Erster Band. XXXII und 316 S. Zweyter Band. 304 S. Dritter Band. 300 S. in Octav. 1810. (Nebst des Herzogs Bildnisse und mehreren genealogischen Tabellen.)

Ein so biederer, rechtschaffener, einsichtsvoller und Deutsch gesinnter Fürst, als Herzog Ernst der Fromme, hätte schon lange ein seiner Verdienste würdiges Denkmahl verdient; er verdient in jeder Hinsicht eine umfassende Darstellung seines Lebens, seiner Eigenthümlichkeiten, seines Wirkens, da allerdings die besondere Bezeichnung seiner Person, nun der alte Werth des Wortes sich geändert hat, abhält, an so manche herrliche Eigenschaften seines Lebens zu denken, wie der Verf. sehr richtig bemerkt.

Zwar von seinen Regentenverdiensten ist wohl noch eher einmahl die Rede: aber, um nur Eines anzuführen, wem ist eben bekannt, was er als Krieger war, als er für die Vertheidigung seines Glaubens, seines Vaterlandes, den Degen zog? wer vermuthet wohl von dem friedliebenden Fürsten, den man bloß einem beschaulichen Leben hingegeben denkt, daß er es war, der zuerst durch die Furthen des Lechs bey Rain drang, daß er sich Pappenheim und dessen frischen Heeren bey Lützen entgegen warf, Bernhards würdiger Bruder! Doch in dem Felde sollte sein schöner Kranz nicht gewunden werden! Hr. Ober-Consistorialrath Gelbke hat nun dazu in dem vorliegenden Werke, mit löblichem, erfreuendem Fleiße (selbst einzelne Kirchenrechnungen kleiner Dörfer sind durchsucht, wie sich aus den Anmerkungen ergibt), viele höchst schätzbare Materialien zusammengetragen (ganz zureichend glauben wir sie doch nicht achten zu können; aus den innern Landesverhältnissen bleibt noch Manches zu wissen übrig, wenn der Herzog und seine Lage beurtheilt werden soll), und was wir bisher schon hatten, leserlicher und leichter übersehbar zusammengestellt. Diese Gründlichkeit ist indeß wohl an sich das Hauptverdienst der Schrift, und wenn, wie wir wohl annehmen können, die Worte der Vorrede (S. XV), "um dadurch einer geschicktern Feder Veranlassung zu geben, von diesem Fürsten ein vollkommneres und seiner Größe entsprechenderes Gemählde aufzustellen", ernstlich gemeint sind: so hat der Verf. auch kein anderes erlangen wollen. Die Eigenschaften einer historischen Darstellung, eines biographischen Gemähldes, fehlen dem Werke: einmahl, weil Alles in chronologischer Folge zusammengestellt und zerstückelt ist (wodurch die vornehmste Wirkung

der Verhandlungen oft ganz verloren geht, und nach der Erzählung des Lebens und der Thaten noch ein Anhang (Th. II. S. 153): "verschiedene Merkwürdigkeiten", die sich früher nicht wollten einschalten lassen, nothwendig geworden ist), und der Verf. geglaubt hat, seinen Stoff nicht abkürzen zu dürfen, sondern den ganzen Reichthum uns ausführlich geben zu müssen, wodurch nicht selten Weitläufigkeit, ja Auswuchs, entsteht (z. B. S. 46 die Anführung aller Unterschriften eines Vergleichs, der obendrein schon gedruckt ist; die kurzdauernde Einrichtung in Würzburg (S. 53) kann unmöglich so schematisch, wie hier, in eine Lebensbeschreibung gehören, so wenig, als die Leichenfeierlichkeiten Th. II. S. 149; wer sucht hier Th. II. S. 181 die Entwickelung der Verhältnisse als Reichsfürst gegen Kaiser und Reich! — solche Pünctlichkeit ist übertrieben). Dieser Ueberfluß, dieses Einmischen des Kleinlichen, hat sich auch dem Stil mitgetheilt, und so müssen wir überhaupt von dem Werke, als Behandlung eines geschichtlichen Gegenstandes, absehen.

So sehr wir nun auch hiernach überzeugt sind, daß der Verf., da er einmahl diese Arbeit mit Eifer und Vorliebe begonnen hatte, für die Form mehr hätte thun, und nicht bloß bey dem ersten Erforderniß des Geschichtschreibers stehen bleiben sollen: so sind wir doch eben so bereit, die Verdienste des Verf. willig anzuerkennen, und seiner Arbeit das zuzuerkennen, was er (S. XV) selbst von ihr wünscht, "eine genauere Kenntniß und eine treffendere Würdigung der Verdienste dieses unvergeßlichen Herzogs zu bewirken, und insbesondere bey dem von ihm einst beherrschten Lande das Andenken an den Regenten zu erneuern, den es — — als

den weisen Urheber der Verfassung anzusehen berechtigt ist". In der Hinsicht bleibt dasselbe ein dankbar aufzunehmender Beytrag zur Geschichte jener Zeit, der gerade jetzt sehr zweckmäßig ist und anschaulich wird, also einen der ersten Zwecke geschichtlicher Arbeiten erreicht, die Vergleichung der vergangenen Zeiten unter sich und mit den jedesmahl vorhandenen zu befördern, und für ähnliche Verhältnisse die erforderlichen Maßregeln an die Hand zu geben, also auf uns einzuwirken. (Was von Einigen wohl gar geläugnet ist, weil derselbe Zustand und die nähmliche Lage nie ganz gleich wiederkehren können, die Geschichte also keine Anleitung zum Verhalten geben könne — ein Satz, nur deßhalb aufgestellt, weil so wenig Menschen auf die Lehren der Geschichte hören, und es nun scheint, als habe sie keinen Einfluß darauf.) Auch Herzog Ernst herrschte in Zeiten großer Parteyungen, Veränderungen, Zerstörungen, blutiger, Alles umwandelnder, Kämpfe, und sollte während fortdauernder äußerer Stürme, indem sich das Volk ganz veränderte, das alles wieder gut machen, ausgleichen. Auch damahls wüthete ein fürchterliches Sittenverderbniß (nur dem Deutschen Character jener Zeit ist es wohl zuzuschreiben, daß die Wirkungen nach einem solchen Kriege, solchen Zerrüttungen fast aller Familien, besonders der ärmeren Classen der Menschen, solcher Noth und Verzweiflung, nicht noch ärger wurden) (Th. I. S. 248); auch damahls laute und gerechte Klagen über gesunkene, vernachlässigte Religiosität, den einzigen möglichen Stützpunct der meisten Menschen. Dem mußte der Herzog steuern! Welche Mittel ihm seine eigene, ihn ganz durchdringende, religiöse Stimmung eingab — damahls wurde Vieles kräftig, wirksam und ein-

leuchtend aus theologischen Principien entschieden, was nun Sache einer kalten Polizey geworden ist — durch Beförderung des Lesens und Verstehens der heiligen Bücher (sein großes Bibelwerk, wo er sich im Ganzen freylich doch wohl im Mittel vergriff), bessern Unterricht der Jugend (der practische Verstand des Herzogs leuchtet oft gar herrlich durch das Dunkel seiner Zeit), bey Erwachsenen durch fortgesetztes kirchliches Examen (denn der bloße Jugendunterricht allein thut es nicht), die großen Kirchen-Visitationen, — wie er überall wirkte, das muß Rec. freylich dem Studium des Werks überlassen. Aber das Eine will er noch bemerken, daß sich seine Ueberzeugung hier aufs neue bestätigt hat, wie in solchen Zeiten der persönliche Character der Machthaber fast alles entscheidet, von ihnen und dem Impuls, den sie vornehmlich durch ihr Beyspiel gaben, hängt es meist ab, ob ein verarmtes, verderbtes Land sich bald wieder heben, glücklich werden soll. Nur Ein Zug von Herzog Ernst (Th. II. S. 248): "Während des dreyßigjährigen Krieges legte er an mehreren Orten aus den verwüsteten Bauernfeldern Vorwerke an" (das Beyspiel könnte noch Nachahmung finden, aber —), "und indem er die darin aufgeschütteten Früchte weislich vertheilen ließ, verminderte er die allenthalben" (eben so vieler brach bleibender Felder wegen) eingerissene Theurung dergestalt, daß das Getreide, welches kaum für 2 Spanische Thaler zu erlangen war, im Preise auf 18 Gr., und endlich gar auf 9 Gr. herabfiel. Als er seinen Zweck erreicht hatte, gab er diese Länderey in einem verbesserten Zustande an seine Unterthanen unentgeltlich zurück". Eine solche höchst väterliche Regierung war die des Herzogs

Ernst durchaus, wovon noch mehrere rührende Beyspiele vorkommen. Aber ohne einen solchen Geist, der über das Ganze waltete, hätten auch alle andere Bemühungen wenig gefruchtet, das Land wäre arm, elend geblieben, und der Fürst dazu. Herzog Ernst konnte viel verschenken, Schlösser bauen, Anlagen machen, selbst auf geldfressende Projecte sinnen (darauf scheint er gern verfallen zu seyn, doch sein glücklicher practischer Verstand verhinderte, daß sie nicht zum Ruin seines Landes und seiner Familie wurden), und doch bald an fast alle Nachbarn, zum Theil sehr bedeutende, Summen ausleihen. "Gott gibts, und der Fürst erspurts", war sein Grundsatz (Th. II. S. 201). Dazu hatte er sich schon in früher Jugend gewöhnt, und konnte so selbst in Stürmen des Krieges (1629) ein damahls ansehnliches Capital von 27,000 Gulden zu Anschaffung von Schulbüchern, Verbesserung der Kirchen- und Schuldiener, aussetzen (Th. I. S. 45). Ungern unterdrücken wir den Wunsch, noch mehrere vortreffliche Grundsätze des edeln Mannes mitzutheilen, aber nicht den Wunsch einer nun schön vorbereiteten geschichtlichen Darstellung dieses Fürsten. Möge sie bald erscheinen! Jedem Theile ist ein Verzeichniß der vornehmsten Urkunden, worauf sich die Erzählung gründet, die Beweisthümer, angehängt: am zweckmäßigsten wäre es wohl gewesen, wenn hier gleich die Notizen hinzugefügt wären, wo mehrere derselben schon zu finden, ob sie in den dritten Band aufgenommen worden sind, da man die erstern in einem zweyten Verzeichnisse nicht sucht. Auch wäre eine genealogische Tabelle zum Verständniß der Theilungen des Landes vor und unter Herzog Ernst gar nicht überflüssig gewesen,

da die 4 beygefügten nur dessen Nachkommenschaft enthalten.

Leipzig.

De versibus dochmiacis tragicorum graecorum. Scripsit *Augustus Seidler*. Pars *prior*. Bey Fleischer, dem jüngern, 1811. Octav 177 Seiten.

Dieß Buch kann zwar eine seiner würdige genaue Anzeige nur in einer periodischen Schrift erwarten, welche der Griechischen Critik gewidmet ist; eine kurze Erwähnung desselben in unsern Blättern kann aber doch eine Entschuldigung finden, schon in der Rücksicht, daß es ein neues rühmliches Beyspiel von dem gelehrten Fleiße unserer Landsleute ist, und zugleich eine frohe Ansicht gibt, zu welcher Höhe bisher unter uns das Studium der Alten, besonders der Griechischen Classiker, zuletzt der Tragiker und Lyriker, gebracht war, wodurch wir bey den Ausländern, die sich vorher wenig um uns Deutsche bekümmerten, erst bewirkt haben, daß sie Achtung für uns faßten, und weiter hin uns auch einen Rang zugestanden, der uns in unsern Zeiten theuer seyn muß, dessen Bewahrung aber sich schwerlich über die jetzige Generation hinaus erhalten wird, wenn das Studium der Classiker von uns Deutschen selbst weniger geachtet werden sollte. — Metrik ist freylich nicht das erste und wichtigste aller Studien, aber es setzt den Kranz auf unsere Bestrebungen, die für die Critik der Griechischen Dichter sind verwendet worden; Lyriker aber, und Tragiker in den Chören, können ohne sie nie zur höchsten Genauigkeit bearbeitet werden.

Wenn nur dabey dem voreiligen Eifer angehender Hellenisten begegnet wird, daß sie sich nicht früher, als bis sie die Dichter selbst verstehen, in diese höhere Critik wagen, oder wohl gar das Studium der Classiker damit anfangen. — Der Versus dochmiacus ist nur erst seit Brunck und Porson, und nachher durch Hermann, in besondere Prüfung gezogen worden. Der Verfasser, ein Geistlicher in einem kleinen Städtchen zwischen Naumburg und Zeitz (einem Ausländer wird es freylich unbegreiflich seyn, einen Geistlichen und die dochmische Versart, oder Griechische Metrik, mit einander vereint zu finden), ein Schüler des Meisters in der Critik, Hrn. Prof. Hermann, fand, daß jene Versart seinem Lehrer selbst Mühe gemacht hatte, und hat nun gesucht, die Lehre aufs Reine zu bringen; sein Buch erfordert aber selbst einen bereits Eingeweiheten. Nur so viel können wir hier anführen: er führt alle Verschiedenheiten auf die ursprüngliche Form des Versus dochmiacus zurück, der aus fünf Sylben besteht, ◡ — — ◡ —. Nun können aber die langen Sylben (und die beiden kurzen werden auch mit langen vertauscht) auf viele Weise in andere Füße verwandelt werden, so daß 32 verschiedene Formen des dochmischen Verses herausgebracht werden; sie dennoch zu erkennen und von ähnlichen zu unterscheiden, müssen die antistropha das Beste thun, außer andern Mitteln; unter denen doch der Verfasser dem Gehör keinen hohen Rang beylegt; dann kommen aber noch die verschiedenen Vorsätze und Nachsätze anderer Metren hinzu.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

161. Stück.

Den 10. October 1811.

Turin.

Annales de l'observatoire de l'académie de Turin, avec des notices statistiques, concernant l'agriculture et la médecine, par le Professeur *Vassalli-Eandi*. 1810. Premier Semestre. De l'imprimerie sociale. Quart 210 Seiten.

Hr. Vassalli-Eandi verfolgt sein Vorhaben, die jährlich wiederkehrenden physischen Verhältnisse von Turin und seinen Umgebungen zu beobachten, und eine getreue Nachricht davon für die Zukunft in diesen Annalen niederzulegen. Die Gegenstände, denen er seine Aufmerksamkeit widmet, sind: 1. Die Witterungsveränderungen aller Art; 2. die Vergleichungen der Witterung selbst mit den bekannten Wetterregeln; 3. die Beobachtung der natürlichen Ereignisse, welche mit der Witterung in Verbindung stehen, als, der Blühezeit, des Kommens und Gehens der Zugvögel ꝛc. ꝛc.; 4. die Prüfung der Gemeinsprüche in Betreff der Fruchtbarkeit des Jahrs ꝛc. nach dem wirklichen Erfolge; die Angabe 5. der Ehen und Geburten; 6. der Krankheiten und Sterbefälle der Menschen; 7. der Krank-

heiten und der Sterblichkeit der Hausthiere, und endlich 8. der Marktpreise der Producte und ersten Bedürfnisse der Gegend. Unter diesen acht Rubriken werden die Verhältnisse eines jeden Monaths mit interessanten Bemerkungen dargestellt; und am Ende ist besonders eine Uebersicht aller dieser Gegenstände vom ganzen Jahre hinzugefügt. Wir führen nur den einzigen auffallenden Umstand an, daß unter 3087 Gebornen sich 586 ausgesetzte Kinder befunden haben, von denen wohl die meisten gestorben seyn mögen: indem die Zahl der gestorbenen Findlinge, der Todtgebornen und derjenigen Gestorbenen, deren Krankheit nicht angegeben ist, 280 beträgt.

Leipzig.

Bey Joh. Ambrosius Barth: Epitome Theologiae Christianae Dogmaticae, in usum scholarum academicarum adornata, auctore *Henrico Augusto Schott*, Theologiae Doctore et Prof. Publ. Ordin. Academiae Vitebergensis. 1811. XXVIII und 227 Seiten in Octav.

Dieß Compendium eines durch mehrere Schriften schon rühmlichst bekannten Verfassers wird allen Freunden des dogmatischen Studiums aus mehr als Einer Ursache willkommen seyn. Da der Verfasser auf die Anordnung der abgehandelten Materien einen vorzüglichen Werth legt: so stehe hier zuerst die Inhaltsanzeige. Nach der Introductio, die in 5 Sectionen von der natürlichen und geoffenbarten Religion, von dem göttlichen Ursprunge der Christlichen Religion, von der Christlichen Theologie, von der heil. Schrift, und de modo Theologiae Christianae, theoreticae potissimum, recte eruendae atque componendae handelt, folgt Theol. Dogm. pars prior. Ele-

menta religionis verae, quibus doctrina Christi et Apostolorum evangelica adnectitur. Sect. I. Gottes Daseyn. Sect. II. göttliche Eigenschaften. Sect. III. de Deo creatore. A. de Deo totius rerum universitatis creatore. B. de Deo auctore hominis secundum imaginem divinam creati, donisque singularibus a Deo ornati. Sect. IV. von der Vorsehung. Anhang de angelis providentiae divinae ministris. Pars posterior. Complexus dogmatum, quibus doctrina Jesu Christi et Apostolorum evangelica ipsa continetur. Caput prius. Vom Fall der ersten Menschen und dem Teufel, von den Uebeln, die aus dem ersten Sündenfalle entsprangen, der Sterblichkeit, der Zurechnung der Adamitischen Sünde, der Erbsünde und der wirklichen Sünde. — Caput posterius. de gratia divina homines per Christum imperio Satanae eripiente, iisque ad regnum divinum viam aditumque muniente. Sect. I. Person, Natur und Würde Christi, hierbey de natura Christi divina, in libris sacris luculentissime praedicata. Sect. II. de regno divino, cujus et nuntius et conditor Jesus, Deo volente, exstitit. Hierbey von der Auferstehung der Todten, dem letzten Gerichte, dem Untergange der Welt und dem künftigen Schicksale der Frommen und Bösen. Darauf, was Jesus auf Erden gethan habe, um die Menschen des Gottesreiches theilhaftig zu machen. De morte Jesu vicaria. Sect. III. Bedingungen, Glaube, Besserung, Heilsordnung, Erleuchtung, Bekehrung, Heiligung, gute Werke, Rechtfertigung und unio cum Deo mystica. Sect. IV. Was noch jetzt durch Christum, durch Gott den Vater und den heil. Geist geschehe, um die Menschen zu jenem Heile des Gottesreiches hinzuführen.

De Jesu etiamnum cum hominibus, tum Christianis imperante, eorumque saluti verae consulente, de statu Christi duplici, de regno Christi triplici, de spiritu sancto, persona natura divina gaudente, de efficacia, quam et Deus pater et spiritus S. in animos humanos exserat, saluberrima. Doctrina de trinitate biblica. Appendix Sect. quartae: Von den äußern Hülfsmitteln, dem göttlichen Worte, der Christlichen Kirche, und den Sacramenten, der Taufe und des Abendmahls. — Aus dieser zusammengezogenen Anzeige des Inhalts werden schon die Leser sich selbst die Ursachen sagen können, warum der Verf. von der gewöhnlichen Ordnung abwich. Wenn nun auch die vom Verf. gewählte Vertheilung der Materien keinen allgemeinen Beyfall finden dürfte, indem für eine anderweitige Anordnung ebenfalls wichtige Gründe das Wort reden: so bleibt dennoch dieß Compendium ein schätzbares Lehrbuch, welches wegen seiner mit Kürze vereinten Vollständigkeit, wegen der allenthalben herrschenden Präcision, wegen der Bestimmtheit der Begriffe, wegen der Deutlichkeit und Genauigkeit der Definitionen (eines oft übersehenen Hauptpunctes), so wie auch wegen des schönen Lateinischen Styls, unter die vorzüglicheren Schriften dieser Art gerechnet werden muß. Die Brauchbarkeit dieses Buchs wird noch dadurch nicht wenig vermehrt, daß bey den Hauptwörtern, auf welche es in einer Dogmatik am meisten ankömmt, eine genaue Classification der Bedeutungen beygefügt ist, z. B. bey δικαιος, δικαιουν, πιστις, πνευμα; daß jede Lehre eine kurze Uebersicht der Dogmen-Geschichte erhalten hat, und daß die älteren Kunstwörter, die so oft allgemein gebraucht werden, zugleich mit erklä-

teet pflü... Weil in mehreren Schriften dogmatischen Inhalts ein Hin- und Herschwanken sichtbar wird, wodurch die Verfasser es jeder Parthey recht machen wollen, aber dadurch das eigentliche Wesen einer Christlichen Dogmatik im Grunde aufheben: so muß es noch besonders bemerkt werden, daß unser Verf. seinen festen, bestimmten Gang behauptet, und das, was er, nach reiflicher Prüfung, für wahr erkennt, zwar mit Bescheidenheit, aber doch auch mit entschlossener Freymüthigkeit vorträgt. Folgende Beyspiele werden dieß hinlänglich beweisen. Nachdem die Wunder Christi als Beweise seiner göttlichen Sendung aufgestellt worden §. 16, setzt der Verf. S. 12 hinzu: Suum potius sequuntur arbitrium, quam principia certa, qui vel fidem historicam et authentiam narrationum de miraculis a Jesu Apostolisque editis in dubium vocant, vel sensum iis subesse dicunt allegoricum, vel mythos in iis agnoscunt, ab historia rerum in facto positarum distinguendos, vel interpretationem quandam historico-psychologicam (s. materialem) ad singulas omnes volunt transferri. Certum est, plerasque narrationum illarum, ejusmodi interpretationem, quae facta illa ad eventa revocet, consuetudini naturae vitaeque humanae plane congrua, nequaquam admittere, nisi interpres conjecturis indulserit parum probatis. — Vom Tode Christi heißt es §. 107: Primarium vero (consilium), unde cetera pendent, ad eam pertinuit efficaciam, quam mors Jesu Christi tanquam vicaria exseruit. §. 108: Similiter Apostoli docent, Jesum innocentem tanquam peccatorem esse tractatum, atque morte sua poenas, quibus digna essent hominum peccata, ita susti-

nuisse, ut iis ab hoc inde tempore, propter imputationem mortis Jesu Christi vicariae, recte posset peccatorum venia a Deo concedi. Auf welche Weise verfährt der Verfasser, was für unsere Zeiten besonders nöthig war, bey der Lehre von der Erbsünde, von der Dreyeinigkeit, von der Rechtfertigung, und den übrigen Unterscheidungslehren des Christenthums, welche durch Willkühr, und durch die Hoffnung, vermittelst auffallender Paradoxien dem Zeitgeiste zu schmeicheln, oft so sehr verdunkelt worden sind, daß man Mühe hatte, das eigentliche biblische Christenthum in ihnen wiederzufinden. Um desto mehr gereicht es dem Verfasser zum Lobe, daß er seinen philosophischen Blick und seine exegetische Gelehrsamkeit dazu verwandte, die Grundlehren des Christenthums in ihrer Wichtigkeit darzustellen.

Nürnberg.

In der Steinischen Buchhandlung: Ideen zu einer Intuitions-Lehre der Heilkunde. Mit 26 Steintafeln. 32 Seiten in Octav.

Es ist wirklich ein genialischer Gedanke, die auf die Medicin so mächtig influirenden Gesetze der Naturphilosophie auf Steintafeln der Welt vorzulegen, da so viele Uneingeweihete den tiefen Sinn dieser neuen Lehre ohne Intuition nicht begreifen. Unserm Bedünken nach hätten die Figuren zu einer poetischen Ansicht nur viel ästhetischer seyn müssen. Denn wenn wir uns nach §. 1 den Cosmus als Leib, und diesen Naturleib als Würfel, den in Sonne und Erde ausgehenden und zurückkehrenden Naturleib aber als eine Axe oder eine Balancir-Stange denken, so ist dieß zwar sinnig, aber doch gar zu einfach für eine so erhabene Idee. Wenn

hingegen auf den Stäben, an denen der Naturleib wandelt, die Symbole der doppelten Naturkräfte, Urorgane und Urproducte, als personificirte Gottheiten sitzend und sich schaukelnd abgebildet wären, und z. B. zu Darstellung des höchsten Ausspruchs der microcosmischen Thätigkeit die Intelligenz auf der Naturseite, als Nube candenteis humeros amictus Augur Apollo, und die Liebe auf der andern Seite des Muskels, als Venus Amathusia dargestellt wäre: welchen höhern poetischen Schwung würde diese äussere und innere Anschauung bekommen! Und wenn eine schöne Hygiene auf dem Würfel Taf. VII. Fig. 7. stände, mit gleichem Tritt das Gleichgewicht beider Pole in jeder der zwey Thieraxen hielte, mit ihrer toga vitrea aber den Würfel deckte, so wäre doch die Eingeschlossenheit aller thierischen Gebilde in ihre Normalpuncte den Würfel deckend, als personificirte Gesundheit, des schönen Gedankens würdig dargestellt. Wenn ferner der Laokoon als Schmerz (§. 47), der Silen mit seinem Thier als Torpor, die Ariadne auf Naxos als Krampf, der hinkende Vulcan als Lähmung u. s. w. auf den Extremen der Balancir-Stange säße, ritte, läge oder stände, welche gemüthliche Ansicht würde dieß gewähren! — Dieß sind nur Winke, die etwa bey einer neuen Auflage benutzt werden könnten. Beschreiben läßt sich der Inhalt einer solchen Intuitions-Lehre nicht gut, und sie abzuschreiben, wäre zu viel. Wer nicht auf dem Indifferenz-Punct solcher Lehren festgewurzelt ist, muß das Werk selbst in seiner Wesenheit durch Intuition kennen lernen.

Paris.

Essai sur la Culture du Maïs et de la Batate douce. Par Mr. *Lelieur*, de Ville-sur-Arce,

Administrateur des Parcs, Jardins et Pépinières des Palais Impériaux. De l'Imprimerie de P. Didot, l'ainé, MDCCCVII. Auf 82 Seiten in klein Octav. Mit einem Zinnschnitte.

Hr. Lelieur, der sich mehrere Jahre in America selbst mit der Mais-Cultur abgegeben hat, meint, daß man sie in Frankreich nicht gehörig betreibe, und daß auch selbst die Anweisungen, die man dazu in Büchern finde, nicht ganz zweckmäßig seyen. Seine Absicht ist daher, richtigere Grundsätze durch gegenwärtige Schrift darüber zu verbreiten. Für uns Deutsche hat er jedoch nichts gesagt, was nicht unsere Schriftsteller eben auch, und zum Theil besser, gesagt hätten. Unbekannt ist indessen vielleicht Manchem, daß bey Pferden die Fütterung von Mais das Feuer und die Kraft des Thiers schwächen soll; und daß die Quäcker, die in den vereinigten Staaten die Verwaltung der Zucht- und Arbeitshäuser zu besorgen pflegen, die Verbrecher hauptsächlich mit Maisbrey, mit Syrup zugerichtet, speisen, um sie sanfter zu machen, und die Heftigkeit ihres Characters zu mildern. Der Zinnschnitt stellt ein Trockenhaus vor, wie wir es aus Berger bereits kennen.

Von den Bataten (Convolvulus Batatas Linn., Ipomoea Batatas Lam.) urtheilt Hr. Lelieur, daß sie für Frankreich eben so wohlthätig werden können, als die Kartoffeln, hält es auch für möglich, sie hier zu acclimatisiren; hat sich daher vorgenommen, diesen großen Zweck zu verfolgen, und giebt von den Versuchen, die er deßwegen mit glücklichem Erfolge sowohl auf Mistbeeten als im Freyen gemacht hat, umständliche Nachricht.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

162. Stück.

Den 12. October 1811.

Paris.

I. *Manuel des Négocians*, ou le Code Commercial et Maritime; commenté et demontré par Principes, précédé d'une Instruction présentant l'Exposé et l'Esprit de la Loi etc. etc. Par *P. B. Boucher*, Prof. de Droit Commercial et Maritime à l'Acad. de Législation. Chez Hacquart, rue Git-le Coeur. 2 Vol. 1808. XXXII und 352 Seiten, auch VIII u. 416 S. gr. Octav.

II. *Traité complet théorique et pratique de tous les Papiers de Credit de Commerce* etc. etc. le tout basé sur le nouveau Code de Commerce, et suivi de trente lois étrangères des principales places de l'Europe etc. etc. Par *P. B. Boucher*, etc. etc. 2 Vol. Chez Leopold Colin. XVI und 367, auch VIII und 400 S. in Octav.

Beide vorliegende Werke haben für Kaufleute im Großen einen gemeinschaftlichen Zweck, den, zunächst die Französischen Handlungshäuser zu unterrichten, nach welchen gesetzlichen Formen, im Geiste des Code de Commerce, alle schriftlichen Handlungspapiere, sie mögen den Land- oder Seehandel,

oder den öffentlichen ic. Staats-Credit betreffen, abgefaßt werden müssen, und welcher Effect herbeygeführt wird, wenn in Abfassung solcher Urkunden ic. gegen die Vorschriften des jetzt bestehenden Handlungsgesetzbuches und der späterhin darauf gegründeten Verordnungen, besonders in Rücksicht der Credit-Papiere, die im Französischen Handelsverkehr täglich vorkommen, und wovon ganz wenige Notizen zu uns Deutschen über den Rhein kommen, Etwas unterlassen und versäumt wird, wodurch unvermeidlicher Nachtheil, oft gefährliche Folgen, entstehen.

Der Verfasser, der sich in mehreren frühern und gleichzeitigen Schriften als ein gewandter Lehrer der Rechtswissenschaft ausspricht, zeichnet sich in den beiden vorliegenden als ein tiefer Forscher des Handlungs- und Seerechts aus, wodurch er nicht nur Franzosen, sondern auch Ausländern, die mit Frankreichs Handel in naher oder entfernter Verbindung stehen, gemeinnützig und lehrreich wird. In dieser Hinsicht ist Nr. I. ein gründlich unterrichtendes Handbuch für Kaufleute, das eine Menge mannigfaltiger Gegenstände abhandelt, welche den Land- und Seehandel betreffen, und die nach den jetzt bestehenden Gesetzen und Gebräuchen der öffentlichen Abgaben und Gefälle von ein- und ausgehenden Handelsartikeln in verschiedenen, und den vornehmsten, Europäischen Staaten vorkommen, wobey oft auf rechtliche und richterliche Untersuchungen in entstehenden streitigen Fällen Rücksicht genommen wird. Um die letztern anschaulich zu machen, werden mehrere gemischte Fragen, z. B. über auswärtige Münzen im Verhältniß gegen die Französischen nach dem metrischen Systeme definitiv, und über mehr andere Gegenstände durch kaufmännische Parereu nach vor-

schiedenen Gesetzen und Gebräuchen auswärtiger Handelsstaaten, durch die Vorschriften des Code de Commerce, und in Fällen, wo dieser nicht bestimmt ausreicht, nach der Analogie der Billigkeit und des Rechts entworfen, und entschieden. Für die nördlichen Departements zwischen dem Rhein und der Nord- und Ostsee hat dieses Werk einen entschiedenen Werth, weil alle Handelsvorfälle vom Anfange Julius 1811 an gänzlich nach Französischen Vorschriften entschieden werden sollen, und die bisher bestandenen mercantilischen Gesetze und Gebräuche im Land- und Seehandelwesen völlig aufgehört haben. Ob nicht die seit Jahrhunderten bestandenen, oft und nach dem Bedürfniß der Zeitumstände revidirten und verbesserten Hanseschen See-Usancen mitunter als statutarisches Gesetz in der Folge noch neben dem Code de Commerce werden bestehen können, um darnach einzelne Fälle, wofür im letztern keine bestimmte Vorschriften enthalten sind, zu beurtheilen, wird die Zeit lehren. So viel ist gewiß, daß jene Hanseschen Leges am wenigsten eines Commentators bedürfen.

Nr. II. enthält eine vollständige theoretisch-practische Anleitung aller im Französischen Handel, besonders auf der Börse zu Paris, vorkommenden Effecten und Commerz-Papiere, deren Verzeichniß zu weit führen würde, wenn wir selbige nur im Allgemeinen ausheben wollten. Der Verfasser nimmt stets Rücksicht auf die vorzüglichsten Wechsel- und Handelsplätze des In- und Auslandes, deren Geschäfte und Verkehr mit der Hauptstadt des Europäischen Continents; wobey die Ursachen der steigenden und fallenden Preise in mehrerer Hinsicht erklärt, und bey den Ursachen dieser Papiere die Vorschriften des Französischen Handelsgesetzbuches stets im Auge behalten werden. Hr.

Boucher geht auch in diesem Buche mit aller Vorsicht zu Werke, ohne — wegen der Zeitumstände — der Wahrheit auf Kosten der Erfahrung zu schaden.

Eben daselbst.

Bey den Brüdern Michaud: *Caji Valerii Flacci* Argonautica, libri octo. Codices Vaticanum, Monacensem, Bononiensem contulit, delectum notarum, superiorum suasque, tabulamque geographicam, adjecit *Adolphus Dureau Delamalle*, und gegen über der zweyte Titel: *Argonautique de Valerius Flaccus* ou la Conquête de la Toison d'or, Poeme traduit en vers François par Mr. *Adolph Dureau Delamalle.* 1811. Octav, drey Bände, mit einer Karte, welche die Fahrt der Argonauten, wie sie von Valerius Flaccus angelegt ist, darstellt, und mit einer Geschlechtstafel von Jason und Medea.

Vielleicht wird mancher Gelehrte wünschen, daß der gelehrte Herausgeber, dessen Nahme dem Rec. bereits aus einer Géographie physique de la mer noire — (Gött. gel. Anz. 1807 S. 1953 vortheilhaft bekannt ist; schon damahls hatte er sich also mit der Argonautenfahrt vertraut gemacht) lieber seine Uebersetzung einzeln für sich, und auch den Lateinischen Dichter, mit dem gelehrten Apparat, gleichfalls für sich besonders an das Licht gestellt haben möchte, indem die Uebersetzung, gegen über gestellt, eher Unbequemlichkeiten als Vortheile hat. Diese Einrichtung kann nur demjenigen eine Erleichterung geben, welcher die Uebersetzung genau mit dem Texte vergleichen will: aber die Zahl prüfender Leser dürfte wohl sehr geringe seyn. Zum genauen Verständniß des Lateinischen aber trägt eine Uebersetzung in Versen, sie sey noch so gut an und für sich, wenig bey, sie kann und soll nicht

wörtlich seyn, sondern muß Bilder, Wendungen und Ausdrücke austauschen. Den Bau und eigentlichen Ausdruck des Originals aber kann sie selten wiedergeben, so daß man aus der Uebersetzung die Bestimmung des Sinnes der Wörter, die Construction und den Syntax, besser einsehen könnte. Das Rückblicken in das Original theilt, zerstreut, zieht ab und vermindert den Genuß und das Gefühl des Werths von beiden, dem Original sowohl, als der Uebersetzung. In die gehörig abgesonderte Uebersetzung gehörte dann auch die in Französischen Versen abgefaßte Ergänzung des verloren gegangenen Schlusses des Gedichts; welche bey und neben dem Lateinischen abgebrochenen Text einen sonderbaren Anblick macht, und dem Original ganz fremd ist und bleibt; so ein wohlgelungenes Stück für die Uebersetzung es sonst auch seyn mag. Dagegen würde die Ausgabe des Lateinischen Dichters gewonnen haben, da er wirklich critische Vortheile erhalten hat; er würde den Gelehrten, zumahl den Ausländern, angenehm gewesen seyn, mit den beygefügten gelehrten Anmerkungen, welche derjenige, der nur die Uebersetzung lesen will, schwerlich einsehen, verstehen und schätzen wird; der gelehrte Leser des Originals aber findet in denselben zu viel Bekanntes, und für den unkundigen Leser weitläufig Ausgeführtes, das er überschlägt. — Doch jedem Gelehrten muß es freystehen, seiner Weise zu folgen. Man muß die Vorliebe für seine Uebersetzung bedenken, die ein Verfasser leicht für die Hauptsache ansehen kann. Die beygefügte Abfassung eines gelehrten Commentars in Französischer Sprache, aus den vielen Lateinischen Commentarien der vorhergegangenen Herausgeber, die eine neue Gestalt in der Landessprache und ein, in dem Lateinischen nicht so gefühltes, gelehrtes Ansehen erhal-

ten, konnte dem Uebersetzer vortheilhaft scheinen. Den Rec. hat indessen das Original beschäftigt, wenn er gleich bey Vergleichung mehrerer Stellen die Eleganz, glückliche Wendung und Austauschung der Bilder und Ausdrücke des Originals mit andern, der Sprache des Uebersetzers eigenen, bewundert hat.

Unter der grossen Zahl der Uebersetzer gibt es immer nur wenige, die um die Critik des Textes sehr bekümmert sind. Unsere besondere Hochachtung erwarb sich daher Hr. D., da sein Text ein critisch bearbeiteter Text, nach sehr schätzbaren neuen Hülfsmitteln, ist. Da diese überhaupt selten sind, sowohl geschriebene, als gedruckte: so ist das Verdienst desto grösser, daß Hr. D. sie aufgesucht und gebraucht hat. Die Handschriften, die er bereits auf dem Titelblatt anführt, waren noch nicht gebraucht, und verdienten doch vorzüglich, verglichen zu werden; in der That mit sichtbarem Vortheil für einige Stellen besonders, die er auch auszeichnet: IV. 386 wo languentia *somno*, und im folgenden Vers sequentia somnos offenbar verdorben war; wird verbessert aus dem Münchener Codex languentia *claudi*, und VIII. 467 statt des unverständlichen et tempora currere dictis, hergestellt wird: et *dictis temperat iras*. Die alten Ausgaben hat er, ausser der ersten zu Florenz s. a. in Quart, alle zum Gebrauch gehabt; wir vermissen aber die Belehrung, welche von diesen Ausgaben mehr als blosse Abdrücke der vorigen sind, und welche nach Handschriften abgedruckt oder verbessert sind. Ohne diese Bestimmungen, die aus genauer Vergleichung und Beurtheilung derselben hervorgehen muß, läßt sich vom eigentlichen Werthe der alten Ausgaben nichts entscheiden. Bescheiden und anständig spricht Hr. D. von den neuesten Aus-

saben und Drucken. Doch von dem critischen Theile der Bearbeitung und dem dadurch erreichten Gewinn behalten wir uns vor, zum Gebrauch für uns Ausländer einmahl eine nähere Ansicht zu geben.

Von den gebrauchten Hülfsmitteln gibt Hr. D. selbst eine ausführliche Nachricht in der vorausgehenden Notice, und noch weiter in dem Discours préliminaire, welcher bis CV. S. gehet; dieser enthält eine Abhandlung sur la Vie de Valerius Flaccus et la composition de l'Argonautique. Die Freundschaft des Dichters mit dem Martial, die in den Epigrammen des letztern vorkommt, gibt den meisten Stoff, nebst den streitigen Epochen seines Lebens. Das über das Gedicht selbst ausführlich Beygebrachte ist vertheilt in: Sujet de l'Argonautique, dem er ein großes Interesse beylegt, als der ersten Schifffahrt, qui ouvrit les mers au commerce s. w. (eigentlich mehr nicht, als das Zurückbringen des goldenen Vließes. Alles Uebrige ist aus unsern Zeiten hinzugedacht, in denen die Entdeckung unbekannter Länder und Meere für den Handel, von welchem aber im Gedichte kein Gedanke ist, das Wichtigste seyn würde; jene Schifffahrt war ein bloßes Helden-Abenteuer; nicht einmahl die Absicht der Entdeckung neuer Länder). Action de l'Argonautique. Noeud et denouement. Episodes. Caractères. Moeurs générales. Merveilleux de l'Argonautique. Caractère général du style de Valerius. Narration. Descriptions. Comparaisons. Discours. Sentences. Expression. Jugement des anciens sur Valerius. De la Traduction.

Die Notes sind mit mannigfaltiger Gelehrsamkeit angefüllt, und zu den aus den bisherigen Lateinischen Commentatoren gezogenen Anmerkungen,

besonders welche die Fabel und die Geschichte der Fahrt, mit Zuziehung des Orphischen Gedichts, des Apollonius und des Apollodor betreffen, hat Hr. D. vieles Eigenes beygefügt, welches sich unter dem übrigen gehäuften Stoff verliert; Aber Alles bezeugt seine Belesenheit, feinen Geschmack und schöne Gabe der Darstellung.

Lüneburg.

Des Aulus Persius Flaccus sechs Satiren. Uebersetzt, mit Einleitungen und Bemerkungen, von Joh. Friedrich Wagner. Bey Herold u. Wahlstab 1811. Octav. Die Uebersetzung ist aus dem innern Gefühl des Werthes des sechs Satiren in Ansehung der wahren, kühnen, kräftig ausgedrückten, Gedanken, unternommen. Dieß Gefühl leitet gewöhnlich zum Versuch, dieselben auch im Deutschen wiederzugeben, besonders auch, weil das Original zu verstehen, oft, es zu enträthseln, Mühe gekostet hatte. In diesem Fall scheint der verdienstvolle Hr. Director Wagner auch gewesen zu seyn; und da er bald fühlte, daß die Uebersetzung schwerlich von vielen, des Originals Unkundigen, verstanden werden würde, so sind Anmerkungen beygefügt, in denen die Gedankenfolge jedes Gedichts gezeigt, und Erläuterungen einzelner Stellen beygefügt werden. Ob diese zulänglich seyn werden, muß die Erfahrung lehren. Für jene, glauben wir aber, würde ein durchgängiger und ausführlicher Commentar in einer neuen Ausgabe beygefügt werden müssen. Hingegen derjenige, der das Original inne hat, wird gute critische Sprach- und Sachenkunde wahrnehmen, z. B. VI, 5. 51. 38. Die aus einer neuen Abschrift beygefügten Lesarten sind unbedeutend.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

163. Stück.

Den 12. October 1811.

Hannover.

Bey Hahn: Jesus, der Stifter des Gottesreichs. Ein Gedicht in zwölf Gesängen von G. A. von Halem. 1810. Erster Band 276 Seiten, Zweyter Band 268 S. in klein Octav.

Nicht im Geiste der Miltone und Klopstocke, welche die heilige Wundergeschichte und Mythologie, und selbst das kirchliche Dogma, zum Stoff ihrer Gesänge machten und dichterisch ausbildeten, und die höchste Erhabenheit ihres Epos erreichten, ist dieser Jesus, der Stifter des Gottesreichs, gedichtet. Das eigentliche Wunder, der Mythus und das Dogma sind bey Seite gesetzt, und der Verfasser selbst nennt sein Werk nur ein episches Lehrgedicht. Einfachheit, Klarheit, Lieblichkeit und Würde characterisiren das Ganze, wie die Theile. Die Dichtungen im Wesentlichen der Geschichte sind sparsam angebracht, zum Theil sind sie auf alte Sagen, und auch wohl auf Hypothesen von gelehrten Forschern, gegründet; in vielen Stellen ist dieß Gedicht nichts anders, als poetisch eingekleidete evangelische Geschichte und Lehre.

Uebrigens verräth manche neue originelle Bilder, Situationen und Darstellungen echten Dichtergeist. Dieser hat sich an der hohen Poesie der Bibel überhaupt genährt, und macht sich dieselbe oft aufs glücklichste zu eigen. Die Aufgabe, das Uebernatürliche in der Geschichte Jesu ganz zu entfernen, war schwer zu lösen, und es kann selbst gefragt werden, ob ein Dichter sich so Etwas hätte aufgeben, ob er nicht vielmehr gerade dieses Uebernatürliche begierig hätte ergreifen sollen. Wie soll er die Lücken ausfüllen, welche dadurch in der Geschichte Jesu, wie die Evangelien sie darstellen, entstehen? Soll er das Wunderbare natürlich erklären? Soll er es ganz mit Stillschweigen übergehen? Soll er eigene Dichtungen an die Stelle derselben setzen? Jeder dieser Versuche ist gefährlich, der eine oder der andere setzt nähmlich der Gefahr aus, der Würde des Helden zu nahe zu treten, ihn zum Gemeinen herabzuziehen, ihn zu modernisiren, oder ein übel gehaltenes, zerrissenes Gemählde von ihm zu liefern. Der Verfasser hat in der Lösung dieser Aufgabe viele Geschicklichkeit, Schärfe des Urtheils, Zartheit des Gefühls, Sinn für Würde, Anstand und Harmonie, bewiesen. Manche Wunder übergeht er ganz mit Stillschweigen, andere löset er einfach natürlich auf, ohne daß auf sie irgend ein Schein von Lächerlichkeit und Niedrigkeit, oder auf den Helden ein Schatten zurückfällt. Auch sein Jesus ist der Einzige und Göttliche, und er hat in diesem Gedichte sowohl seine Verehrung und Liebe zu ihm, als sein Dichter-Talent, beurkundet. Uebrigens wollen wir deßwegen nicht behaupten, daß die Aufgabe nicht in noch größerer Vollkommenheit gelöset, und der Jesus nicht noch erhabener und in höherem poetischem Schwunge, auch mit Entfernung des eigent-

lichen Wunders, dargestellt werden könne, als in diesem Lehrgedichte geschehen ist. Der Verfasser selbst äußert sich über sein Unternehmen so: "Ich achte es für das ernste Geschäft des Dichters, dem sein Beruf nicht Spiel ist, das, was, vom Geiste der Zeit angeregt, nach redlicher Prüfung ihm als menschenbeglückende Wahrheit erscheint, mit der Kraft, die ihm ward, auszusprechen. Denn für jedes heilbringende Wahre hat die Poesie ihre Sprache. Jesus Lehre von Gott, und von des Menschen Verhältniß zu dem Unendlichen, diese, der Gottheit so würdige, menschenbeseligende Lehre ergießt sich in Gefühl und Bild und Kraftspruch. Die Geschichte des Mannes, welcher diesen Strom ergoß, der in die Ewigkeit ausströmt, bestätiget diese Lehre. Er ging umher, wohl zu thun; kämpfte, ein Held, gegen Irrthum und Betrug, und opferte mit hoher Hingebung sein Leben dem Wahren, von dem er sich göttlich durchdrungen fühlte. Diese Geschichte, wie sollte nicht die Poesie für sie eine Sprache haben! Und wie mannigfaltig hat sie nicht wirklich die Dichter der Vorwelt und Mitwelt beschäftigt! Jede Darstellung trug das Gepräge ihrer Zeit. Bald wurde der herrliche Baum durch das starre Gehege der Lehrsatzung umstellt, bald in das Gewölke der Wunder oder der Mystik gehüllt, die den klaren Anblick des Baums in seiner Urkraft verbargen. Was der jetzige Zeitgeist verlangt, bestimme ich nicht. Mir ist es klar: Je menschlicher das Göttliche in Jesus betrachtet wird, desto göttlicher erscheint der edelste Menschensohn. Des Weisen Wort: Göttlich ist Alles, und Alles ist menschlich, findet hier die volle Anwendung. Jedem Umbefangenen, der die Geschichte Jesus oft und im Geiste ihrer Zeit lieset, eröffnet sich mehr und mehr diese Ansicht; und

glücklich der Dichter vor dem gelehrten Schrifterklärer, vor dem Glaubenslehrer, daß er das Bild des Mannes, den er zu feyern sich gedrungen fühlt, aus den Urkunden im Ganzen hervorrufend, es nach innerer Wahrheit darstellen darf, ohne sich jeden geschichtlichen Umstand, jedes Lehrwort, jede Darstellung, in den mannigfaltigen heiligen Schriften so verschiedener Verfasser enthalten, am wenigsten das Wundergebilde kümmern zu lassen, in welchem sie zu uns gelangt sind. Wie könnte auch die Religion, diese Angelegenheit unsers Herzens, abhängig seyn von dem Glauben, daß Begebenheiten der Vorwelt, welche zur Zeit des Ereignisses manchen Zeitgenossen als abweichend von dem Laufe der Natur, als unerklärlich, als Wunder, erschienen, wirklich durch unmittelbare Theilnahme einer übermenschlichen Macht gewirkt sind! Wie könnte sie abhängig seyn von der critischen Erkenntniß jegliches Buchstabens solcher Schrift, die vor Jahrhunderten in längst abgestorbenen Sprachen geschrieben sind! Der Buchstabe tödtet, aber der Geist macht lebendig, der Geist, der vor dem Buchstaben war, und bleiben wird in Ewigkeit. Mich belebte dieser Geist, da ich, erfüllt von der Herrlichkeit des Göttlichen und seiner Lehre, dieß epische Lehrgedicht schrieb. Habe ich die zerstreuten Geschichts- und Lehrbruchstücke, welche diesen Geist vorzüglich athmen, nach innerer Wahrheit zu glücklicher Wechselwirkung zusammengestellt; ist mirs gelungen, durch der Kundigen Schrift und eigene poetische Ahnung erhellt, mit Einfalt und Kraft das aus der Vorwelt Empfangene ins Licht zu stellen, so ist mir viel gelungen". Sein Unternehmen hat der Verf. auf diese Weise vollkommen gerechtfertigt, und es ist

ganz in der Ordnung, daß in diesem Zeitalter Jesus von dem Dichter so dargestellt werde. Und woher sollte ein solcher Versuch eher kommen, als aus Deutschland? Doch hätten wir gewünscht, daß der Verf. von den frühern poetischen Darstellungen der Lehre und Geschichte Jesus minder geringschätzig geurtheilt hätte. Auch sie waren in ihrer Ordnung angemessen und nothwendig; sie behaupten nicht nur als Poesien ihre hohe Stelle, sondern sie sind auch nicht als Entstellung und Verdunkelung des reinen Christenthums zu betrachten. Die Mystik ist dem Christenthum keineswegs fremd, sondern von Anfang an ein lebendes Princip in demselben gewesen. Wunder sind schon in den Evangelien mit demselben in Verbindung gesetzt, und mochten ihm in den Darstellungen der Dichter bleiben. Viele Lehrsatzungen sind aus dem innern Wesen des Christenthums entwickelt; zum Theil sind sie echt poetisch, und als sinnliche Darstellungen des Uebersinnlichen dem Christenthum nicht fremd. Das Christenthum ist äußerst vielseitig, und bietet auch verschiedenen Gattungen poetischer Darstellungen den mannigfaltigsten Stoff dar. Die Gattung, die der Verfasser gleichsam zuerst angefangen hat, mußte endlich auch kommen, und auch sie ist in dem ursprünglichen Christenthum wohl begründet: doch denken wir, daß er, ohne seine Gattung zu verlassen, uns noch einen erhabneren Jesus hätte darstellen, und in Manches einen tieferen Sinn und eine höhere Bedeutung hätte legen können. Welchen Hauptzweck er sich vorsetzte, wie und in welcher Qualität er Jesum darstellen wollte, sieht man, außer dem, was bereits in der vorhin angeführten Stelle vorkömmt, schon aus dem Anfange des Gedichts:

Ihn, den erhabenen Mann, der den Hochgedanken, zu reiner
Gotteserkenntniß die Welt, die in Wahn versunkne, zu heben,
Faßt' und verfolgt', ihn sterbend nicht ließ, und der spätesten Nachwelt
Lehrer und Beyspiel ward, den Mann zu singen, gebeut mir
Gott. Er stärke mich, er, den Göttlichen würdig zu singen.

Dazu kömmt im zweyten Bande S. 264 eine Anmerkung, welche der Erzählung von dem Tode Jesu beygefügt ist: "Nachdem Jesus sich dem Tode, dem gewissen Tode, freywillig hingegeben hatte, so bedurfte es, nach meinem Zwecke, hier nur noch der Gewißheit, daß er den Tod mit Standhaftigkeit, im Geiste seines Lebens, erlitten, und so der, durch Leben und Lehre dargestellten, menschlichen Vollkommenheit das Siegel der Göttlichkeit aufgedrückt habe. Jesus in Lehr' und Leben als hohes Vorbild zu zeigen, das hat Jeder, welcher bisher mit Aufmerksamkeit las, als meinen Zweck erkannt. Nach dem Zwecke, welchen der große Deutsche Sänger des Messias sich vorsetzte, muß sein Gedicht beginnen, wo das meine aufhört; und um so weniger durfte es mir daher in den Sinn kommen, in der nähern Geschichte des Leidens und der Auferstehung Jesu mit ihm zu ringen". Aber eben dieß, daß Jesus nur als Lehrer und Beyspiel dargestellt wird, hat eine gewisse Beschränktheit, Einförmigkeit und Mattheit in dieß Gedicht gebracht, welche nicht episch ist, und dem Helden nicht zusagt. Auch die Schicksale Jesu mußten mehr beachtet und hervorgehoben, und er mußte mehr als das thätige Princip einer unerhörten, einzigen, noch jetzt vor

unsern Augen liegenden, Welt-Revolution, und diese mußte theils in ihrer Anlage und ihren Vorbereitungen, theils in Ahnungen und Weissagungen, kräftig dargestellt werden. Nicht bloß durch Lehre und Beyspiel, sondern auch durch Anstalten und Thaten, welche nicht Beyspiele seyn sollten, hat Jesus so viel gewirkt. Auch seine Schicksale sind zu betrachten. Sein Tod wird in diesem Gedichte nur kurz von einem Andern erzählt, nicht nach seiner Vielseitigkeit, nach seinen mannigfaltigen Beziehungen und Wirkungen, dargestellt; und doch war hier der schönste und reichste Stoff für den Dichter, ohne daß er supernaturalistische Theorien von demselben zu Hülfe nahm. Die Auferstehung Jesu ist ganz mit Stillschweigen übergangen. Diese aber ist so innig in die Geschichte und Lehre Jesu verwebt, und auch eine so epische Begebenheit; sie ist ein so unentbehrlicher Erklärungsgrund der großen, durch das Christenthum gestifteten, Revolution, daß sie auch in diesem Gedichte nicht fehlen durfte. Sollte auch das eigentliche Wunder entfernt gehalten werden, so mochte der Dichter lieber zart andeuten, daß noch ein schwacher Lebensfunken in Jesus gewesen, welcher nur durch eine höhere göttliche Fügung wieder zur vollen Lebensflamme geworden, und nicht gänzlich verloschen sey. Das Abendmahl wird zu einseitig und oberflächlich gefaßt und dargestellt: es bot dem Dichter einen schöneren und reicheren Stoff dar. S. 193:

"Wenn euch ein Liebesmahl vereiniget, denket des Mahles,
Das in der Passahnacht uns vereint! — Wir brechen das Brot nun"!
Sprachs und dankete Gott, brachs, und gab es den Jüngern:

"Nehmet und esst! Mir ist es mein Leib, schon gebrochen dem Tode.
Bin ich geschieden von euch, dann denkt beym Brechen des Brotes,
Daß ich es brach mit euch und meines Todes gedachte"!

Warum soll Jesus sagen wollen: daß bloß ihm das Brot sein Leib sey, und nicht auch seinen Jüngern? Warum soll der Genuß desselben durch die Jünger keine Bedeutung haben? Warum wird dieses Mahl nicht als eine Opfermahlzeit dargestellt, welche Jesus an die Stelle der alten eigentlichen Opfermahlzeiten setzt, und wodurch er diese aufhebt, und wobey die Seinigen sammt dem Brote und Weine zugleich ihn selbst geistig geniessen sollen? So ist es auch matt und unpassend, wenn die bekannten Worte, welche Jesus in Gethsemane sprach, so gefaßt werden, S. 207:

— — Nimm, Vater, du kannsts, in der bängsten der Stunden,
Nimm, die mich peiniget, ach, die Sorg' um die Meinigen, von mir —

und S. 208:

— — — — den Kelch der Sorg' um die Meinen,
Lass' ihn vorübergehn, o Vater, damit ich nicht sterbe,
Eh' ich vollende das Werk — — — —

So hätte aber Jesus im Garten befürchtet, aus Sorge um die Seinigen zu sterben. Was dieß für eine Sorge gewesen, wird so beschrieben:

Daß die drohende Nacht der Eingang sey zur Verklärung
Jesus des Herrn, das faßten sie nicht. Ihr Blick war umnebelt.
Und die Umneblung sah der Vollendende —

Das träge, schläfrige Betragen der Jünger in dieser wichtigen, angstvollen Nacht hat allerdings zu der Erschütterung beygetragen: aber wie kann man ihm in seiner damahligen Lage und Gemüthsstimmung, wo weit Wichtigeres und Schrecklicheres ihn beschäftigte, den Gedanken zutrauen, daß er fürchtete, zu sterben, weil er sah, daß die Jünger es nicht faßten, wie diese Nacht der Eingang zu seiner Verklärung sey. Eine solche Sorge um Andere ist auch nie im Alterthume als ein Kelch vorgestellt worden, welchen man austrinken zu müssen befürchtet. Wohl aber meinten die Hebräer damit gewöhnlich den Todeskelch. Man hat den Gedanken geäußert, daß Jesus wirklich wegen äußerster Erschöpfung seines Körpers im Garten nicht wohl wurde, und zu sterben befürchtete; wir aber ziehen vor, und finden es den Umständen, dem ganzen Benehmen Jesu und dem Sprachgebrauche angemessener, daß Jesu die schreckliche, gewaltsame, schmachvolle Todesart, welche ihm bevorstand, als gegenwärtig vorschwebte, und daß er den Wunsch ausdrückte, sie möchte gänzlich weggehen, (παρερχ.), sich entfernen, gar nicht Statt finden, dieser Kelch möchte ihm ganz abgenommen werden. Unter den eingeführten Dichtungen, welche allerdings auf historischen Spuren und Wahrscheinlichkeiten beruhen, ist die durchgreifendste die von einem verwandten Verhältnisse des Essäerbundes zum Christenthum. Doch ist sie so gehalten, daß sie dem Christenthum nur zur Ehre gereichen kann. Jesus selbst ist nicht in diesem; er erkennt zwar, nachdem ihn Joseph von Arimathäa, ein Mitglied desselben, davon unterrichtet hat, die Vorzüge dieses Vereins, erklärt aber zugleich, warum er es wider seine Bestimmung geachtet habe, in denselben zu treten.

Johannes der Täufer tritt zwar, auf Jesu Rath, in denselben, verläßt ihn aber bald wieder, um Größeres und öffentlicher zu wirken, als er in dieser Verbindung thun konnte. Andreas ist Genosse dieses Bundes, und führt mehrere Freunde Jesu in eine Versammlung der Essäer. Die Beschreibung ihrer Lehren und Anstalten gehört zu den gelungensten Partien des Gedichtes. Das Verhältniß des Essäismus zum Christenthum in seiner Einstimmung und Verschiedenheit leuchtet hier deutlich durch. Indem die Essäer mit gespannter Aufmerksamkeit und Sehnsucht auf das Werk Jesu hinschauen, verbreitet sich die Nachricht, daß er in Todesgefahr schwebe. Sie versammeln sich zu Rath und Trost. Der Alexandriner, Philo, welcher sie lange geachtet hatte, wie er auch von ihnen geachtet war, und um Jesum zu sehen und zu hören, aus Aegypten hergekommen war, ist unter ihnen. Auf einmahl erhalten sie die Nachricht, daß er getödtet sey. Alle ergriff die innigste Wehmuth; bald aber richten sie sich damit auf, daß der Sterbende die Vollbringung seines Werks angekündigt habe, und daß auch ein leidender Messias der wahre Retter seyn könne. Philo entwickelt, in Verbindung mit den Aeltesten des Bundes, die Herrlichkeit der Lehre Jesu, und fordert zuletzt die Brüder auf, den Bund aufzulösen, aus ihrer Abgezogenheit hervorzutreten, und in der Gesellschaft nach dem Geiste Jesu zu wirken, und dieser Aufforderung wird Folge geleistet. — Wir müssen noch bemerken, daß der Hexameter in diesem Gedichte sehr wohl und harmonisch gebauet ist, und daß der Verfasser selbst die Regeln, welche er dabey befolgte, am Ende angibt.

Florenz.

Verwundert haben wir uns oft, daß bey dem in einigen Decennien erwachten rühmlichen Eifer, die Griechischen Schriftsteller, besonders die Dichter, in neuen Ausgaben, mit critischer Bearbeitung, an das Licht zu stellen, der alte Dichter Hesiod so ganz übergangen ist, zumahl, da sein Zeitgenosse Homer so viel Theilnehmende an der Ausgabe seiner Gedichte erhalten hatte. Zufall herrscht auch in diesem Gebiete der Litteratur. Aufsuchen und Vergleichen von Handschriften war billig das Erste; ob sich gleich voraussehen ließ, beym Hesiod werde wenig an sehr alte Handschriften zu denken seyn; Die bedeutenden Varianten im Homer, Hesiod und Pindar finden sich in den Anführungen von Stellen aus ihnen bey den alten Schriftstellern und bey den alten Scholiasten, welche ältere Handschriften vor sich haben konnten. Es war eine Zeit, da wir uns eine nahe Entscheidung der Erwartung versprachen. Der ehemahls als Professor in Göttingen angestellte Joh. Bernhard Köhler, aus Lübeck, hatte auf einer gelehrten Reise nach Paris eine Anzahl Handschriften vom Hesiod verglichen. Unglücklicher Weise gerieth er auf andere Studien, in denen er ein geträumtes Glück erzwingen wollte; er verfehlte darüber seine ganze Bestimmung, und ging nach seiner Vaterstadt Lübeck zurück; seine Sammlungen und Vorarbeiten, wenn wirklich einige vorhanden waren, sind nach seinem Tode, so viel wir wissen, nach Dorpat gekommen. Seitdem hat der gelehrte Hr. Prof. Heinrichs in Kiel Hoffnung zu einer neuen critischen Behandlung des Dichters von Ascra gemacht. Vor einigen Jahren hörten wir, daß ein Gelehrter in Italien eine neue Ausgabe aus-

arbeitete. Nachher erfuhren wir auch, daß sie im Druck erschienen sey, und daß sie Vergleichungen aus 50 Handschriften enthielte. Erst vor einiger Zeit erhielten wir sie, und, ob wir gleich mit einer Anzeige nicht gern in das zweyte, dritte, Jahr zurückgehen, und auf diese Weise manches zu spät eintreffende, sonst wichtige, Buch unangezeigt bleibt: so wollen wir doch für diejenigen, denen daran liegen kann, einige Notizen von dieser Ausgabe ertheilen.

Ησιοδου του Ασκραιου Εργα και Ημεραι. Hesiodi Opera et Dies. *Di Esiodo Ascreo i Lavori e le Giornate* Opera con L Codici risconrata, emendata la versione Latina, aggiuntavi l'Italiana in terze Rime con Annotazioni. Firenze 1803. Bey Carli. Quart 306 Seiten. Die Zueignungsschrift ist unterzeichnet: *Luigi Lanzi*, also der Gelehrte, dem wir das Alfabeto Etrusco zu verdanken haben, und der im vorigen Jahre gestorben ist. Die Einrichtung der Ausgabe ist folgende: Eine Abhandlung della Vita e Opere di Esiodo Ascreo S. 1 . . . 32 gehet voraus, vom Leben Hesiods, in welches zusammengeschmelzet ist das Geschichtliche, was alte und neuere Gelehrte von ihm gesammelt haben. Mehr konnte hier nicht geleistet werden. Aber Lanzi thut dieß mit eigner Ansicht und Urtheil. Dann S. 33 . . . 56 Prefazione. Hier wird Einiges vom Text selbst vorangeschickt, der Inhalt des Lehrgedichtes ausgezogen, und der Zweck, Plan und die Ausführung insonderheit gegen Daniel Heinsius vertheidiget. — Von dem, was er vom Griechischen Texte sagt, zeichnen wir so viel aus: Er nimmt an, wir haben das Gedicht, wie es Plutarch, Hesiods Landsmann, (nach der Art, wie die Alexandrinischen Grammatiker auch verfuhren),

geordnet und nach den damahligen besten Abschriften berichtigt habe; davon seyen Proclus, Tzeza, Moschopulus, Zeugen. (Dieß kann doch höchstens nur von Proclus gelten, welcher noch ältere Handschriften haben und vergleichen, und folglich Plutarchs Auswahl von Lesarten beurtheilen konnte.) — Plutarch könnte aber auch alte Lesarten verworfen, und Verbesserungen, nach eigner Critik, eingerückt haben. — Die neuern Critiker und Herausgeber hätten zu viel gewagte und unnöthige Verbesserungen gemacht, den Lesarten entgegen, worin Plutarch, Scholiasten und Handschriften übereinstimmen; besonders wird der Vorwurf dem Heinsius, Gujet und Gräve (Brunck sollte doch auch mit genannt seyn) gemacht, von denen der letzte auch seinem Cod. Voss. zu viel getrauet habe. Robinson und Loesner hätten sich zu willfährig gegen sie bewiesen; er selbst habe sich seinen 56 Handschriften und den Ausgaben überlassen, und die alten Lesarten wieder hergestellt. Von diesen fanden wir das Verzeichniß am Ende, S. 273, 274, mit den Nahmen der Gelehrten, welche sie verglichen haben: 6 aus der Bibliotheca Ambrosiana zu Mailand; 6 Codices Britannici, aus denen die Lesarten in Robinson's Ausgabe stehen, darunter auch die zwey Codd. Voss. sind; Codd. Florentini I. II.; Gallicus Procli in der kaiserl. Pariser Bibliothek, den schon Gräve, Robinson und Brunck gebraucht haben; 3 Codd. in der Edit. Loesneri. Aus der Mediceischen Bibliothek 9; aus der Vaticanischen 14; aus der kaiserl. Bibliothek in Wien 7. Hierauf folgen S. 275 . . . 300, in gespaltenen Columnen, einander gegen über, Vulgares lectiones und Lectiones aliae. (Also auch ganz fehlerhafte? Denn sogleich V. 5 ist ῥεῖα μὲν γὰρ βρ. beybehalten, und ῥέα δὲ βρ. χ. und

in den Var. Lect. ist ῥεῖα μὲν omnes codd. ῥεῖα δὲ, was in eben dem 5. Vers folget, sind die Codd. getheilt, 15 haben ῥεῖα δὲ — und ῥέα δὲ alle übrigen Codd. Was soll man von der Auswahl denken!) — Aber von jenen 50 Handschriften, wie sind die Vergleichungen angestellt? und wie ist die Ausbeute beschaffen? Die erste Frage wird in der Beantwortung sehr eingeschränkt, denn Lanzi sagt S. 33 selbst, er habe sie nur zu Rathe gezogen, abbiam noi consultati, und am Ende, S. 273, wo die Lesarten folgen, heißt es: Codices, quibus ad emendandum Hesiodum usi sumus *in locis magis dubiis et controversis*. Was lehrt endlich der Apparat der Lesarten selbst? und welcher Gebrauch ist in der Ausgabe selbst gemacht? — Fast kein anderer, als daß die in den neuern Ausgaben gemachte Auswahl der Lesarten, mit allen Verbesserungen, wieder weggeworfen ist, und daß die Zahl der Handschriften als entscheidend betrachtet ist. Von den Lesarten besteht der größte Theil in gewöhnlichen Abweichungen, Verwechselungen und Schreibfehlern der Abschreiber. Des Wichtigen ist so wenig, und desjenigen Guten, das nicht schon aus andern, wohin bereits von den Herausgebern angeführten, Lesarten bekannt wäre, noch weniger. Kaum läßt es sich begreifen, wie so viele Verse und ganze Stellen ohne abweichende Lesarten geblieben seyn können, und wie die angemerkten Lesarten so wenig beträchtliche Veränderungen, und noch weniger neue Abweichungen darbieten können. Gleich V. 4 eine Reihe Codd. haben Πίερσι, nicht, Πιερίῃ. V. 12 viele ἐνεπέσσαις. V. 19 γαίης τ' ἐν omnes codd. et edd. ante Gujetum (welcher freylich ohne Grund τ' wegstrich). Für ἀρόμεναι V. 22 werden 20 Codd. aufgezählt, eine Zahl andere ἀρό-

μεναι und ἀραίμεναι. V. 25 κεραμεὺς κεραμεῖ, omnes — κεραμεῖ κεραμεύς, Aristoteles, qui V. de rep. 10. citat Hesiodi non verba sed sensum. — V. 30 ὤρῃ. ὤρῃ, von beiden eine beträchtliche Zahl Codd., und so geht es fort. 33 ὀφέλλοις, ὀφέλοις, ὀφέλλεις. 37 ἐδάσσαμεθ', ἐδάσαμεθ', ἐδασσάμεθα, ἐδασάμεθα, und ἄλλα τε πολλά, omnes. 39 δικάσσαι sind 14 Codd. aufgezählt, δικάσαι 27 Codd. und eine Zahl Edd. Bey den vielen Versen, die wir für ein- oder untergeschoben hielten, fanden wir selten eine Bemerkung gemacht, ob sie in den Codd. fehlen; nur bey folgenden, 93 αἶψα γὰρ, 99, 294, 318, 370, 71, 72, 412, 673, fanden wir den Argwohn bestätiget; aber sonst kam uns im Durchlaufen nichts vor. Gleich V. 4 nichts; nichts bey 25, 26, 67, 68, 76, 178, 179, 180, 181, 186 . . . 189, 235, 263, 264, 314, 317, 318, 319, 329, 338, 339, 355, 356, 377, 406, 447, 455, 456, 457, 464, 561, 562, 563, 728, 740, 741. Eben so wenig findet man Hülfe für so viele andere Verse, wo man anstößt, z. B. in der Prosodie, wie 589, 647. Aber 696 τριήκοντα steht in mehreren Codd. Was uns hingegen das Wichtigste war, sind die aus Plutarch und andern Schriftstellern angeführten Worte und Verse Hesiods: das Brauchbarste für eine sichere Critik. — Weiter brauchen wir nicht zu gehen. Sachkundige werden für sich urtheilen. Der reichliche Commentar ist mehr auf Sacherklärungen gerichtet, und enthält viele Einsicht und Brauchbares für einen künftigen Herausgeber.

Altona.

Briefe auf einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Sommer 1808, von Char-

lotte von Ahlefeld, geborne von Seebach. 1810. 256 Seiten in Octav. Außer dem lieblichen, fließenden Styl einer zart fühlenden weiblichen Seele und dem Deutschen Herzen, welches überall durchschimmert, hat diese Reisebeschreibung freylich nicht viel Merkwürdiges. Es sind Briefe, wie sie in der That an eine Freundinn hätten geschrieben werden können. Die Reise selbst ging den geraden Weg von Altona über Cassel und Frankfurt nach Basel, von da über Solothurn und Bern durch das Neufchateller Gebirge und das westliche Pays de Vaud nach Genf, weiter durch das Chamouni-Thal nach Martigny, über Lausanne und Freyburg wieder nach Bern, in das Bernerische Oberland und zu dem Alpenhirten-Fest nach Interlaken, endlich über den Brünig, Luzern, Zürich, Schaffhausen, Stuttgard und Würzburg zurück nach Weimar. Ueberall zeigt sich ein gebildeter, gesunder Verstand und richtiger weiblicher Geschmack, aber eben deßwegen auch kein Anspruch auf Gelehrsamkeit oder politische Urtheile.

Neues haben wir zwar nicht darin gefunden, aber auch nichts Unrichtiges. Nur ein einziger unbedeutender Irrthum könnte berichtigt werden, daß nähmlich das bescheidene Monument, welches vor dem untern Thore in Bern steht, nicht einem jungen Schweizer Officier gesetzt ist, der 1798 im Kampfe für die Freyheit hier erlag, sondern einem jungen Berner Officier, welcher 1802 auf Seiten der alt eidgenossischen Partey alldort gefallen ist, als die Stadt Bern wieder erobert, und die Helvetische Revolutions-Regierung daraus vertrieben wurde.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

164. Stück.

Den 14. October 1811.

S. Petersburg, Berlin und Paris.

Die Sinesische Litteratur, die in den letztern Jahren des verflossenen Jahrhunderts zu ruhen schien, hat seit dem Anfange dieses Jahrh. wieder angefangen aufzuleben, und die Nahmen Hager, Deguignes, vorzüglich aber Montucci und v. Klaproth, zu welchen sich jetzt noch Hr. Abel-Remusat gesellet, scheinen die Epoche der Fourmont, Bayer rc. erneuern zu wollen. Von Hrn. Hager's Monument de Yu haben wir zu seiner Zeit Nachricht gegeben (1802 St. 159), so wie von den Remarques philologiques des Sinologus Berolinensis (1810 St. 57). Jetzt haben wir drey neue Schriften, die Sinesische Litteratur betreffend, anzuzeigen. 1) *Schreiben* an Herrn Sinologus Berolinensis, 2 B. in Quart, unterschrieben: S. Petersburg 20. Apr. 1810. Julius v. Klaproth. Der Verf. bezeugt seine Hochachtung für die Sinesischen Kenntnisse des Dr. Montucci, und tritt dem Sinol. Berol. in dem, was gegen Hrn. Deguignes erinnert worden, bey, gibt aber zu den Remarques eine Anzahl Bemerkungen und Berichtigungen, die die Sinesische Gelehrsamkeit ihres Verfassers

beurkunden, wenn gleich der Ton, in welchem sie mitgetheilt werden, ein wenig derb ist. Aus einer Note zu der vorletzten Seite gehet hervor, daß der Sinologus Berol. mit dem Dr. Montucci Eine Person ist, wodurch sich dann vieles Räthselhafte in den Remarques erklärt. Man muß aber gestehen, daß Hr. M., um sich als Verfasser dieser Schrift zu verbergen, kein besseres Mittel wählen konnte, als die in einem solchen Tone abgefaßte Zuschrift an sich selbst. — 2) Inschrift des Yü, übersetzt und erklärt von Julius v. Klaproth. Berlin bey Quien 1811. Hr. v. K. hatte schon gleich nach Erscheinung der Hagerschen Schrift über dieses Denkmahl sich mit einer critischen Bearbeitung dieser Inschrift zu beschäftigen angefangen, und die Resultate seiner Untersuchungen in einer Recension in der Jen. A. Litt. Zeitung niedergelegt. Jetzt erklärt er seine dort gegebene Uebersetzung, die sich auf die fehlerhafte, von Hager bekannt gemachte, Uebertragung in neue Sinesische Charactere gründete, für unrichtig, und gibt hier, nachdem er durch den Ankauf von drey Sinesischen Bibliotheken Russ. Interpreten sich hinlängliche Hülfsmittel verschafft, eine genauere und vollständigere Erläuterung der berühmten Inschrift. Voran steht ein Verzeichniß der dabey gebrauchten Sines. Werke bis S. 12. Es sind darunter sehr wichtige, z. B. der Schuking, Beschreibung der Provinz Chu-guann, wo sich auch unsre Inschrift mit einer zur Seite stehenden Uebersetzung in neuer Schrift findet, die großen Reichsannalen, wovon die Hist. générale de la Chine nur ein schlechter Auszug, noch dazu aus der schon sehr abgekürzten Mantschu-Uebersetzung, seyn soll. S. 14 . . . 16 folgt die Inschrift selbst, nebst der Uebertragung in neue Charactere, und einer Uebersetzung, die allerdings kürzer, natürlicher und bescheidener klingt, als die Amiotsche: Von Illuminationen (s. 1802 S. 1587) kömmt hier nichts vor. Der

Schluß lautet vielmehr: Die Trübsal ist beendigt und das Mißgeschick hört auf. Die Ströme des Südens fließen; Bekleidung ist da, und Nahrung wird bereitet; die Welt ist beruhigt, und fliehende Reigen können (nun) immer werden. Die nun folgenden historischen Erläuterungen u. Geschichte des Denkmahls selbst sind alle aus Sines. Quellen ausgezogen. Rec. führt daraus Folgendes an. Die Ueberschwemmung, die durch das Versanden u. Austreten der großen südlichen Flüsse, die das Reich von Osten nach Westen durchströmen, entstanden war, fing an 2297 vor Chr., und dauerte 18 Jahre. Hr. K. bemerkt, daß man aus den Sinesischen Erzählungen deutlich sehe, daß sie mit der Noachischen Fluth nicht zu verwechseln sey (der Zeit nach ist sie indessen nur um 50 J. später); sie sey aber mit dem Typhon, der die Geschichte von Aegypten und Chaldäa unterbricht, nach des Grafen Potocki Principes de Chronologie gleichzeitig, und vielleicht durch eine gemeinschaftliche große physische Ursache herbeygeführt. Die alte Inschrift, die auf dem Berggipfel Geu-lu-schan, dem südlichen Gipfel des Genn-schan, stand, ward 1208 nach Chr. von einem Gelehrten, Nahmens Schu, dem ein Holzhauer den Weg zu diesem Orte zeigte, entdeckt; sie hatte noch 72 Charactere, die alle sehr unkenntlich waren. Mehr konnte man im Original nicht sehen, denn in der Mitte und gegen das Ende fanden sich leere Stellen (S. 25). Eine spätere Copie steht auf dem Yo-lu-schan (S. 24). Die Buchstaben der alten Inschrift waren dunkelblau, auf rothem Stein eingelegt (S. 25). Von der Versetzung oder Nachbildung derselben zu Ssi-an-fu, in der Sammlung alter Inschriften 1666, findet sich hier kein Beleg aus Sines. Schriftstellern. Die alte Inschrift mit dem Riß ist auf Hager's II. Tafel abgebildet, aber die großen Charactere bey Hager auf 20 Blättern, und in seinen Elementary characters p. 37 stellen die neue Inschrift aus

den Zeiten der Sun (Song) vor, und diese hat Hr. v. K. hier zum Grunde gelegt, doch mit Vergleichung der Copie in dem oben genannten Chines. Werke. Die Charactere der Inschrift heißen Ko-deu-dschuan; das sind alte Buchstaben in Gestalt der jungen Frösche in ihrer ersten Verwandlung. (Das Tai-mian-y-tuan-dschi S. 26, vergleicht sie mit Pflanzenblättern, flatternden Wasservögeln, dem vom Winde getriebnen Phönix (?), auf Fang lauernden Tigern, den Fußstapfen des Crocodils (?), u. verborgnen Dämonen — und wirklich sehen nicht alle jungen Fröschen ähnlich.) Diese Schriftart ist eine der ältesten in Sina, und soll schon um 2500 oder 2400 vor Chr. Geb. erfunden seyn. Mit Hülfe der übrig gebliebenen Charactere dieser Schriftart gelang es den Gelehrten der Dynastie Sun, die Inschrift des Yu zu verstehen und in neuere Schrift umzuschreiben. Es gibt zwey solcher Umschreibungen, die wenig unter sich abweichen; die in der neuen Ausgabe der Sines. Annalen zu Peking 1715 scheint die vorzüglichere zu seyn, und diese hat der Vf. hier zum Grunde gelegt. Unter den Dschuan-Characteren, die von 800 .. 200 vor Chr. gebräuchlich waren, finden sich noch viele, die mit denen des Monuments Aehnlichkeit haben, und der Vf. ist überzeugt, daß er für alle Charactere des Monuments völlig übereinstimmende spätere würde gefunden haben, wenn er einige Editionen der Ginn (Kings) in alten Buchstaben, oder die große Chines. Ausgabe der Beschreibung von Mukden in 32 alten Schriftarten hätte benutzen können. In dem philologischen Commentar, S. 32 ... 48, werden die 77 Charactere der Inschrift einzeln erklärt, und ihre Aehnlichkeit mit denen der Dschuan u. andern alten Schriftarten gezeigt, welches auf einer angehängten vergleichenden Tabelle, mit beygefügter neuerer Schrift, noch anschaulicher gemacht ist. Der V. hat für die Erklärung der Inschrift alles geleistet, was man billiger Weise verlangen kann,

und für die Richtigkeit derselben scheint die überall beygefügte alte Dschuan-Schrift zu bürgen. Nur von Seiten der Critik fühlt man sich nicht befriedigt; und mehrere der Zweifel, die Rec. schon bey Gelegenheit der Hagerschen Schrift äusserte, findet er noch nicht gelöset. Der Vf. setzt das Alter und die Echtheit der Inschrift voraus; aber ist es glaublich, ist es physisch möglich, daß eine Inschrift auf einem hohen Berge als viertehalb Jahrtausende sich erhalten und noch lesbar seyn konnte? Denn von 2278 vor Chr., wo sie errichtet seyn soll, bis zu ihrer ersten Abschrift 1208 nach Chr. sind 3486 Jahre. Die ganze Begebenheit, worauf sie sich bezieht, gehört noch dem mythischen Zeitraum der Sinesen an, und die Erzählungen von dem Denkmahl selbst sind mythisch und poetisch. Bald sollen die Buchstaben dunkelblau auf rothem Stein seyn (S. 25), bald erhält Yu nach dreytägigem Fasten eine goldne Schrift auf einer Tafel von köstlichem Stein (S. 27). Alles gründet sich am Ende auf die 1208 von einem alten, bisher unbekannten, Stein genommene Copie eines unbekannten Sinesen. Hat dieser richtig copirt? und wie hat man die fehlenden 5 Zeichen ergänzt, da von dieser Schriftart sonst kein Denkmahl vorhanden war? Wenn es wirklich auf dem Berge Geu-leu-schan eine alte Inschrift gab, die im 13. Jahrhundert durch Zufall entdeckt ward, so möchte Rec. vermuthen, daß es eine in späterer Zeit zur Ehre des Yu im Dschuan-Character, also zwischen dem achten und zweyten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, gesetzte Inschrift war. Die Aehnlichkeit der Schriftzüge mit dem Dschuan, die Hr. v. K. sehr vollständig dargelegt hat, ist so groß, daß man sie für eine Spielart desselben halten kann, zumahl wenn man die starke Verwitterung derselben in Betracht zieht, deren Spuren selbst in der Zeichnung sichtbar sind. Die Züge sind eben so unbestimmt und irrend, als die Aegyptischen in der Inschrift von Ro-

fette. Daß das Denkmahl auch bey dieser Annahme noch immer sehr alt und merkwürdig, und der gelehrten Erläuterung, womit es Hr. v. K. ausgestattet hat, vollkommen werth bleibt, ist einleuchtend.

3) Essai sur la Langue et la Littérature Chinoise; avec cinq Planches, contenant de Textes Chinois, accompagnés de traductions, de remarques et d'un commentaire littéraire et grammatical. Suivi de Notes et d'une Table alphabétique des mots Chinois. Par *S. P. Abel-Remusat*. Bey Treuttel und Würz 1811. 160 S. in Octav. Der Verf. hat sich seit 5 Jahren mit dem Sinesischen beschäftigt, und zwar, wie man aus der Vorrede sieht, unter großen Schwierigkeiten, da er Alles aus eigenem Studium und Sinesischen Schriften schöpfen mußte, fand sich durch den Bericht des Hrn. Dacier über die Fortschritte der alten Geschichte und Litteratur bewogen, diesen Versuch über das Studium des Sinesischen bekannt zu machen, der allerdings für die, die sich mit dieser Sprache beschäftigen wollen, als eine nützliche Vorbereitung dienen kann, bis das große Sinesische Wörterbuch der Vaticanischen Bibliothek erscheint. Einige der vom Verf. behandelten Gegenstände kommen auch bey Fourmont und in den Remarques philologiques vor; allein der Verf. findet sie zu dunkel und metaphysisch, und glaubt, daß sie theils vollständiger, theils einfacher, könnten dargelegt werden. Er handelt von den Koua oder Linien des Fohi, daß sie nicht die Grundlage der Sinesischen Schrift seyen; von den 214 Schlüsseln; obgleich er Fourmont's hohe Idee von der Vollkommenheit der Sinesischen Schrift übertrieben finde, so sey doch die Schrift vollkommener, als Buchstabenschrift, wie in Beyspielen gezeigt wird. Z. B. das Zeichen für Wasser, verbunden mit dem Zeichen für Mutter, bedeutet hai, das Meer, die Mutter alles Wassers auf der

Erde. Die Zeichen Herz und Sklave bezeichnen, verbunden, nou, den Zorn, d. i. die Leidenschaft, die eines Sklaven würdig ist, oder das Herz zum Sklaven macht. So mahlerisch und kräftig könne sich keine andere Sprache ausdrücken, und dieses trage nicht wenig zu dem von diesem Studium unzertrennlichen Enthusiasmus bey. (Scheint es nicht hier den Sinologen (denn so spricht man jetzt) zu gehen, wie gewissen Orientalisten, welche die Etymologien preßten, um den Ausdruck recht prägnant zu finden? Jenes Bildliche, Tropische, der Schriftzeichen liegt in der Natur dieser Schriftart und dem Bedürfniß, da man, um die Zeichen nicht ins Unendliche zu vervielfältigen, von dem Bekannten zum Unbekannten fortgehen, und eingeführte Zeichen zusammensetzen mußte, um neue Begriffe auszudrücken.) S. 15 flg. Die Lou-chou oder 6 Regeln für die Anordnung der Schriftzeichen können noch deutlicher und interessanter gemacht werden, so wie die Geschichte der alten Schriftarten und die Kunst zu schreiben. Es sey ein Irrthum, daß die Grundzüge der Schrift sich auf 6 . . . 8 Elementarzeichen zurückführen lasse. — Philosophischer Geist der Sinesen, Sorgfalt für die Richtigkeit der Schrift; Einige bringen es so weit, daß sie eine Reihe Zeichen, mit dem Finger in der Luft gezeichnet, lesen können, was nur im Sinesischen möglich ist, wo die Schrift alles, und vom Worte so abhängig ist, daß man sie auch in einer andern Sprache lesen kann. S. 36 Schwierigkeit, Töne, besonders fremder Sprachen, auszudrücken; Tonzeichen, Zählen der Züge. Sinesische Wörterbücher S. 49 flg. Die beste Art sey die nach Schlüsseln; obgleich die Zahl von 214 nicht allgemein sey (einige Wörterbücher haben 312, 316, 494), so sey sie doch die bequemste. Da das Sinesische nur 352 oder, nach Fourmont, 383 Wör-

ter hat (der Verf. hat sie gar in einem selbstverfertigten Wörterbuche auf 272 reducirt), die, wenn man die vierfach verschiedene Aussprache in Anschlag bringt, höchstens 1600 Wörter oder Laute geben: so muß oft im Sprechen Mißverstand entstehen; die Schrift aber hebt alle Zweydeutigkeit. Ein Wörterbuch von 35,000 Zeichen würde für die meisten Bücher hinreichen; es sey aber ein vollständigeres Wörterbuch zu wünschen. Die Eigennahmen von Personen, Bergen, Ländern, Städten ꝛc. dürfen nicht fehlen, weil sie, da sie meistens bedeutend sind, leicht Mißverstand verursachen, wovon es mehrere Beyspiele gibt. Um es auch für das Studium der Sprache nützlich zu machen, müßte ein alphabetisches, mit Tonzeichen versehenes, Verzeichniß der Wörter nach der Aussprache beygefügt werden. Nun folgt S. 64 flg. die Erklärung von 4 Kupfertafeln, auf welchen die im Vorigen angeführten Sinesischen Texte abgebildet sind, mit genauen Analyse und Anführung der Schlüssel, unter welchen sie im Wörterbuche gesucht werden müssen. Dieser Theil der Schrift ist für den Anfänger im Sinesischen der lehrreichste und brauchbarste, und es wäre zu wünschen, daß dem Verf. eine Druckerey zum Gebote stände, um mehr zu geben, als 4 Tafeln faßten. S. 108 flg. Anmerkungen zur Erläuterung einzelner Stellen in der vorhergehenden Abhandlung. Dem Breitkopfschen Versuch, das Sinesische mit beweglichen Typen zu drucken, gibt der Verf. Beyfall. Breitkopf würde mit mehr Kenntniß der Schrift noch mehr geleistet haben. Ein Verzeichniß der erklärten Sinesischen Worte S. 140 flg. beschließt das Ganze dieser empfehlungswürdigen Schrift.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

165. u. 166. St.

Den 17. October 1811.

Cassel.

Bey Krieger: Die Vermögensrechte der Ehegatten nach den Grundsätzen des Gesetzbuchs Napoleons. Zur practischen Anwendung systematisch dargestellt. 1808. klein Octav IV und 58 Seiten.

Münster und Leipzig.

Bey Peter Waldeck: Systematische Darstellung der Rechtslehre von der Gemeinschaft der Güter unter Eheleuten, nach Anleitung des Napoleonischen Gesetzbuches, von R. F. Terlinden. 1810. groß Octav XXII und 382 Seiten.

Daß die Lehre von den Vermögensrechten der Ehegatten nach den Grundsätzen des Code Napoléon zu den schwierigen Materien des neuen Privatrechts gehöre, ist von Theoretikern und Practikern schon oft gesagt, wird auch wohl in Zukunft noch öfter gesagt werden. Zu sagen und auch wirklich überzeugt zu seyn, daß eine Materie des neuen Privatrechts große Schwierigkeiten habe, ist, — wie in vielen andern Fällen, — ziemlich leicht;

weniger leicht, zu wissen, wie groß und welcher Art die Schwierigkeiten sind. Kann man sich letzteres beantworten, so darf man vielleicht den Weg zur Lösung des Problems betreten; wo nicht, so fehlt die Legitimation zur Sache. — Vor uns liegen zwey Schriften, durch welche die Verfasser zwar nicht Aufhebung, aber doch Erleichterung der Schwierigkeiten ihres Gegenstandes versprochen haben. Sie sind die beyden ersten einzeln erschienenen Deutschen Arbeiten, welche sich (jedoch mit einer schon aus den Titeln sich ergebenden und einer andern, unten zu bemerkenden, Verschiedenheit) den vorliegenden Materien ausschließlich widmen. Schon dieser Umstand kann es vertheidigen, daß wir dieselben in einer Anzeige mit einander verbinden. — — Die Schwierigkeiten des genannten Gegenstandes in allgemeiner Rücksicht auf die Dogmatik desselben, und dann in besonderer Beziehung auf Deutschland, — eine nähere Bestimmung, für welche Rec. eine Vertheidigung unnöthig hält, — lassen sich auf gewisse Hauptpuncte zurückführen, welche hier zuvor mit einigen Worten anzudeuten sind. — Bekanntlich stellt unser neues Privatrecht für die Rechtsverhältnisse des Vermögens unter Ehegatten eine gewisse Art von Gütergemeinschaft als gesetzliche Regel auf, erlaubt aber der Privatwillkühr, einige unveränderliche Grundsätze abgerechnet, die verschiedenartigsten Abweichungen, und gibt dann bey einigen von diesen eine mehr oder weniger detaillirte Theorie. Für die Dogmatik kömmt es nun zunächst (unabhängig von den Fragen, welche Art von Verhältnisse in einem einzelnen Falle eingetreten, und wie die ganze Theorie in einem bestimmten Lande in die Praxis einzuführen sey?) darauf an, die Dogmatik einer jeden Art jener Verhältnisse mög-

lichst zu vollenden. Sehen wir in dieser Hinsicht zuerst auf die gesetzlich regelmäßige Gütergemeinschaft, so finden wir zwar im Gesetzbuche eine bedeutende Anzahl von Rechtsbestimmungen; wir finden indeß auch hier, dem Plane der Gesetzgebung gemäß, keine doctrinelle Ausführung, sondern eigentliche legislative Darstellung; eine Darstellung, welche in mehreren Hinsichten theils die formelle Ausbildung allgemeiner Grundsätze, theils die Ausfüllung des Details der Jurisprudenz überläßt. Die Schwierigkeit, welche hier nun zunächst genannt werden muß, liegt demnach gerade darin, daß man aus dem bloßen wörtlichen Inhalte des Gesetzbuches nicht sehen kann, welche Grundsätze als allgemeine, und welche dagegen als untergeordnete, vom Allgemeinen mehr oder weniger abweichende, Rechtsbestimmungen zu betrachten seyen, — daß man also auch sofort nicht aus dem wörtlichen Inhalte des Gesetzbuches sehen kann, auf welchem Wege man die Detaillirung der Materien verfolgen solle. Die Schwierigkeit ist der Art nach die gewöhnliche, sie wird hier nur bedeutender durch die große Anzahl der bey dem vorliegenden Institute vorkommenden Bestimmungen. Gerade schon um deßwillen mußte auch hier der Fall der gesetzlichen Gütergemeinschaft zuerst genannt werden. Aber auch bey den von ihr abweichenden, der Privatwillkühr erlaubten und im Code Napoléon ausgeführten, Vermögensverhältnissen kehrt dieselbe Schwierigkeit wieder, nur beym ersten Anblicke weniger auffallend, wegen der geringeren Anzahl der dort vorkommenden Aussprüche der Legislation. — In genauester Verbindung mit der bisher genannten Schwierigkeit steht eine andere, mehr subordinirt, als coordinirt. Sie liegt darin, daß das Gesetzbuch, auch hier

seiner Anlage gemäß, keine detaillirte Vergleichung der einzelnen, von ihm angeführten, Abweichungen mit dem regelmäßigen Verhältnisse der gesetzlichen Gütergemeinschaft anstellt, daß man aus diesem Grunde, verglichen mit dem vorhin Gesagten, aus den Worten des Gesetzes (der von ihm aufgestellten Regel der stricten Interpretation ungeachtet) nicht sofort übersehen kann, wie weit die Abweichungen in den allgemeinen Grundsätzen nebst deren Folgerungen, und im Detail überhaupt, sich erstrecken sollen, in wie weit man also bey jenen Abweichungen den Regeln der gesetzlichen Gütergemeinschaft noch zu folgen, in wie weit man von ihnen abzugehen habe. — Hat man sich mit dieser Art von Schwierigkeiten in der Maße vertraut gemacht, daß man ihre volle Bedeutung kennt, dann darf man mit Bestimmtheit (oder mit der Ueberzeugung, zu wissen, was man eigentlich sagen wolle) von denjenigen Schwierigkeiten sprechen, welche darin liegen, daß man hier, so wie bey den meisten Instituten des Code Napoléon, zur Auffindung der Wahrheit einen mühevollen historischen Weg einzuschlagen hat. — Und erst dann, wenn man die Schwierigkeiten dieses Weges der Forschung, sey es auch nur bis zu einem gewissen Grade (etwa mit gehöriger Benutzung der Quellen der zweyten Hand) überwunden hat, erst dann läßt sich mit Einsicht davon sprechen, wie man Andere durch doctrinelle Darstellung zu einer wahrheitsgemäßen Kenntniß der Materien führen, wie man die Schwierigkeiten des Gegenstandes durch Umarbeitung des Legislativen zum Doctrinellen aufheben oder erleichtern könne. — Es mag noch schließlich eine Schwierigkeit genannt werden, welche die Anwendung des in Frage stehenden Institutes in einem Lande, wo das Gesetzbuch nicht ursprünglich entstand, und also nahmentlich

in Deutschland, finden muß. Rec. denkt an die Beantwortung der beiden Fragen: Wie man die unter Umständen rathsam gefundene Abweichung von der Regel der gesetzlichen Gütergemeinschaft mit voller Sicherheit ausführen könne? und welche Abweichung der Art und dem Umfange nach der einzelne gegebene Fall darbiete? Die Praxis wird auf diese Schwierigkeiten natürlich eben so früh, und zum Theil früher noch, als auf die obigen, stoßen. Daß aber die Theorie sich erst dann mit gutem Erfolge zur Lösung derselben wenden könne, wenn ihr die obigen im Ganzen aufgehört haben, Schwierigkeiten zu seyn, — das bedarf keiner Bemerkung. — Das Bisherige ist nicht gesagt, um darauf den Anspruch zu gründen, daß die Verfasser der vorliegenden Arbeiten allen jenen Schwierigkeiten hätten abhelfen sollen. Daß es aber dennoch gesagt wurde, glaubt Rec. nicht besonders rechtfertigen zu dürfen.

Der Verfasser der ersten Schrift wünscht die practische Anwendung der in Frage stehenden Materie seinen Deutschen Landsleuten durch eine systematische und möglichst faßliche Darstellung zu erleichtern; er macht dabey auf einen eigentlich theoretischen Werth seiner Schrift keinen Anspruch. Die Ausführung gibt, nach einigen Vorbemerkungen, folgende vier Hauptabschnitte: 1. Von der Gütergemeinschaft des *Code Napoléon* (der gesetzlichen und der vertragsmäßigen). 2. Von der Ausschließung der Gütergemeinschaft. 3. Von der Vermögensabsonderung. 4. Von dem Dotal-Verhältnisse. Zuletzt folgt ein Anhang: von dem Brautschatze. — Die Darstellung besteht fast lediglich in einer Umschreibung der (jedesmahl am Rande citirten) Artikel des Code Napoléon, und der Jurist wird eine Erleichterung der oben

genannten Schwierigkeiten vergebens suchen. Doch scheint des Verf. Absicht ganz allein auf Belehrung des Laien gerichtet zu seyn; und so darf man, wenn auch überhaupt eine Bearbeitung für diesen Zweck gut geheißen werden soll, ein Mehreres nicht, als eine allgemeine Uebersicht verlangen — eine allgemeine Uebersicht, welche den Laien aufmerksam macht, daß er den Juristen in den meisten Fällen nicht gut entbehren könne. Gerade zu dem Ende würde Rec., in Beziehung auf das oben Gesagte, wünschen, daß der Verf. die angeführten Schwierigkeiten, auf welche die Deutsche Praxis, insbesondere bey Eingehung von Eheverträgen, zunächst stoßen muß, recht dringend hervorgehoben hätte.

Der Verfasser der zweyten Schrift, — den Gegenstand, wie der Titel sagt, mehr beschränkend, die Ausführung, wie schon die Seitenzahlen andeuten, mehr erweiternd, — gibt in der Vorrede die bescheidene Erklärung, daß er nicht neue Aufschlüsse, sondern nur den Versuch verspreche, die verwickelte Materie durch Systematisirung und durch Mittheilung dessen, was er in guten Französischen Hülfsmitteln gefunden, zu erleichtern. Das Buch enthält zuerst eine Einleitung, worin die Begriffe der Gütergemeinschaft und ihrer Hauptarten entwickelt, sodann der Ursprung und die fernere Geschichte dieses Institutes in Frankreich und in Deutschland kurz berührt, auch die einschlagenden Quellen und Hülfsmittel aufgezählt werden. Die Darstellung der Hauptsache zerfällt in zwey Hauptabtheilungen, deren wichtigste Rubriken folgende sind. *Erste Hauptabtheilung: Von der gesetzlichen Gütergemeinschaft unter Eheleuten und der Art, wie sie errichtet wird.* Dabey: I. Abschnitt: Von den Personen, unter welchen jene Güter-

gemeinschaft Statt findet. II. Abschnitt: Von dem activen und passiven Zustande der gesetzlichen Gütergemeinschaft, mit zwey Unterabtheilungen, welche durch diese Ueberschrift angedeutet sind. III. Abschnitt: Von den rechtlichen Wirkungen der gesetzlichen Gütergemeinschaft, mit zwey Unterabtheilungen, deren eine sich auf die Dauer, die andere auf die Aufhebung des Verhältnisses, bezieht. — Zweyte Hauptabtheilung: Von der vertragsmäßigen Gütergemeinschaft unter Eheleuten — größten Theils mit Unterabtheilungen, wie sie das Gesetzbuch aufstellet; doch ist hier denjenigen Verträgen, wodurch die Gütergemeinschaft (ohne Dotalrecht einzuführen) ausgeschlossen wird, keine besondere Darstellung gewidmet; sie kommen vor in dem ersten Abschnitte der ersten Hauptabtheilung. — Zuletzt folgen in einem Anhange einige allgemeine Bemerkungen. — Die Anlage des Buches zeigt schon bey der ersten Ansicht, daß der Verfasser für die Doctrin, oder, im Gegensatze der vorigen Schrift, für den Juristen arbeitete. Die Ausführung zeigt dann auch, daß zwar den Deutschen Juristen genützt werden sollte, daß aber der Verf. in dieser Beziehung seine Bemühungen zunächst darauf richtete, die Dogmatik seines Gegenstandes zu erläutern — ohne dabey auf Cautelar-Jurisprudenz und die übrigen in der Anwendung Deutscher Praxis liegenden Schwierigkeiten eine vorzügliche Rücksicht zu nehmen. — Beurtheilen wir die Arbeit nach diesem Plane und der eigenen, oben gedachten, Erklärung des Verfassers, so verdient es eine rühmliche Erwähnung, daß aus den Französischen Hülfsmitteln, welche unmittelbar benutzt sind, insbesondere aus Pothier, manches einzelne recht Brauchbare und Nützliche mitgetheilt ist. Es

lung, wie bereits anderweit oft geäussert wurde, schon viel Gutes dadurch gestiftet werden, daß Deutsche Bearbeitungen bey der Erläuterung der neuen Legislation, wenn auch nicht die Urquellen, doch die Quellen der zweyten Hand, mit Deutschem Fleiße benutzen. — Dagegen hat Rec. in anderer Hinsicht wider die Art der vorliegenden Bearbeitung Verschiedenes zu bemerken. Wenn zuvörderst zulässig ist, wider den Umfang des Planes, welchen sich der Verf. vorgesetzt, Etwas zu erinnern: so kann Rec. den Wunsch nicht bergen, daß bey der Bearbeitung der Lehre von der ehelichen Gütergemeinschaft des Code Napoléon, wenn man sich einmahl nicht auf die Dogmatik der gesetzlichen Gütergemeinschaft beschränkt, sondern die Theorie der vertragmäßigen damit verbindet, auch auf das Dotalrecht des genannten Gesetzbuches Rücksicht genommen werden möge. Anerkannt ist es, daß dem Deutschen Juristen an der Zusammenstellung dieses letztern Institutes mit der Lehre von der Gütergemeinschaft sehr gelegen ist; und — worauf der Rec. bey jener Erinnerung am meisten Rücksicht genommen hat — ausgemacht ist es auch, daß für eine genaue Kenntniß der Lehre von der (gesetzlichen und vertragsmäßigen) Gütergemeinschaft sehr wichtig wird, die allgemeinen, für das Dotalrecht und die Gütergemeinschaft gleichen, Grundsätze, als solche recht ins Licht zu setzen — und das scheint, wenn man den Deutschen Juristen vollkommen verständlich werden will, nicht gut möglich, wenn man das Dotalrecht selbst ganz übergeht. Doch! ein Jeder ist Meister seines Planes, und daher mag diese Erinnerung nicht geradezu als Tadel gelten. — Was den wirklichen Inhalt der Schrift anlangt, so übergeht der Rec. recht gern die Erinnerungen, welche er gegen die Systematische

rung — als Form der Darstellung betrachtet — machen könnte. Die Ansichten dieses Punctes sind so vielseitig, daß ohne eine sehr ausführliche, nicht hierher passende, Begründung seine Meinung den Schein eines dictatorischen Ausspruches nicht leicht vermeiden würde. — Dagegen kann er nicht umhin, dem Verf. den Vorwurf zu machen, daß er die einzelnen Rechtssätze und deren Erörterung nicht immer mit der gehörigen Umsicht verarbeitet und zur Ausbildung allgemeiner Grundsätze erhoben, folglich auch die Ergänzung des Details nicht immer auf dem oben bezeichneten Wege gesucht, und daher in den Fällen, wo ihn dieser Vorwurf trifft, das Einzelne nur als solches, annoch sorgfältiger Prüfung bedürftig, geliefert habe. Zum Belege mögen zwey Stellen des Buches dienen, welche sehr nahe neben einander stehen. S. 33 (§. 18) heißt es: "Die Ursache, welche solche (die gesetzliche) eheliche Gütergemeinschaft bewirkt, ist ein stillschweigender Vertrag — — — Ein solcher stillschweigender Vertrag, und dadurch stillschweigend vereinbarte Gemeinschaft, ist auch alsdann zu vermuthen, wenn Fremde in den der Herrschaft des Französischen Gesetzbuches unterworfenen Staaten eine vollgültige Ehe vollziehen, wenn sie auch weder durch Geburt, noch durch Naturalisirung, Unterthanen dieser Staaten und der bürgerlichen Rechte fähig sind, — — indem sie — — dennoch die Rechte des Natur- und Völkerrechts, gleich andern Unterthanen, genießen, worunter auch das Recht der Verträge, folglich auch des stillschweigenden Vertrags der gesetzlichen Gütergemeinschaft unter Eheleuten, gehört". Dagegen enthält auf der andern Seite der §. 20 (S. 35) Folgendes: "Die Gesetze, welche den Zustand und die Rechtsfähigkeit der Personen betreffen, erstrecken sich auch auf die

Unterthanen in den den Französischen Gesetzen unterworfenen Ländern, wenn sie sich gleich in fremden Ländern aufhalten; und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß jene Gesetze sowohl von der Rechtsfähigkeit überhaupt, als von den von dem Zustande einer Person abhängenden Rechten, mithin auch von den persönlichen Rechten zwischen Eheleuten, handeln, und auch auf die Rechte auszudehnen sind, die denselben an ihrem Vermögen gegenseitig zustehen, da sie eine unmittelbare Folge von den persönlichen Verhältnissen zwischen diesen Personen sind. Wenn also jene Unterthanen im Auslande eine Ehe schließen, so ist anzunehmen, daß unter ihnen die gesetzliche Gütergemeinschaft besteht, wenn gleich dieselbe in dem Lande, wo die Ehe geschlossen ist, unbekannt war". Rec. überläßt das Urtheil dem Leser, und bemerkt nur, daß er die eigenen Worte des Verfassers hervorgehoben hat, damit demselben auf keine Weise Unrecht geschehen möge; bemerkt dann auch, daß er jene Stellen nicht sowohl der daselbst vorgetragenen Meinung, als der dabey vorkommenden Gründe wegen, zum Beweise seiner obigen Behauptung anführen zu müssen glaubte.

Göttingen.

Bey Dieterich: **Darstellung des Executions-Verfahrens nach der Westphälischen und Französischen Proceß-Ordnung, von E. J. Kulencamp, Tribunal-Richter in Hersfeld. Dritter Band.** 1811. 340 Seiten in Octav.

Der vorliegende Theil, womit dieses Werk geschlossen ist, beschäftigt sich ausschließlich mit dem Concurs-Processe, in so weit die bey demselben zu beobachtenden Grundsätze durch das Napoleonsche Gesetzbuch und die Westfälische Proceß-Ordnung bestimmt sind. Bekanntlich sind die den Code

Napoleons ergänzenden übrigen Gesetzbücher Frankreichs, nahmentlich der Code de commerce, in Westfalen nicht eingeführt. Die Vorschriften, welche dieser in besondern Fällen, z. B. bey dem Falliment eines Kaufmanns, enthält, können daher bey uns nicht zur Anwendung kommen. Da nun aber unsere Proceß-Ordnung für das hierbey zu beobachtende Verfahren keine Verfügung enthält, vielmehr der 834. Art. der Proceß-Ordnung deutlich sagt, daß die in dem 12. Titel des 6. Buchs enthaltenen Vorschriften dem, was in Rücksicht auf den Handel, durch Gesetze oder Gewohnheiten, bestimmt ist, keinen Eintrag thun sollen, und an diesen vorerst nichts geändert sey: so ist es nicht zu bezweifeln, daß in dem obigen Falle die alten Gesetze der verschiedenen Provinzen, woraus das Königreich Westfalen zusammengesetzt ist, gelten müssen. Nur in Ansehung derjenigen Gegenstände, worüber das Gesetzbuch Napoleons Verfügungen enthält, haben, nach dem Art. 3 des königl. Decrets vom 21. September 1808, die vorhin geltenden Rechte die Kraft eines allgemeinen oder besondern Gesetzes verloren. Dieses besondere Verfahren ist nun in dem vorliegenden Werke, seinem Zwecke nach, nicht abgehandelt.

Der Westfälische Concurs-Proceß weicht in den wesentlichen Formen so sehr von dem bisher bekannten Verfahren ab, und ist außerdem, zumahl in Hinsicht der Classification der Forderungen, so manchen Schwierigkeiten unterworfen, daß eine genaue Erläuterung desselben, wie die vorliegende, für den Westfälischen Rechtsgelehrten ein sehr erwünschtes Geschenk ist.

Der dem bisherigen Concurs-Processe eigenthümliche Character der Allgemeinheit fehlt dem Westfälischen Concurs-Verfahren regelmäßig ganz. Hier

ist an keine Edictal-Ladung, an keinen Curator bonorum und Contradictor, wie wir sie sonst kannten, zu denken. Der Schuldner bleibt in dem Besitze des Theils seines Vermögens, welches nicht zur Befriedigung seiner Gläubiger in Anspruch genommen ist; er ist es, gegen den die Forderungen ad liquidum gebracht worden, und er behält stets personam standi in judicio. Nie kann ein Concurs von Amts wegen erkannt werden, und die Thätigkeit des Richters ist stets durch die Anträge der Partheyen bedingt. Die Concursmasse bildet sich theils von Seiten der Gläubiger durch die von ihnen angelegten Arreste und die damit in Verbindung stehenden Inskriptionen und Oppositionen, woraus sich die Unzulänglichkeit der mit Arrest belegten Vermögensmasse ergibt, theils von Seiten des Schuldners durch die gerichtliche Abtretung seines Vermögens, durch die Ausschlagung oder die sub beneficio inventarii geschehene Annahme der Erbschaft.

Hr. Kulencamp beschäftigt sich nun im ersten Titel mit der Vermögensmasse, und zwar zuvörderst (Kap. 1.) mit der Bildung und Erhaltung derselben. Die Masse bildet sich erstlich durch das Executions-Verfahren (Abth. I.), und ist jedesmahl nur eine Special-Masse, welche aus dem Theil des Vermögens des Schuldners besteht, welches der Gläubiger durch eine der verschiedenen Executions-Arten der Disposition des Schuldners entzog. Wenn daher auch zufällig das ganze Vermögen des Schuldners ein Gegenstand der Execution geworden war, so verliert die Gütermasse den angegebenen Character dennoch nicht, denn alle bey der Execution etwa unbekannt gebliebenen Gegenstände, und die, welche dem Schuldner nachher etwa noch zufallen, gehören nicht zur Concursmasse, sondern müssen erst durch neue Arrestanlegungen zugezogen werden. Die Aufhe-

mehrung der Masse geschieht bis zur Distribution bey der Amortisationscasse, wenn nicht etwa in einzelnen Fällen, nach der Bestimmung der Interessenten, die Gelder in den Händen der Zahlungspflichtigen bleiben. Z. B. bey dem Käufer eines Grundstücks. — Gemeinschaft der Gläubiger tritt erst dann ein, wenn mehrere derselben ihre Absicht, aus einem bestimmten Theile des Vermögens ihres Schuldner befriedigt werden zu wollen, auf gesetzliche Weise geäussert haben. Nachdem hier die verschiedenen Fälle, wie diese Aeußerung geschehen kann, näher angegeben sind, das Dispositionsrecht des Schuldners und die Concurrenz der gerichtlichen Execution mit der administrativen, — wobey das königl. Decret vom 4. Jul. 1811, welches erst nach dem Erscheinen dieses Theils publicirt ist, beobachtet werden muß — bestimmt ist, geht der Verf. in der zweyten Abtheilung zu der Bildung der Masse durch Handlungen des Schuldners über. Diese bestehen in der Güterabtretung, der Antretung einer Erbschaft unter der Rechtswohlthat eines Inventars, und in dem Falle, wenn eine Erbschaft erblos wird.

Jedem Gläubiger muß daran gelegen seyn, daß die Masse, woraus er seine Befriedigung erwartet, erhalten, und nicht verringert werde. Mit den den Gläubigern zu diesem Zwecke zustehenden Mitteln beschäftigt sich das 2. Kapitel. Da es aber möglich ist, daß die Masse durch Absonderungen und andere gesetzliche Ansprüche verringert werden kann, so ist hiervon im 3. Kapitel gehandelt.

So bald die Concursmasse gebildet, und es entschieden ist, daß sie zur Befriedigung aller darauf Anspruch machenden Gläubiger nicht hinreicht, ist die Vertheilung derselben unter die Gläubiger zu berücksichtigen (Tit. II.). Es kömmt hierbey darauf an, theils zwischen jedem einzelnen Gläubiger

und dem Schuldner, so wie unter den Gläubigern selbst, auszumachen, in wie fern die Ansprüche gegründet und liquide sind, theils die Verhältnisse der Forderungen unter sich — die Priorität — auszumitteln. Vor allen Dingen muß man bey der Vertheilung zwey besondere Verfahren unterscheiden, nämlich a) das Verfahren, mittelst dessen eine Mobiliar-Masse vertheilt wird — distribution par contribution. — Hierbey können nur privilegirte und chirographische Gläubiger vorkommen, Mobiliar-Concurs. b) Das Verfahren, wenn eine Immobiliar-Masse distribuirt wird — ordre —, wobey die mit Immobiliar-Privilegien und Hypotheken versehenen Gläubiger concurriren, Immobiliar-Concurs. Treten hierbey auch Gläubiger auf, denen allgemeine Privilegien zustehen, und wird dem nach Befriedigung der Immobiliar-Gläubiger bleibende Ueberschuß unter die chirographischen Gläubiger vertheilt, so tritt wiederum ein Distributions-Verfahren ein; denn jetzt wird in dieser Hinsicht die Masse eine Mobiliar-Masse.

Hr. Kulencamp handelt nun im 1. Kapitel dieses Titels von der Veranlassung, dem Umfange des Concurs-Verfahrens, und dem Versuche zur Güte. Der Mobiliar-Concurs entsteht durch die Concurrenz mehrerer sich meldender Gläubiger und die Insufficienz der Masse. Bey der Immobiliar-Masse geht das Westfälische Recht von dem Grundsatze aus, daß diese wegen der darauf ruhenden Immobiliar-Privilegien, Hypotheken, und besonders der gesetzlichen, von der Inscription unabhängigen, Hypotheken, in der Regel als eine Concursmasse zu betrachten sey, daher dann in dem Adjudications-Erkenntnisse stets eventuell ein Richter mit der Leitung des Concurs-Verfahrens beauftragt wird.

In Rücksicht des Gerichtsstandes kann ein Distributions-Verfahren nach der Größe der Masse entweder vor die Friedensgerichte, oder die Tribunäle gehören; ein Rangbestimmungs-Verfahren aber gehört ausschließlich vor die Tribunäle. Die Appellationshöfe sind in erster Instanz nie competent. — Ehe das Vertheilungsverfahren selbst beginnt, muß ein Versuch gemacht werden, ob die Gläubiger sich nicht in Güte über die Vertheilung der Masse vereinigen können. Bey dem Mobiliar-Concurse geschieht dieser Versuch unter den Gläubigern, ohne Concurrenz des Gerichtes; bey dem Immobiliar-Concurse aber unter Leitung des bereits committirten Richters. Kömmt eine gütliche Vereinigung nicht zu Stande, so folgt nunmehr die gerichtliche Classification der Gläubiger (Kap. 2.). Alle Forderungen lassen sich in drey Classen theilen, in privilegirte, hypothecarische und chirographische. Der Verf. handelt zuerst von den allgemeinen privilegirten Forderungen nach dem Code Napoléon und den besondern Westfälischen Landesgesetzen, dann von den besondern Mobiliar- und Immobiliar-Privilegien. Hierauf folgt die Lehre von hypothecarischen und chirographischen Forderungen. Der Verfasser hat bey dieser so wichtigen Lehre den Immobiliar-Concurs von dem Mobiliar-Concurse nicht getrennt, sondern die verschiedenen Arten der Forderungen ununterbrochen hinter einander folgen lassen, theils um die Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten bemerkbar zu machen, theils um Wiederholungen zu vermeiden. So zweckmäßig auch diese Methode in der angegebenen Rücksicht seyn mag, so glaubt Rec. doch, daß sie auf Kosten der Deutlichkeit befolgt ist. Unstreitig würde sich dieß Verhältniß der Forderungen deutlicher haben über-

sehen lassen, wenn die verschiedenen Concurs-Verfahren getrennt abgehandelt, und bey jedem die dabey möglichen Forderungen classificirt worden wären. Um Wiederhohlungen zu vermeiden, würden Nachweisungen hingereicht haben. Auf jeden Fall wäre es sehr zu wünschen gewesen, wenn für den Mobiliar- und Immobiliar-Concurs eine vollständige Prioritäts-Tabelle, etwa wie in dem Dabelowschen Werke über den Concurs, hinzugefügt worden wäre. Der Stoff dazu liegt schon ziemlich vollständig im §. 220, 251, dieses Theils.

Im 3. Kap. folgt sodann die Erörterung des Distributions- und Rangbestimmungsverfahrens selbst, und zwar in folgender Ordnung: Abth. I Von dem Productionsverfahren, in welchem die Gläubiger ihre Forderungen vor dem committirten Richter ad liquidum bringen, und ihre Priorität ausführen. Abth. II. Von dem Vertheilungsentwurf, welchen der committirte Richter ausarbeitet, und der commissarischen Verhandlung darüber. Wenn gegen diesen Entwurf keine Einwendungen vorgebracht werden, so kann nun das Distributions-Verfahren folgen. Erheben sich hingegen Widersprüche und Rangstreitigkeiten, so verweiset der committirte Richter die Partheyen zur Audienz, d. h. zum gerichtlichen Verfahren (Abth. III.). Sind hier nun alle Streitigkeiten rechtskräftig entschieden, so folgt endlich das Distributions-Verfahren (Abth. IV.). Am Ende folgen noch einige Zusätze und Verbesserungen zu den ersten Theilen des Werks. In Rücksicht der Ausführung und Behandlung der einzelnen Lehren verdient auch dieser Theil, wie die früheren, das Lob der Vollständigkeit und Gründlichkeit, und muß mit Recht zu den classischen Arbeiten über das Westfälische Recht gezählt werden.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

167. Stück.

Den 19. October 1811.

Wien.

Dr. Johann Burger's, ordentlichen öffentl. Lehrers der Landwirthschaft am Lyceum zu Klagenfurth ꝛc., vollständige Abhandlung über die Naturgeschichte, Cultur und Benuzung des Mays oder türkischen Waizens. Mit IV Kupfertafeln 1809. In Joseph Geistinger's Verlage. Auf XII und 438 Seiten in Octav.

Bey dieser Monographie vereinigen sich alle die günstigen Umstände, deren Zusammentreffen man bey einer solchen Arbeit nur wünschen kann. Der Gegenstand ist von großer Bedeutsamkeit, indem die Frage auf nichts Geringeres geht, als ob die Cultur des Mais so allgemein zu machen sey, als die der Kartoffel jezt ist. Der Verfasser ist ein talentvoller Mann; ist mit dem ganzen Vorrathe von theoretischen Kenntnissen, die zu dieser Arbeit erforderlich sind, versehen; ist zugleich Practiker, und hat sich insbesondere mit der Cultur des Mais lange, und ausdrücklich in der Absicht, dieses Gewächs unter allen Verhältnissen

ganz auskennen lernen zu wollen, beschäftigt; ist ein wohlbelesener, fleißiger Schriftsteller, und hat den Vortrag völlig in seiner Gewalt. Gewiß hat er also etwas Vollendetes leisten können, und hat es auch wirklich geleistet. — Wir können daher nicht unterlassen, unsere Leser, so viel es der Raum dieser Blätter verstattet, mit dem Buche bekannt zu machen.

Bekanntlich haben die Entdecker der neuen Welt den Mais zuerst auf Cuba, dann auf allen Inseln des westlichen Oceans, und endlich auf dem festen Lande von America, sowohl diesseit als jenseit der Linie, gefunden. Daß er der alten Welt gänzlich unbekannt gewesen sey, sucht der Verf. aufs neue wieder, und aus guten Gründen, darzuthun. Nach seiner Meinung hat sich die Cultur desselben auf folgendem Wege verbreitet. Die Spanier, welche die Pflanze in der neuen Welt kennen gelernt hatten, konnten sie in ihrem Vaterlande nicht einführen; sie brachten sie aber nach Neapel und Sicilien, in deren Besitze sie damahls waren. Aus Sicilien kam sie nach Toscana, wie der dasige Nahme "grano Siciliano" beweiset, Hier wurden die Venetianer mit dieser Pflanze bekannt, und brachten sie nach Morea, Cypern, Candia und den Inseln des Jonischen Meeres. Von da verbreitete sie sich in Bosnien, Servien, Croatien und Slavonien. In den Türkischen Ländern fanden sie die Italiäner, Franzosen und Deutschen, und verpflanzten dieses Gewächs daher unter dem Nahmen von "Türkischem Weitzen" in ihr Vaterland. Dieser Gang der Cultur-Verbreitung von Sicilien aus scheint dem Rec. keinem Zweifel ausgesetzt, da er durch den Nahmen, welchen dieses Korn auf diesem Wege allenthalben

führt, so kräftig unterstützt wird. Aber wenn man bedenkt, daß der Zeitraum von der Entdeckung der neuen Welt bis zum Jahre 1586, in welchem der Nürnberger Arzt Camerarius den Mais schon unter dem Nahmen von Türkischem Weitzen beschreibt, noch keine volle hundert Jahre beträgt; so muß man es doch schwer finden, zu glauben, daß die Cultur desselben darin den weiten Weg hätte vollenden können. Wäre es eine Zierpflanze für Lustgärten gewesen, mit der die Mode schnell von einem Lande nach dem andern hätte eilen können, so ließ es sich allenfalls noch zugeben: aber es ist eine Getreideart, und es wird dabey die Verbreitung der Cultur im Großen vorausgesetzt. In jedem Lande mußte also die Vortheilhaftigkeit des Neuen erst anerkannt, das Vorurtheil für das Alte besiegt, und die Cultur dem Ackerbau-System des Landes angepaßt werden. Wer vermag, für möglich zu halten, daß dieses in so wenigen Jahren geschehen sey? Die Kartoffel hat keinen solchen Umweg gemacht, und doch hat sie mehr als 200 Jahre dazu gebraucht. Sonderbar ist es dabey, daß der Americanische Nahme "Mais" oder der das Vaterland bezeichnende Nahme "Indisches Korn" nirgends, als in England, in die gemeine Sprache übergegangen ist. England beweiset hier aber nichts, indem es den Mais nie gebauet, denselben gewiß auch erst später unmittelbar aus der neuen Welt kennen gelernt hat. Rec. kann sich also der Vermuthung noch immer nicht entäußern, daß die alte Welt schon vor Entdeckung der neuen die Pflanze gehabt, und vielleicht in Africa in irgend einem Winkel zur Nahrung für Meschen und Vieh — unbemerkt von Schriftstellern — gebauet habe.

Die botanische Beschreibung des Mais gibt uns der Verf. ganz neu, und vollständig und gut. Als Art erkennt er nur die eine bekannte an; die von Molina als zweyte beschriebene hält er für eine Spielart — aber aus Gründen, die dem Rec. doch nicht genügen. Als Abarten führt er die beiden, nähmlich den gewöhnlichen großen, und den kleinen, und dann den Ostindischen Riesen-Mais, auf. Die Farben bezeichnen nur Spielarten, sind aber gleichwohl sehr beständig, und die blaue hat das Eigene, daß sie sich gern auf die umherstehenden Maispflanzen von weißer oder gelber Farbe verbreitet. Der kleine Mais artet bey uns auch, nach des Rec. Erfahrung, gern in den großen zurück, nicht aber der große in den kleinen. Von den sämmtlichen Abarten des Mais gibt der Verf. in einer eigenen Tabelle eine interessante Uebersicht nach der Beschaffenheit des Bodens, worin sie gebauet werden, der Saatzeit, des Anfanges des Blühens der männlichen Rispe, des Hervorkommens der Staubwege, des Reifens der Aehren, der Menge und Länge der Aehren, der Anzahl der Körnerreihen, der Menge der Körner in jeder Reihe, und der Farbe und Beschaffenheit der Körner.

Wie wichtig die Mais-Cultur nach und nach für alle die Länder werde, welche ihrer fähig seyen, beweiset der Verf. mit Young's Ausspruche, nach welchem in Frankreich die einzige gute Landwirthschaft auf dem Anbaue dieser Pflanze beruhet. In Steiermark sey die Landwirthschaft da am blühendsten, wo der meiste Mais gebauet werde. In Kärnthen verbreite sich die Mais-Cultur zusehends, und verbessere die ganze Landwirthschaft. In

Oestreich werden etwa 12,000 Metzen gebauet, — aber nur aus Unkunde und Indolenz der Landleute nicht mehr. In Böhmen, Baiern, Wirtemberg und den Ländern am Rhein hebe sich diese Cultur sehr. Auch habe sie sich in Tirol, der Schweiz, dem Elsaß und bis nach Frankfurt am Main verbreitet; über Frankfurt am Main höre sie aber auf — und dieß mit Recht, wie Rec. hinzusetzen muß, weil der große Mais in Norddeutschland doch nur in gutem Boden und bey guter Witterung zur Reife kömmt, der kleine hier aber keinen vorzüglichen Gewinn gibt, wenn er gleich hier jährlich reift. Nach des Verf. Behauptung könnte sich die Mais-Cultur im westlichen Theile von Deutschland bis zum 51° 30′ N. Br., im östlichen noch um einen halben bis Einen Grad weiter südlich ausdehnen. England sey der Mais-Cultur fähig, ob sie gleich da nicht gewöhnlich sey. In Frankreich habe die Mais-Cultur noch keine feste Grenzen; nach Young sey nur der armselige Boden und die unverbesserte Landwirthschaft die Ursache, warum diese Pflanze hier nicht überall gebauet werde. Von den Mittelländischen Provinzen Hollands bemerkt der Verfasser nur nach Schwarz, daß der Mais hier nicht gedeihe. Wenn es ihm dabey sonderbar vorkömmt, daß Marshall in diesen Provinzen gleichwohl Maisbau gefunden haben wolle: so scheint ihm unbekannt zu seyn, daß dieser Schriftsteller gereiset ist, ohne sein Zimmer verlassen zu haben. Außer Italien haben Croatien, Slavonien und das diesseit der Donau liegende Ungern den stärksten Maisbau; jenseit der Donau werde derselbe vom Weitzenbaue verdrängt. In Griechenland sey der Maisbau schon beträcht-

lich, und steige täglich mehr. In America habe sich der Maisbau nicht nur behauptet, sondern sich selbst auch noch erweitert (wie wir aus Parkinson's Reise wissen). In Africa sey er aus den geringen Anfängen, welche die Portugiesen damit im 16. Jahrhunderte auf ihren Niederlassungen an der westlichen Küste gemacht haben, nun ganz allgemein geworden. Nur in Asien, und besonders in China, habe er nach Verdienst noch nicht eindringen können; indessen lassen die jetzigen Beherrscher von Ostindien es sich doch sehr angelegen seyn, ihn einzuführen, da die Cultur desselben, bey einer größern Ergiebigkeit, weniger ungesund und beschwerlich sey, als die des Reises.

Die Lehre von der Cultur des Mais behandelt der Verf. auf eine vorzüglich interessante Weise. Fast allen Boden erklärt er für dazu tauglich, besonders aber den leichten, und noch mehr den fetten und tiefen — wozu nun freylich auch die buschichte Beschaffenheit der Wurzel die Anzeige gibt. Die Erde müsse für eine solche Wurzel fein verarbeitet seyn. Das Graben würde also dem Pflügen vorgezogen werden müssen. Da es aber im Großen unthunlich wäre, so zeigt der Verf., unter welchen Bedingungen dieser Zweck auch durch das Beackern erreicht werden könne. Nur in sehr reichem Boden, wie der an der Theis und am Nile, oder hier und da in Neubrüchen ist, kann der Mais ohne Düngung gedeihen. Der Verf. geht alle Düngungsarten, selbst die ungewöhnlicheren, als das Verbrennen von Stroh auf dem Acker, in Hinsicht auf den Mais durch, bemerkt dabey aber, daß er selbst sich nur des wohl durchgefaulten Laub- und Strohmistes bediene,

und davon 600 Centner auf ein Joch Landes bringe. Asche, Kalk und Mergel scheinen die Mais-Production nicht auffallend zu befördern. Das Grübeln sey bey dem Mangel an Dünger zwar ein sehr gutes Mittel, da es aber nicht den ganzen Acker, sondern nur den einzelnen Standort der Maispflanze beziele: so tauge es für ein regelmäßiges Wirthschaftssystem nicht. Zur Saat seyen die gesundesten, besten und am trockensten erhaltenen Körner zu wählen; daß aber die Körner mit den bekannten schwarzen Puncten zur Saat nicht untauglich seyen, behauptet der Verf. gegen Andere aus eigener Erfahrung. Die Mittel zur Sicherung des Maissamens in der Erde gegen die mancherley Zufälle, denen er auf dem Felde ausgesetzt ist, führt der Verf. auf, ohne ein großes Gewicht darauf zu legen. Die Zeit des Aussäens werde durch Clima und Witterung bestimmt; für Steiermark und Kärnthen habe die Erfahrung ergeben, daß der 4. May der äußerste Zeitpunct sey, die Aussäung aber doch auch bis zur Mitte des Mayes gewagt werden könne. Die Maissaat dürfe nicht aus freyer Hand ausgeworfen, sondern müsse gelegt werden. Der Verf. hat sich dazu eine Säemaschine nach eigener Erfindung eingerichtet, die ungemein zweckmäßig scheint. An Samen braucht er bey dem Säen mit dieser Maschine 45¼ Pfund in das Joch; wornach aber der Bedarf an Samen im Allgemeinen nicht bestimmt werden kann, indem dabey immer Clima, Boden und Umstände mit rathen. Mit dem Versetzen der Maispflanzen hat der Verf. eigene Versuche gemacht, woraus sich ergibt, daß diese Pflanzen diese Operation zwar vertragen, daß sie aber doch

in ihrer Vervollkommnung dadurch zurückgehalten werden. Nach des Rec. Meinung würde die Sache damit aber nicht für ausgemacht angenommen werden können, sondern noch einer weitern Untersuchung bedürfen. Bey der Entfernung, in der die Maispflanzen von einander stehen müssen, und da der große Mais erst nach drey Monathen den Boden ganz beschatte, können die Zwischenräume bis dahin allerdings mit andern Gewächsen besetzt werden. Der Verf. hat dazu die Zwergfisolen mit dunkelgelben, kleinen, länglichrunden Samen am schicklichsten gefunden. Um die Vögel von den reifenden Maiskörnern abzuhalten, zieht der Verf., wie er versichert, mit Erfolge Fäden um und über die Maisäcker; zur Abhaltung der in der Erde befindlichen Insecten weiß er aber kein Mittel. Gegen Frostschäden rechnet der Verf. allein auf die starke Reproductionskraft der Natur, welche bey dem Mais das Beschädigte leicht wieder auswachsen mache. Die Furcht der Landleute, ihre Maissaat durch frühe Nachtreife zerstört zu sehen, hält er mehr für eingebildet, als gegründet. Die Bearbeitung der Maispflanze bestimmt sich selbst durch die Umstände. Ist die Pflanze etwa 9 Zolle lang, so hat sich der Boden gesetzt, das Unkraut ist heraus, und es ist nun die erste Behackung erforderlich. 14 Tage nachher bedarf es zur Erreichung der nähmlichen Zwecke einer zweyten, und später kann auch wohl noch eine dritte Behackung nöthig seyn. Zu diesen Behackungen bedient sich der Verf. nur des Schaufelpflugs. Indessen sind die Kronenwurzeln hervorgekommen, die der Pflanze noch mehr Haltung geben, und auch wohl Nahrung geben sollen. Nun muß also das Behäufen in ver-

hältnißmäßigen Zwischenräumen zwey Mahl geschehen, und der Verf. läßt es mit dem Cultivator mit beweglichen eisernen Streichbretern verrichten. Die an den Maisstängeln hervorkommenden Seitensprossen werden zu Viehfutter ausgebrochen; ob auch die Ernte selbst dadurch verbessert werde, hat sich aus des Verf. Untersuchung nicht ergeben. Das Befruchtungsgeschäft dauert bey dem Mais besonders lange, und von der Vollendung desselben bis zum Reifwerden der Aehre vergehen wohl vier Wochen. Das Abschneiden der Wipfel und Blätter kann ohne Schaden nicht eher geschehen, bis die Körner sich völlig entwickelt haben; wie es geschehen soll, müssen wir hier übergehen. Die Zufälle, welche für den Mais aus der Witterung entstehen, sind wegen der so großen Reproductionskraft der Pflanze weniger gefährlich. Die Verheerung durch Vögel hat der Verf. durch Aufhängung todter, aus einander gespreitzter, Vögel der Art nach immer abwehren können. Unter den Pflanzenkrankheiten wandelt den Mais fast nur die Brandbeule an, worüber sich der Verf. auf die Schrift von Imhof bezieht.

Der Mais ist reif, so wie die Körner hart sind; die Zeit ist nach den Umständen verschieden. Die Ernte dränget aber nie, und kann also bis zu einer bequemen Zeit verschoben werden. Das Austrocknen der Aehren ist jedoch unumgänglich nöthig, und erfordert eine lange Zeit. Mit dem größten Vortheil bedient man sich also in den kältern, feuchten Climaten eines Trockenhauses dazu, das hier vollständig beschrieben wird. Zum Abmachen der Körner habe das Dreschen den Vorzug vor den übrigen Methoden. Die Aufbewahrung des Korns und Mehls geschieht am besten in Säcken. Ueber den

Ertrag des Mais ist der Verf. sehr umständlich. Von seinen Maisäckern rechnet er ihn auf die grosse Quantität von 67 Wiener Metzen an Körnern, und 8818½ Pfund an trockenen strohigen Theilen vom Joche. Wie ergiebig diese Pflanze allenthalben sey, wo sie gebauet werde, und wie ihr der Vorzug vor allen unsern übrigen Getreidearten gebühre, und was für einen grossen Werth sie als Futterkraut habe, bringt der Verf. aus guten Quellen sehr überzeugend bey. Ob der Mais zu den bereichernden oder zehrenden Früchten des Ackers gehöre, entscheidet der Verf. nicht geradezu. Dünger erfordere er freylich: aber durch die Cultur, die ihm gegeben werde, werde der Boden verbessert und zum Weitzenbau vorbereitet, und hiernach bestimmt sich die Stelle der Pflanze in der Folge der Saaten von selbst.

In dem dritten Abschnitt, von der Benutzung des Mais, hebt der Verf. mit der Analyse der Körner, der Fruchtböden und der Stängel im Stande der Reifheit, und eben einer solchen Analyse der ganzen Pflanze zur Zeit der Blüthe, an; er erkennt jedoch seine Untersuchung selbst noch für mangelhaft und unbefriedigend, deckt aber auch die Fehler der Untersuchungen eines Parmentier, Mirabelli, Zecchini, und Jasnäger auf. Wir übergehen diesen Theil des Buchs als unvollendet. Zunächst wird dann aus einander gesetzt, unter welchen Gestalten der Mais als Nahrung für Menschen diene, bey welcher Gelegenheit nicht nur unsere Kochbücher durch gründliche Darstellungen sehr bereichert werden, sondern auch manche wichtige Nachricht über den Preis des Mais und über den Werth desselben in Vergleichung mit andern Früch-

ten, vorkömmt. Auch zum Bierbrauen und Branntweinbrennen wird der Mais gebraucht. Da aber die Körner beym Vermalzen auf die gemeine Weise nicht zugleich keimen: so hat der Verf. eine bessere Weise ausgefunden. Bey dieser kömmt es hauptsächlich darauf an, daß das Malzen in Geschirren geschehe, woraus das Wasser nach und nach abgelassen werden kann, und worin die Körner nicht über 4 Zoll hoch zu liegen kommen. Die Feuchtigkeit darf nicht zu groß seyn, damit sie die Stärke nicht auflöse; die Körner dürfen nicht der freyen Luft ausgesetzt seyn, damit die oberen nicht trocken werden. Sie müssen, bis sie zu keimen anfangen, eine künstliche Wärme von 18° Reaum. haben. Diese Wärme muß aber gemäßigt werden können, damit sich die Masse nicht brenne. Die Benutzung des Saftes der reifen Maisstängel zu Syrup scheint von Nutzen zu seyn, ob sich gleich noch zur Zeit nicht darüber absprechen läßt. Die Benutzung der Maiskörner, so wie der Fahnen und Blätter, zu Futter für alle Viehарten ist bekannt. Das Maisstroh, das zu Viehfutter dient, kann auch auf Pottasche benutzt werden: aber da das Joch nur 242,7 bis 286,1 Pfund Pottasche gibt: so ist die Benutzung desselben zu Viehfutter doch einträglicher.

Valence.

Mémoires sur diverses Antiquités du Departement de la Drome, et sur les différens peuples qui l'habitoient avant la conquête des Romains, suivis de plusieurs Dissertations curieuses — Ouvrage posthume de l'Abbé *Chalieu*. Ohne Jahrangabe. Quart 190 Seiten. Voraus

gehen Lebensnachrichten von ihm I . . . XIX. S. Er war zum kirchlichen Stande bestimmt, aber seine Neigung trieb ihn zum Studium der Alterthümer. Erst jetzt, nach seinem Tode, hat man seine antiquarischen Aufsätze erhalten. Tain, in der tabula Theodos. *Tegna*, sein Geburtsort, gab ihm bey den vielen Römischen Münzen und andern Anticaglien, die man dort findet, von Zeit zu Zeit eine kleine Ausbeute; er brachte eine artige Sammlung zu Stande. Tain ist ein kleines Städtchen im Departement de la Drome, im ehemahligen Dauphiné, zur Römer Zeit im Gebiete von Vienne an der Rhone, in der Nähe der Anhöhen, welche den berühmten Wein der Hermitage liefern. Eine Römische Landstraße ging über dieselben.

Die erste und früheste Abhandlung ist: Dissertation sur un Autel Antique et sur l'inscription qui y est gravée, mit einem Kupfer, welches eine Ara darstellt, mit der Inschrift, welche das Andenken von einem Taurobolium erhält, das hier für die kaiserliche Familie war veranstaltet worden; das Wohl von der Colonia Lugdunum war eingeschlossen. Es ward gefunden bey Chateauneuf d'Isere. Ein großer Stierschedel auf der Vorderseite bezeichnet dieses, wie andere Denkmähler dieser Art, und oben darüber und wieder unten eine Inschrift, welche der Verf. erklärt. Den Anfang macht eine Lücke . . . . I domusque divinae Colon. Copiae Claud. Aug. Lug. taurobolium fecit Q. Aquius Antonianus Pontif(ex) perpetuus ex vaticinatione Pusoni Juliani Archigalli f. w. Diese Art von Opferfeyerlichkeit, die der Cybele geweihet war, in

welcher der, der sie anstellte, mit dem Blute des Opferstiers betröpfelt ward, als Sühnopfer, zur Erhaltung des Lebens eines Kranken, kam im zweyten Jahrhundert nach Chr. Geb. in Gebrauch, und muß in Gallien viel Eingang gefunden haben, wie bereits von Hrn. Millin bemerkt worden; das bezeugen die Arä mit Inschriften. Die berühmteste ist die zu Lyon, von welcher auch Hr. Millin, so wie von der gegenwärtigen zu Tain, in Voyage dans les Departemens du midi de la France aus eigener Ansicht Nachricht und Abschrift gegeben hat: wo er auch des Abts Chalieu mit Ruhm gedenkt, denn er fand ihn noch am Leben. Die Inschrift war schon aus dem Gruter, Chorier, Moreau de Mautour, bekannt. Jetzt wird eine richtigere Abschrift ans Licht gestellt, mit einer ausführlich gelehrten Erklärung, welche dem gelehrten Scharfsinn des Abts Chalieu Ehre macht. Gleich im Anfange der Inschrift sind anderthalb Linien ausgemeißelt; durch Vergleichung der Lyonner und anderer Taurobolien-Inschriften stellt er sie so fern her, daß man lernt, sie sey dem Commodus zu Ehren gesetzt, und da sein Andenken durch einen Senatsschluß vertilget ward, sey der Nahme ausgemeißelt worden. Er macht mehrere gute, nützliche, Anmerkungen über die Nahmen und Personen, über die Zeit und die Veranlassung des angestellten Opfers. Außer dem Archigallus wird noch ein Pontifex perpetuus erwähnt. Eine gute Muthmaßung stieß uns auf, S. 39, woher die Galli, Priester der Cybele, zu dem stipem cogere gekommen sind: Mit der Dea Idaea von Pessinus kamen einige Priester mit; aber es kamen der Ordensbrüder

mehr nach; sie alle wollte man nicht ernähren, und so machte man einen Bettelorden aus ihnen. — In dem draeeunte, der die Procession anführte, dachte sich der Abt den dendrophorus, der in den Processionen der Cybele einen Fichtenzweig trug. S. 49. — II. Mémoire. Sur une Colonne milliaire, ausgegraben bey Tain; sie war uns schon aus dem Magasin encyclop. bekannt, wo V. année (1799 To. I. p. 397) ein Aufsatz über die Säule eingerückt ist. Die Inschrift ist von der Zeit Aurelians vom Jahre 273; er führt hier den Nahmen, den er doch selbst verbot, Carpicus, und den Nahmen Guticus statt Gothicus. Daß beide Nahmen, Gothen und Guten, Eins waren, wird hierdurch historisch erwiesen. — Notice des anciens peuples du Departement de la Drôme: es sind die Segalauni (längs der Rhone, unterhalb der Allobroger); durch ihr Gebiete war der Zug Hannibals gegangen (S. 89); Tricastini; Vocontii (wo Colonia Dea, jetzt Die, vermuthlich wegen eines Tempels der Cybele, nicht der Livia, lag; so wie Valentia auch dieselbe war); Vertacomicori. — S. 101 Mémoire sur le chemin, qu' Annibal prit pour arriver aux Alpes: où l'on prouve en même tems qu'il n'entra pas en Italie par le St. Bernard, et que l'Empereur Napoléon est le seul qui ait conduit une armée cette route (wir führen die eigenen Worte des Verfassers an). Mit vieler Kenntniß des Locals behauptet Chalieu, daß der Zug Hannibals von der Isere nach dem Mont Genevre, die nachherigen Alpes Cottiae, gegangen ist; mit Bestreitung der gewöhnlichen, bereits bey den Al-

ten insgemein angenommenen, Meinung vom Zuge über den großen Bernhard. Man weiß, wie viel über diesen Zug, über die Alpen geschrieben ist. Seiner Behauptung stand im Livius entgegen *Arar* Rhodanusque: jener wird nun verändert *Isara*.— Eclaircissemens sur deux Medailles — die Banduri für Eine gehalten hat To. II. p. 36; 2; sie sind vom K. Maximian I., und weiter von keinem Belang. — Mémoire sur l'interprétation à donner aux inscriptions u. s. w. Es finden sich Münzen in Mittelbronze, von Diocletian bis auf Constantin, auf welchen die Siglä vorkommen: C I mit H S. M S und A S, die Buchstaben über einander gesetzt (sie sind von Andern, selbst in Eckhel, weniger bemerkt: aber sie sind in Gallien geprägt, in welchem jene Kaiser, wie bekannt, Vieles zu schaffen hatten). Abt Chalieu gibt die wahrscheinliche Erklärung, da auf Maximians Münzen so oft der Beynahme Hercules vorkömmt, so sey auszufüllen: Cives Herculi suo. Die eine von diesen Münzen ist in Trier geschlagen: P. TR. pecunia Trevirensium, welche Stadt Maximian von dem Ueberfall der Barbaren befreyet hatte. Nun erklärt Chalieu, nach der Analogie, Marti suo, auf andern, und Apollini suo, auf Münzen Constantins. Daß dieser Nahme dem Constantin beygelegt worden sey, erinnern wir uns aus der Deutung der vierten Ecloge im Virgil: tuus jam regnat Apollo, auf ihn, und auf seinen Münzen steht: Soli invicto. — S. 143 Mémoires sur quelques Medailles du commencement de l'empire de Dioclètien: die Aufschriften werden aus den Zeitvorfällen, und diese aus jenen, sehr passend er-

läutert. Man fand sie zu Gervans, einem Dorfe nicht weit von der Rhone, in einem Henkelgefäß, vergraben. — S. 153 Mémoire sur l'inscription suivante s. w.: eine Säule, an der Rhone gefunden, bereits bey Chorier; errichtet von den Matrosen auf der kleinen Flotte, welche die Römer auf der Unterrhone, bey Vienne und Valence, unterhielten, und die von Adrian bey seiner Anwesenheit in der Gegend eine Gnade erhalten haben mochten: sie sind die N.(autae) Rhodanici. — S. 187 Mémoire sur le lieu précis, où le Consul Q. Fabius vainquit Bituitus — mit einer gelehrten Geschichtserläuterung des Allobrogischen Krieges, von dem die Folge war, die Provincia Gallia. Chalieu bestimmt aus dem ihm bekannten Local zur Stelle des Treffens die Anhöhe und Erdfläche zwischen Tain und der Isere, die sich in die Rhone ergießt. Diese hatten die Römer zur Linken; und nun widerlegt er die Meinung, daß das Treffen bey Valence erfolgt sey. — S. 169 Question de géographie ancienne: sie betrifft die Lage verschiedener Plätze im Gebiete der Segalaunier, zu Bestimmung der Römischen Straße auf dem linken Ufer der Rhone hinauf, besonders von Acunum (Ancona) nach Valentia, von da sie weiter bis Lyon ging. — S. 179 Calcul de la distance d'Uxeau: ist die Berechnung des siebentägigen Marsches Cäsars de Bell. Gall. 1, 10. — Noch drey Memoiren mit Bestreitungen des Banduri wegen einiger Münzen von Gallus, Constantin dem jüngern, und Numerian. — Endlich noch eine kleine Bronze mit verwechseltem Stämpel.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

168. Stück.

Den 21. October 1811.

Tübingen.

Bey Cotta: Philipp Hackert. Biographische Skizze, meist nach dessen eigenen Aufsätzen entworfen, von Goethe. 346 Seiten in Octav. 1811.

Da wir mit Recht voraussetzen dürfen, daß dieß Buch, mit welchem uns die Meisterhand des Hrn. von Goethe beschenkt hat, in keiner Bibliothek eines gebildeten Künstlers oder Kunstliebhabers fehlen wird: so können wir uns hier nur auf eine kurze Anzeige der wichtigsten Lebensumstände Phil. Hackert's einschränken, und den Leser auf die vortrefflichen Zusätze des Herausgebers aufmerksam machen. Phil. Hackert ist zu Prenzlau in der Uckermark am 15. September 1737 geboren. Sein Vater und Oheim waren mittelmäßige Mahler. Er wurde von seinen Eltern zum geistlichen Stande bestimmt, hatte aber keine Neigung zu irgend einem Studium, das nicht mit der Mahlerey in Verbindung stand, und ward daher im Jahre 1753 nach Berlin in das Haus seines Oheims geschickt, unter dessen Aufsicht und Leitung er seine Talente ausbilden sollte. Diese war aber nur mechanisch.

weil der Oheim bloß mit Decorations-Mahlerey sich abgab. Glücklicher Weise machte Hackert die Bekanntschaft des Bildhauers Glume und des braven Le Sueur, damahligen Directors der Academie in Berlin, welche seine Freunde und Gönner wurden, ihn empfahlen, und es dahin brachten, daß er im Julius 1762 mit einer kleinen ersparten Geldsumme eine Reise nach Stralsund und der Insel Rügen in Gesellschaft des Mahlers Mathieu antreten konnte. Hier zeichnete er die schönen und mannigfaltigen Gegenstände der Natur, und radirte sechs kleine Landschaften, welche Aussichten der Insel Rügen vorstellen, und unter den Blättern seiner Werke sich befinden. Im May 1764 reisete er mit dem Baron Olthoff nach Stockholm, verfertigte daselbst mehrere Sachen, und kehrte hierauf nach Stralsund zurück. Im May 1765 wollte er sich zur See nach Frankreich begeben, aber widrige Winde zwangen das Schiff, an Englands Küste zu landen, wo er nach Dover ging, um mit dem Packetbote von da nach Calais überzusetzen. Diese zufällig längere Seereise hatte indessen auf H's. Talent einen sehr wohlthätigen Einfluß; denn er zeichnete, aus Mangel anderer Gegenstände, Seestücke nach der Natur, wie er es nur immer vortheilhaft hielt, ahmte treulich Schiffe nach, gruppirte Matrosen: und somit erweckte dieser Zufall in ihm zuerst den Geschmack an Seestücken, den er nachmahls mit dem glücklichsten Erfolge cultivirte. Zu Paris und in den Provinzen setzte er seine Studien fort; und so bald er durch seine Arbeit zu gewinnen anfing, ließ er seinen Bruder Johann Gottlieb, welcher sich ebenfalls der Landschaftmahlerey gewidmet hatte, von Berlin dahin kommen. Hackert gewann unter andern die Gunst des Bischofs von

Mans, der ihn auf mehrere Monathe nach seinem Landsitze Ivri kommen ließ, um die schönsten Aussichten nach der Natur für ihn zu zeichnen und zu mahlen. Außerdem verfertigten beide Brüder Gouache-Landschaften, welche mit großem Beyfall aufgenommen wurden. Im Jahre 1768 kamen beide Brüder, Philipp und Johann, zu Rom an, besahen die vorzüglichsten Merkwürdigkeiten der Kunst und des Alterthums daselbst, studirten hierauf in der Französischen Academie und in der Galerie der Caracci im Pallast Farnese, und machten eine kleine Reise nach Frascati, Grotta Ferrata, Marino, Albano u. s. w. Ihre Arbeiten gefielen dem Lord Exeter so sehr, daß er sie sämmtlich kaufte, und ihr vorzüglichster Gönner wurde. Wirklich waren auch sie die ersten, welche die seit den Zeiten der Niederländer und des Claude Lorrain so sehr vernachlässigten soliden Studien wieder emporbrachten und ausübten (S. 25). Im Frühlinge des Jahres 1770 gingen sie beide nach Neapel, wo sie Vieles für den Ritter Hamilton arbeiteten, trafen aber im November desselben Jahres in Rom wieder ein, wo Philipp für Katharina II. mehrere große Gemählde unternahm, welche die Siege der Russen über die Türken bey Tschesme darstellten. Die Beschreibung derselben folgt S. 30 ff. Um den Effect eines entzündeten und in die Luft auffliegenden Schiffes recht zu treffen, ließ der Graf Orlow 6 Meilen von Livorno auf der Rhede eine Fregatte in die Luft sprengen. Da diese Gemählde, welche 12 Fuß lang und 8 Fuß hoch waren, einen außerordentlichen Beyfall fanden, so erhielt Hakkert den Auftrag, noch 6 Stücke zu vollenden, welche einen ähnlichen Inhalt hatten, und gegenwärtig zu Peterhof bewundert werden. Im Jahre

1772 ging Johann Wilhelm mit vielen bestellten Arbeiten nach London; seine Gesundheit ward aber in diesem Lande immer schwächer, so daß er zu Bath starb, noch ehe er volle 29 Jahre zurückgelegt hatte. Die Nachricht von dem frühen Tode seines Bruders machte auf Philipp einen so schmerzlichen Eindruck, daß er, um sich zu zerstreuen, nach Neapel reisete, wo er Gelegenheit hatte, verschiedene Zeichnungen und Studien nach einem eben damahls sich ereigneten Ausbruch des Vesuvs zu verfertigen. Zwey jüngere Brüder von Philipp, Wilhelm und Carl, kamen hierauf nach Rom. Wilhelm starb in Rußland 1780, 32 Jahre alt; Carl aber ließ sich in Lausanne nieder. Endlich berief Philipp seinen jüngsten Bruder Georg zu sich, welcher bey Berger in Berlin die Kupferstecherkunst erlernt hatte. Von S. 41 ff. werden die Reisen beschrieben, welche Hackert in Gesellschaft Reiffensteins gemacht, und die Werke, welche er für Papst Pius VI., die Donna Giulia Falconieri und Andere unternommen hatte. Im Jahre 1777 ging Hackert, in Gesellschaft zweyer Engländer, Charles Gore und Henry (Payne?) Knight, nach Sicilien. Das Tagebuch des Hrn. Knight, eines sehr gebildeten Mannes, in Englischer Sprache geschrieben, ist in einer Uebersetzung eingerückt, und enthält nicht nur manche genaue Beschreibungen der Gegenden, sondern auch Betrachtungen über sittliche, polizeyliche und andere Gegenstände (S. 53 . . . 143). An der Bekanntschaft mit der classischen Litteratur, und an dem freyen und unbefangenen Blick erkennt man den Engländer. Bey Pästum (S. 56) bemerkt Knight, daß die Architectur daselbst die alte Dorische sey, und daß die Säulen canellirt und vollendet wurden, wenn

sie schon aufgerichtet waren: denn er fand in Sicilien Tempel, an denen einige Säulen canellirt waren, und andere nicht. Was S. 58 über den Ursprung der Korinthischen Ordnung gesagt wird, verdient näher geprüft zu werden. Zu Monreale fand Knight (S. 85) mehrere Säulen und einen Sarcophag aus Porphyr. "Dieser Porphyr kömmt an Güte dem ganz gleich, den man in Rom findet, und scheint zu beweisen, daß die Römer einen großen Theil dessen, den sie verbrauchten, aus Sicilien zogen, ob man gleich annimmt, er sey sämmtlich aus Africa gekommen". — Im Jahre 1778 unternahm Hackert, in Gesellschaft der Familie Gore, eine Reise nach dem obern Italien und der Schweiz, kehrte hierauf nach Rom zurück, wo er für den Prinzen Marc-Antonio Borghese eine ganze Galerie mahlte, welche im Jahre 1782 zu Stande kam, und ihm großen Ruhm erwarb; und ging zuletzt nach Neapel, wo der Graf Andreas Rasumowsky ihn dem Könige vorstellte. Der König beehrte Hackert mit seiner Freundschaft, und nahm ihn 1786 mit seinem Bruder Georg in seine Dienste. Die vielen Anecdoten, welche sehr naiv erzählt sind, wird Niemand ohne das größte Interesse lesen. Nachdem Hackert im Jahre 1788 alle Häfen von Apulien gemahlt hatte, reisete er 1790 nach der Küste von Calabrien und nach Sicilien, um ebenfalls die mahlerischen Ansichten der Häfen aufzunehmen. Allein nach dieser Zeit fingen die Unruhen in Italien an, worauf der Hof nach Palermo flüchten mußte, und Hackert, nachdem er viele Gefahren ausgestanden und große Summen verloren hatte, sich mit seinem Bruder nach Livorno einschiffte, und von da nach Florenz reisete. In der Nähe dieser Stadt kaufte

sich Philipp im Jahre 1803 eine schöne Villa, und lebte ruhig und glücklich, bis ihm der Tod seinen Bruder Georg entriß, nachdem dieser kaum sein 50. Jahr zurückgelegt hatte. Und nicht lange nachher starb Philipp Hackert selbst im April 1807. Von S. 274 folgen Nachträge, in welchen Hr. von Goethe erzählt, daß er die Nachricht von dem Tode seines verehrten Freundes zugleich mit einem Packet biographischer Aufsätze erhalten habe, welche ihm der Verewigte in einer frühern und letzten Verordnung zugedacht hatte. S. 274 von der Familie Gore. S. 286 eine genaue Beschreibung der sechs Gemählde, welche den Brand der Türkischen Flotte zu Tschesme darstellen. S. 295 Hackert's Kunst-Character und Würdigung seiner Werke vom Hofrath Meyer. S. 305 über Landschaftsmahlerey: theoretische Fragmente. Vortreffliche Bemerkungen, welche von einem Landschaftsmahler aufmerksam studirt werden müssen. Rec. bemerkt bey dieser Gelegenheit, daß Hackert auch ein Büchelchen, in Form eines Briefs an den Ritter Hamilton, unter dem Titel: Sul uso della Vernice nella Pittura, 1788 geschrieben hat, von welchem Hr. Riedel, Inspector der Galerie zu Dresden, im Jahre 1801 eine Deutsche Uebersetzung geliefert. Endlich S. 336 Philipp Hackert's Brief an den Herausgeber vom 4. März 1806. — Wir hoffen, daß die Lectüre dieses Buches allen Liebhabern der Kunst ein großes Vergnügen machen wird, und danken in ihrem Nahmen dem vortrefflichen Herausgeber.

Frankfurt an der Oder.

Gemählde der Kreuzzüge nach Palästina zur Befreyung des heiligen Grabes, von Joh.

Chr. Ludwig Haken. Zweyter Theil. 1811. 445 Seiten in Octav. Wir haben bey der Erscheinung des ersten Theils des gegenwärtigen Werks bereits unser Urtheil darüber so ausführlich gesagt (Gött. gel. Anz. 1810 St. 37), daß wir im Allgemeinen uns darauf beziehen dürfen. Mit Vergnügen setzen wir hinzu, daß bey der Fortsetzung die Arbeit des Verfassers sich nicht verschlimmert, sondern verbessert hat. Der gegenwärtige zweyte Theil ist weit mehr das Werk eigener Forschung, als es der erste war. Er umfaßt den Zeitraum von 1099, oder der Einnahme der heiligen Stadt, bis auf den Verlust von Edessa 1147. Die großen Schwierigkeiten der Anordnung, womit der Verfasser hier zu kämpfen hatte, sind von ihm glücklich besiegt. Er band sich mit Recht nicht ängstlich an die Zeitfolge, sondern ging mehr nach den Materien. Er beschränkte sich nicht auf bloße Kriegsgeschichte, sondern schaltet sehr lehrreiche Abschnitte über die Verfassung des Reichs von Jerusalem, über den damahligen Zustand des Orients, und ähnliche Gegenstände, ein. So ist es ihm gelungen, die Einförmigkeit zu vermeiden, welche eine bloße Kriegsgeschichte haben würde. Die Angabe der einzelnen Abschnitte oder Bücher (sie gehen vom sechsten bis eilften) wird dieß beweisen. Das sechste Buch enthält die Begebenheiten in den nächsten zwey Jahren nach der Eroberung Jerusalems. Das siebente den unglücklichen Versuch der neuen Kreuzfahrt, welche durch die Nachricht von der Einnahme der heiligen Stadt zu Stande kam. Es ist eine treffende Bemerkung, daß man seit dieser Einnahme im Occident den Orient schon als bezwungen an-

sah, und daß darüber alle zweckmäßige Einrichtungen bey dem neuen Zuge so ganz vernachlässigt wurden. Das achte und neunte Buch, ganz den innern Verhältnissen des Königreichs Jerusalem gewidmet, sind fleißig gearbeitet. Gleich zu Anfange zeigt schon die sehr richtige Ansicht von den Assises die vertraute Bekanntschaft des Verfassers mit seinem Gegenstande. Am Ende des neunten Buches hat uns die Schilderung der beiden geistlichen Orden, der Tempelherren und der Johanniter, besonders interessirt. Das zehnte Buch beginnt mit einer eben so treffenden als schönen Gegeneinanderstellung der Fränkischen und Orientalischen Kriegskunst. Und der Ueberrest dieses Buches, so wie das eilfte, sind einer Auseinandersetzung der auswärtigen Verhältnisse des Königreichs Jerusalem gewidmet. Dieß führt natürlich zu einer Darstellung des damahligen Orients, sowohl Aegyptens unter den Fatimiten, als der vornehmsten Arabischen Emire; des Califats von Bagdad; ferner von Aleppo, Mosul und andern. Die Beweisstellen sind sorgfältig am Ende beygefügt, und zeigen die Bekanntschaft des Verfassers mit seinen Quellen. Die Behandlung ist des Gegenstandes würdig: lebhaft, ohne gesuchten Prunk. Es sind uns kaum ein paar Stellen aufgestoßen, wo ein einfacherer Ausdruck zu wünschen seyn möchte. Wenn wir den nur etwas gebildeten Freunden der Geschichte ein Werk, zugleich zu ihrer Belehrung und Unterhaltung, vorschlagen sollten, so würden wir ihnen Hrn. Hakens Gemählde der Kreuzzüge nennen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

169. u. 170. St.

Den 24. October 1811.

Leipzig.

Bey K. F. Köhler ist erschienen: Vollständige Anleitung zur Berechnung der Kronen- oder Brabanter Thaler, nebst vielen zu ihrer Reduczion (Reduction) nöthigen Tabellen. Von Andreas Wagner, Privatlehrer der Rechenkunst. IV und 92 S. in gr. Octav, nebst 7¼ Bogen Tabellen in Quart.

In der Einleitung wird über den historischen Ursprung dieser Münze und ihren metallischen Gehalt gehandelt; letzterer wird mit andern Europäischen Valuten nach dem wahren Pari evaluirt, so daß z. B. die Brabanter Krone zu Amsterdam in Current = 2,66450 Gulden, in Banco aber = 2,67450; zu Bremen hingegen in Pistolen = 1,41042 Thaler gelte. Da aber das Pari bey dem Wechsel und Warenhandel nicht immer zum Grunde gelegt werden kann, sondern auf den steigenden und fallenden Curs der Brabanter Krone Rücksicht genommen werden muß: so hat der Verf. S. 6 . . . 29 durch arithmetische Beyspiele gezeigt, wie der Kronenwerth gegen jede fremde Valuta

zu berechnen sey. Für den geübten Rechner werden mitunter auch Formeln angebracht, um sich derselben, neben dem Gebrauche der Kettenregel, bey hierher gehörigen Calculationen bedienen zu können. Jetzt folgt in vier Abtheilungen S. 36 . . . 92 die Anweisung zum Gebrauche der nachfolgenden Tabellen A bis K. Dieser Unterricht, der sich theils auf Special-Regeln, Formeln, Kettensätze und Regel de tri, theils auf den Gebrauch und die Anwendung der Logarithmen gründet, ist deutlich, bestimmt und anschaulich, so daß jeder nicht ganz ungeübte Rechner den Vortheil und Schaden entweder berechnen, oder aus den angehängten Tabellen ausmitteln kann, den er bey der Ein- oder Verwechselung der Brabanter Krone gegen jeden fremden Werth, sey es nach der Stükkenzahl, oder nach dem Curs, erhält. Die Tabellen sind nicht weniger zweckmäßig; den Gebrauch aller übrigen eröffnet die Tabelle A. Sie ist ganz für die Reduction der Kronenthaler al Courso eingerichtet. Daher enthält die erste Colonne derselben alle Curse der Kronenthaler gegen Conventionsgeld von 3 bis auf 1 Procent, jedesmahl mit $\frac{1}{8}$ absteigend. In der zweyten die Werthe, wie hoch ein Stück Kronenthaler nach dem vorhergehenden Curs in Thalern, guten Groschen und Pfennigen zu stehen kömmt. Die dritte enthält die vorigen Werthe, jedoch in Decimaltheilen mit sechs Stellen. Dann folgt der beständige Logarithme, — der Werth des Brabanter Kronenthalers al Peso, und zuletzt die Colonne für den Disconto nach Procenten. Die Tabellen, wovon der Verf. in der Vorrede versichert, er habe sie mehrmahls vor und nach dem Abdruck sehr scharf nachgerechnet, so daß er für jeden Irrthum einstehe, sind übrigens bequem eingerichtet, und erleichtern die Herbeyfüh-

rung des Zwecks, wozu dieses Buch bestimmt worden; worüber wir folgendes Detail noch einzuschalten nöthig finden.

Hr. W. sagt ganz richtig, daß in den ehemahligen Spanischen, nachher Oestreichschen, Niederlanden eine Münzsorte existirt habe, die dem jetzigen Brabanter Kronenthaler sehr gleich wäre. Der Gehalt derselben wäre an Schrot 8422, und an Korn 7270 Kölnische Richtpfennige gewesen, und es hätten $7,^{890}$ Stück dieser Silbermünze auf eine rauhe, dagegen $9,^{012}$ Stück auf eine Kölnische Mark fein gegangen. Darnach sey ihr Werth 1 Thaler 11 gute Groschen $5,^{4}$ Pfennige Conventionsgeld gewesen. Diese Münze sey von Philipp III. bis auf Carl II., von 1619 . . . 1680, in Brüssel mit dem Bildnisse des Königes und dem Spanischen Wapen, sehr groß und ohne Rand, geprägt worden. Es wären nur wenige ganze und halbe dieser Thaler mehr vorhanden, weil diese Münzen wegen ihres feinen Gehalts von 14 Loth 1 Grän fein häufig eingeschmolzen wären. In dem Münz-Cabinete der Raths-Bibliothek zu Leipzig wäre ein solcher halber Kronenthaler von Philipp dem IV. vom Jahre 1658 noch vorhanden. Maria Theresia habe aber seit 1755 angefangen, die neuen Brabanter Kronen schlagen zu lassen, die bis auf Franz II. wären vervielfältigt worden, deren Mittelgehalt, nach Hrn. W. öfteren Untersuchungen, für die ganze Brabanter Krone (halbe und Viertelskronen werden ebenfalls angegeben) = 615 Holländische As oder 8310 Richtpfennige im Schrot, und $536,^{2}$ Holl. As oder 7246 Kölnische Richtpfennige an Korn, mithin 13 Loth $17\frac{1}{8}$ Grän, und die ältere etwas über 14 Loth fein sey. Davon gingen auf die rauhe Kölnische Mark $7,^{921}$ Stück, und auf eine feine $9,^{081}$ Stück. Diesemnach sey ihr

Werth = 1 Thaler 11 gute Groschen 3,[1008] Pfennige Conventionsmünze. Rec. hat das in Deutschland äusserst wenig bekannte Buch, das auf den Grund des Holländischen Münz-Edicts vom 21. März 1606 unter dem Titel: *Beeldenaer:* ofte Figuer-Boek, diepende op de Ordonantie van der Munte, gearresteert ende uytgegeeven by de Moghende Edele Heeren, de Staten General der Vereenichde Nederlanden, op den 21. Marty Anno 1606. In welke gerepresenteert zyn, alle de Figueren van Goude en Silvere Munten, cours ende ganck hebbende in crachte derzelver Ordonnantie, ende boven welken geene tot anderen pryse ontfangen ofte besteet sullen mogen werden. In s' Graven-Hage, by Hillebrant Jacobsz. (Jacobs Sohn), Druker ordinaris der Heeren Staten-General. Ao. 1608. Met Privilegie. 9¼ Bogen in Quart, jedoch ohne Seitenzahlen, von Regierungs wegen herausgegeben worden, vor sich. Darin findet sich auf der 6. Seite des Bogens G das Bildniß einer ganzen, halben und Viertels dieser alten Brabanter Kronenthaler völlig ähnlichen Münze abgedruckt, mit der Umschrift auf dem Revers: Phs (Philippus) D. G. Hisp. etc. Rex, Dux Brab. etc. 1567. Ihr Werth steht nach jenem Münz-Edicte, zu 2 Gulden 7 Stüber Holländisch für die ganze, 1 Gulden 3½ Stüber für die halbe, und 11 Stüber 12 Pfennige für das Viertel dieser Münze dabey gedruckt. Dieser Kreuzthaler gehen, nach Hrn. Gerhard's Bestimmung (s. Allg. Contor. 2. Th. S. 165), 8,[053] Stück auf eine rauhe Kölnische Mark, und halten an Gewicht 604 Holl. As oder 8138 Richtpfennige, sind 14 Loth 3 Grän fein, wornach 9,[095] Stück auf eine feine Kölnische Mark gehen, deren Werth in Conventionsgeld = 1,[466] Thaler, d.i. 1 Thaler 11 gute Groschen $2\frac{1}{25}$ Pfen-

nige, beträgt. Dagegen halten die seit 1618 (nicht 1619) bis 1680 geschlagenen Patacons (s. Gerhard a. a. O.) gesetzmäßig 583,[7] Holl. As oder 7864 Kölnische Richtpfennige, sind 13 Loth 16 Grän fein, wovon 8½ Stück eine rauhe, und 9,[6] Stück eine feine Mark Kölnisch wiegen. Ihr Werth ist demnach 1 Thaler 9 Ggr. 4,[0032] Pf. Conventionsgeld. Nach dem Holländischen Münz-Edict von 1622 wird ihnen aber im Schrot 18½ Engels beygelegt, woraus v. Prauns Resultate geliefert hat, deren sich auch Hr. Gerhard bedient (vergl. v. Prauns Gründl. Nachr. von dem Münzwesen insgemein S. 294 ff. §. 15. Leipz. 1784 gr. Octav). Man sieht, daß diese Bestimmungen mit den Angaben von Kruse (s. Allg. Contor. 1. Th. S. 595 5. Ausg 1808 gr. Quart) eben so wenig, als mit Hrn. Wagner übereinstimmt. Newton beym Ricard und seinem Uebersetzer differirt ebenfalls mit letzterem, und in einem berühmten Holländischen Werke: De Koopmann, of Bydragen over den Opbouw van Neerlands Koophand. en Zeevard, Deel I. p. 84 Nr. 28. werden die Patacons von 1620 ... 1626 zu 18 Engels 8⅕ As Schwere angegeben, welches der v. Praunschen Bestimmung beynahe gleich ist. Uebrigens findet Rec. die neuen Brabanter Kronen, die nach der Ordonnance vom 19. Jul. 1755 bis 1800 geprägt worden sind, im Mittel 13 Loth 16½ Grän fein, nach dem Remedio, wovon 7,[90] Stück auf die rauhe Mark gehen. Gerhard hat verschiedene Proben damit angestellt, die in seinem Contor. 2. Th. S. 202, so wie diejenigen, die im Ricard, Gadebusch und Kruse nach der 5. Ausg. aufgeführt werden, mit Hrn. W's. Angaben verglichen zu werden verdienen. Uebrigens gereichen unsere Bemerkungen nicht zum Nachtheil des vorliegenden Buchs, dessen Brauchbarkeit u. Güte wir bereits anerkannt haben.

Eben daselbst.

Bey Barth: *Ezechiel*, latine vertit et annotatione perpetua illustravit *Ern. Frid. Car. Rosenmüller*, Ling. Arab. in Acad. Lips. Prof. Vol. I. II. 1808. 1810. XXX, 604 und 746 Seiten in gr. Octav, mit einer Kupfertafel. (Auch unter dem Titel: *E. F. C. Rosenmülleri* scholia in Vetus Testamentum. Partis sextae Ezechielem continentis vol. I. II.)

Je mehr dieser Prophet in neueren Zeiten von den Auslegern vernachlässiget ist, desto erfreulicher mußte es jedem Freunde echter Schriftforschung seyn, daß ein so gelehrter und belesener, behutsamer und liberaler Ausleger, als Hr. Prof. Rosenmüller ist, sich mit seinen Scholien endlich auch über diesen dunkeln Propheten verbreitete, und sich dabey nicht begnügte, das Brauchbarste aus den bisherigen Auslegern desselben zu sammeln, sondern auch, wenigstens über einzelne Partien desselben, ein neues Licht zu verbreiten suchte. Nur hätten wir zunächst gewünscht, daß es dem Verf., der sich mit so vieler Circumspection über die einzelnen Theile dieser Sammlung verbreitet, und bey jedem Orakel das Jahr seiner Abfassung möglichst nachzuweisen sucht, auch gefallen hätte, in einigen Prolegomenen sich über diese ganze Sammlung von Orakeln und deren etwanige Entstehung, über die Echtheit einzelner, gelegentlich in Anspruch genommener, Orakel desselben (worüber eben im vorigen Jahre ein katholischer Gelehrter, Dereser, in seiner Bearbeitung der Propheten Ezechiel und Daniel, Frankf. a. M. 1810, sich mit einer besondern Apologie dieser Abschnitte verbreitet), wie über die Person, Schicksale und Bildung des Propheten selbst, etwas umständlicher zu verbreiten. Desto reicher ausgestattet ist

dagegen der vorangeschickte Elenchus interpretum Ezechielis, der die Stelle der Prolegomenen vertritt, und der erstlich die Jüdischen, zweytens die Christlichen Ausleger, sowohl die Kirchenväter von Origenes an bis auf Theodoret und eine Catene herab, als die späteren Ausleger vom sechszehnten Jahrh. an bis auf unsere Zeiten, in großer Vollständigkeit, doch nur selten mit hinzugefügter Beurtheilung, aufzählt. Auf diesen Elenchus folgt Vaticiniorum Ezechielis σύνοψις, worin die ganze Sammlung der Visionen dieses Propheten nach ihren verschiedenen Abtheilungen, wie Plan und Inhalt solche dem aufmerksamen Leser bemerklich machen, in einer leichten Uebersicht dargestellt ist. Wir können diese Eintheilung allein nach den vier Haupt-Rubriken angeben, da jedes Detail hier zu weit führen würde. 1) Die feyerliche Einweihung des Propheten. Kap. I. . . III. 2) Rüge der Abgötterey und des Frevels der Juden, und Ankündigung des Untergangs der Stadt Jerusalem, wie des ganzen Jüdischen Staats. Kap. IV. . . XXIV. 3) Weissagungen gegen auswärtige Völker, und zwar gegen Ammoniter, Moabiter, Edomiter, Philister, Tyrier, deren Stadt und König, Sidonier, Aegypter und ihren König. Kap. XXV. . . XXXII. 4) Tröstungen und Verheißungen. Kap. XXXIII . . . XLVIII. Hiervon ist Kap. I . . . XX. im ersten Bande, der Rest, zum Theil bey größerer Kürze und Gedrängtheit, und von Kap. XXX. an mit Weglassung der Lateinischen Uebersetzung jedes einzelnen Abschnitts, im zweyten Bande erläutert.

Wir dürfen den Character dieser Rosenmüllerischen Scholien im Allgemeinen bereits als bekannt voraussetzen, und begnügen uns daher mit der Bemerkung, daß auch diese beiden Bände von der gründlichen und genauen Interpretations-Methode

des Verf., die nicht so sehr nach neuen auffallenden Erklärungen, etwa durch Hülfe der verwandten Dialecte, hascht, sondern lieber die bisher beygebrachten Erklärungen nach ihren Gründen vorträgt, und da, wo diese nicht ausreichen, bescheiden eine neue Erklärung, auch durch behutsame Anwendung der verwandten Dialecte oder der fleißig verglichenen alten Versionen, versucht, ein unverwerfliches Zeugniß ablegen. Doch hätten wir bey mehreren Stellen gewünst, daß der würdige Verf. bestimmter für irgend eine angegebene Erklärung aus Gründen entschieden hätte, wo er bloß die verschiedenen Versuche der Ausleger nach einander aufzählt. — Das Eigenthümliche dieser neuen Bearbeitung des Ezechiel wird sich noch durch speciellere Hinweisung auf einzelne Stellen oder Abschnitte, die an Licht gewonnen haben, näher bemerken lassen, wobey wir, um nicht die Grenzen zu überschreiten, uns allein auf die historischen Erläuterungen beschränken. Bey Kap. I. 1. wird nach Pradus's Vorgang, womit in neueren Zeiten Michalis und unser Hr. Prof. Eichhorn zusammenstimmen, dafür entschieden, daß das dreyßigste Jahr, worin der Prophet als Seher auftritt, nicht sein dreyßigstes Lebensjahr, sondern das dreyßigste Jahr der Aere Nabopolassars sey. — Die Darstellung des ganzen Phantasiegemähldes in diesem ersten Kapitel mit seinen grotesken Gestalten, sowohl in der Inhaltsanzeige, die diesem Kapitel vorangeht, als in den Erläuterungen der einzelnen Verse, denen noch ein kleines Titelkupfer zu Hülfe kömmt, müssen wir zum eigenen Nachlesen empfehlen, und können bloß bemerken, wie Hr. R. zu Kap. I. 10. die Vorstellung von so wunderbaren Thiergestalten, als die Cherubine sind, aus der Sitte sowohl der Aegyp-

ter, als der alten Völker fast des ganzen Asiens, erläutert, in ihrer Mythologie, um gewisse geheime oder heilige Lehren auszudrücken, verschiedene Thiergestalten zu Einem Bilde zu vereinigen, um dadurch gewisse ausgezeichnete Eigenschaften ihrer Gottheiten darzustellen; und wie eine Stelle in unsers Hrn. Prof. Heeren's Ideen, u. s. w. über die Figuren auf den Persepolitanischen Ruinen zur Erläuterung ähnlicher Phantasiegemählde unsers Propheten gut benutzt wird. — Daß der Prophet Kap. IV. 10. in einen Backstein eine Darstellung der zu belagernden Stadt Jerusalem graben muß, wird sowohl durch des Plinius Erzählung von den Backsteinen der Babylonier mit eingegrabenen astronomischen Observationen, als durch die Berufung auf die in neueren Zeiten in der Gegend des alten Babylon entdeckten Backsteine mit den keilförmigen Inschriften passend erläutert. Sonst wird bey der in diesem Kapitel erzählten symbolischen Handlung des Propheten auf unsers Hrn. Prof. Stäudlin instructive Abhandlung über die symbolischen Handlungen des Propheten Rücksicht genommen, wenn gleich der Verf. seine Erklärung auf eigene Weise modificirt. Seine Versuche zu Kap. IV. 5 f. (vergl. den angehängten Excurs zu Kap. IV. 4 ... 6.) über die 390 Jahre der Sünden Israels, und 40 Jahre der Sünden Juda's, die durch eben so viele Tage, daß der Prophet auf der Seite liegen soll, abzubüßen sind, verdienen eine nähere Prüfung, wenn es hier gleich immer schwer hält, zu entscheiden. — Daß in der Schilderung des Götzendienstes Kap. VIII. 14. der Thammuz, den die Weiber sitzend bejammern, kein anderer als Adonis sey, wird nach Hieronymus und Andern be-

merkt, so wie nach Macrobius und Dupuis erinnert wird, daß Thammuz oder Adonis nichts anders sey, als die Sonne, deren Entfernung im Herbst und Winter man beklagte, so wie man ihre Rückkehr bey wiederkehrendem Frühling fröhlich beging; daß aber die Weiber saßen, war ein Zeichen der Trauer, vergl. Nehem. I. 4. u. a. — Die gar zu grobsinnlichen Schilderungen des sechszehnten Kapitels sind freylich durch manche Parallelen aus Theocrit, Virgil, Ovid, treffend erläutert; doch that es uns hier vorzüglich wohl, diese Scholien Lateinisch zu lesen, da diese ganze Schilderung den heutigen Geschmack, wie überhaupt den Geschmack des Abendländers, zu sehr beleidigt. — Die Schilderung Kap. XVII. 22 f. von dem zarten Zweig, der von dem Gipfel der Ceder genommen und auf einen hohen Berg gepflanzt werden soll, um sich dort als Baum auszubreiten, Früchte zu tragen, und Schatten zu geben, findet unser Verf. zu groß, um sie auf Serubabel zu beziehen. Er nimmt also lieber an, daß der Prophet hier den Messias als den vielfach erwarteten großen Nachkommen Davids schildere, der die herabgekommene Familie Davids wieder zu Ansehen bringen soll; womit Rec. in so fern übereinstimmt, daß der Messias hier nichts mehr seyn soll, als ein Jüdisches Ideal. Wenigstens will der Prophet hier eine bessere, glücklichere, Zeit, das ist nach der Idee der Juden, eine Messianische Zeit, schildern. — Das schwere XXI. Kapitel, welches unter Bildern den Untergang der Stadt Jerusalem schildert, hat Hr. R. mit treuer Benutzung der Schnurrerschen Vorarbeit sehr sorgfältig erläutert, und z. B. zu V. 15. einen ganz eigenen Versuch gemacht. Dennoch scheint uns

über mehreren Partien dieses Kapitels noch immer ein eigenthümliches Dunkel zu schweben. — Bey Kap. XXVII. 2. werden erstlich über den Unterschied zwischen Paläiyrus, der Insel Tyrus, und der Halbinsel die nöthigen historischen und geographischen Erläuterungen beygebracht, und dann wird bey der Frage: welches von dieses dreyen hier zu verstehen sey? für die Meinung entschieden, daß hier nicht sowohl Paläiyrus, als vielmehr die schon von den ältesten Zeiten her berühmte Insel Tyrus zu verstehen sey; doch so, daß auf Paläiyrus, als einem Theil derselben, zugleich mit Rücksicht genommen werde. Durch letztere Bemerkung möchten allein die Schwierigkeiten gehoben werden können, mit denen sonst diese Meinung ringt. vergl. Meyer's Versuch über das 27. Kapitel des Ezechiel, in Stäudlin's Bibliothek IV, 1. S. 29 f. Die Zeugnisse über den wirklich erfolgten Angriff des Nebucadnezar auf Tyrus werden zu Kap. XXVI. 7. aus dem Josephus nachgewiesen. — Der Klaggesang auf Tyrus Untergang Kap. XXVII. ist von Hrn. R. mit vorzüglichem Aufwand von Gelehrsamkeit erläutert worden, so daß die gedachte reichlich ausgestattete Meyersche Abhandlung hier noch manche Zusätze erhält, die jedoch größten Theils die dort vorgetragenen Erklärungen bestätigen. Wir bedauern, hier nicht ins Detail gehen zu können, und bemerken bloß, daß hier zu V. 12. vorzüglich nach Bredow, gegen A. Th. Hartmann, der neulich Tarsus in Cilicien verstand, die bekannte Meinung vertheidigt wird, תַּרְשִׁישׁ sey Hispania Baetica, von dem Hafen Tartessus so genannt. — Wenn Kap. XXVIII. 2. von dem Könige gesagt wird, daß er sich in seinem stolzen Sinn zum Gott

mache, da er doch nur ein Mensch sey, und nicht Gott: so wird die Erklärung des Hieronymus und Theodoret erwogen, daß dieß nicht allein auf den sichtbaren Beherrscher von Tyrus, sondern auch, und vorzüglich, auf den bösen Geist, den unsichtbaren Beherrscher Tyrus und ihres Königes, gehen müsse, indem, nach der Meinung der Alten, einzelne Völker, Landschaften und Städte ihre besondern Engel oder Genien hatten. Doch wird, wie wir glauben, mit Recht gegen diese Erklärung entschieden, da die Gründe nicht ausreichen, gerade hier eine solche zum Grunde liegende Meinung anzunehmen, da vielmehr alle Prädicate dieses Kapitels gar wohl auf einen bloßen Menschen, der sich als Regent seiner Würde überhebt, bezogen werden können. — Das Orakel gegen Pharao, König von Aegypten, Kap. XXIX. 2 f., wird nicht sowohl bestimmt auf Pharao Hophra, der beym Herodot Απρινς heißt, und von dem auch Jerem. XLIV. 30. die Rede ist, bezogen, da mehrere andere Umstände dagegen sind, sondern unbestimmt von dem Könige Aegyptens überhaupt genommen; da ja, nach Josephus und Hieronymus, womit neuere Coptischgelehrte Sprachforscher zusammenstimmen, Pharao so viel heißt, als König, daher eine Reihe von Jahrhunderten hindurch alle Aegyptischen Könige Pharaonen genannt wurden. Daß V. 3. der König von Aegypten mit dem Crocodil verglichen wird, und der Crocodil ein Bild des Aegyptischen Reichs ist, wird hier treffend erläutert. — Wenn Kap. XXXIV. 23. nach Schilderung der schlechten Regenten unter dem Bilde schlechter Hirten, welche nur ihre Schafe scheren, aber nicht ihr Beßtes suchen, ein rechter Hirte, der seine Heerde treulich weiden soll,

der Knecht Gottes, David, verheißen wird: so glaubt der Verf. auch diese Verheißung, wie Kap. XVII. 22 f. vergl. XXXVI. zum Schluß, nicht auf Serubabel, sondern allein auf das Jüdische Ideal des Messias beziehen zu können, der öfter als ein anderer David geschildert wird; womit Rec. ganz einverstanden ist, da ja das ganze Ideal des Messias von der glücklichen Regierung Davids und Salomons abstrahirt ist. Ob aber diese Idee durch die, mehreren alten Völkern geläufige, Vorstellung von einer ἀποκαταστασις aller Dinge und einem wiederkehrenden Kreislauf der Zeitalter, welche hier durch eine alte Persische Idee erläutert ist, unterhalten ward, möchte Rec. doch bezweifeln. — Bey der Schilderung des Gog, Fürsten des Landes Magog, Kap. XXXVIII. 2 f. werden andere gar zu specielle Deutungen auf Antiochus, Epiphanes und dergl. in ihrer Unhaltbarkeit dargestellt, und es wird aus Gründen für die Meinung entschieden, daß Magog das Scythien der Orientaler sey; so wie Gog, nach Michaelis, nichts anders sey, als das Persische Kak, woraus, in Verbindung mit dem Türkischen Chak, in späteren Zeiten Chakan, Arabisch خاقان, d. i. rex regum, geworden. — Endlich über Kap. XL . . . XLVIII., wobey Hr. R. eine eigene Einleitung und litterärische Nachweisung vorangeschickt hat, bemerken wir bloß, daß nach Widerlegung anderer, sowohl gar zu specieller historischer, als auch allegorischer und mystischer, Deutungen dieses Abschnitts, hier wiederum allein eine idealische Schilderung einer künftigen glücklichen Zeit angenommen wird, die auf die traurigen Zeiten des Exils und auf die Vernichtung der Feinde der Juden folgen soll; und zwar soll

hier, nach der freyen Phantasie des Dichters, nicht allein Alles, was sich auf den Cultus und die Einrichtung des Staats bezieht, durchaus vollkommen seyn, sondern auch die ganze Gegend wird verneuet, und der ganze Zustand derselben wird blühend seyn. So ist auch dieser ganze Abschnitt bloß eine Schilderung eines Messianischen Zeitalters im Jüdischen Geschmack, wobey zu der gar zu genauen Vorzeichnung des neuen Tempels, den Hr. R. auf der angehängten Kupferplatte im Grundriß darzustellen gesucht hat, und des Cultus, wie des neuen Staats und der neuen Hauptstadt desselben, zwar manche Züge von dem alten Jüdischen Staat, und besonders von dem Salomonischen Tempel, entlehnt sind; manche andere aber nach einem freyen Spiel des Dichters hinzugefügt worden. Diese Ansicht möchte allerdings bey einem so dunkeln und sonderbaren Abschnitt die befriedigendste seyn. — Zum Schluß sey uns noch die Bemerkung vergönnt, daß wir in diesen sonst gut geschriebenen Scholien, die auch zur Bildung angehender Philologen und Exegeten gereichen sollen, folgende kleine Nachlässigkeiten wegwünschten: Vol. I. p. 98 exsert*us* brachi*us* pugnantium est habitus. Vol. II. p. 239 videtur significare, *advehisse* Tyrios. p. 375 vae diei funesto ill*o*, quo ea mala — vobis impendent. p. 408 jubet Pharao*ni*, wie p. 511 und 519 deus jubet prophet*ae*. Doch sind wir sehr geneigt, bey dem verdienstvollen Verfasser das ubi plura nitent etc. auch hier anzuwenden.

Nürnberg.

Bey Schrag: Noth- und Hülfs-Lexikon zur Behütung des menschlichen Lebens vor allen er-

denklichen Unglücksfällen; und zur Rettung aus Gefahren zu Lande und zu Wasser; von D. Johann Heinrich Moritz Poppe, Professor der Mathematik und Physik am Gymnasium zu Frankfurt am Main ꝛc. Zwey Bände, mit 9 Kupfertafeln. (Beide Bände auf 724 Seiten in groß Octav.)

Dieses Werk ist eine bedeutende Erweiterung der Preisschrift des Verfassers, welche der berühmte Mährische Graf Leopold von Berchtold veranlaßte. In demselben sind nicht bloß alle Rettungsgegenstände und alle Hülfsmittel gegen Gefahren viel vollständiger und genauer ausgearbeitet, sondern auch die vornehmsten und complicirtesten Rettungsgeräthschaften sind durch deutliche Kupferstiche versinnlichet worden. Da der Verfasser in seinem neuen Werke alle mögliche Arten von Lebensgefahren mit den gehörigen Rettungsmitteln aufstellte (versteht sich, ohne in das eigentliche Gebiet der Arzney- und Wundarzneykunst sich zu wagen), und da dieß neue Werk wenigstens vier Mahl vollständiger ist, als seine vorhergehende Preisschrift, die man doch damahls schon für weit umfassend hielt: so rechtfertiget dieß den Zusatz auf dem Titel: Zur Behütung vor allen erdenklichen Unglücksfällen. Die alphabetische Ordnung war hier wohl wegen des schnellen Aufsuchens irgend eines Hülfsmittels die bequemste. Zu den wichtigsten Artikeln gehören: Amalgamirung, Anrennen, Ansteckung, Arsenikvergiftung, Auf- und Abladen, Baden, Bau der Häuser, Baumwollenarbeiten, Bergwerke, Biß der Thiere, Blasebälge bey Scheintodten, Bley, Bleyweißbereitung, Blitz, Blitzableiter, Bombe, Böse Dünste, Brunnen, Chemische Ar-

beiten, Dachdecker, Dampfmaschinen, Diebe, Durchgehen der Pferde, Durstleiden, Einsturz, Eisgang, Eisrettung, Erdrücken, Erfrieren zu verhüten und Erfrorne zu behandeln, Erhenkte zu behandeln, Erschlagene zu behandeln, Ersticken, Erstickte zu retten, Ertrinken zu verhüten und Ertrunkene zu retten, Fallen von einer Höhe, Farbereiben, Feuergewehre, Feuersgefahren, Fuhrwerke, Galvanismus, Gärber, Gesundheitsgeschirre, Gießereyen, Gifte, Giftpflanzen, Glasur, Grünspanvergiftung, Gypsarbeiter, Hunde, Hungerleiden, Hüttenarbeiter, Kinder vor Unglück zu bewahren, Kochgeschirre, Krahn, Kriegsgefahren, Lebendigbegraben, Luftreinigungsmittel, Mühlen, Münzer, Nachtwandler, Pferde, Pulvermagazine, Pulvermühlen, Pulverwagen, Quecksilberarbeiten, Rechen zur Rettung Ertrunkener, Reisen zu Lande, Respirationsvorrichtungen, Rettungsanstalten, Rettungsboote, Rettungskasten, Sauerstoffgas, Scheintodte, Schießhagel, Schifffahrt, Schmelzen, Schornsteinfeger, Schwerpunct, Schwimmkunst, Seekarten, Seeuhren, Sieben, Speisen, Sprengen des Gesteins, Staub, Stricke, Strudel, Stürme, Taucherkunst, Thurm, Töpfer, Ueberschwemmungen, Verbrennen, Vergolden, Verschlucken, Verzinnung, Wärmebank des Harvey, Wassersgefahren, Weinvergiftung, Wilde Thiere, Zinnoberfabriken u. s. w. — Daß der Verfasser Vieles selbst erfand, bezeugen die Artikel Brunnen, Feuersgefahren, Fuhrwerke, Diebe, Durchgehen der Pferde, Mühlen, Pulverwagen u. s. w.; daß er manche bekannte Hülfsmittel auch verbesserte, ergibt sich aus einer großen Anzahl von Artikeln.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

171. Stück.

Den 26. October 1811.

Paris.

Chez Collin: Observations sur la nature et le traitement de la Phthisie pulmonaire, par *Antoine Portal*, Professeur, Chevalier, Membre de l'Institut de France etc. Edition revue et augmentée par l'auteur. Avec des Observations et des Remarques par M. *Mühry*, Dr. en Méd. à Hannovre, qui à traduit cet ouvrage en Allemand, et avec celles de M. *G. Fédérigo*, Médecin Praticien de Venise, qui l'à traduit en Italien. 1809. Tome premier XLVII und 571 Seiten in Octav. Tome second 564 S.

Portal ist einer der verdienstvollesten Aerzte unserer Zeit. Seine vielfache schriftstellerische Thätigkeit ist ihm hoch anzurechnen, wenn man erwägt, daß er einen großen Theil seines Lebens hindurch einer der beschäftigsten, gesuchtesten, Aerzte der vornehmen Pariser Welt war, dabey öffentlicher Lehrer, arbeitsames Mitglied gelehrter Gesellschaften. Schwerlich hat irgend ein ausübender Arzt je so viele pathologische Zergliederungen angestellt und anstellen lassen, wie seine Schriften beweisen,

besonders sein unter uns zu wenig benutzter Cours d'Anatomie médicale, 5 Voll. und gegenwärtiges Werk. Gerade in einer solchen Lage erregt es Bewunderung, daß er in einer fast halbhundertjährigen practischen Laufbahn zu allen Zeiten Muße, Sinn und Kraft behielt, alle wichtigen Krankheitsfälle, die er zu behandeln hatte, umständlich aufzuzeichnen, und zu Bemerkungen über das Gelingen oder Nichtgelingen der angewendeten Curmethode, zur Aufklärung des Ganges, der Natur, und der Ursachen der Krankheiten zu benutzen, und wenn der Tod nicht abzuwenden war, das Seciren noch zur Beförderung dieser Zwecke dienen zu lassen. Welchen seltenen Eifer für seine Kunst, welche Geisteskraft und Characterstärke setzt es voraus, wenn immer neue Kranke, oft in erdrückender Menge, die Aufmerksamkeit auf sich ziehen; wenn sie durch die Gefahr, durch die Dunkelheit ihrer Uebel, durch die großen und interessanten Beziehungen als Menschen und Staatsbürger, das Gemüth in die höchste Spannung setzen, doch stets in der Stimmung zu seyn, das, was nun abgethan ist, die Fälle, welche mit Tod oder Genesung endigten, zu Papier zu bringen, zu characterisiren, und zu beurtheilen; durch keine Zerstreuungen, durch kein anderes Interesse, durch keine wichtigen Vorfälle des Lebens, in diesen Beschäftigungen während eines Zeitraums von 47 Jahren eine Unterbrechung eintreten zu lassen. Welcher Arzt, selbst in unendlich kleinerem Wirkungskreis, weiß nicht, wie oft festgefaßte Vorsätze dieser Art dennoch unausgeführt bleiben? wie, eine Krankheitsgeschichte genügend zu entwerfen, nicht selten noch ganz andere Bemühungen erfordert, als eine Untersuchung, die zum Niederschreiben von vielleicht sehr zweckmäßigen Recepten hinlänglich ist?

Der vor uns liegenden Schrift, die der Verf. unter den Greueln der Revolution, um die Ereignisse der Zeit nicht immer gegenwärtig zu haben, aus seiner, auf eben jetzt angegebene Art entstandenen, Sammlung von Krankheitsgeschichten verfaßte, ist der Ruhm nicht streitig zu machen, daß sie die beßte, lehrreichste, vollständigste, sey, welche wir über die Lungenschwindsucht besitzen; daß sie reich an wichtigen Untersuchungen, an merkwürdigen Thatsachen, an eigenen Meinungen, sey. Und doch kömmt man in Verlegenheit, wenn man sagen soll: worüber hat sie vollen, entschiedenen, neuen Aufschluß gegeben?, hat sie unsere Einsichten über die Natur und Verhältnisse des so verbreiteten schrecklichen Uebels auf eine Art erweitert und verbessert, die auf das Heilgeschäfte von besonders fruchtbarem Einfluß ist? uns in Stand gesetzt, mit etwas mehr Zuversicht, ja nur mit weniger Verzweiflung, die Cur einer entwickelten Lungenschwindsucht zu unternehmen? Rec. hat das Werk in beiden Auflagen mit aller Aufmerksamkeit gelesen, nicht ohne mannigfaltigen Vortheil für seine Einsichten, für sein Thun. Aber er kann nicht den Ausspruch thun: Dieser oder jener Punct ist hier ganz aufs Reine gebracht; eine vielversprechende Bahn ist uns hier geöffnet; einige vorzügliche Formen der Lungenschwindsucht sind hier unverkennbar geschildert; der hier festgesetzten Diagnostik kann man vertrauensvoll folgen. So überraschend glücklich der Verf. oft heilte, so ist doch sein Verfahren nicht als musterhaft von irgend einer Seite aufzustellen. Es ist immer daraus einiges Nützliche zu entnehmen, vorzüglich für uns Deutsche: aber Vieles dagegen zu erinnern.

Wir müssen aber, um gerecht zu seyn, hinzufügen: Viele gepriesene medicinische Schriften wür-

den noch weniger eine Prüfung bestehen, die von Fragen ausginge, wie wir sie hier aufstellten. Ueberdieß ist die Lungenschwindsucht eine Krankheit, die in ihren meisten Arten und Graden unheilbar seyn muß. Sie entsteht aus so verschiedenen Ursachen und unter mannigfaltigen Verhältnissen, ist oft nur die Wendung, der Ausgang, den andere Uebel nehmen. Alles dieses geht ganz oder zum Theil im Dunkeln vor sich, ist nicht selten von Jahren her eingeleitet, und fällt häufig erst in die Wahrnehmung, wenn alles schon zu weit vorgerückt ist, um Hülfe zuzulassen. Kömmt es aber zur Phthisis, so ist nicht selten die Reihe der Krankheitserscheinungen, ja selbst der Befund der Leichenöffnung, von einer Einförmigkeit, von einer Gleichheit, die alle Unterscheidung ausschließt. Diese, zum Theil unüberwindlichen, Schwierigkeiten drükken nicht nur den Arzt, der heilen soll, sondern auch den Schriftsteller, der noch so reich ausgerüstet ist, diese Krankheit pathologisch und therapeutisch aufzuhellen. Wer ein nützliches Werk über die Lungenschwindsucht schreiben wollte, sollte mehr zum Gegenstand seiner Forschungen machen, was zu dieser Krankheit führt, wie ihr Entstehen zu verhüten ist, wie der heranrückende Uebergang in dieselbe früh zu erkennen und zu bekämpfen ist. Ist sie da, so ist der Arzt gewöhnlich an der Grenze seiner Kunst.

Unser Verf. hätte aber gewiß mehr geleistet, wenn nicht einige Grundfehler zu tief in ihm gewurzelt wären, von denen wenige Aerzte sich frey erhalten können. Oben an stellen wir, wenn einige Genesungen von Kranken, die dem Arzte sehr am Herzen lagen, oder deren Gefahr ihn sehr frappirte, von ihnen zu hoch angeschlagen werden. Wie viel ein Theil oder das Ganze der Curme-

thode in der That dazu beygetragen hat, wird selten untersucht, hat zu ergründen nicht kleine Schwierigkeiten. Aber nun mögen noch so viele Kranke derselben Art nicht zu retten seyn: diese Unheilbaren machen keinen Eindruck auf ihn; er vergißt das sich klar ergebende Unvermögen seiner Mittel bald, wälzt es auf Nebenumstände, hält sich aber immer gegenwärtig, daß unter dem Gebrauch dieser oder jener Arzneyen Personen hergestellt wurden, welche am Rande des Grabes zu seyn schienen. Er verschmäht nun jede Verbesserung, die Andere in Vorschlag bringen, hat nicht das Bedürfniß, selbst eine wirksamere Heilart zu erforschen. Diese falsche Selbstzufriedenheit des Arztes trägt sich von den Arzneyen auf sein System über. Er wendet, demselben gemäß, diese an; was er so bewirkt, genüget ihm, scheint ihm selbst glänzend. Seinen vermeinten glücklichen Erfolg am Krankenbette hält er nun für den Probierstein, für den unerschütterlichsten Beweis der Wahrheit seiner Ansichten und Grundsätze, da, wie er meint, er diesen seine großen Curen verdankt. Wie selbst ausgezeichnete Köpfe unter den Aerzten durch Folgerungen dieser Art ihre Denkkraft einlullen und lähmen, läßt sich nur zu oft im Leben und in Schriften wahrnehmen, und vielleicht kann keiner von solchen Verirrungen sich ganz frey erhalten. Aber das Mehr oder Weniger sagt hier besonders viel. Wir lasen nie eine Schrift, durch die uns das Verderbliche dieser Schlußart so einleuchtend wurde, als durch die vorliegende. Nicht Eitelkeit, nicht Prahlsucht, sind dem Verfasser derselben zur Last zu legen. Gleichwohl ist er ganz erfüllt und entzückt von dem, was er gegen die Lungenschwindsucht zu leisten vermag; gegen eine Krankheit (wie zu erwähnen ist, um den

Verdacht von Täuschung seiner selbst gleich gegründet zu finden), durch die ein großer Theil des Menschengeschlechts in der Blüthe des Lebens dahinwelkt, und die den Bemühungen der Arzneykunst mehr, wie alle andere Uebel, widersteht. Neue Mittel nimmt er nicht zu Hülfe, ja er scheint sogar die gänzlich zu verschmähen, auf die man hier noch in neueren Zeiten hin und wieder Vertrauen setzte, als den rothen Fingerhuth, Bleyzucker, Wasserfenchel, Asphaltöhl, Gurkensaft; und die großen Arzneymittel, Mohnsaft, Chinarinde, Cascarille, Myrrhe, gebraucht er nur selten und in kleinen Gaben. Antiphlogistisches Verfahren, die milde, besänftigende, abspannende, Behandlung, die antiscorbutischen Kräutersäfte, alle die gewöhnlichen Ptisanen und kleinen, aber sehr zusammengesetzten, Mittelchen der Französischen Medicin, die künstlichen Geschwüre, nur mit Vorsicht Quecksilber- und Spiesglanzmittel, Eselinnamilch u. s. w. füllen die Rüstkammer, mit deren Waffen er seine Wunder leistet. Der Deutsche Uebersetzer der ersten Auflage dieses Werks, Hr. Hofmedicus Mühry, mag ihn in seinen einsichtsvollen Anmerkungen noch so sehr mit Einwürfen drängen: der Verf. hat sie ins Französische übertragen lassen, beantwortet sie meistentheils mit liebenswürdiger Geduld und echter Urbanität: aber sie schrecken ihn nicht aus seiner seligen Selbstgenügsamkeit auf, machen ihn auf keinen Augenblick verlegen. Er wehret stets alle Angriffe ab, indem er das Glück, die Zahl seiner bewirkten Genesungen, geltend macht. Diese sollen nicht allein für seine Mittel die Gewährleistung ihrer Zweckmäßigkeit und Wirksamkeit enthalten, sondern auch alles, was er dachte, indem er seine Recepte niederschrieb, bewahrheiten. Eine Art der Vertheidigung, die sich

kein Arzt nehmen lassen wird, die aber zu allen Zeiten in jeder Art von Vorurtheilen und Irrthümern bestärkte, und daher gewiß großer Vorsicht und Mäßigung bedarf.

Dieses Werk soll also zur Verherrlichung der eigenthümlichen Vorstellungsarten und Handlungsweise der älteren Französischen Medicin dienen. Wir sagen, der älteren, da die Modification, welche Pinel mit so vielem Beyfall eingeführt hat, hier nicht berücksichtiget wird. In der That ist keine Krankheit, bey der die characteristische Vorliebe Französischer Aerzte, "ja nicht zu viel zu thun, auf den Kranken nicht zu stark einzuwirken, zu den mildesten Methoden, zu den sanftesten Mitteln zu greifen, zu verdünnen, zu versüßen und zu calmiren" (wie sie es nennen), so günstig und nachahmungswürdig erscheint, als in vielen Fällen der Lungenschwindsucht. Entsprächen nur die Arzneyen, welche sie anwenden, immer zuverlässig der Absicht! Es ist zu wünschen, daß die Deutschen Aerzte der gegenwärtigen Zeit bey diesem Uebel durch die Lectüre dieses Werks in der guten Uebersetzung des Hrn. Hofmedicus Mühry von einer entgegengesetzten Richtung sich abwendig machen lassen mögen, gleich, und überall, mit großen Gaben Mohnsaft, Chinarinde oder andern zu hitzigen oder zu stark einwirkenden Mitteln einzugreifen. Die Lungenschwindsucht hängt mit einem entzündlichen Zustande sehr häufig zusammen, sie mag nun von einem Catarrh, oder von Tuberkeln ihr erstes Entstehen haben. Das gewaltige Hinströmen des Bluts nach den Lungen, um das venöse Blut in arterielles zu verwandeln, macht, so bald dieses Eingeweide leidet, Erhitzung besonders bedenklich, der öfteren Neigung zum Bluthusten und zum Blutsturz nicht zu gedenken. Mit Unordnungen in dem Blutumlauf

steht die Lungenschwindsucht ferner in naher Verbindung, wenn Anomalie der Hämorrhoiden oder Menstruation vorwaltet. Und da, wo das hectische Fieber schon sein volles Daseyn erhalten hat, verbessert sich die Lage des Kranken gewiß selten, wenn die herrschende Idee von Schwäche die Wahl der Mittel bestimmt. Hitze, Irritation, Angst, werden aufs höchste steigen. Darum dürfen wir uns aber nicht in den Wahn hineinziehen lassen, mit den antiphlogistischen und besänftigenden Mitteln hier die dringendsten Anzeigen zur Heilung erfüllen zu können, wenigstens nicht in der Mehrheit der Fälle. Diese Heilart gehört überdieß bey weitem nicht überall hin, hat auch ihre Grenze, welche ohne Nachtheil nicht überschritten werden darf.

Vierzehn verschiedene Arten von Lungenschwindsucht stellt der Verf. auf. Er ist nicht verlegen, wohin er jeden einzelnen Schwindsüchtigen, den er behandelt, zu bringen hat. Nie stößt man auf den Schatten eines Zweifels, ob der Kranke gerade auch die Art der Schwindsucht hat, die ihm hier zugeschrieben wird. Diese vierzehn Classen von Lungenschwindsuchten finden fast alle unbestreitbar Statt, wurden längst anerkannt. Aber nur derjenige klärt die Lehre und Behandlung der Lungenschwindsucht auf, der uns mehr in Stand setzt, sie zu unterscheiden, der die Zeichen, Eigenthümlichkeiten und Abweichungen der einzelnen Classen anzugeben vermag, so daß sie mit Zuverlässigkeit zu erkennen sind; der uns fruchtbare, tiefe, Blicke thun läßt, wie jede Art sich ausbildet, unter welchen Verhältnissen sie Zuwachs oder eine besondere Wendung nimmt, und mit welchem verschiedenen inneren Seyn sie zusammenhängt: alles durch sichere, gehörig geprüfte, Thatsachen, durch Beobachtungen, durch Leichen-

öffnungen, belegt; der uns endlich lehrt, welche Abweichungen in den Heilmethoden hierdurch veranlaßt werden. Was dem ausübenden Arzte vorzüglich wichtig ist, ist feste Diagnostik, daß er unter dem Verlaufe der Krankheit frühzeitig, mit möglicher Gewißheit inne werden kann, welche Art von Schwindsucht er vor sich hat. Wer scrofulös, rheumatisch, gichtisch u. s. w. ist oder war, kann darum doch aus ganz andern Ursachen in Schwindsucht verfallen; seine Constitution kann nebenbey noch andern schädlichen Einflüssen und Richtungen erliegen. Hr. Mühry macht schon darauf aufmerksam, daß manche dieser Uebel nur in die Reihe der entfernten Ursachen gehören, die, wenn sie beygetragen haben, Lungenschwindsucht zu erzeugen, nicht immer weiterer Erwägung bedürfen. Nicht besonders großen Aufschluß verdanken wir in diesen wichtigen Unterscheidungen Hrn. Portal. Er hat es mit so vielen andern Schriftstellern gemein, daß er die geltenden Schulmeinungen unbedingt in sich aufnimmt, sie so flach, so gläubig, nach dem gewöhnlichen Leisten aufführt und entwickelt, als sie in jedem Handbuche sich finden. Wer die Mängel, Lücken, die ganze schwankende Lage der Medicin, ihre Ungewißheit im Allgemeinen und Einzelnen, in ihren ersten Grundsätzen und speciellen Maximen, nicht zu fühlen vermag; wen sie vom Skepticismus, bey dem Niemand, der aus sich heraus wirken soll, stehen bleiben darf, nicht zur strengen Critik gegen eigene und fremde Lehren und Resultate führen, welche nur einzig im Stande ist, etwas Festes zu begründen, der kann brauchbare Materialien unter einem Wuste von Gemeinem und Leerem mittheilen, der kann ein vollständiges systematisches Werk nach gewöhnlichem Schlage, vielleicht bereichert mit mehreren lehrreichen Abschnitten, schreiben, einzelne wichtige Entdeckungen machen. Aber den wah-

ren Arzt zu bilden, die Natur einer Krankheit in ihrem Wesentlichen genügend zu ergreifen, etwas allgemein practisch Brauchbares und Treffendes über sie auf eine umfassende Weise für immer festzustellen, dahin strebt er nicht, zu diesem Ziele kann er nicht gelangen.

Ungeachtet aller dieser Ausstellungen und Unvollkommenheiten enthält das Werk sehr viel Schätzbares, ist eines aufmerksamen Studiums werth. Es wäre nicht zweckmäßig, das herauszuheben, was uns einzeln wichtig und lehrreich scheint, oder in Widerlegung dessen, was wir falsch oder ungenügend finden, einzugehen. Den Abschnitt über die erbliche Anlage zur Schwindsucht und ihren Ausbruch empfehlen wir zur besondern Prüfung. Viel Nützliches wird hier gelehrt, obgleich Irrthümer mit eingemischt sind, als z. B. daß die erbliche Schwindsucht immer scrofulös sey, und die Begriffe von Scrofeln überhaupt. Er hängt so an der Vorstellung, daß Scrofeln in Verdickung und Stockung im lymphatischen System bestehen, daß er sogar den Genuß der Milch untersagt. Eine Eigenthümlichkeit des Verf. ist, daß der größte Theil seiner Kranken genannt wird. Das erhöhet selbst die Glaubwürdigkeit eines Portal. Es sind sehr oft Prinzen, Herzoge, Minister, Marschälle, Grafen, ihre Frauen und Kinder. Man ist fast immer in der so genannten guten Gesellschaft. Den besten Ton hat er aber gegen die Todten, die er mit dem anatomischen Messer vortrefflich zu behandeln versteht. Höchst interessant und eine Zierde dieses Werks sind daher die Blätter, welche Resultat des Ouvertures des corps, qui ont peri de la Phthisie pulmonaire enthalten.

Leipzig.

Allgemeines historisches Archiv, herausgegeben von H. C. Dippold, Prof. zu Danzig, und J. A.

Roethe, Prof. zu Jena. Ersten Bandes erstes Heft 157 S. Zweytes Heft 158 ... 348 S. 1811. Die Erscheinung einer neuen Zeitschrift für eine bestimmte Wissenschaft, ist immer eine erfreuliche Erscheinung; doppelt erfreulich aber, wenn sie auf eine so ausgezeichnete Weise ausgeführt wird. Sie gibt den Beweis, daß die Wissenschaft lebt; daß sie nicht stille steht, welches so gut als ihr Tod ist. "Wir haben es", sagen die Herausgeber in der Vorrede, "bloß mit der historischen Kunst, mit historischer Critik, zu thun. Es zerfallen also die Arbeiten des Archivs in zwey große Classen, in Darstellungen und Untersuchungen". Bloßes philosophisches Raisonnement und politische Betrachtungen bleiben ausgeschlossen. Man sieht also, daß diese Zeitschrift, die in zwanglosen Heften erscheint, bloß der Wissenschaft gewidmet ist, und daher hoffentlich ungestört ihren Gang wird gehen können. Wie treu die Herausgeber ihrem Plane geblieben sind, wird die Inhaltsanzeige der beiden Hefte zeigen. Der erste enthält 5 Artikel: I. Die Fugger, von Dippold. Nicht eine bloße Genealogie (eine Stammtafel ist in den Anmerkungen beygefügt), sondern eine Darstellung dieses merkwürdigen Hauses nach seinen vorzüglichsten Seiten. Also das Geschlecht selbst; ihr Aufkommen; ihr Handel, ihre Bergwerke und Darlehen, ihre milden Stiftungen, ihre Begabungen und Freyheiten; ihre Liebe zur Pracht, zu Kunst und Wissenschaft. Gewiß die Schilderung eines so aufblühenden Hauses, das solche Anwendung von seinen Schätzen machte, gehört zu den erfreulichen Erscheinungen in der Geschichte! Die genaue Angabe der Quellen zeigt, mit welchem Fleiße Hr. D. gearbeitet hat. II. Einige Züge zu einer Geschicht der Römischen Gesetzgebung, die Innungen, die Gewerbe und den Handel betreffend, vom Prof. Hischer.

Das Resultat der Untersuchung ist eine lehrreiche Vergleichung der Römischen und der Deutschen Innungen, worin ihre Verschiedenheit entwickelt wird. III. Geschichte Thomas Münzers, von G. C. Treitschke. Durchaus nach den Quellen gearbeitet. IV. Origenes, biographische Skizze von Koethe. Nur vorerst eine Critik der Quellen zu seiner Geschichte, in welcher Niemand die vertraute Bekanntschaft des Verf. damit verkennen wird. V Urkunde über den Verkauf der Stadt Saalfeld vom Jahre 1389 (ungedruckt). Das vierte Heft enthält: VI. Resultate der Reise der Capitäne Lewis und Clarke, den Missuri entlang bis zur Südsee, vom Prof. Vater. Aus dem Original übersetzt. VII. Die Anstalten der Römer am Rhein, vom geh. Legationsrath W. Voigt in Frankfurt. Die Untersuchung ist von den Zeiten Cäsars bis ins Constantinische Zeitalter durchgeführt. VIII. Die Unterhandlungen Carls V. mit den Evangelischen Reichsständen vom Jahre 1530. . . 1536, vom geh. Rath Arnoldi in Marburg. Actenstücke. IX. Ungedruckte Briefe aus den Zeiten des dreyßigjährigen Krieges, meist von Gustav Adolph. — Wir glauben mit Zuversicht hoffen zu dürfen, daß die zahlreichen Freunde der Geschichte in Deutschland diese Zeitschrift nicht werden sinken lassen; und freuen uns im voraus ihrer Fortsetzung.

Jena.

In der Crökerschen Buchhandlung: Beyträge, zur Belebung des religiösen Sinnes, in Predigten, größtentheils mit Hinsicht auf die bisherigen verhängnißvollen Zeiten, gehalten von D. Joh. Gottlob Marezoll. 1811. 698 Seiten in Octav.

Diese Predigten sind, von mehr als einer Seite betrachtet, zu wichtig, als daß die bloße Anzeige

ihres Daseyns hinlänglich seyn könnte. Als Erbauungsschrift betrachtet, werden sie den Verehrern der Religion, besonders den gebildeten Lesern und Leserinnen unter ihnen, sehr willkommen seyn. Sie handeln von wichtigen Gegenständen (z. B. Pred. V. die Ernte, ein Beweis unserer Abhängigkeit von Gott; Pr. VI. Gott kennt unsere Bedürfnisse; die Wege der Vorsehung, Pr. X.; der Kampf des Weisen mit dem Schicksale), verbreiten mannigfaltige Belehrung, wenden die Religionswahrheiten auf die merkwürdigsten Verhältnisse des Lebens an, und bringen die Pflichten, die der Christ beobachten soll, seinem Auge so nahe, daß die Bereitwilligkeit, den Verbindlichkeiten getreu zu seyn, an Stärke und Dauer gewinnen muß. Den Reichthum der Vorstellungen unterstützt der Verf. mit seiner edeln und würdigen Sprache, deren Vorzüge aus seinen frühern Predigten schon hinlänglich bekannt sind. Besonders muß es bemerkt werden, daß diese Predigten, zwanzig an der Zahl, so wie der Titel verspricht, auf die eigenthümlichen Beschaffenheiten der bisherigen Zeiten Rücksicht nehmen, und durch die angemessene Art der Ausführung den Leidenden zu einem wirksamen Mittel dienen werden, in das bekümmerte Gemüth Beruhigung, Trost und Hoffnung zurückzuführen. Doch wir müssen diese Predigten auch noch von einer andern Seite, nähmlich von derjenigen, welche dem jüngern Freunde der Homiletik interessant ist, kurz bezeichnen. Die eigenthümliche Manier des Verf. schließt sich genau an die Zollikoferische an. Nach einem Gebete, dessen Einrichtung fast bey allen Predigten dieser Sammlung die nähmliche ist, und nach einem kurzen Texte, der gewöhnlich nur aus Einem Verse oder zwey Versen besteht, folgt die Einleitung zum Thema, welche bey allen Predigten den Vorzug sich zueignet, genau und deutlich und natürlich

den Leser oder Zuhörer auf den Gegenstand vorzubereiten. Bey einigen Thematen dürfte wohl die Erinnerung gelten, daß sie zu allgemein ausgedrückt sind (z. B. Pr. VIII. über den Verfall der Religion). Einige Predigten ausgenommen, begnügt sich der Vf. mit der bloßen Angabe des Hauptsatzes, ohne die Partition hinzuzufügen, kömmt aber dadurch dem Behalten des Lesers oder Zuhörers wieder zu Hülfe, daß er nach der Ausführung die Haupttheile, über welche geredet war, deutlich nennt, z. B. Pred. V. — "Ja, die Ernte zeigt uns Gott als unsern Erhalter und Versorger, als den Herrn der Natur, als den Erzieher der Völker, und ist ein fortdauernder, redender Beweis, daß wir von ihm abhängen". — Den Beschluß macht bey jeder Predigt eine Application. Die besondern Eigenthümlichkeiten, um deren willen diese Predigten dem jüngern Homiletiker zum Studium empfohlen zu werden verdienen, sind, außer der schon angezeigten Würde der Sprache, ein angemessener Periodenbau, eine reiche Fülle der Lehren, Sätze und Wahrheiten, mit welchen der Verf. sein Thema in eine natürliche Verbindung zu setzen weiß, eine glückliche Amplification der einzelnen Sätze und Lehren, und eine musterhafte, durch alle Predigten durchgeführte, Art, die Religionswahrheiten auf die bisherigen Verhängnisse anzuwenden.

Noch ist eine einzeln gedruckte, der Zeitumstände wegen bemerkenswerthe, Predigt desselben Verfassers anzuzeigen: Warum nennt sich unsere Kirche die Evangelische? Eine Predigt, am Reformationsfeste 1810 über Ephes. 2, 19-21. gehalten von D Joh. Gottlob Marezoll. Jena und Leipzig, bey Christian Ernst Gabler 1811. 36 Seiten in gr. Octav.

Gotha und Jena.

Von dem erstern Orte aus sind uns von dem Hrn. General-Superintendenten Dr. Löffler zwey Pre-

digten, wobey die eine an dem Reformationsfeste des Jahres 1810, und die andere zu der Feyer des Erntefestes und des Regierungswechsels des Stadtraths gehalten wurde; von dem andern Orte aber zwey Abhandlungen: Ueber den Werth und die Erhaltung des christlich-kirchlichen Gottesdienstes (S. 118 in Octav), zugekommen, wovon die einen sowohl als die andern, in einem größern Kreise bekannt zu werden verdienen. Wir verbinden sie daher gern auch in dieser Anzeige, wiewohl die letztern schon einmahl in unsern Blättern erwähnt worden sind. In der ersten von den Abhandlungen wird die Frage untersucht: ob es weiser sey, den kirchlichen Gottesdienst zu verlassen, oder zu verbessern? In der zweyten wird die Verbindlichkeit zu der Theilnahme an dem kirchl. Gottesdienste nach Christlichen, Apostolischen, kirchl. und gesellschaftlichen Rücksichten erwogen; in beiden aber ist das Urtheil, zu dem sie nach der Absicht des Verf. führen sollen, mit so viel Mäßigung und Bedachtsamkeit, und mit einer so gerechten und schonenden Schätzung alles desjenigen, was am häufigsten dagegen vorgebracht wird, eingeleitet, daß sie bey denjenigen Classen von Lesern, für welche sie eigentlich geschrieben sind, ihren Zweck schwerlich verfehlen können. Bey der Darstellung der Grundsätze, welche Jesus selbst über den Werth äußerer gottesdienstl. Handlungen u. die Verpflichtung dazu aufstellte, S. 62 .. 71, hätten wir bloß gewünscht, daß es etwas mehr herausgehoben worden wäre, wie klar und wie hell schon in der Seele Jesu die große und fruchtbare Wahrheit aufgegangen war, daß jede Art von äußerer Gottesverehrung nur um des Menschen selbst willen zweckmäßig seyn könne, also nur als Mittel zweckmäßig seyn könne, um die Empfindungen der innern, einzig wahren Religion in der Seele des Menschen selbst immer lebendig und wirksam zu erhalten. Dieß lag schon dar-

in, weil Jesus so bestimmt lehrte, daß ein äußerer Cultus um Gottes willen gar nicht nöthig sey, und doch daben den Cultus seines Volks nicht verwarf; aber er erklärt es ganz wörtlich in der auch hier angeführten, für die meisten seiner Zeitgenossen gewiß im höchsten Grade befremdenden, Behauptung Marc. 2, 27., daß der Sabbath um des Menschen, und nicht der Mensch um des Sabbaths willen gemacht, also der Mensch auch Herr des Sabbaths sey; denn war es damit nicht klar ausgesprochen, daß alle positive Anordnungen für einen äußeren Cultus, oder für äußere religiöse Handlungen, ja daß selbst göttliche Anordnungen darüber nur für den Menschen selbst und für einen religiösen Nutzen berechnet seyen und berechnet seyn durften. — Die eine der beiden Predigten, die an dem Reformationsfest gehaltene, zeichnet sich dadurch aus, daß sie der evangelischen und der katholischen Gemeine in Gotha gewidmet ist, wozu dem Hrn. Dr. die kurz vorher den Katholiken in Gotha bewilligte freye Ausübung ihres Gottesdienstes eine um so schicklichere Veranlassung gab, da er mit Recht glaubte, auch in der Predigt Etwas davon erwähnen zu müssen. Für diese wählte er absichtlich das Thema, "daß Beförderung eines frommen Sinnes und Wandels der höchste Zweck aller Christlichen Kirchen sey", was ihm einen eben so natürlichen als seiner Absicht gemäßen Übergang zu jener Erwähnung bereitete. Dabey vergab er der Sache des Protestantismus u. der Reformation so wenig in dieser Predigt, daß wir gewiß glauben, der ehrwürdige Geist des alten Ernst Sal. Cyprian würde sich jetzt selbst darüber gefreut haben, wenn er an diesem Tage um seine ehemalige Kanzel geschwebt wäre, so heftig er sich auch während seines Lebens gegen die Bewilligung einer freyen Ausübung des katholischen Gottesdienstes in Gotha gewehrt haben möchte.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

172. Stück.

Den 28. October 1811.

Göttingen.

Mit Vergnügen erwähnen wir hier eines kleinen Buchs: "Anordnung der Feldwirthschaften oder der Feldeintheilung, in Beyspielen, von Friedrich Newyahn". Berlin 1811. Bey C. Salfeld. Auf XIV und 312 S. in klein Octav, das der Verfasser an die hiesige Gesellschaft der Wissenschaften eingeschickt hat.

Es ist eine geschichtliche Darstellung der neuen landwirthschaftlichen Einrichtung, die von dem von uns auch als Schriftsteller sehr geschätzten Hrn. Cammerrathe v. Zimmermann bey den Gütern Trollenhagen &c. &c. und Zinzow, zum Theil mit dem Rathe des Verf., getroffen worden ist. Die Darstellung ist ganz pragmatisch, indem sie eine vollständige Uebersicht — nicht nur desjenigen, was geschehen ist, sondern auch der Gründe, warum es so geschehen ist, gewährt. Der Vortrag verräth aber einen völlig sachkundigen und wissenschaftlich ungemein gebildeten Mann.

Unserer Gesellschaft war es besonders angenehm, S. 177 . . . 239 eine gründliche, vollständige,

Beantwortung der von ihr aufgestellten Preisfrage in Betreff der beßten Baueinrichtung der Landgüter zu finden. Gewiß würde die Gesellschaft das Verdienst dieser Ausarbeitung nicht verkannt haben, wenn sie mit zur Concurrenz gekommen wäre.

Indem wir hiermit den Fähigkeiten und Kenntnissen des Hrn. N. so gern Gerechtigkeit widerfahren lassen, dürfen wir doch aber auch nicht verschweigen, daß uns seine Schreibart als gar zu gesucht, zu üppig, mit den Blüthen des Wissens aller Welten überladen, nicht hat gefallen können, zumahl es uns dadurch oft selbst unmöglich geworden ist, den Sinn des Gesagten zu finden. Zum Beweise mögen nur einige Stellen dienen, die uns am ersten in die Augen fallen. S. 12: "Boden, Capital und Arbeit bilden den Umfang eines Cirkels, um den die Entwürfe des Landwirths kreisen und tanzen". S. 13: "Dem Landwirthe ist die Feldeintheilung nichts anders, als ein todter Begriff. Er hat es erkannt, daß die einfachsten Naturgesetze nur kindlichen Gemüthern verständlich sind, sich in allen göttlichen und menschlichen Einrichtungen wiederfinden. So wie Mann und Weib in der Ehe, geistlicher und weltlicher Stand im Staate, einander gegenseitig angrenzen, Schwarz und Weiß einander bestimmen, die Contrapuncte die Harmonie begründen: so erhält für ihn jede Eintheilung erst einen Werth, wenn sie einer andern zur Vergleichung gegen über gestellt wird". S. 297: "Jünglinge, auf diese Weise durch Wort und That gebildet, von Natur und Kunst gepflegt, werden dereinst mit hülfreichen und edeln Gesinnungen eine segensreiche Bahn durchwandeln, die beschirmenden Penaten ihres Volks, und die treuen Stützen ihrer Regenten seyn. Im leichten Spiele der Kunst,

auf den Schwingen des Apollonischen Schwans, werden sie befruchtende Spuren einer hohen Humanität zurücklassen, würdig gegen des Fatums härten Spruch kämpfen, und unter den Donnerschlägen des Schicksals mit männlicher Festigkeit stehen". Schrieb so Cato, oder Columella, oder auch nur der, dem Hr. N. mit so gutem Grunde huldiget, der Hr. Cammerrath v. Zimmermann?

Turin.

Horti Academici Taurinensis stirpium minus cognitarum aut forte novarum icones et descriptiones. Fasciculus primus. Auctore *Joanne Baptista Balbis*. 1810. 28 S. in Quart, mit 6 Kupfertafeln und dem Grundrisse des Gartens.

Nach dem Beyspiele von Jacquin, Aiton, Ventenat, Willdenow und Andern fängt der Verfasser vorliegenden Werkes, der sich schon durch mehrere Abhandlungen in den Actis Taurinensibus und andern Schriften vortheilhaft bekannt gemacht hat, an, die seltenen, weniger bekannten, besonders ausländischen, Pflanzen des botanischen Gartens zu Turin in Beschreibungen und Abbildungen dem Publico zu übergeben. Eine historische Einleitung, welche der Schrift vorgesetzt ist, beschäftigt sich hauptsächlich mit der Geschichte des dasigen Gartens. Wir heben Folgendes aus derselben aus. Italien war das erste Land, wo botanische Gärten angelegt wurden. Im Jahre 1540 entstand der erste zu Padua, welchem der zu Bologna und Pisa in kurzer Zeit nachfolgten. Erst 1560 wurde einer zu Leyden, und 1598 zu Montpellier, angelegt. Der botanische Garten zu Turin aber nahm erst zu Anfange des vergangenen Jahrhunderts unter der Regierung Victor Amadeus II., Königes von Sardinien, welcher selbst ein großer

Freund und Beförderer der Wissenschaften war, seinen Anfang. Er liegt ausserhalb der Stadt in einer beträchtlichen Ebene. Die Sorge für denselben wurde zuerst dem Venetianer Angelo Santi, unter dem Nahmen eines königlichen Botanikers (Herbarius regius), übertragen, und ihm, außer freyer Wohnung, jährlich 1800 Franken bewilligt, und zwey Gehülfen zum Anbau des Gartens gegeben.

Der Erste, welcher auf der neu errichteten Universität Botanik las, und über die officinellen Gewächse in dem Garten Vorlesungen hielt, war Bartholomäus Caccia. Ihm folgte der um die gesammte Naturgeschichte sehr verdiente Donati, durch welchen der Garten außerordentlich bereichert wurde. Er starb aber zu früh, als er kaum von einer auf königlichen Befehl nach Aegypten unternommenen Reise zurückgekommen war. In seine Stelle trat der berühmte Allioni, durch dessen Eifer und Thätigkeit der Garten so sehr aufblühete, daß er 1770 schon unter die vorzüglichsten gezählt werden konnte. In seinem Alter wurde ihm der Doctor Dana adjungirt, welcher botanische Vorlesungen hielt, die Aufsicht des Gartens führte, und nebst einem andern ausgezeichneten Schüler Allioni's, dem würdigen Bellardi, zur Bereicherung und Verschönerung des Gartens Vieles beytrug. Aber diese schönen Blüthen wurden bald wieder zerknickt, als der Krieg auch über Italien seine Geißel schwang. Die Mittel zur Unterhaltung des Gartens fehlten, und so wurde seine Pflege vernachlässigt, und mancher empfindliche Schaden veranlaßt, bis nach hergestellter Ruhe die Regierung der Cisalpinischen Republik unserm Verfasser die Professur der Botanik und die Direction des Gartens

übertraf. Seinem thätigen Eifer ist es gelungen, aus der Zerstörung wieder Schönheit aufblühen zu sehen.

An diese Darstellung knüpft der Verfasser eine dankbare Erwähnung der Aufseher (Custodes) des Gartens, die zu seiner Bereicherung Vieles beygetragen haben, und läßt dann eine kurze topographische Beschreibung des Gartens selbst nachfolgen, zu welchem Behuf der Grundriß beygefügt ist.

Wir wenden uns nun zu den in diesem ersten Hefte beschriebenen und abgebildeten Gewächsen. Es sind folgende: (Tab. 1.) *Solanum decurrens* (caule erecto fruticoso aculeato, foliis pinnatifidis petiolatis, petiolo decurrenti, floribus subumbellatis). Eine neue strauchartige Pflanze, deren Vaterland nicht angegeben ist. Der Verfasser erhielt sie aus dem Mailändischen Garten. Sie blühete das ganze Jahr hindurch, hatte aber in Turin noch keine Frucht angesetzt. (Tab. 2.) *Artemisia pedemontana* (cespitosa, foliis inferioribus palmato-multifidis petiolatis, superioribus pinnatifidis sessilibus, floribus axillaribus globosis subsessilibus nutantibus, calycinis squamis linearibus acutis tomentosis, corollulis lanatis). In Piemont entdeckt, wo sie auf trockenen Weiden und steinigem Boden häufig vorkömmt. (Tab. 3.) *Cucubalus fimbriatus* (panicula dichotoma, petalis fimbriatis, foliis ovatis acuminatis rugosis). Eine ausgezeichnete Art, welche der Verf. von dem Director des botanischen Gartens zu Mailand, Armanus, erhielt, nach dessen Vermuthung sie aus Cayenne abstammen soll. Allein ihr Vaterland ist Taurien, wo sie der Baron Marschall von Bieberstein gefunden und in seiner Flora unter demselben Nahmen beschrieben hat. (Tab. 4.) *Selinum elegans* (caule subtereti striato, pedunculo

aphyllo longissimo, seminibus latis ovatis). Ist seit mehreren Jahren in dem Turiner Garten, und stammt, nach dem Verf., wahrscheinlich von den Alpen. (Tab. 5.) *Psoralea lathyrifolia* (caule decumbente diffuso, foliis simplicibus ovatis petiolatis margine ciliatis, stipulis vaginantibus apice bifidis). Vom verstorbenen Schreber so genannt, welcher dem Verf. Samen mittheilte. Sie blühet im May und Junius. (Tab. 6.) *Eupatorium Armani* (fruticosum, foliis oppositis ovato-lanceolatis inaequaliter serratis scabris, calycibus sexfloris, flosculis ciliatis). Von dem Verf. zu Ehren des Professor Armanus, der ihm Samen davon mittheilte, so genannt. — Die beygefügten Kupfer sind zwar nicht elegant, aber rein und deutlich gestochen.

Leipzig.

Bey Fleischer, dem jüngern: *Αριστοφανους* Πλουτος. *Aristophanis comoedia Plutus.* Adjecta sunt Scholia vetusta. Recognovit ad veteres membranas, variis lectionibus ac notis instruxit, et scholiastas locupletavit *Tiberius Hemsterhuis.* Editio nova, appendice aucta. 1811. groß Octav I . . . L, 1 . . . 607 S.: sie ist vom Hrn. Prof. Schäfer besorgt und bereichert. Begreifen läßt es sich kaum, wie die Kräfte und die Augen dieses geschätzten Gelehrten bey solchen Anstrengungen aushalten. Es ist sehr tröstlich, daß in der jetzigen Zeit eine Ausgabe eines Griechischen Buches wieder neu aufgelegt wird; vermuthlich liebt der Verleger dieß Studium selbst; er muß doch auf Käufer rechnen können: aber freylich hat das Werk einen bekannten Werth schon von langen Zeiten her; es ist nicht bloß ein gelehrtes, sondern auch ein nützliches Buch, wenn

es recht gebraucht wird von jungen Hellenisten, die bereits mit den Griechen bekannt sind, oder doch den Plutus bereits gelesen haben, und verstehen: dann gibt ihnen das ungeheure Meer von Anmerkungen, worin der Text schwimmt, einen Vorrath von philologischen und critischen Observationen, durch die sie sich für die Philologie und das weitere Studium ausrüsten können: Aber nicht dem jungen Manne, der mehr nicht, als die ersten Schritte in den Griechischen Studien gethan hat, wenn er angewiesen wird, den Plutus mit Hemsterhuis Noten zu lesen. In diesem Falle erinnert sich der Rec. selbst sich befunden zu haben (das Buch war nicht längst erst erschienen, und man setzte damahls auf die Ausgaben der Classiker, die unter den gelehrten Noten erstickten, und wo der Text, wie die Mumien in hundert Bandagen eingewickelt war, einen großen Werth unter den Gelehrten); er wußte am Ende nicht, was er gelesen hatte. Aber ganz anders verhält es sich mit demjenigen, der mit der Absicht lieset, sich einen Vorrath philologischer Kenntnisse zu verschaffen, und sich zu üben; er lieset also die Noten und die Scholien ihrer selbst wegen: während daß der Gelehrte häufig auf Hemsterhuis zurückgewiesen und verleitet wird, ihn nachzusehen; und so erhellet die Wohlthat, die den Humanisten durch einen neuen Abdruck erwiesen ist, der aus den Händen eines so gründlichen und belesenen Mannes kömmt, der alles mit größter Genauigkeit besorgt hat; selbst die Seitenzahl und innere Einrichtung des frühern Druck ist beybehalten, damit bey Citationen keine Irrung eintreten kann.

Aber nach diesem allem hat der Herausgeber die neue Ausgabe mit Zusätzen bereichert, die sie

den Gelehrten noch werther machen; diese bestehen in einem Appendix, und voraus gehen Epimetra.
Jener, von S. 485 . . . 565, enthält Excerpta Codicis Parisini 2827, und bestehen in beygeschriebenen Glossae und Zusätzen in den Scholien, begleitet mit Urtheilen und Erläuterungen des Gelehrten, der sie ausgezogen hatte: dieser ist der edelmüthige gelehrte Bast in Paris. S. 566 Excerpta e Ricardi Porsoni Censura editionis Brunckianae Aristophanis, aus New Review for July 1783: sie betreffen größten Theils metrische Fälle. Auch die vorgesetzten Epimetra sind größten Theils dem gelehrten Bast zu verdanken, und bestehen in Folgendem: I. Additamenta ad Epistolam criticam (des Hrn. Bast). II. Additamenta ad appendicem Epistolae criticae. S. XXXVIII ist eine neue Bestätigung beygebracht, daß das für Soloecum gehaltene κἂν mit dem Indicativ vorkömmt, κἂν συνεῖδη. κἂν εἶχεν, wenigstens bey den Späteren. III. Additamenta ad Gregorium Corinthium. (Hier finden wir die Bemerkung einer seltsamen Abkürzung der Geschwindschreiber in den Handschriften: Der Nahme Ἀπολλώνιος wird geschrieben mit einer Sigla, welche die Sonne anzeigt, also Ἥλιος, aber auch Ἀπόλλων, und endlich auch Ἀπολλώνιος. daher auch bey Tzetza: ὡς φησιν Ἥλιος, da die Rede vom Apollonius ist; an einer andern Stelle ist Ἡλιόδωρος gemacht.) IV. Variae lectiones ad caput XIV. Dionysii Halicarnassensis de compos. verborum excerptae e duobus codd. Hermogenis in bibl. Paris. Die Indices aus der ersten Ausgabe sind aus dem neuen Zuwachs vermehrt und bereichert.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

173. Stück.

Den 31. October 1811.

St. Petersburg.

Kritischer Versuch zur Aufklärung der Byzantischen Chronologie, mit besonderer Rücksicht auf die frühere Geschichte Rußlands; von Philipp Krug. Herausgegeben von der kaiserl. Academie der Wissenschaften. 1810. 328 S. in Octav.

Wir mögen das vorliegende Werk wohl mit Recht einen Phönix in der neuesten historischen Litteratur nennen. Eine Folge streng wissenschaftlicher, ins genaueste Detail getriebener, chronologischer Untersuchungen gehört gewiß zu den Seltenheiten. Wer mittlere Geschichte überhaupt, besonders aber die Byzantische, kennt, weiß auch, wie ungewiß und schwankend, durch die Nachlässigkeit der damahligen Schriftsteller, die Chronologie ist; so bald nähmlich von genauen Bestimmungen, nicht bloß nach Jahren, sondern auch nach Monathen und Tagen, die Rede ist. Man weiß aber auch, wie viel daran in einer so reichhaltigen und im Zusammenhange fortlaufenden Geschichte, wie diese, hängt. Nicht viel weniger, als ihr ganzer innerer Zusammenhang.

Die Byzantische Geschichte hat das Glück gehabt, bereits große critische Bearbeiter zu finden; man braucht nur einen Ducange, Pagi und Ritter zu nennen. Aber wir sagen gewiß nicht zu viel, wenn wir behaupten, daß hier die Critik der Chronologie einen ganz eignen Bearbeiter erfordert, der Selbstverläugnung genug hat, durchaus von allem Andern zu abstrahiren, und sich einzig und allein auf die Zeitbestimmungen zu beschränken. Dazu gehört, außer vielen Hülfskenntnissen, eine fast übermenschliche Geduld. Man muß Phlegma genug haben, die Zeugen mit ihren so oft schwankenden, so oft irrigen, Angaben einzeln zu verhören, sie unter einander zu vergleichen, und das wahrscheinliche Resultat herauszuziehen, auch wohl es sich nicht verdrießen lassen, wenn am Ende gar kein genaues Resultat zu erhalten ist. Man muß nicht nur über neuere Autoritäten sich ganz wegsetzen, sondern auch den Muth haben, diese, selbst die am meisten accreditirten, zu widerlegen. Man muß dabey auf den Beyfall der großen Zahl, selbst unter den Gelehrten, Verzicht thun; zufrieden, wenn man nur den einiger Kenner gewinnt. Solche Discussionen können also nicht anders, als an sich trocken, sie mußten in dem gegenwärtigen Falle auch meist polemisch seyn. Waren sie, wie kaum zu verkennen scheint, durch Schlözer's Nestor geweckt, so sind sie auch, wiewohl stets in dem Tone, der allein dem Forscher ansteht, am häufigsten gegen diesen Gelehrten gerichtet, dessen Ruhm gewiß keinesweges dadurch geschmälert werden kann; da eine so strenge Critik der Chronologie, bey so manchen andern Zwecken, die er verfolgte, unmöglich sein Hauptzweck seyn konnte. Auch wußte es Schlözer nicht nur, daß der Verf. sich mit einer solchen Critik beschäftigte, sondern forderte ihn auch privatim und öffentlich (Gött. gel. Anz. 1806 11. Oct.) dazu auf.

Es kann begreiflich bey einem solchen Werke nicht der Zweck seyn, wiederum die Critik zu critisiren. Was die Leser erwarten werden, ist, daß wir die Haupt-Resultate angeben, und unser Urtheil im Allgemeinen sagen.

Der Verf. beginnt sein Werk zwar schon mit Theophilus, 829 ... 842, jedoch fängt die Critik erst eigentlich an mit Leo Philosophus und dem Todestage seines Vorgängers Basil, der gewöhnlich auf den 1. März 886 gesetzt wird. Der Verf. setzt ihn in den August oder Sept. Er nimmt den 1. Sept. an. Nun folgt die 25jährige Regierung des Leo Philos., die, wie der Verf. zeigt, bis zum 12. May 912 dauerte; nicht, wie man gewöhnlich annimmt, bis zum 11. May 911. Die 25 Regierungsjahre werden einzeln durchgegangen, und die einzelnen Begebenheiten chronologisch fixirt. Nun berichtigt sich die Regierungsperiode seines Nachfolgers und Bruders Alexander, die vom 12. May 912 bis zum 6. Jun. 913 gehet. Während derselben erschien ein Comet. Dieß führt zu verschiedenen gelehrten Erläuterungen; um so mehr, da auch Nestor von diesem Cometen spricht. — Berichtigungen im Schlözer. — Nachdem der Verf. so weit gearbeitet, auch schon seinen Aufsatz in der Academie vorgelesen hatte, traf er in dem Werke de caeremon. Aul. Byz. auf eine Stelle, wodurch der Todestag von Basil genau bestimmt wurde, nähmlich den 29. Aug. 886, statt des 1. Sept., den der Verf. angenommen hatte; der Regierungsantritt des Leo auf den folgenden Tag. Dadurch also hätte allerdings der Verf. seine Untersuchungen abkürzen können; wir danken ihm aber dennoch dafür, da gelegentlich Manches aufgeklärt worden ist. Regierung des Constantin Porphyrogeneta vom 7. Jun. 913 bis 9. Nov. 959. Untersuchung über sein damahliges Alter. Er stand im 8. Jahre. Die Regierungsgeschichte von ihm und seinem Mitregenten, Romanus

Lecapenus (Kaiser 17. Dec. 920) nimmt den größten übrigen Theil des Buches ein; indem der Verf. die wichtigsten Begebenheiten der Reihe nach verfolgt, und sie chronologisch bestimmt; aber auch zugleich zu mehreren Neben-Erörterungen Platz findet. Auffallend ist es, daß in den Byzantischen Annalisten, so weit sie gedruckt sind, von dem Jahre 934, in welchem der erste Anfall der Ungern geschah, bis zum J. 941, dem Jahre der ersten Erscheinung der Russen vor Byzanz, eine Lücke ist. Der Vf. findet sie in dem Verlust eines Blattes in der Handschrift eines Schriftstellers, dem die andern folgen. Dieß kann, setzt er mit Recht hinzu, wohl öfter der Fall gewesen seyn, und das Argumentum a silentio ist bey den Byzantinern daher von keinem großen Gewichte. Bey der Erscheinung der Russen 941, wo die Chronologie keine Schwierigkeit macht, schaltet Hr. Kr. eine Untersuchung über Nestor's Sud ein, und beweiset, gegen Schlözer, daß der Canal von Pera, oder der Hafen und seine Ufer, darunter zu verstehen seyen. Ein zweyter Excurs: über die Netii der Russ. Chronik. Der Vf. zeigt, daß es Schwestersöhne bedeute. — Chronologische Bestimmung der Absetzung von Romanus Lecapenus 16. Dec. 944. Die zunächst folgenden Begebenheiten, die Verhaftung der Söhne des Romanus, und der Krönung von Romanus dem jüngern, Sohn von Constantin, ordnet der Vf. so, daß die erste Jan. 945, die letzte, Ostern (6. April) 945 geschah, indem er die Worte: derselben Indiction, bey Cedrenus auf die Absetzung, nicht aber auf den Tod des Rom. Lecapenus bezieht; unsers Erachtens, sehr natürlich; wodurch die chronologischen Schwierigkeiten auf einmahl gehoben werden. Tod von Rom. Lecapenus 25. Jul. 948. Bestimmung des Aufenthalts der Großfürstinn Olga zu Constantinopel Sept. 957, welches in mehrere Erörterungen hineinführt. Tod von

Constantin Porphyrog. 9. Nov. 959. Regierung seines Sohnes Romanus. Der Vf. beweiset, sie habe gedauert bis 15. März 963. Mit der Regierung seiner Witwe Theophane, als Mitherrscherinn ihrer Söhne Basil und Constantin, welche 15. Jun. 991 starb, schließt das Buch.

Ob hingegen einzelne Behauptungen des Vf. noch Schwierigkeiten machen lassen, müssen wir allerdings denen zur Beurtheilung anheim stellen, welche aus diesem Theil der Chronologie ein detaillirtes Studium machen; uns hat der Vf. überzeugt. Aber wer auch selbst bey einzelnen Puncten zweifeln könnte, wird sich doch bey andern völlig befriedigt finden. Wir halten daher die Schrift des Hrn. Kr. für einen sehr willkommenen Beytrag für die historische Critik, und wünschen nichts mehr, als daß sie die Vorläuferinn weiterer Forschungen seyn möge.

Paris.

Auch in dem zweyten Theile des Voyage dans le Finistere (vom ersten s. Gg. A. 1811 S. 321) kommen noch manche auffallende Beweise von dem sich auszeichnenden halbwilden Character der Einwohner vor. Die Frauen bearbeiten das Feld, besorgen das Haus, essen nicht mit, sondern erst nach dem Manne, qui ne leur parle qu'avec une certaine secheresse, une dureté qui tient du mépris u. s. w. In Hinsicht auf ihre Wohnungen, Geräthschaften und Vorurtheile setzt der Verf. sie mehrere Mahle neben die Lappen und Californier. Auch die Nahmen ihrer Wohnörter erinnern nicht an Frankreich: Plounéour-Trez, Plouiescat, Plouider, Sibiril, Ponterglaeuet, Gouezmon u. s. w. Zwar kein geborner Bretagner, aber 20 Jahre lang mit der Geschichte des Landes beschäftigt, schreibt der Vf. dieser ein weit größeres Interesse zu, als von seinen Landsleuten

insgemein anerkannt wird, sieht ihre Spöttereyen darüber voraus, bietet aber Troz auf Geschichte, und wo die fehlt, an ihre Stelle tretende Spuren in den Volkssagen und Naturerscheinungen gestützt. Dabey klagt er auch über die grossièreté des Romains, qui negligerent de s'instruire de ce qui concernoit la Gaule; qui detruisirent toute espèce de monumens dans l'antique patrie des Celtes, pour anéantir tout ce qui pourroit faire ombrage à leur inconcevable vanité. S. 249. Die Apostel der Christlichen Religion thaten dasselbe auf ihre Weise; konnten aber nicht verhindern, daß nicht viele der alten Gebräuche und abergläubischen Vorstellungen mit den neuen verschmolzen oder auch neben ihnen sich erhielten. Der Verf. äussert mitunter eine hohe Meinung von der Druiden-Religion; dachte er nicht an ihre Menschenopfer? Doch auch von diesen kommen in einer gewissen Periode fast bey allen Völkern Spuren vor. Bey Lesneven in einer der Maria (Notre Dame du Foll Goat, d. h. du fou du bois) gewidmeten Capelle sah der Verf. an einem Altare alle Insignien der Freymaurer, une règle, un marteau, une équerre, un plomb, un compas, une truelle, un ciseau, un niveau, gravés en trois compartimens entourés de bordures et de guirlandes, du travail le plus delicat. Und setzt hinzu: on assure que ce local fut jadis occupé par des Templiers. S. 40. Daß der Verf. bey Brest besonders ausführlich ist, wird man leicht vermuthen. Ein häßliches Bild zeichnet er vom Stolz der Marine vor der Revolution, S. 103 ff.: L'orgueil et l'insolence se montroient à Brest dans toute leur laideur, dans toute leur sottise, dans toute leur platitude. Er beweiset und erläutert es mit mehreren Beyspielen. Dieser Stolz, sagt er auch noch S. 135, übertraf en folles prétentions

l'ordre de Malte et les chapitres d'Allemagne. Aber um nichts gefälliger folgt bald darauf die Schilderung des linkischen und plumpen Stolzes der neuen Emporkömmlinge und ihrer Frauen, S. 195 f. Quelles mains, quelle tournure, quel langage on rencontre à présent sous les gazes, sous les dentelles, sous les étoffes de la Perse, sous les schals d'Indostan: rien n'eût égalé le ridicule des prétentions passées, sans les plaisantes caricature très prononcées qui s'établissent entre tous les états qui formoient jadis la roture. Kurze Geschichte der Französischen Marine und der verdientesten Männer von derselben, besonders im Departement. S. 112 f. Le Laé, ein berühmter komischer Dichter in der Landessprache; Proben von seiner Dichtkunst S. 177 ff. Alte Geschichte der Insel Sein, eines Hauptsitzes der Druiden-Religion und Fabeln; wie auch aus alten Schriftstellern sich ergibt. S. 242 ff. Die Revolution ist nicht in diese Insel gedrungen: Le curé, galant homme, n'a pas quitté sa paroisse; il ignore probablement les divisions, les schismes de ses confrères. Sie hat 344 Einwohner. Die einzige Gegend von Douarnenez gebraucht in guten Jahren an 400 Fischerkähne zum Fange der Sardellen, welcher bisweilen 35,000 Fässer beträgt, jedes von 150 Pfund, außer 15,600 Fässern Thran. Das Meer ist überhaupt an dieser Küste ausnehmend fischreich; aber auch sehr stürmisch und gefährlich; viele Anwohner räuberisch auflauernd auf die Strandgüter. Die Legende von einem Einsiedler, S. 277 . . . 82, gäbe einen trefflichen Stoff zu einer rührend-schönen Romanze; eine andere von mehr tragischer Art vom Untergange der Stadt Is, Residenz des fabelhaften Königes Gralon. Eine schöne Ode auf die Electricität am Ende dieses zwey-

ten Theils. Besonders um Carnacbiele so genannte Druidensteine; der Nahme der Stadt soll sich darauf gründen, indem Carn einen Steinhaufen, und Ac eine Stadt bedeute. III. 51. Der Verf. äußert dabey die sonderbare Meinung, daß es Denkmähler an dem Orte abgeschlossener Verträge seyen: "Il m'est bien demontré qu'ils n'ont été placés que pour indiquer des traités passés dans différentes occasions". Aber in solcher Menge, und so nahe beysammen! Il en existe une prodigieuse quantité dans ce canton, allignés avec symétrie; ils ne sont éloignés que d'environ trois toises. Ausführliche Beschreibung der sonderbaren Heirathsgebräuche im Canton Keraever S. 160 ff. Wir wollen hoffen, daß der Verf. nicht verschönert hat, hierbey und bey den folgenden kleinen Geschichten und Liedern, die unter dem Volke in Umlauf seyn sollen, der Beschreibung ihrer Tänze rc. Der Verf. hat noch 1765 und 66 in einer Capelle und auf einem Kirchhofe tanzen sehen; die Tänze zum Theil mimisch. Jean Causeur starb 1775 in einem Alter von 137 Jahre alt; 120 Jahre alt rasirte er sich noch selbst. Verzeichniß der bekanntesten Schriftsteller aus Bretagne. III. 204 ff. Descartes, Harduin und Maupertuis sind nicht die einzigen auch auswärtig berühmten Nahmen. Zuletzt S. 243 . . . 52 noch ein Verzeichniß der wildwachsenden Pflanzen, mit den gewöhnlichen Lateinischen, nur sehr oft verdruckten, Nahmen. Besser wäre es gewesen, wenn im Buche selbst den landüblichen Benennungen der Pflanzen und Thiere die gelehrten beygesetzt wären. So weiß man oft nicht, was man bey jenen sich denken soll; da auch die Wörterbücher manche derselben nicht haben, oder durch die Uebersetzung wenig Licht geben.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

174. Stück.

Den 2. November 1811.

München.

Geschichte Maximilians I. und seiner Zeit. Pragmatisch aus den Hauptquellen bearbeitet von Peter Phil. Wolf. Erster Band. 1807. 508 S. Zweyter Band. 1807. 664 S. Dritter Band. 1809. 682 S. Vierter Band, von Carl Wilh. Breyer. 1811. XXVI und 455 S., mit 54 S. Beylagen. Die ersten drey Theile dieses ohnehin allgemein bekannten Werkes sind schon zu lange erschienen, als daß sie sich noch zu einer eigentlichen Critik in unsern Blättern eigneten; wir glauben aber eine Notiz von ihnen voranschicken zu müssen, ehe wir von dem vierten reden, der zugleich als der Anfang eines neuen Werkes betrachtet werden kann. Die historische Classe der Academie zu München, welche sich schon um das Quellenstudium der vaterländischen Geschichte so viele Verdienste erworben hat, vermehrte diese noch durch die pragmatische Bearbeitung, da eines ihrer nun verstorbenen Mitglieder das Leben Churfürst Maximilians I. zu schreiben unternahm. Ein würdigerer, die Arbeit

mehr belohnender, Stoff konnte nicht leicht gewählt werden! Der verstorbene Wolf arbeitete mit Fleiß und Liebe. Aber das Schicksal vergönnete es ihm nicht, sein Werk zu vollenden (die drey Theile gehen nur bis auf den dreyßigjährigen Krieg); der Tod übereilte ihn, gerade wie die wichtigste Periode begann. Eine gerechte Critik wird dem Werke des Hrn. Wolf seine Vorzüge nicht absprechen; wenn sie ihm gleich keinen Platz unter den Werken vom ersten Range anweisen kann. Es war keine glückliche Idee, an die Geschichte von Maximilian I. die Geschichte seiner Zeit knüpfen zu wollen. Der Staat, den er beherrschte, war überhaupt nur ein Staat vom zweyten Range; der, zumahl vor dem Anfange des großen Krieges, wenn er auch in die Verhältnisse der großen Staaten eingriff, doch diese nicht bestimmen konnte. Das Werk mußte fast nothwendig eine Taube mit Adlerflügeln werden. Man fühlt dieß Mißverhältniß, wenn man in dem einen Buche die speciellesten Untersuchungen über Baiersche Particular-Angelegenheiten, und in dem nächsten über die allgemeinen Verhältnisse der großen Staaten Europens lieset, ohne zwischen beiden einen Berührungspunct wahrzunehmen. Der sel. Wolf erscheint da, wo er über den Kreis der vaterländischen Geschichte hinausgeht, zwar durchweg als ein wohldenkender, unterrichteter und aufgeklärter Mann. Damit ist aber freylich auch sein Lob erschöpft. Eigne Ansichten, tiefe Blicke, überhaupt irgend Etwas, wodurch die Geschichte weiter gebracht würde, sucht man hier umsonst. Anders ist es, wenn man nach den Baierschen Angelegenheiten frägt. Hier, wo der Verf. nach Urkunden arbeitete (denn die Liberalität der Baierschen Regierung hatte ihm ohne Rückhalt die Archive geöffnet), sind mehrere einzelne Puncte

sehr gut aufgeklärt. Wie es z. B. vor dem Regierungsantritt von Maximilian I. mit den Finanzen aussah; wie Wilhelm V. wohl hauptsächlich dadurch zum Abdanken bewogen ward; die vielfachen Reformen von Maximilian I., die Verhandlungen mit den Ständen ꝛc. das Alles lernt man im Detail kennen; wiewohl man bey andern, wie z. B. dem wachsenden Einfluß der Jesuiten, das Detail vermißt. Nur fehlte freylich Wolfen die Kunst, das Einzelne zu einem Ganzen zu verarbeiten; so wie auch der richtige Tact, wie viel oder wie wenig er zu geben habe. Aber ein bedeutender und vielfach lehrreicher Beytrag für die Baiersche Geschichte wird sein Werk immer bleiben.

Nach dem Tode von Wolf ward die Fortsetzung Hrn. Hofrath Breyer übertragen, der auch schon die Herausgabe des dritten Theils zu besorgen hatte. Die Fortsetzung eines fremden Werks, welche natürlich immer ihre Schwierigkeiten hat, hatte sie hier um so viel mehr, da Hr. Br. wohl fühlte, daß er dem Plan seines Vorgängers nicht völlig getreu bleiben könne. Indeß hatte er den Vortheil, daß durch diesen das Werk gerade bis auf einen Epoche machenden Zeitpunct fortgeführt war; und so konnte Hr. Br., wenn er gleich seine Arbeit als Fortsetzung der seines Vorgängers ankündigt, sie doch auch zugleich als den Anfang eines neuen Werks geben, wie dieses auch durch das zweyte Titelblatt: Geschichte des dreyßigjährigen Krieges, nach ungedruckten Papieren, Erster Band, geschehen ist. Allerdings ward die ganze Thätigkeit von Maximilian so durch diesen Krieg beschäftigt, und das Schicksal Baierns so dadurch bestimmt, daß seine Geschichte von der Geschichte dieses Krieges gleichsam verschlungen wird. Indeß bleibt es den-

noch Plan des Verf., nicht sowohl eine vollständige Geschichte dieses Krieges, als vielmehr Maximilians I., als Haupttheilnehmers an diesem Kriege, zu geben. Aus diesem Gesichtspuncte muß man daher nothwendig die Arbeit des Verf. betrachten; sie erhält dadurch einen eigenthümlichen Werth. Der Verf. gewann so einen festen Standpunct, indem er den Krieg zunächst in Beziehung auf Baiern betrachtet. Die größte Schwierigkeit, die allgemeine Geschichte desselben zu schreiben, liegt sonst eigentlich darin, daß es so schwer, oder vielmehr fast unmöglich ist, einen festen Standpunct zu finden. Es verstand sich also, daß der Verf. viele der wichtigsten Dinge nur in so weit kurz berührte, als sie zur Erhaltung der Uebersicht nothwendig waren, besonders die ohnehin allgemein bekannten Kriegsbegebenheiten; dagegen aber in Allem dem genau und ausführlich war, was Baiern betraf.

Aus ungedruckten Nachrichten, wie der Titel sagt, ist die Geschichte geschrieben. Auch Hrn. Br. standen, wie seinem Vorgänger, die Archive offen, und er fand einen fast erdrückenden Reichthum. Außer den vielen eigentlichen Urkunden, Bundesacten rc., fand er die Correspondenzen, die der thätige Maximilian mit so vielen Höfen unterhalten ließ. Diese zu benutzen, ohne unter diesem Reichthum zu erliegen, war in Wahrheit keine geringe Arbeit. Es war aber auch zugleich der schönste Lohn, den die erhabene Liberalität der Baierschen Regierung, und die Aufmunterung eines Ministers, dessen Nahmen jeder Freund der Wissenschaften, vor allen aber der Geschichte, leicht sich selber nennt, einernten konnte.

Der gegenwärtige erste Theil umfaßt in zwey Büchern den sechsjährigen Zeitraum von 1615 bis

auf die Schlacht am weißen Berge 1621. Er enthält noch weit mehr die Vorbereitungen zum Kriege, als die Kriegsgeschichte selbst. Wir werden aber leicht die Beystimmung jedes Kenners der Geschichte erhalten, wenn wir gerade diesen Theil zugleich den schwierigsten und den interessantesten nennen. Die Geschichte wird hier nothwendig fast ganz psychologisch. Indem das Treiben und Handeln der Hauptpersonen dargestellt wird, muß der Forscher in das Innere ihrer Charactere eindringen; und gewiß war es nur selten in einem so hohen Grade der Fall, daß die Begebenheiten weit mehr durch innere, als durch äußere Ursachen herbeygeführt wurden. Sie mußten weit mehr aus dem Innern hervorgehen, weil bey allen anderweitigen Absichten doch immer das Religions-Interesse, wo nicht allein, doch zugleich mit, oben an stand. Auch wird in der That schon durch diesen ersten Theil das Innere von Maximilian nicht nur, sondern auch von Ferdinand, uns so aufgeschlossen, daß wenig zu wünschen übrig bleibt; und dieß nicht durch willkührliche Schilderungen des Geschichtschreibers, sondern durch unverwerfliche Belege von ihrer eigenen Hand. Es ist bekannt, welchen Einfluß die zu Ingolstadt gestiftete Jugendfreundschaft Ferdinands und Maximilians auch auf ihre nachmahlige Verbindung hatte. Aus den hier gelieferten Beweisen gehet aber auch recht klar hervor, wie Maximilian auch bey der Freundschaft des Herzens doch keineswegs von diesem, sondern von dem Kopf sich leiten ließ. Schwerlich hat es Jemand besser verstanden, die Bedrängniß des Freundes zu nutzen, und sich recht flehentlich bitten zu lassen, bis er den bekannten Vergleich schloß, der ihm die Chur einbrachte, und andere Vortheile sicherte. Bis auf diesen Zeitpunct geht

das erste Buch. Der Hauptgewinn, welchen die Geschichte in diesem erhalten hat, liegt hauptsächlich in der klaren Darstellung der Eifersucht und des Mißtrauens, welches die Stände, besonders die Ligue, gegen das Haus Oestreich gefaßt hatten; woran besonders die Ansprüche des Erzherzogs Maximilian von Oestreich Schuld waren. Die ganze innere Geschichte der katholischen Ligue, ihr Verfall und ihre Erneuerung, dreht sich um diesen Punct. Das Benehmen Maximilians von Baiern in dieser Lage und Verhältnissen ist eigentlich seine wahre Characteristik. Auch die Union suchte ihn zu gewinnen; und bey Ferdinands Wahl beeiferte sich Pfalz, ihn zu bewegen, die Kaiserkrone anzunehmen; welches er zwar unbestimmt abschlug, aber auch sich hütete, auf irgend Etwas sich einzulassen. An Gewandtheit stand Maximilian unstreitig über Ferdinand. Bey einer gleichen Anhänglichkeit an den Katholicismus, dessen Sache er bey allem Wechsel der Verhältnisse nie verlassen zu wollen sich immer erklärte, hatte er doch nicht den einseitigen Zeloteneifer von Ferdinand. Das zweyte Buch enthält die Rüstungen, und den Ausbruch des Kriegs. Die vier ersten Kapitel, die Berathungen der Union, der Ligue, und die Verhandlungen mit Chursachsen enthaltend, haben uns hier am meisten interessirt. Die innere Schwäche der Union, der es an einem Haupte gebricht, die plötzliche Stärke der Ligue, seitdem Maximilian wieder an ihre Spitze tritt, zeigt sich hier in ihrem vollen Lichte; und ist ohne Zweifel die beßte Lobrede auf letzteren. Was hätte damahls Chursachsen ausrichten können, hätte es einen gleichen Beherrscher wie Baiern gehabt! In Rücksicht der letzten Kapitel, welche die eigentliche Kriegsgeschichte enthalten, wird es hinreichend seyn,

zu bemerken, daß auch hier der Verfasser Baiern immer vorzüglich im Auge behalten hat.

Sowohl unter dem Texte hat der Verf. fleißig Bruchstücke aus Briefen und Acten abdrucken lassen, als auch XI vollständige Urkunden im Anhange gegeben, unter denen sich auch der vollständige Vergleich zwischen Maximilian und Ferdinand vom 8. Oct. 1619 findet. Für dieß Alles werden die Freunde der Geschichte gewiß mit uns Hrn. Br. danken, und ihre Bitte mit der unsern vereinigen, doch ja damit, besonders auch mit der Mittheilung solcher Bruchstücke in den Noten fortzufahren, die nur auf diesem Wege bekannt werden können, und wodurch die innern Verhältnisse der Geschichte jener Zeit oft so große Aufschlüsse erhalten. Das Werk des Hrn. Br. ist aus ungedruckten Nachrichten geschöpft; es kann nicht zunächst Werk der Darstellung, es muß wissenschaftliches Werk werden. Dieß wird es auf jenem Wege; und wodurch könnten auch mehr die Absichten der Baierschen Regierung erfüllt werden, die Hrn. Br. die Archive öffnete, um die darin enthaltenen Schätze zu nutzen und bekannt zu machen?

Paris.

Dictionnaire Allemand-Français, contenant les termes propres à l'exploitation des mines, à la minéralurgie et la minéralogie, avec les mots techniques des sciences et arts qui y ont rapport; suivi d'une Table des mots Français indicative des mots Allemands qui y correspondent. Par *J. B. Beurard*, Agent du Gouvernement sur les mines de mercure du ci-devant Palatinat, Membre et Correspondant de plusieurs Sociétés savantes. 1809. 696 Seiten in Octav.

Die Schwierigkeiten, welche der Verfasser bey seinen metallurgischen Missionen in Deutschland in Absicht der hüttenmännischen Kunstsprache fand, und die wenige und unvollkommene Auskunft, welche ihm selbst die beßten Wörterbücher darüber gaben, veranlaßten ihn, zu seiner eigenen Belehrung und Gebrauch sich ein alphabetisch geordnetes Verzeichniß aller Deutschen hüttenmännischen Kunstausdrücke und ihrer Bedeutungen, so wie sie ihm nach und nach bekannt wurden, zu entwerfen. Diesem fügte er nun noch die Deutschen mineralogischen, chemischen, und selbst auch mehrere technische, mathematische und geographische Kunstausdrücke hinzu, und verschaffte sich auf diese Weise selbst ein kleines hüttenmännisches Handwörterbuch, welches ihm auf seinen Reisen den größten Nutzen gewährte. Sein längerer Aufenthalt an mehreren durch ihren Bergbau berühmten Orten Deutschlands, und die gründliche Erlernung der Deutschen Sprache, gaben ihm Gelegenheit, dieser Arbeit in der Folge mehr Vollkommenheit zu geben, so daß er sich, auf Anrathen mehrerer achtungswerther Mitglieder des Conseil des Mines et Usines zu Paris, welchen er dieses Werk auch gewidmet hat, entschloß, dieselbe für den Druck zu bearbeiten. Nach Einsicht dieses vor uns liegenden Wörterbuches bezweifeln wir auch keineswegs, daß der bereits durch mehrere interessante Aufsätze im Journal des Mines vortheilhaft bekannte Verfasser sich durch die Herausgabe dieses Werks um seine Landsleute ein wahres Verdienst erworben hat.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

175. Stück.
Den 2. November 1811.

Paris.

Nr. 1. Cours complet d'agriculture théorique, pratique, économique et de médecine rurale et vétérinaire; suivi d'une méthode pour étudier l'Agriculture par Principes: ou dictionnaire universel d'agriculture; par une société d'agriculteurs, et redigé par Mr. l'Abbé *Rozier*, Prieur Commandataire de Nanteuil-le-Haudouin, Seigneur de Chevreville, Membre de plusieurs Académies etc. MDCCLXXXI jusqu'à MDCCCV. Tomes XII. Quart.

Nr. 2 Cours complet d'Agriculture pratique, d'Economie rurale et domestique et de médecine vétérinaire, par l'Abbé *Rozier*; redigé par ordre alphabétique: ouvrage, dont on a écarté toute théorie superflue, et dans lequel on a conservé les procédés confirmés par l'expérience et recommandés par *Rozier*, par Mr. *Parmentier* et les autres collaborateurs, que *Rozier* s'était choisis. On y a ajouté les connoissances pratiques acquises depuis la publication de son ou-

vrage sur toutes les branches de l'agriculture, de l'Economie rurale et domestique. Par Messieurs Sonnini, Tollard aîné, Chabert, la Fosse, Fromage, Desfeugré, Cadet de Vaux, Lamerville, Cossigny, Curaudau, Chevalier, Dombard, Cadet-Gassicourt, Poiret, Chaumontel, Louis Dubois, V. Demusset, Demusset de Cogners, etc. etc. Octav. Tome premier. Chez F. Buisson, Leopold Collin, Di-Colas. 1809. A . . . Butter. pag. 598. Tome second. C. pag. 603. Tome troisième. D . . . Gn. pag. 534.

Nr. 3. Nouveau Cours complet d'agriculture théorique et pratique, contenant la grande et petite Culture, l'Economie rurale et domestique, la médecine vétérinaire etc. ou dictionnaire raisonné et universel d'agriculture. Ouvrage redigé sur le plan de celui de feu l'Abbé *Rozier*, duquel on a conservé tous les articles, dont la bonté a été prouvée par l'expérience. Par les membres de la section d'agriculture de l'institut de France etc. avec des figures en taille-douce. Chez Deterelle MDCCCIX. Octav. Tome premier. Aba . . . Ass. pag. 532. Tome second. Ass . . . Buv. pag. 584 Tome troisième. Cab . . . Che. pag. 590. Tome quatrième. Che . . . Dio. pag. 560. Tome cinquième. Dip . . . Fle. pag. 567 Tome sixième. Fle . . . Gyp. p. 580.

Unter allen Arten von Real-Wörterbüchern sind die öconomischen gewiß die nothwendigsten und nützlichsten. Der gebildete Landwirth (denn doch nur für ihn können öconomische Bücher geschrieben werden) hat sich für diese seine Bestimmung gemeiniglich nicht wissenschaftlich ausgebildet, sondern fängt die Ausübung nur mit den gewöhnlichen Kenntnissen an, welche die gebildeten Leute aller

Stände haben, vervollkommnet sich aber nachher durch die Ausübung selbst, und durch das Nachlesen öconomischer Bücher. Dazu kann er aber keine vollständige Lehrbücher suchen, indem es ihm zu deren Gebrauche an Vorkenntnissen, Zeit und Geduld fehlt; sondern kurze Darstellungen genügen ihm schon, die ihm allgemeine Begriffe von den Sachen geben, und zugleich das Beßte und Neueste enthalten, was Andere darüber gedacht und gesagt haben. Erst dann, wenn er sich genöthiget sieht, bey irgend einem Gegenstande tiefer einzudringen, sucht er solche Werke auf, welche ihm darüber einen vollendeten Unterricht geben. Allgemeine Uebersichten über alle die Dinge, welche in seinem Geschäftskreise vorkommen können, muß er sich aber jeden Augenblick zu verschaffen vermögen; und was könnte ihm dazu dienlicher seyn, als ein Real-Wörterbuch? Dieses Bedürfniß ist daher auch bey jeder aufgeklärten Nation schon längst gefühlt worden, und keine hat gesäumt, sich die Befriedigung desselben angelegen seyn zu lassen. Ohne alle Vorliebe für Deutschland muß man aber gestehen, daß allein in der öconomisch-technologischen Encyclopädie von Krünitz das Meiste dafür wirklich geleistet ist. Indessen hat dieses Werk unstreitig die beiden Fehler, daß es viel mehr umfaßt, als den Landwirth interessirt, und daß es die meisten Artikel weit vollständiger ausführt, als es für den Landwirth nöthig ist: wodurch es nicht nur zu kostbar, sondern auch der Gebrauch desselben fast lästig wird. Hiernächst muß eine jede Nation auch ihr eigenes öconomisches Wörterbuch haben, worin die Sachen gerade aus dem Gesichtspuncte und unter den Verhältnissen dargestellt sind, die ihr eigenthümlich sind. Wenn daher auch die Encyclo-

pädie von Krünitz jene Fehler nicht hätte, und wenn sie auch noch so gut ins Französische übersetzt worden wäre, so würde sie doch das Bedürfniß von Frankreich in dieser Hinsicht nicht erfüllt haben, sondern es würde der grossen Nation noch immer ein einheimisches Werk von der Art wünschenswerth geblieben seyn. Das öconomische Wörterbuch von Rozier war also nach der Encyclopädie von Krünitz noch immer eine höchst erwünschte Erscheinung.

Da dieses Werk in den gegenwärtigen Blättern seit langer Zeit nicht erwähnt worden ist, so dürfen wir bey dieser Gelegenheit, da wir unsere Leser mit zwey neuen Ausgaben desselben bekannt zu machen haben, nicht unterlassen, das Wesentliche davon noch anzuführen. Es fing sich im J. 1781 an, und endigte sich A. 1805. Ueberhaupt besteht es aus zwölf Bänden in Quart, wovon eilf das Werk selbst ausmachen, der zwölfte aber Zusätze, Berichtigungen und Verbesserungen enthält. Rozier war nicht allein Redacteur, sondern auch einer der fleißigsten Mitarbeiter. Diese waren anfangs: Mongez, der jüngere, Parmentier, de Lalause, Copineau, Falconet, Baigniere, Thorel, und vier Ungenannte; von Zeit zu Zeit traten andere zu, wovon wir aus dem letzten Bande Thouin, Tollard, den älteren, Bosc, de Perthuis, de Chassiron, Chabert, Fromage, Chaumontel, Lasteyrie, Cotte, Sonnini, Biot, Roand, und Curaudeu nennen. Der Umfang, welchen Rozier der Oeconomie gibt, und folglich auch die Grenze, die er diesem Wörterbuche setzt, ist ungemein ausgedehnt. Nach einer Tabelle, welche dem ersten Bande S. 254 beygefügt ist, liegen innerhalb der gezogenen Linie 1) die Vorkenntnisse; 2) der Ackerbau selbst, und dann 3) die Landwirthschaft überhaupt. Unter den Vorkennt-

wissen kommen in Betrachtung die vier Elemente, Luft, Wasser, Erde und Feuer, sowohl im einfachen, als zusammengesetzten Zustande, das Gewächsreich nach seinen verschiedenen Verhältnissen, die Gebäude, die Werkzeuge und Geräthe. Der Ackerbau umfaßt die Cultur der Bäume, der Fruchtarten, der Wiesengewächse, der Garten-, Färbe- und Manufacturpflanzen. Unter Landwirthschaft überhaupt kommen die Wirthschaftsgeschäfte aller Art, die Behandlung des Nutz- und Arbeitsviehes, der Fischereyen, und der Thiere, welche der Landwirthschaft nachtheilig sind, vor. Die Artikel selbst sind nicht nach einerley Zuschnitt bearbeitet. Manche haben ihr rechtes Maß; andere sind so kurz, daß sie selbst das Wesentliche und Nothwendige nicht ganz enthalten; andere sind dagegen aber wieder so weitläuftig, daß sie die Gegenstände völlig erschöpfen, und statt vollständiger Lehbücher dienen können. Daß sie aber überhaupt gut abgefaßt sind, und nicht nur nichts Unrichtiges, sondern immer auch das Beßte und Neueste enthalten, dafür bürgen schon die allgemein geachteten Nahmen der oben genannten Verfasser. Wo der Vortrag nur irgend einer Erläuterung durch Figuren bedurft hat, da sind diese reichlich, und recht gut gearbeitet, hinzugefügt.

Die oben unter Nr. 2. aufgeführte neue Ausgabe unterscheidet sich von der ersten, oben unter Nr. 1. benannten, sehr merklich. Erstlich ist Alles daraus weggelassen, was Rozier von der Arzneykunde bey Menschen aufgenommen hatte. Nach dem Titel sollen auch alle überflüssige Theorien übergangen seyn. Dieses ist aber doch wirklich nicht überall geschehen, sondern manche sind ganz

unverändert geblieben, oder wenigstens abgekürzt wiedergegeben worden. Das Practische hat man aus der ersten Ausgabe beybehalten; aber wo es nöthig gewesen, berichtigt und mit den Resultaten der neuen Erfahrungen vermehrt. Den Vortrag finden wir durchaus abgekürzt und zweckmäßiger. Hierdurch ist das große Werk so verkleinert worden, daß die zwölf Quartbände — nach den vor uns liegenden drey ersten Bänden zu urtheilen — in eben so viele mäßige Octavbände werden gebracht werden können. Statt unsere Meinung von dem Werthe der Arbeit zu sagen, brauchen wir unsere Leser auch hier nur an die Nahmen der Verfasser zu erinnern, die auf dem Titel genannt sind. Von solchen Männern wird gewiß Niemand etwas Schlechtes oder auch nur Mittelmäßiges erwarten. Was man in dem Werke zu suchen hat, wird sich aber am besten übersehen lassen, wenn wir eine Folge von Artikeln unter gewissen Buchstaben, wozu wir Ba wählen, angeben. Hier finden sich: Babeurre, Bacchante, Baccille, Baguenaudier, Baguette d'or, Bail à ferme, Bain, Baisser, Baissière, Balaustier, Balayure, Balisier, Baliveau, Balle, Ballotte, Balsamine, Bandage, Bande, Banne, Banquette, Baquet, Baratte, Barbe de rénard, Barbe de bouc, Barbeau, Barbillons, Barbotteur, Bardane, Baselle rouge, Basilic, Basse-cour, Bassin, Bassiner, Bat, Bâtard, Batardière, Batavia, Battage, Batte, Battoir, Battue, Bauche, Baudet, Baume, Baumier. Offenbar sind hier manche Artikel mit abgehandelt, die nicht hierher gehören, als: Bacchante, Ballotte, Balsamine, Barbe de rénard, Barbe de bouc, Baselle rouge und dergl. m. Dagegen fehlen andere, die man hätte erwarten müs-

sen, als z. B. Balance, Baraque, Bardeur, Baromètre, Barrière, Bâtir, u. a. Um nun auch noch zu zeigen, wie die Gegenstände behandelt sind, wollen wir den Inhalt des Artikels Bail à ferme, worunter Rozier und Sonnini als Verfasser angedeutet sind, in einem kurzen Auszuge hier hersetzen. "Dieser Ausdruck", heißt es, "wird im eigentlichen Verstande bey der Verpachtung von Landgütern gebraucht. Die Lehre von den Pacht-Contracten selbst ist aber juristisch, und kann also hier nicht abgehandelt werden (!!); und man beschränkt sich nur auf folgende Bemerkungen: 1. Sind lange Pacht-Perioden besser, als kurze? Antw. Lange, wenn die Contrahenten beide ehrliche Leute sind; kurze, wenn einer von beiden ein Schelm ist. 2. Muß man zu dem höchsten Preise verpachten? Antw. Hierauf solle der Verpächter bedenken, daß er durch Uebernehmung des Pächters denselben zu Grunde richtet, und außer Stand setzt, das Gut in gehörigem Zustande zu erhalten, wovon die Folgen bald auf ihn selbst zurückfallen. Wer so verpachtet, daß der Pächter auch bey schlechten Ernten entschädigt bleibt, und überhaupt einen billigen Gewinn hat: der kann erwarten, daß der Pächter Verbesserungen machen, und dann zur Sicherung dieses Vorschusses von selbst geneigt seyn wird, den Pachtpreis zu erhöhen. Der Verpächter muß aus seiner Nachbarschaft Erkundigung einziehen, wie sich die Eigenthümer bey hohen und bey niedrigen Verpachtungen stehen. Gemeiniglich wird er finden, daß diejenigen am zufriedensten sind, welche die Pachtungen von dem Vater auf den Sohn gehen lassen. Alle Veränderung mit den Pächtern ist dem Gute selbst nach-

theilig. Ein kluger Verpächter darf sich nicht scheuen, einige Aufopferungen zu machen. Er muß die drey Grundsätze nie aus den Augen verlieren — erstlich, daß der Pächter leben; dann, daß er Etwas gewinnen, und endlich, daß er das Pachtgeld bezahlen muß. Ist der Eigenthümer hart gegen seinen Pächter, so werden sich die Nachfolger desselben daran stoßen, und er wird nun das rechte Pachtgeld nicht mehr erhalten. Contracte auf lange Pachtzeiten dürfen aber auch nicht leichtsinnig geschlossen werden. Man muß sich vorher erst völlig überzeugen, daß der Pächter ein rechtschaffener, kundiger, thätiger, vermögender, Mann ist. Hat er die ersten Eigenschaften, die letzte aber nicht: so muß man ihn unterstützen. Die Dankbarkeit wird ihn, wie sein eigenes Interesse, an den Verpächter binden. Auf keinen Fall nehme man aber einen Jäger, einen Fischer, einen Trunkenbold, zum Pächter"! So gut auch dergleichen einzelne Bemerkungen an sich seyn mögen: so sind sie doch das nicht, was man eigentlich in einem Real-Wörterbuche sucht. Sie zeugen von einer Planlosigkeit, wobey die Erwartung desjenigen, der das Buch braucht, oft gänzlich getäuscht wird.

Das oben unter Nr. 3. angeführte Werk will mehr für eine neue Arbeit nach dem Plane von Rozier, als für eine vervollkommnete neue Ausgabe des Rozierschen Wörterbuchs, gelten. Der Herausgeber setzt an diesem aus, daß darin ganze Partien der Wissenschaft ausgelassen seyen; daß Rozier auf die Methode, fremde Bäume und Gesträuche bey uns zu naturalisiren, gar keine Rücksicht genommen; daß er die Gärtnerey zu unvollständig abgehandelt; daß er sich zu oft

wiederhohlt, und manche Artikel, die nur zur Ausfüllung dienen können, eingeführt habe. Und dann habe die Landwirthschaft auch seit Rozier's Zeit einen ganz andern Schwung erhalten; die Masse unserer chemischen und naturhistorischen Kenntnisse habe unendlich zugenommen. Das Interesse der Landwirthschaft von Frankreich habe also ein neues Werk erfordert, worin jene Fehler verbessert, und die Mängel ergänzt seyen. Dieses habe hauptsächlich auf die Ausübung gerichtet werden müssen, jedoch auf eine aufgeklärte. Der Herausgeber drückt sich über diesen etwas schwierigen Punct folgender Maßen aus: il n'est pas moins certain, que si la pratique est ce qu'il importe le plus aux cultivateurs de savoir, elle doit pourtant être éclairée par les principes généraux de la théorie, qui n'est que le resultat de l'expérience et de l'observation. Dieß sind nun die Gesichtspuncte, aus denen dieses neue Werk zu betrachten ist. Als Verfasser, welche die Arbeit nach den Materien unter sich vertheilt haben, sind in der Vorrede folgende berühmte Schriftsteller genannt: Thouin, Parmentier, Tessier, Huzard, Sylvestre, Bosc, Chaptal, Lacroix, Perthuis, Chassiron, Yvart, Decandolle, du Tour, denen noch einige Practiker, als Duchesne, Boisin, Feburier, Garnier-Deschenes, Desplat und Brebisson, mit ihren Beyträgen zu Hülfe gekommen sind. Nach den ersten sechs Bänden zu urtheilen, wird das Werk größer als das Roziersche werden, und 24 Bände füllen. Um unsere Leser in den Stand zu setzen, über den Werth der Arbeit selbst urtheilen, und sie mit Nr. 1. und 2. vergleichen zu können, wollen wir eben so, wie bey der Anzeige von Nr. 2. verfahren.

Die Artikel unter Ba sind hier: Bahau, Babeurre, Bac à eau, Bacchante, Baccile, Badiane, Bagasse, Bagnaudier, Bague, Baguette, Baguette divinatoire, Baguette d'or, Baie, Bail, Baillard, Baillon, Bain, Baisser, Baissière, Balai, Balat, Balaustier, Balayure, Balisier, Baliveau, Balle, Ballote, Balsamine, Balustrade, Balzane, Bambou, Bananier, Banc, Bandage, Bande, Banne, Banquette, Bapaume, Baque, Baquet, Bar, Baraicé, Baral, Baratte, Barbaresque, Barbat, Barbe, Barbeau, Barbebon, Barbillons, Barbon, Barboteux, Barcelle, Bardane, Bardin, Bardeau, Bardoire, Barga, Barge, Barguille, Barille, Barjelade, Baromètre, Baron, Baroux, Barrac, Barras, Barradis, Barre, Barrer les veines, Barrés, Barry, Baselle, Basilic, Basse, Bassecour, Bassin, Bassiner, Bassure, Baste, Bat, Bâtard, Bâtardeau, Bâtardière, Batavia, Batimens ruraux, Baton, Battage, Battans, Batte, Battebeurre, Batteur, Battoir, Battre du flanc, Battue, Baudet, Bave des animaux, Baveux, Bauge, Baume, Baumier de Gilead, Baute, Bayade. Man sieht, daß auch hier manche Artikel mit aufgenommen sind, die einem öconomischen Wörterbuche für Frankreich fremd seyn mußten, als z. B. Bambou, Bagasse, Basse und dergl. m., und daß andere fehlen, als z. B. Balance, Bardeur, Barrière u. s. w.

Um unsern Lesern zu zeigen, wie die Gegenstände behandelt sind, bemerken wir auch hier wieder von dem Artikel Bail, welcher Garnier-Deschenes zum Verfasser hat, daß darin das Juristische gleichfalls übergangen ist, und nur folgende Puncte in Betrachtung gezogen sind: 1. die Vortheile, welche das Verpachten überhaupt gewährt; 2. in wie fern

die Pachtbedingungen der bessern Cultur förderlich oder hinderlich seyn können; und 3. in welchen Stücken die Gesetzgebung dem Pachtwesen noch mehr Hülfe geben könnte, und wie sich die Parteyen einstweilen selbst zu helfen haben.

Da übrigens dieses neue Wörterbuch die meisten Artikel aus dem Rozierschen fast wörtlich, aber freylich mit Verbesserungen und Zusätzen, wiedergibt: so scheint es uns doch auch nur den Nahmen einer neuen, umgearbeiteten, vervollständigten und verbesserten Ausgabe zu verdienen. Mit den Figuren ist dabey mehr gespart, als bey der ersten Ausgabe. Nachrichtlich führen wir noch an, daß die Verfasser zwar mit unsern Deutschen Schriften über die Landwirthschaft nicht unbekannt sind, daß sie aber doch nur wenig Gebrauch davon machen, und selbst in dem Artikel Assolement desjenigen, was bey uns über die Englische Landwirthschaft geschrieben ist, mit keinem Worte erwähnen.

Eben daselbst.

Bey Treuttel und Würtz: Vies et oeuvres des peintres les plus célèbres de toutes les écoles etc. etc. Reduit et gravé au trait etc.. publié par *C. Landon.* — Oeuvres de Poussin. I. II. Voll. Quart. (1810).

Eine vollständige Sammlung der Werke von N. Poussin wird dem Publicum ein angenehmes Geschenk seyn, besonders da die Arbeiten dieses Meisters nicht viel verlieren, wenn sie durch einfache Umrisse dargestellt werden. Bey jedem Bande dieser Sammlung befindet sich ein Verzeichniß, welches jedoch nur provisorisch dienen soll, bis das

ganze Werk vollendet seyn wird: alsdann erhalten wir, ein allgemeines, systematisch geordnetes Verzeichniß, nach welchem die Kupferstiche folgen müssen, die daher auch nicht mit Zahlen bezeichnet sind. Nach dem Plan des Herausgebers sollen die Kupferstiche in folgende sechs Classen vertheilt werden: 1. Gegenstände aus der heiligen Geschichte; 2. Gegenstände aus der profanen Geschichte, in chronologischer Ordnung; 3. religiöse Scenen; 4. mythologische Gegenstände; 5. Allegorien und andere Erzeugnisse der Phantasie; 6. Landschaften, in welchen die Figuren nur zur Ausstaffirung dienen. Zum Beschluß soll eine Lebensbeschreibung von Poussin folgen. Es würde ein ermüdendes und unfruchtbares Geschäft seyn, wenn wir hier den Inhalt der vor uns liegenden Blätter anzeigen wollten; wir können nur einen rapiden Ueberblick mittheilen. An der Spitze des Werks steht ein Portrait von Poussin. Hierauf folgen seine größern Mahlereyen: Pharao's Untergang im rothen Meere; Moses, wie er eine Quelle einem Felsen entspringen läßt, und der Regen des Manna in der Wüste. Viele Scenen aus dem Leben Christi. Mehrere dieser Bilder haben den Fehler, daß sie zu sehr mit Episoden überladen sind, welche den Beschauer von dem eigentlichen Gegenstande ableiten. Ein Blatt, welches Christus darstellt, wie er von den Juden gemißhandelt wird, ist so unedel gedacht, daß es unbegreiflich ist, wie ein Poussin so tief habe sinken können. Verschiedene Madonnen und heilige Familien. Einige Scenen aus der Fabel des Hercules. Der Parnaß, eine große Composition. Der Triumph des Neptun; die Geburt der Ve-

nus, und mehrere Landschaften. In dem zweyten Bande findet man fünf von den Sacramenten, vor Zeiten im Besitz des Herzogs von Orleans, und gegenwärtig in England. Moses, wie er eine Quelle hervorspringen läßt, eine große Composition. Einige Scenen aus dem alten und neuen Testamente. Madonnen, heilige Familien und ähnliche Vorstellungen. Allegorien u. s. w. Wann wird dieses neue Kupferwerk beendiget seyn!

Quedlinburg.

Bey Fr. Jos. Ernst: Die neue bürgerliche Proceß-Ordnung des Königreichs Westphalen, für Geschäftsmänner bearbeitet, mit einem Anhange und einem vollständigen Sachregister versehen von Joh. Wilh. Aug. Rosenthal, Tribunalrichter zu Blankenburg (nachher Tribunal-Präsident zu Verden, gegenwärtig Rath bey dem Appellationshofe zu Hamburg). Erster Band. 1809. XVI, 461 u. 38 S. Zweyter Band, 1810. XVI und 1354 S. Anhang. 1810. VII u. 423 S., außer dem Sachregister über das ganze Werk — klein Octav.

Auf Verlangen hohlen wir die Anzeige dieses Werkes nach — eines Werkes, bey welchem die rühmlichste Erwähnung des Umstandes, daß ein sehr verdienter Recensent in einem critischen Blatte und der Verfasser selbst sich gegenseitig über die Beurtheilung des Buches auf eine solche Weise verständigt haben, wie man sich in unsern Zeiten gerade nicht immer zu verständigen pflegt, zur Pflicht werden würde, wenn nicht auf der andern Seite das Rühmen einer Handlung, welche zu der Regel des Rechten gehört, gerade für denjenigen, welcher so gehandelt hat, Beleidigung scheinen müßte. — Die Erklärung des Verf. geht dahin, daß er

seine Arbeit nur als eine provisorische betrachte, von welcher bey dermahliger Lage der Dinge doch noch für manchen Practiker Nutzen zu erwarten stehe. Er begann seine Arbeit fast allein mit Hülfe der vor ihm liegenden Gesetze, und benutzte erst späterhin allmählich mehrere ihm vorausgegangene und gewisser Maßen gleichzeitige doctrinelle Bearbeitungen — ohne jedoch auf die entfernteren Quellen seiner Disciplin zurück zu gehen. Wenn aber auch um deßwillen eine vollendet gründliche Darstellung nach der eigenen Ansicht des Verf. hier nicht gesucht werden darf: so ist doch (und gerade um so mehr) recht erfreulich, eine mit Benutzung weniger Hülfsmittel schon so gut ausgefallene Behandlung vorzufinden. Sollen wir dieß Urtheil näher bestimmen, so nennen wir zuerst die, in den einzelnen Abschnitten (welche theils dem Umfange des Geschäftskreises der verschiedenen, im Civil-Processe thätigen, Personen, theils den verschiedenen Theilen des Verfahrens gewidmet sind) nach Maßgabe dessen, was der Verf. benutzt hat, zu rühmende Vollständigkeit; sodann die, selbst im Anfange des Werks, fast nirgends vermißte Richtigkeit in der Angabe der gesetzlichen Bestimmungen, und endlich auch die verhältnißmäßige Genauigkeit der in einer besondern Darstellung vorgenommenen Vergleichung der Französischen und Westphälischen Proceß-Ordnung — Für den bequemen Gebrauch sorgt aber leider mehr das Sachregister, als die Ordnung des Buches. — Wenn übrigens der Verf. in dem Anhange schon manche Nachträge und Berichtigungen nöthig gefunden hat: so ist das nach dem oben Gesagten kaum zu tadeln; und wenn er sich anfangs über den Umfang seiner Arbeit verrechnet hat, so mögen wir

ihm auch das nicht zum Vorwurf machen, da das Verrechnen in solchen Fällen zu unserer Zeit gar nicht außer der Regel ist.

Kiel.

Geschichte der Schwedischen Revolution bis zur Ankunft des Prinzen von Ponte Corvo als erwählten Thronfolgers. Mit den Authentischen Staatspapieren. 1811. Octav 710 Seiten. Nach der starken Seitenzahl und nach dem Titel kann man leicht die Hoffnung fassen, neben einer sehr ausführlichen Erzählung auch zugleich neue Aufschlüsse über die Begebenheiten der letzten Jahre in Schweden zu erhalten. In dieser Hoffnung haben wir uns aber getäuscht gefunden. Der uns unbekannte Verfasser, wahrscheinlich ein Däne, wie es nicht bloß der Druckort vermuthen läßt, scheint, wenn er auch vielleicht in Schweden sich aufhielt, doch in keinen vertrauten Verbindungen mit den bedeutenden Personen und Führern der Parteyen gestanden zu haben. Seine Kenntniß geht so weit, als die öffentlichen Nachrichten gehen. Daß er aber diese, nicht bloß die Zeitungen, sondern auch manche Flugschriften, mit Fleiß genutzt habe, wollen wir ihm nicht absprechen. Wer also eine aus diesen Quellen geschöpfte, und zugleich wohlgeordnete, Erzählung der neuern Vorfälle in Schweden sucht, der findet hier Befriedigung. Indeß wie vieles, nicht zur öffentlichen Kunde Gekommenes, auch der Erzählung hier übrig bleiben mag: so liegen die Aufschlüsse über den Gang und die Wendung der Dinge im Ganzen in einem so hohen Grade in dem persönlichen Character des unglücklichen Königes, daß man

kaum noch anderer bedarf. Dieser war aber schon lange hinreichend bekannt; und neue Züge aus demselben haben wir auch hier nicht gefunden. Mehr als die Hälfte des Buches wird durch die Authentischen Staatspapiere ausgefüllt. Wir haben keines darunter gefunden, das wir nicht schon in öffentlichen Blättern gelesen hätten. Die Sammlung derselben für die Zukunft ist aber immer alles Dankes werth.

Hannover.

Bey den Gebrüdern Hahn: Ueber die Processkosten, deren Vergütung und Compensation, von Dr. Adolph Dietrich Weber, Professor zu Rostock. Fünfte, mit einigen Zusätzen vermehrte und berichtigte, Auflage. 1811. XVI und 151 Seiten in groß Octav.

Die Anzeige des Titels dieser neuen Auflage einer allgemein bekannten Schrift ist hinreichend, um das juristische Publicum aufmerksam auf dieselbe zu machen. Recensent kann indeß eine Aeußerung am Ende der Vorrede nicht übergehen. Der Verfasser glaubt daselbst: seine Meinung (bekanntlich ausgeführt nach den Grundsätzen des bisherigen Rechts) habe eine neue gute Vermuthung für sich durch den Code de procedure civile fr. Art. 130. w. Art. 86. — Recensent hat diese Nebensache nicht hervorgehoben, um sich darüber in Exclamationen zu ergießen. Er glaubt nur, daß man dergleichen Aeußerungen, selbst beyläufig, nicht machen dürfe, ohne sich darüber deutlich zu erklären. Und das ist dort nicht geschehen!

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

176. Stück.

Den 4. November 1811.

München.

Von der vortrefflichen Urkunden-Sammlung, den *Monumentis Boicis*, ist im Jahre 1810 der neunzehnte Band erschienen, und am zwanzigsten wurde schon gedruckt. Durch dieses echte vaterländische Unternehmen erringt Baiern auf lange hin vor allen andern Landstrichen Deutschlands einen beneidenswerthen Vorzug, der über viele auf immer behauptet werden wird. Denn keine Zeit ist wohl ungünstiger, wir wollen nicht einmahl sagen, für die Sammlung und Herausgabe, sondern selbst nachtheiliger für die Aufbewahrung und Erhaltung der Urkunden, als die jetzige. Sehr viele derselben sind in dieser Zeit aus Deutschland fortgebracht; mehrere werden vielleicht noch auswandern, um anderwärts, unverstanden, ungeachtet, gering geschätzt, verloren zu gehen. Wer weiß, wohin einst ein emsiger Forscher noch wird pilgern müssen, um gewünschten, unentbehrlichen, Papieren nachzuspüren! An und für sich sind die Menschen schon mit diesen Ueberbleibseln so unachtsam (wer in größern Archiven gearbeitet hat, weiß, wie oft

wichtige Sachen sich erst seit hundert Jahren verloren haben): aber vollends jetzt! Was indeß gedruckt ist, das ist doch der Zerstörung länger entzogen. Während bey der Aufhebung aller Stifter und Klöster, dem Verein so vieler Fürstenthümer überall die bedeutendsten, reichhaltigsten, Archive angelegt werden konnten, läßt sich oft nicht einmahl ausmitteln, wo die einzelnen Registraturen bleiben, und für die Benutzung gehen ihre Schätze ganz verloren. Die alten Aufseher werden versetzt, und die Zimmer verschlossen: mögen dann die Pergamente modern. Ein großer Theil der Menschen sieht diesen köstlichen Nachlaß der Vorzeit, bey veränderter Verfassung, bey gewechselten Eigenthümern, nun als völlig unbrauchbar an; den höhern Werth, als das Mein und Dein zu bestimmen, finden ihre stumpfen Sinne nicht heraus; unmittelbar gibt er kein Brot, und darnach streben sie einzig. Es ist in ihren Augen alte Polterey, Antiquität. (Rec. redet aus Erfahrung). So wird manche Stadt, mancher Bezirk, bald arm daran seyn.

In diesem neunzehnten Bande werden ferner Urkunden der Stiftungen von München geliefert, oft interessanten Inhalts. (Befehl der Herzoge von Baiern zur Ablösung aller ewigen Gülten 1454 (S. 166); Beyspiel hoher Achtung des Privateigenthums und des erklärten Willens längst Verstorbener: Als an die Stelle einer Regel der Franciscanermönche eine strengere gesetzt wurde, nach welcher sie gar kein Eigenthum haben durften, gab man den Erben alle Urkunden der von ihren Vorfahren im Kloster gestifteten Jahrstage, Messen u. s. w. mit den Gütern zurück, um sie anderwärts zu übertragen. 1489. S. 354. Wie sich doch die Gefühle und die Achtung für Recht verändern! — Auch hier findet sich der Satz bestätigt, daß in den

südlichen Gegenden die Leute mehr, als im ärmern, bedächtlicheren, Norden zu Stiftungen geneigt waren. Für den Sprachforscher manche willkommene Ausbeute für das künftige Glossarium.) Nach der Vorrede findet sich das Zeugniß eines Archivars über die Uebereinstimmung der Abdrücke mit ihren Urschriften: Zutrauen erweckend und nützlich. Hätte man bey der Herausgabe der frühern Theile dieselbe Genauigkeit anwenden mögen oder können (man mußte wohl zufrieden seyn, nur Abschriften aus den wohlverschlossenen Gewölben zu erhaschen): so bedurfte es der neuen (lobenswerthen) Revision nicht, an der jetzt gearbeitet wird.

Dürfen wir noch einige Wünsche beyfügen zur Vervollkommnung eines so schönen Unternehmens? Sie bestehen in der bey jeder einzelnen Urkunde zu bemerkenden Nachricht (am beßten oben am Rande), ob sie aus der Urschrift genommen, oder aus einer Abschrift; in der Nachweisung der Eigenschaften der letztern; in der Angabe, wo sie jetzt zu finden (in der letzten Abtheilung ist darauf Rücksicht genommen), wo Lücken sind; ob die Urschrift hier verdorben, oder nur die Abschreiber sie nicht haben lesen können; ob Siegel an der Urkunde hängen (nur bisweilen findet sich: s. a.); ob sie sich unter den auf den angehängten Kupferplatten abgebildeten finden: kurz, in der Hinzusetzung aller der diplomatischen Notizen, die für den besondern Gebrauch so wünschenswerth, und für die Critik so unentbehrlich sind. Bey gehörigen Eintheilung bedarf man dazu wenig Raum. Ferner wünschen wir genauere Beobachtung der Eigenthümlichkeiten der Urschriften; wenn alle Eigennahmen, besonders der Zeugen; wenn das, was dem Herausgeber merkwürdig schien, mit anderer Schrift gedruckt wird: so weiß man nicht mehr, wie es sich in der Urkunde

findet. (Kömmt wirklich 1380 das Zeichen ℔ statt libra vor? S. 60). Endlich könnte mehr Sorgfalt auf die Ueberschriften oder Inhaltsanzeigen gewendet werden, deren Ungenauigkeit oft auffallend ist. Druck- oder Lesefehler fallen auch vor. S. 292 ... 296 kömmt der nähmliche Nahme bald als Perronus Larinensis episcopus, bald Pronus, bald Peironus Larwensis, vor; nach einer Urkunde, die Rec. in Händen hat, ist das erstere das richtigere.

Duisburg und Essen.

Ueber die Elementar-Schulen im Fürstenthum Lippe. Ein Bericht von Ferdinand Werth, General-Superintendenten in Detmold. 1810. S. 160 in Octav. Ein höchst anziehendes Compte rendu, sowohl nach seiner Form, als nach seinem Inhalt und Gegenstande. Mit kunstloser Einfalt, aber actenmäßiger Zuverlässigkeit, findet man darin angegeben, was in dem Fürstenthum Lippe — einem Lande von 27 Quadratmeilen und 70,000 Einwohnern — seit den letzten dreyßig Jahren geschehen ist, um nicht nur für das Volk brauchbare Lehrer zu bilden, sondern auch diesen ihre nützliche Wirksamkeit zu erleichtern? Welcher Kostenaufwand dazu erfordert, wie er bestritten, und welche Wirkung bis jetzt davon bemerklich geworden ist? Unter den Nachrichten, welche darüber gegeben sind, stehen mit Recht diejenigen, welche das Detmoldische Schullehrer-Seminar betreffen, voran, denn aus diesem hatte man ja mit planmäßiger Weisheit die Quelle gemacht, wovon der Segen aller auf die Verbesserung des Schulwesens verwandten Bemühungen zunächst ausfließen, und sich in dem Lande verbreiten sollte. Dazu war schon die erste Einrichtung des Seminars, die man als einen Gegenstand von großer Wichtigkeit betrachtete, trefflich berechnet; aber

durch die fortgehenden Verbesserungen und Erweiterungen, die man dabey anbrachte, ist allmählich eine Anstalt daraus geworden, die gewiß keiner von ähnlicher Art, welche irgendwo existiren mag, nachsteht. Man hat nähmlich dabey, besonders bey den neueren Erweiterungen des Unterrichtes, der den Zöglingen des Instituts ertheilt wird, mit der besonnensten Ueberlegung meistens erst die Probe der Erfahrung abgewartet, und daher von den Pestalozzischen Lehrmethoden noch keinen regelmäßigen Gebrauch gemacht; zugleich aber ist dabey, wie bey der ganzen sonstigen, auch äußern und oeconomischen, Einrichtung des Instituts die bedachtsamste, selbst in das kleinste Detail hineingehende, Rücksicht auf Local-Bedürfnisse und Local-Umstände genommen worden, wodurch ihm zugleich seine Fortdauer am gewissesten gesichert ist. Durch dieß Seminar ist es dann auch möglich geworden, daß jetzt in den hundert und zehn Elementarschulen des Fürstenthums die Kinder der Bürger und Landleute, für welche sie bestimmt sind, nach einem gleichen Lehrplane unterrichtet werden können, den man gewiß mit gleichem Rechte wegen desjenigen, was er nicht enthält, als wegen desjenigen, was er enthält, musterhaft nennen kann; daß aber nach diesem musterhaften Plane meistens auch gut unterrichtet wird, dieß darf man nicht nur von der Bildung, welche die Lehrer im Seminar erhalten, sondern zugleich von der beständigen Aufsicht, unter der sie stehen, von den mehrfachen Aufmunterungen, welche sie erhalten, und von den mannigfaltigen Gelegenheiten erwarten, die ihnen zur weiteren Fortbildung verschafft sind. Unter die letztern gehören vorzüglich die Schullehrer-Conferenzen und die Theilnahme an einer Lese-Bibliothek für Prediger und Schullehrer, wozu jährlich 50 Thaler aus einer öffentlichen Casse gezogen werden; die größte Aufmunte-

tung aber muß jeder Lippische Schullehrer in demjenigen finden, was bisher von der Landesherrschaft für die Verbesserung der Schulstellen gethan worden ist, und noch fortdauernd gethan wird. Nach einer beygefügten Tabelle sind von ihr seit 1796 bis 1808 bloß an Zulagen für Schulmeister 6872 Thaler bewilligt worden. In eben diesem Zeitraume sind für den Bau neuer Schulhäuser und die Reparation von alten 12,329 Thaler verwendet; für das Seminarium, für die Industrie-Schulen des Landes, für andere Bedürfnisse der Schulen, sind jährlich 4000 Thaler ausgemittelt worden, und selbst damit glaubt die jetzige Fürstinn des Landes ihr Werk noch nicht vollendet. Unter den 110 Schullehrerstellen des Landes finden sich zwar schon zwölf, mit denen eine Einnahme von 200 . . . 400; funfzehn, mit denen eine von 150 . . . 200; vier und zwanzig, mit denen eine von 100 . . . 150 Thalern verbunden ist: aber noch sind 59 Stellen übrig, welche bloß 60 . . , 100 Thaler ertragen, und nach dem Plane der Regentinn soll jeder Schullehrer so gesetzt werden, daß er von dem ersten Jahre seiner Amtsführung an 120 Thaler Einnahme hat. — Nach diesem wird sicherlich jeder Leser dieser Schrift mit gleicher Rührung in den Wunsch, und zwar in den ganzen Wunsch einstimmen, mit dem sie der Verf. schließt: wir setzen aber noch diesen hinzu, daß es die Vorsehung der edeln Fürstinn auch niemahls an solchen Werkzeugen zu der Ausführung ihrer wohlthätigen Absichten fehlen lassen möge, wie sie ihr nach dem Tode des würdigen Cöln in Hrn. W. eines zuwies.

Göttingen.

Bey Vandenhoek und Ruprecht: Neue Form des Civil-Processes, oder theoretisch-practi-

über Commentar über Napoleon's Gesetzbuch des bürgerlichen Verfahrens. Aus dem Französischen des Lepage übersetzt und mit Anmerkungen und einer Andeutung der vorzüglichsten Abweichungen des gemeinen Rechts begleitet, von Johann Christoph Conrad Wehrs, Gehülfsrichter des Cantons Friedland im Leine-Departement, auch Advocat und Notarius in Göttingen. Erster Theil. Zweytes Buch. Vom Verfahren vor den Districts- und Commerz-Tribunälen. Zweyte Lieferung. 1809. S. 601 . . . 1026. — Drittes und viertes Buch, und des fünften Buches erste Lieferung. 1810; nebst des fünften Buches zweyter Lieferung. 1811. 958 S. in klein Octav.

Der Anfang dieses Werks wurde angezeigt im J. 1808 St. 147, 148, S. 1478, und im J. 1809 St. 77 S. 761. — Gegenwärtig liegen vor uns: in des zweyten Buches zweyter Lieferung — die Lehren vom Zeugenbeweise, von den gerichtlichen Local-Besichtigungen, von den Besichtigungen Kunstverständiger, von den Befragungen über Thatumstände und Artikel, von den Nebenklagen oder Nebenpuncten, die in einem schon im Gange seyenden Processe vorkommen, von der Reassumtion, vom Widerruf und Mißbilligung des ohne Auftrag der Parten vorgenommenen Rechtsverfahrens, von der Bestimmung eines Richters unter mehreren concurrirenden Richtern, von der Verweisung an ein anderes Tribunal aus Ursachen der Verwandtschaft, von der Recusation, von Erlöschung der Instanz durch Zeitablauf, von Entsagung des Rechtsstreits, von den summarischen Sachen, von den Commerz-Tribunälen; in dem dritten Buche: die Lehre von den Appellations-

gerichten und dem Verfahren vor denselben; in dem vierten Buche: die Lehre von den außerordentlichen Rechtsmitteln, und zwar von der Opposition dritter, im Processe nicht befangener, Personen, von der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand, und von dem Rechtsmittel wegen Partheylichkeit des Richters; in dem fünften Buche, mit welchem der erste Theil geschlossen ist: die Lehre von der Vollstreckung der Urtheile, dabey dann auch vorläufig von dem Liquidations-Verfahren, und am Ende ein Abschnitt von den référés. — Die Anzeigen, welche von dem Anfange dieses Werks in unsern Blättern geschehen sind, hielten dasselbe für ein sehr nützliches Beginnen, und wünschten dessen eifrige Fortsetzung. Denkt man auch nur daran, daß es für so Manchen in der jetzt lebenden Generation der Practiker zu spät ist, und von einer noch größeren Anzahl für zu spät gehalten wird, sich mit der Französischen Rechtssprache bekannt zu machen: so muß man in dieser Hinsicht das Unternehmen des Hrn. W's., ein mit Recht geschätztes Französisches Werk durch eine Uebersetzung für Deutschland gemeinnütziger zu machen, ohne Frage für sehr verdienstlich erklären. Daß die Uebersetzung brauchbar sey, ist oben bemerkt, und Rec. wünscht aufrichtig, daß das Buch von den jetzt lebenden Practikern recht fleißig studirt werden möge. Gefallen muß auch die Bescheidenheit des Hrn. W., welcher sich zunächst nur Uebersetzer nennt. Freylich ist das nur ein relatives Lob in Beziehung auf das, was Andere in unsern Zeiten gethan — aber auch solche Bemerkungen sind nicht unnütz.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

177. Stück.

Den 7. November 1811.

Edinburgh.

Wir kehren wieder zu den Auszügen des Medical and Surgical Journal zurück, welche im sechsten Bande oben S. 1148 ... 1152 abgebrochen waren. Auf David Hosack's Bericht vom geheilten Anthrax folgt: Case of Carditis, with the Appearance on Dissection. Den 2. Tag nach dem Niederkommen brach das Uebel aus, ohne aus den Symptomen vermuthet werden zu können. Ohnmachten fanden nicht Statt. Vom Herzschlage, von der Absonderung der Milch und der Lochien ist nicht die Rede! — Dr. Baterman's Bericht aus dem Londoner Public Dispensary begreift die Krankheiten vom Ende Augusts 1809 bis dahin 1810. Er stellt es als einen allgemeinen Satz auf, daß die Jahrszeiten, denen die ihnen gewöhnlich zukommende Witterung fehle, auch frey von den gewöhnlich herrschenden Krankheiten, und also gesunder, sind. So fängt er seinen Bericht an: Die Herbstmonathe (vom Sept. an) waren im Ganzen kalt und naß. Es war also vorher zu schließen, daß die Metropolis im Allgemeinen eines guten Gesundheitszustandes genießen werde.

Fothergill habe schon 1757, Heberden jun. 1796, gefunden, daß milde, feuchte, Winter die gesundesten sind; Willan 1799 habe dasselbe von einem kühlen, nassen, Sommer bemerkt. (Daß die von großer Kälte freyen, nassen, neblichten, Winter in Niedersachsen am wenigsten Kranke darbieten, hat Werlhof schon bemerkt, und Rec. und Andere in einer großen Reihe von Jahren wahr befunden, obgleich das Publicum, seinen Gefühlen vertrauend, diesen Erfahrungssatz nicht anerkennen will, und solche Winter nicht liebt. Bateman's allgemeine Behauptung bedarf aber noch der Prüfung.) Fortwährende große Klage, daß die Antivaccinisten das Londoner Publicum mit Vorurtheilen gegen die Kuhpocken erfüllt haben, und daß daher die natürlichen Blattern fortwährend häufig daselbst sind, und jetzt bösartig. Eine Frau, die zahlreiche Blatternarben zum Beweis der lange überstandenen Blattern hatte, wurde zum zweyten Mahl, und zwar von ihrem an zusammenfließenden Blattern gestorbenen Kinde, das sie säugte, angesteckt. Die Eruption erschien im Gesichte, im Nacken, am Truncus und an den Oberschenkeln am 3. Tage des Fiebers, das mit Brechen eintrat, und war nachmahls von bedeutenden fieberhaften Bewegungen begleitet. Die Pusteln waren etwas weniger voll, als sie es oft bey nicht zusammenfließenden Blattern sind, und verschwanden den 8. Tag nach ihrem Ausbruche. An diesem Tage wurde Eiter aus ihnen genommen, um gelegentlich damit zu impfen. Mehrere Aerzte, und unter diesen Willan, sahen die Frau. Der Fall soll umständlich bekannt gemacht werden. Sein College, Dr. Laird, hätte einen an Diabetes mellitus Leidenden nach Watt's Methode behandelt, mit einiger Erleichterung der Zufälle, aber bis jetzt noch nicht mit mehr Erfolge, als auch andere Mittel in andern Fällen geleistet haben. Der bedenkliche Grad

von Schwäche, den solcher wiederhohlter Aderlaß hätte fürchten lassen, sey nicht eingetreten, aber Spuren von Geschwulst des Gesichts haben doch Vorsicht im Aderlassen geboten. Der Typhus sey jetzt in London gar nicht zu finden (auch Hr. W. beobachtete ihn in den letztern Jahren höchst selten, oft in mehreren Monathen nicht einen einzelnen Fall desselben). Seit der Influenza von 1803 waren in London nie so viele Kranke unter allen Ständen, als in den 2 ersten Monathen des Jahres 1810. Catarrhalische Beschwerden und Lungenleiden waren die herrschenden Krankheiten, ohne das Characteristische der Influenza. Die Strenge und der Wechsel der Witterung sey die Ursache gewesen. Große Kälte mit dicken Nebeln habe sich besonders nachtheilig bewiesen. Die catarrhalischen Beschwerden waren in ungewöhnlichem Grade niederwerfend, mit bedeutendem Fieber und Unordnung aller Functionen. Die Peripneumonie notha habe schnell Alte getödtet. Chronische Engbrüstigkeit sey der Pneumonie, wenn diese nicht schnell gehoben wurde, oft gefolgt, mit Brustwassersucht und Geschwulst der Glieder und des Gesichts. Lungenschwindsucht sey bey jungen Personen oft durch die Lungenbeschwerden herbeygeführt worden. Die Kälte habe auch bey Mehreren den Darmcanal erkranken gemacht, Durchfälle, Ruhren der leichtern Art, erregt, viel weniger bestimmte Rheumatismen. Zwey tödtlich verlaufende Fälle des morbus maculosus haemorrhagicus Werlhofii. Eine geheilte Carditis. Der Verf. gibt Nachricht, daß Terpentinöhl, zu ½ bis 2 Unzen auf einmahl nüchtern gereicht, in mehreren Londoner Krankenanstalten gegen den Bandwurm sey gegeben worden, und sich in einer großen Mehrheit von Fällen als ein wirksames Gegengift gegen dieses beschwerliche Thier bewiesen habe. Man könne nicht mehr Bedenken tragen, diese große Gabe eines so stark wirkenden Mittels zu reichen, als,

wie gewöhnlich, so viel Zinn verschlucken zu lassen. Es bringe einigen Schwindel und eine Annäherung zur Trunkenheit hervor. Gemeiniglich wirke es als ein schnelles Abführungsmittel, und afficire die Blase nicht besonders; in sehr wenigen Fällen habe es eine beunruhigende Empfindung von Hitze im Magen, mit beträchtlicher Uebelkeit, erregt, und in einem oder zwey Fällen Strangurie. Selbst in den wenigen Fällen, in denen es den Bandwurm nicht abtrieb, habe es doch große Erleichterung der schmerzhaften Gefühle verschafft, die man von der Gegenwart desselben ableitete. Er führt später noch zwey Fälle seiner Anwendung an. Im ersten purgirte es schnell, ohne Uebelkeit und Strangurie, und trieb den Wurm ab; im zweyten Fall waren kurz vorher mehrere Fuß des Wurms abgegangen, doch waren beträchtliche Schmerzen und Unbehagen des Unterleibes zurückgeblieben. 1½ Unzen Terpentinöhl wirkte nach ½ Stunde auf den Stuhl. Vier schleimige Stuhlgänge erfolgten, aber nichts vom Wurm. Seit der Zeit befindet das Frauenzimmer sich wohl. Das Mittel veranlaßte keine Urinbeschwerden: Nur war die Frau übel bey jeder Leibesöffnung des Morgens, als sie die Arzney nahm, und hatte den ganzen Nachmittag beträchtlichen Schwindel. Ein Brief folgt von Dr. Laird, einem andern Arzte des Public Dispensary, on the use of Rectified Oil of Turpentine in Taenia. Dr. Fenwick, der die wohlthätige Wirkung dieses Mittels bey einem Einwohner seines Ortes, der es sich selbst verordnete, beobachtete, zog die Aufmerksamkeit der Londoner Aerzte auf dasselbe. Laird erzählt zwey Fälle seiner Anwendung. Einem Manne wurden 2 Unzen rectificirtes Terpentinöhl des Morgens nüchtern gegeben. Er fühlte es nur, wie von einem Schlucke Branntewein, warm im Magen, und als wenn es wieder ausgestoßen werden sollte, aber ohne Uebelkeit. ½ Stunde darauf hatte er

einen sparsamen Stuhlgang, thonigen Ansehens, mit einigen Streifen, wie von geronnener Lymphe. Um 2 Uhr ward er schwindlicht. Um 3 Uhr hatte er 120 Pulsschläge, der Schwindel war höchst heftig; Kopfschmerzen, aber kein Erbrechen, keine Leibschmerzen. Um 4 Uhr hatte er eine zweyte, reiche, Stuhlausleerung, mit der ein Stück Bandwurm, 18 Fuß (6 Yards) lang, abging, aber todt, und nicht so glänzend weiß, als er sonst von ihm abzugehen pflegte. Beym frühern Abgang sollen die Stücke noch Leben gehabt haben. Es folgten noch 3, 4 Leibesöffnungen mit zusammengeschrumpften Stücken des Wurms. Aber Schwindel, Kopfschmerzen, Durst, übler Geschmack, hielten den ganzen Abend noch an. Er kränkelte noch lange, wie der Verf. meint, ohne Zusammenhang mit der Cur, an Zittern und Nervenbeschwerden, wozu er vorher schon soll geneigt gewesen seyn. Ein anderer erhielt dieselbe Gabe. Sie brachte keine unangenehme Hitze des Magens oder Uebelkeit hervor; nur im Laufe des Tages einigen Schwindel, und wirkte als ein starkes Abführungsmittel. Eine dicke, schleimige, Materie ging ab, aber kein Stück vom Wurm; er verlor seine nagenden Bauchschmerzen von nun an, die ihm vorher viele Leiden machten. Den Tag vor der Cur waren noch Bandwurmstücke abgegangen. Daß so große Dosen dieses Mittels ohne Nachtheil gegeben werden können, sey neu, und bis jetzt habe man seine Kräfte gegen den Bandwurm nicht vollständig gekannt. Selbst 4 Unzen des rectificirten Terpentinöhls seyen schon auf einmahl einem Menschen gegeben worden, ohne übeln Einfluß auf die Constitution, und ohne Local-Leiden dem Anscheine nach zu veranlassen. Die kleinen Gaben scheinen nur auf die Urinwerkzeuge zu wirken, die größern auf den Darmcanal als Abführungsmittel. Ob es vielleicht nützlich sey, ein abführendes Mittel noch hinzu zu setzen. Die Medical and Chirurgical Society

würde in dem nächsten zu erscheinenden Bande ihrer Beyträge viele Beobachtungen Londoner Ärzte über dieses Mittel bekannt machen. (Kämpf gab schon die Methode zur Erforschung des Daseyns eines Bandwurms an, in zweifelhaften Fällen einen Kranken vor Schlafengehen Terpentin nehmen zu lassen; des Morgens darauf zeige sich dann schon ein Stück des Wurms im Stuhlgange. Den Rec. befremdete es oft, von diesem Probemittel nachmahls in keiner Deutschen Schrift Erwähnung zu finden, ob es zuverlässig sey u. s. w. Was in kleinen Gaben Stücke abtreibt, kann wohl in größern den ganzen Wurm zu entfernen vermögen. Alle unsere bisherigen Methoden gegen den Bandwurm leisten sehr wenig, zeigen sich nur zufällig einmahl wirksam, verlassen dann wieder in der Mehrheit der Fälle. Vielleicht gibt der nächste Band der Transactions jener Londoner Gesellschaft mehr Aufschluß. Die hier angeführten Beobachtungen sind überdieß merkwürdig, weil sie die Wirkung des Terpentinöhls in großen Gaben zeigen, und zu weitern Versuchen Veranlassung geben können. Sie sind sehr mangelhaft erzählt, da sie die Art des Bandwurmes, der abging, nicht bestimmen, nicht, ob dessen Kopfende mit abgetrieben wurde. Eine Cur vom Bandwurm bestätigt sich nur, wenn der Kranke Jahre lang davon frey bleibt.) Sehr günstige Berichte der Kuhpocken-Institute zu Edinburgh und Dublin. Bis Ende des Jahres 1809 hat die Dubliner Cow-Pox-Institution 12,065 vaccinirt. Nur in drey Fällen fand nachmahls variolöse Ansteckung Statt; die Blattern waren milde und von kurzer Dauer. In dem Berichte wird gesagt: In diesen wenigen Fällen scheine die vaccinische Ansteckung, der fortschreitenden Erfahrung gemäß, am Arm sich gehörig zu bilden, und durch ihre regelmäßigen Perioden durchzugehen, ohne ins Blut absorbirt zu

werden." Bryce's Methode wird zur Sicherung gegen dieses seltne Mißgeschick in Vorschlag gebracht. Rec. will seine Gründe gegen diese Ansicht und Maßregel hier nicht wiederhohlen. Die Zahl aller Vaccinirten in Dublin wird auf 35,000 geschätzt. Nur 6 Fälle von natürlichen Blattern, welche Kuhpocken gefolgt sind, wären unter dieser Zahl auf einige glaubwürdige Autorität anzunehmen, und selbst bey diesen falle Verdacht auf vorhergegangene nicht gehörige Vaccination. The third Report of the Nottingham Vaccine institution. Communicated by Dr. Clarke. 460 Personen hatten die Blattern bey der letzten dortigen Epidemie vom Sommer bis zum nächsten Frühling; 131 starben, also 2 von 7. 20 Kindern wurden die natürlichen Blattern inoculirt, hiervon starb 1. 86 wurden vaccinirt, die schon mehrere Tage vorher der Ansteckung natürlicher Blattern in derselben Wohnung ausgesetzt waren. Bey 33 von diesen kam man doch dem Ausbruch natürlicher Blattern zuvor. Bey 46 fanden die natürlichen Blattern und Kuhpocken Statt, und bey allen diesen 46 waren die natürlichen Blattern besonders milde. (Bey einer so tödtlichen Blattern-Epidemie ist es höchst merkwürdig, daß eine solche Anzahl mildere Blattern erhielt, indem die Constitution zugleich die Vaccination durchlief, obgleich die Erfahrung schon vorher oft gemacht wurde.) Bey 7 haftete die Vaccination nicht, weil vermuthlich die Blatternansteckung schon zu tief Wurzel gefaßt hatte. Diese wurden von den Blattern so heftig als andere ergriffen. Nur ein der Kuhpockenimpfung ungünstiger Vorfall ereignete sich. Ein Knabe war im 3. Monath seines Lebens im J. 1806 vaccinirt worden. Im Register der Institution steht seine Vaccination aufgeführt als perfect or satisfactory. Ende Januars 1809 ward er von den natürlichen Blattern befallen, die in ihrer gewöhnlichen

Gestalt (in the natural form) ihn ergriffen. Acht Tage nach dem Eintreten des Ausbruchfiebers war er todt. Auszug eines Schreibens aus Lissabon. Eine große Menge Quecksilber ward von einem in der Gegend von Cadix gescheiterten Span. Schiffe durch drey Englische Schiffe geretttet und in diesen aufbewahrt. Alle, die sich auf diesen Schiffen aufhielten, fingen, mehr oder weniger, zu saliviren an. Die Wundärzte, Zahlmeister und 3 Unter-Officiere, welche der Niederlage des Quecksilbers am nächsten wohnten, wurden am ernsthaftesten afficirt; Kopf und Zunge derselben schwollen zu einem höchst beunruhigenden Grade an. Der Triumph, der am meisten Quecksilber geladen hatte, mußte nach Gibraltar geschickt werden, um gereinigt zu werden, und seine Mannschaft in Hospitäler zu bringen. Der Schooner Phipps wurde in Lissabon gereinigt, indem ein großes Loch in den untern Theil gebohrt wurde, das Quecksilber herauslaufen zu lassen. Alle Ratzen und Mäuse, die auf den Schiffen waren, wurden vernichtet, und die Zufälle eines allgemeinen Speichelflusses stiegen zu einem hohen Grade. Entstand diese Wirkung davon, daß das Quecksilber lange in Seewasser gelegen hatte, oder mag das Faulen der ledernen Gefäße, in denen das Quecksilber enthalten war, Theil an Erzeugung dieser Ausflüsse gehabt haben? Zu Gunsten letzterer Meinung ist, daß die Officiere, die, wie oben angeführt wurde, über diesen ledernen Säcken schliefen, am meisten litten, was nicht bey denen Statt fand, die dem Quecksilber nahe lagen, das frey herumlief. Die Herausgeber setzen hinzu, daß drey Wundärzte der Flotte Befehl erhalten hätten, dieses Ereigniß zu untersuchen, und daß ihr Bericht dieselben Data enthalte. — (Die Fortsetzung folgt nächstens.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

178. Stück.

Den 9. November 1811.

Nürnberg.

In der Schragischen Buchhandlung: Neues Journal für Chemie und Physik, in Verbindung mit J. J. Bernhardi, C. F. Bucholz, L. v. Crell, A. F. Gehlen, S. F. Hermbstädt, F. Hildebrandt, M. H. Klaproth, H. C. Oersted, C. H. Pfaff, T. S. Seebeck, C. S. Weiß, herausgegeben vom Dr. J. S. C. Schweigger, Professor der Chemie und Physik am philotechnischen Institute zu Nürnberg, und Mitglied der phys. medicinischen Gesellschaft zu Erlangen. Erster Band. 1811. Octav 529 S., nebst 3 Kupfertafeln und einem Auszuge des meteorologischen Tagebuchs zu St. Emmeran in Regensburg, vom Jan. bis Ausgang Augusts 1810, haltend.

Dieses Journal ist von dem Herausgeber, laut dessen Vorbericht, bestimmt, an die Stelle des von Hrn. Academiker Gehlen zu München bisher redigirten und mit dem 9. Bande nunmehr geschlossenen Journals für die Chemie, Physik und Mineralogie zu treten, und selbst Hr. Gehlen wünscht, daß dasselbe ganz als Fortsetzung des vorbenannten Werks angesehen werden möchte. Daher auch von dem

Herausgeber im Wesentlichen ganz die Einrichtung des Gehlenschen Journals beybehalten worden ist. Nur sind bey dieser neuen Fortsetzung alle Gegenstände der eigentlichen Mineralogie ganz ausgeschlossen, so wie auch die Grenzen der aufzunehmenden physicalischen Gegenstände enger gesteckt worden sind, indem nur diejenigen Kapitel der Physik, welche mit Chemie in engerem Zusammenhange stehen, wie z. B. die Lehre vom Licht und von der Electricität, hinfüro allein zum eigentlichen Gebiete dieses neuen Journals für Chemie und Physik gehören sollen. Eine Aenderung, welche dieser Zeitschrift gewiß zum Vortheil gereichen wird, und uns die Bemerkung zurückruft, welche wir in diesen Blättern (Jahrg. 1807 S. 1054) bey Gelegenheit der Erweiterung des Gehlenschen allgemeinen Journals der Chemie gemacht haben. Ueberhaupt würden wir dem Verfasser anrathen, sich noch weit mehr auf Gegenstände der eigentlichen Chemie einzuschränken. Hierdurch wird er nur allein im Stande seyn, seinem Journale die Vorzüge zu geben, welche das ältere Scherersche und das Gehlensche allgemeine Journal der Chemie mit Recht behauptet haben, und auch zugleich durch eine größere Zahl von Abnehmern die Existenz dieses Werks mehr zu sichern. Denn ärgerlich bleibt es immer, dieselben Gegenstände, welche man so trefflich bearbeitet schon viel früher in Gilbert's Annalen der Physik gelesen hat, hier noch einmahl in Uebersetzung zu finden; statt dessen man manche interessante Arbeiten ausländischer Gelehrten, welche doch ganz zum Ressort eines der Chemie zunächst gewidmeten Journals gehören, wie z. B. Berzelius treffliche Analysen des Bluts, des Harns und mehrerer thierischer Flüssigkeiten, darin noch vergeblich sucht. Wir verkennen übrigens die Mühe nicht, welche

sich der Herausgeber um die Förderung dieses Journals gegeben hat, und rechnen es ihm ganz insbesondere zum Verdienst an, daß er weit mehr bemüht gewesen ist, Alles der wahren Chemie und Physik Fremdartige und den Fortschritten derselben Hinderliche auszuschließen. Wir wünschen, daß ihm dieses in der Folge ganz möglich seyn werde, und wollen ihm dieserwegen eine strengere Auswahl des Ritterschen Nachlasses und ähnlicher Mittheilungen anempfehlen. Der Verfasser muß stets bedenken, daß er als Herausgeber eines chemischen Journals, für welches sich, wenigstens dem Titel nach, einige höchst verdiente Chemiker interessiren wollen, durch dasselbe auf das Studium der Chemie in Deutschland, und vor allen auf die Bildung angehender Chemiker, immer einigen Einfluß erhalten wird, daher in der Aufnahme der ihm zugeschickten Beyträge nicht strenge genug seyn kann, und vorzüglich dahin zu sehen hat, sein Werk nicht zur Niederlage unreifer Bemerkungen, oberflächlicher Versuche, oder gar von Ausgeburten der so genannten Chemie des 19. Jahrhunderts zu machen. Nur allein dadurch, daß er dieses Werk zu einer Sammlung aller vorzüglichen Verhandlungen über Chemie, sowohl von in- und ausländischen Gelehrten, zu machen sich bestrebt, wird er demselben einen bleibenden Werth verschaffen, und zu den Fortschritten dieser Wissenschaft reel beytragen. Da der Verfasser, bisher Lehrer der Physik und Mathematik am Lyceum zu Bayreuth, uns nicht als Chemiker bekannt ist, so haben wir um so mehr geglaubt, ihn auf alles dieses hier aufmerksam machen zu müssen, und dürfen wir ihm in dieser Hinsicht ein Muster zur Nachahmung empfehlen, so sind es die Annalen der Physik des trefflichen Gilbert. — Das Eigenthümliche in

dem vorliegenden ersten Bande dieses Journals beschränkt sich dießmahl mehr auf Notizen und Correspondenz-Nachrichten, von denen indessen mehrere nicht ohne Interesse sind, dahin gehören die Bemerkungen von Pfaff über das sicherste und empfindlichste Reagens für Quecksilber; von Heinrich über den Siedepunct des Quecksilbers, und die Verfertigung der bis zu demselben reichenden Thermometer; von Gehlen und Körte über das Getreideöhl, und von Gehlen über die Verwitterung des Feldspaths zu Porcellanerde, nebst den von Bucholz mitgetheilten Analysen des so genannten Tibetanischen Caoutchoucs, des bey Halle gefundenen, dem Hatchettschen Retinasphalt ähnelnden, Erdharzes, und des Pycnits von Altenberg.

Leipzig.

Bey Göschen: Unterricht in der Zeichenkunst, als ein Gegenstand der feinern Erziehung zur Bildung des Geschmacks für die höhern Stände, nebst Darstellung der besten Muster alter und neuer Zeit, von Veit Hans Schnorr v. K. 296 Seiten in Octav, mit 61 Kupfern in klein Folio. 1810.

Der Verfasser dieses Werks war anfänglich Jurist (S. 10), verließ aber den Dienst der Themis, um den bildenden Künsten sich zu widmen, machte sich durch seine artistischen Wanderungen bekannt, und erhielt zuletzt die Stelle eines öffentlichen Lehrers an der königl. Sächsischen Academie der bildenden Künste zu Leipzig. In dem kurzen Vorbericht geht er die meisten Zeichenbücher durch, findet sie sämmtlich, selbst die des Leon. da Vinci nicht ausgenommen, mangelhaft, und entschließt sich daher, "ein Werk für alle diejenigen auszuarbeiten, die nicht Künstler von Profession zu werden die Absicht haben, und keine öffentliche Aca-

demie besuchen können, also besonders mit dem Blick auf das weibliche Geschlecht". Das Werk zerfällt in zwey Theile, in den theoretischen, und in den practischen. In dem ersten hebt der Verf. mit den Kindern an, welche sehr früh Wißbegierde, Beobachtungsgeist und Nachahmungstrieb zeigen, die sämmtlich aus einem ursprünglichen Bedürfniß des menschlichen Geistes, sich für irgend Etwas mit freyem Wohlgefallen zu interessiren, entspringen; daher auch die schönen Künste nichts anders, als das Resultat des natürlichen Strebens eines denkend-empfindenden Geistes seyn sollen, sein ästhetisches Bedürfniß durch eine eigene Schöpfung zu befriedigen (S. 22). Nun wird der Vortrag des Verf. durchaus speculativ, indem er seine Theorie theils auf Kantische Principien, theils auf die Ideen neuerer Philosophen gründet, deren Richtigkeit zu prüfen uns zu weit führen würde. Ihm zufolge (S. 25) beschäftigt sich die bildende Kunst mit Gestalten im Raume, oder mit der Darstellung sichtbarer Gegenstände, und ihr Hauptzweck ist, wie der Zweck aller schönen Künste, daß sie unser Gemüth ergötze — ein freyes ästhetisches Vergnügen. — Die so ernsthaften Betrachtungen über Castraten (S. 31 Anm.) möchten wohl in einem für das weibliche Geschlecht bestimmten Buche am unrechten Orte stehen; auch hat sich S. 32 ein Fehler eingeschlichen, indem der Verf. Canephoren und Caryatiden mit einander verwechselt, und die letztern für Korbträgerinnen hält, da doch beide weit von einander verschieden sind. Die Frage: wie soll der Künstler die Natur nachahmen? ist sehr gut beantwortet; allein der Vorwurf, der dem Mengs gemacht wird, daß er zu mühsam und peinlich gearbeitet habe, ist ungerecht. S. 45 über Schönheit, Ausdruck, Mäßigung der Leidenschaften und Ideal.

S. 57 über die Bildnisse lebender Personen, welche von den Griechen idealisirt wurden. Unter den Kaisern entstand zwar die Mode, die Kaiser und ihre Gemahlinnen als Gottheiten vorzustellen; allein die Meinung einiger Franzosen, daß der Vaticanische Apollo ein idealisirter Nero sey, hätte nicht wiederhohlt werden sollen. S. 59 kömmt der Verf. auf die Hermaphroditen, deren Bedeutung noch nicht so ganz ausgemacht ist, wie Manche glauben. "Daß es nur wenige gegeben, und daß ein solches Anomalon wenig Beyfall gefunden", ist eine Behauptung, welche theils durch die Stellen alter Schriftsteller, theils durch die vorhandenen Kunstwerke widerlegt wird. S. 60 vom Geschmack, vom Gemeinen, Niedrigen u. s. w. S. 80 über die Verschiedenheit des Styls in der Kunst. S. 90 von der Classification der Künste. "Die höchste Stufe, die die Kunst erreichen kann, ist die ästhetische Darstellung der menschlichen Gestalt: die reine Menschheit in interessanten Situation des Lebens". "Daß die Basreliefs der Perspective entbehren, und daß auch die zeichnenden Künste ohne Perspective einen hohen Grad der Vortrefflichkeit erreichen können", kann Rec. unmöglich billigen. Den Schluß des ersten Theils macht eine Untersuchung über die Absicht und den Zweck der bildenden Künste, in welcher die Kantischen Principien hervorleuchten, mit welchen die neuern Idealisten, welche selbst von dem Nahmen Aesthetik nichts mehr wissen wollen, nicht zufrieden seyn werden, besonders da der Verf. selbst die Autonomie der Kunst aus den Augen verliert.

Der zweyte oder practische Theil enthält die eigenen Ansichten des Verf., besonders seine eigenen Bemerkungen, nicht nur über die in diesem Werke enthaltenen Zeichnungen, sondern auch über einige

Gemählde in Galerien, und über wahre Erscheinungen in der Natur. Um diese beurtheilen zu können, müßte der Leser die Kupferstiche zur Hand haben. Wir bemerken also nur, daß sie folgende Gegenstände darstellen: Köpfe, nach Proportionen, mit einigen neuen Entdeckungen des Verf.; Umrisse, nach Statuen; anatomische Figuren, nach Ercoli Leli, der hier falsch Herkulaläji (!) genannt wird; einige Gruppen, nach M. Angelo, Raphael, Correggio, und zuletzt: eine Composition, nach der Erfindung des Verf., den Tod Raphael's enthaltend.

Paris.

Chez Bernard: — Annales de Chimie. Von diesen sind im laufenden Jahre zuletzt angezeigt S. 991 To. 65. und S. 932 u. 1136 To. 67. Zur Ergänzung hohlen wir gegenwärtig die Anzeige nach von Tome 66. oder Nr. 196... 198; sie enthalten: Chevreul über den Indigo und Waid. Der Verf. untersucht in dieser Abhandlung insbesondere den purpurfarbenen Rauch, womit sich Indigo, wenn er der Einwirkung einer gelinden Hitze unterworfen wird, verflüchtigt, und beweiset, daß derselbe, so wie die purpurfarbenen Nadeln, zu denen er sich condensirt, Indigo im höchsten Grade der Reinheit sind. Eben dieselbe Eigenschaft besitzt auch das blaue Pigment des Waids, und der Verf. hält daher beide für völlig identisch.— Hassenfratz theilt einige Beobachtungen über die Veränderungen, welche das Sonnenlicht bey dem Durchgange durch die Luft erleidet, mit. Auch ist von demselben eine im National-Institute vorgelesene Abhandlung über die Ursache der Entstehung der Farben bey den Körpern aufgenommen worden, wovon indessen der Schluß sich erst im folgenden Bande befindet. — Curaudau beschreibt ein Verfahren, Kali und Natron mit Hülfe der Kohle in einem Flin-

tenlaufe zu reduciren. Dasselbe ist auch vom Rec. mehrere Mahle mit Glück angewandt worden, indessen fiel die Ausbeute an Kalium und Natronium jedesmahl größer aus, so bald dem Gemenge etwas Eisenfeile zugesetzt worden war. — Laugier Analyse einer an den Wänden der Grotte de l'Arc auf der Insel Capri sich findenden Substanz. Dieselbe verhielt sich, dieser Untersuchung zufolge, wie Excremente von grasfressenden Thieren, und rührt daher wahrscheinlich von Murmelthieren oder Fledermäusen her. — Chompré liefert Reductionstafeln der Englischen Schwer- u. Längenmaße in Alt- u. Neufranzösische. — Planche gibt ein Verfahren an, durch Behandlung von oxydulirtem schwefelsaurem Quecksilber u. Kochsalz Mercurius dulcis zu erhalten. — Fourcroy, Berthollet und Vauquelin theilen einen im National-Institute von ihnen erstatteten Bericht mit, über das Verfahren der Herren Mollerat zu Pelerey bey Nuits im Departem. de la Côte d'or, Holz in verschlossenen Gefäßen zu verkohlen, und die bey diesem Processe gewonnenen Producte zu raffiniren und zu benutzen. — Prieur über die doppelte Strahlenbrechung des Kupfervitriols. — Bouillon-Lagrange und Vogel über die Einwirkung des Phosphors und des oxygenirt-salzsauren Gases auf Kali u. Natron. — Chevreul Untersuchung des Brasilien- u. Campecheholzes. Enthält sehr interessante Erfahrungen über diese beiden wichtigen Farbematerialien. — Cordeux über die Zersetzung des Wassers durch Kohle. — Den Beschluß macht eine Analyse der Hornblende vom Cap de Gattes im Königreiche Grenada in Spanien, von Laugier. Dieselbe enthält im Hundert: 42,0 Kieselerde, 22,69 Eisenoxyd, 10,9 Talkerde, 9,8 Kalk, 7,69 Alaunerde, 1,15 Magnesiumoxyd, und 5,75 Wasser nebst Verlust.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

179. Stück.

Den 9. November 1811.

Kopenhagen.

Bey J. Brummer: Ueber die Echtheit der Asa-Lehre, und den Werth der Snorroischen Edda. Von P. E. Müller, Professor der Theologie in Kopenhagen. Aus der Dänischen Handschrift übersetzt von L. C. Sander. Kopenhagen 1811. Sechs Bogen in Octav.

Nur sechs Bogen, aber mehr werth als mancher dickleibige Band! — Ein Gegenstand, der Aufklärung verdient und bedarf; eine Behandlung, gründlich ohne ermüdenden Prunk, und scharfsinnig ohne überlistende Sophisterey; ein klarer und einfacher Vortrag, beseelt von einem edeln Herzen, welches das Göttliche im Menschen anerkennt, unter welcher Gestalt es auch erscheine: dieß ist wohl so ziemlich der Inbegriff der Eigenschaften, die ein gutes Buch ausmachen; und diese Eigenschaften finden sich hier vereint. Auch erhält diese kleine Schrift, außer dem allgemeinen Interesse, das sie für die Geschichte der Menschheit, für die Geschichte des Nordens, und für die Geschichte der Poesie hat, noch eine besondere Wichtigkeit für

uns durch ihre Beziehung auf Nordische Litteratur, und schließt sich dadurch an die geistvollen Untersuchungen an, mit denen uns Hr. W. C. Grimm theils schon vor einiger Zeit, im vierten Bande der Studien, theils neuerdings bey Gelegenheit seiner Uebersetzung der Dänischen Heldenlieder ꝛc. beschenkt hat. Je wichtiger und anziehender dadurch das Studium der so erstaunlich reichen Isländischen Litteratur wird, desto angenehmer war es uns, von Hrn. Dr. Müller die Nachricht bestätigt zu sehen, daß auf die bereits erschienene Isländische Grammatik bald auch ein Isländisches, schon unter der Presse befindliches, Wörterbuch folgen soll, und daß, außer dem, was wir von der Arnämagnäanischen Commission zu erwarten haben, auch noch eine Reihe von Sagen durch die edelmüthige Unterstützung einiger wohlhabenden Freunde der Wissenschaften zum Druck befördert werden soll. Dazu können wir aus unserer Nachbarschaft die nicht minder erfreuliche Nachricht fügen, daß die Herren Grimm in kurzem die noch ungedruckten Lieder der Sämundischen Edda mit einer Deutschen Uebersetzung herausgeben werden.

Hr. Dr. Müller führt zuerst dasjenige an, was vorzüglich in Deutschland gegen die Edda, und das in derselben enthaltene System der Nordischen Mythologie oder Asa-Lehre gesagt worden ist. Als Hauptgegner der Echtheit dieser Urkunden werden Schlözer, Adelung, und sein Vertheidiger, Delius, genannt, und die Einwürfe der beiden erstern widerlegt; so wie auch die Meinung des Hrn. Prof. Rühs, daß der Norden seine künstliche Dichtkunst zugleich mit dem Christenthum aus England erhalten haben soll, und daß die Edden durchaus nicht für eine Quelle gelten können, aus der sich eine Kenntniß der Religionsbegriffe des

Nordischen Heidenalters schöpfen lasse, für unstatthaft erklärt wird. — Dadurch bahnt sich der Verf. den Weg zu seinen eigenen Untersuchungen, und dem vollständigen Beweise der Echtheit der Asa-Lehre, der ihm vorzüglich deßwegen nicht überflüssig däucht, „damit nicht Uneingeweihte glauben, als wäre das Heiligthum des Heidenalters durch ein Lüftchen der Critik weggeweht, und fremde Gelehrte sich durch die Machtsprüche einiger Wortführer nicht verleiten lassen, die vielen Beyträge zur Geschichte der Cultur und der Religionen, die in der alten Scandinavischen Litteratur noch unberührt liegen, zu übersehen." — Die Frage, die hier untersucht werden muß, ist nicht, ob die Mythen des Nordens historisch sind, und wie weit man aus ihnen eine Kenntniß von dem Zustande der Scandinavier in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung schöpfen kann; sondern, ob sie in der That das enthalten, was man im heidnischen Zeitalter von den Göttern ꝛc. glaubte, und es so enthalten, wie die Dichter ohne Einwirkung des Christenthums es darstellten. Nur die Entscheidung der letzten Frage gehört zu einer Prüfung der Echtheit der Asa-Lehre. Gleich viel, aus welchem Jahrhunderte einzelne Gedichte herrühren, wenn sie nur älter als die Einführung des Christenthums, wenn sie nur Schöpfungen des eigenthümlichen Nordischen Geistes sind. Der Verf. zeigt, daß die Echtheit der Asa-Lehre auf mehr als Eine Art bewiesen werden könne: aus den critisch bearbeiteten Sagen rein historischen Inhalts; aus innern Gründen durch Vergleichung der Bruchstücke bekannter Skalden; endlich (außer einem Hülfsbeweise, den die Aussagen fremder Schriftsteller und eine critische Untersuchung der Quellen des Saxo darbieten könnten) bloß aus

Snorro's Edda. Und diese kurze Beweisführung ist es, auf die Hr. Dr. M. sich beschränkt.

Wir wollen nun versuchen, unsern Lesern diesen Beweis in einem bündigen Auszuge vorzulegen. — — Die Stücke, welche in der Snorreischen Edda enthalten sind, lassen sich unter drey Hauptclassen bringen: 1) zwey Mythen-Sammlungen — Gylfeginning und Bragarädr — (wovon Hr. Professor Nyerup eine berichtigte Dänische Uebersetzung herausgegeben hat); 2) die so genannten Kenningar, eine Sammlung poetischer Benennungen und Umschreibungen; 3) eine Isländische Prosodie. — In diesem letzten Theile befindet sich eine Abhandlung über Orthographie und über die rhetorischen Figuren, die, wie Hr. Dr. M. scharfsinnig erweiset, ihrer ersten Anlage nach, von einem Brudersohne des Snorro Sturleson herrührt, der Olaf Thordson hieß, sich zwischen den Jahren 1236 und 1240 am Hofe Waldemars II. aufhielt, in der Folge nach Island zurückkehrte, dort Laugmand (Gesetzverweser) war, und 1259 starb. — In dieser Abhandlung werden nun, zur Erläuterung der Beschaffenheit jedes Sprachfehlers, der Bedeutung jeder Figur, Beyspiele aus Dichtern angeführt, deren Nahmen meistens in ältern und gleichzeitigen Isländischen Schriftstellern vorkommen. Diese Beyspiele können mithin unmöglich erdichtet seyn, und es folgt also unwidersprechlich, daß in der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts diese Gesänge in Abschriften vorhanden waren, und die Abschriften derselben für alt und echt gehalten wurden.

Die Kenninger bilden offenbar mit den vorhergehenden Abhandlungen ein Ganzes. Sie enthalten eine Sammlung poetischer Umschreibungen Odin's, Thor's, Balder's, Freir's und der übri-

gen Asen, so wie auch Loki's; dann der Asa-Göttinnen, Frigga, Sif, Idunna; ferner Umschreibungen der Welt, der Erde, des Meers rc. wie diese bey den ältern Dichtern vorkommen. Zur Erklärung der Umschreibungen sind hin und wieder prosaische Erzählungen eingeschoben, und diese wieder durch Fragmente aus alten Liedern bestätigt. (Ein solches Bruchstück sind die von Thorlacius mit einem vortrefflichen Commentar herausgegebenen Fragmenta Hostlaugae et Thorsdrapae. Hafniae 1801.) In dieser Gestalt erscheinen die Kenningar in allen Handschriften, nur daß die Ordnung nicht immer dieselbe ist, und sich in einer Handschrift Beyspiele und Erläuterungen finden, die in einer andern fehlen. Offenbar sind in dieser poetischen Schatzkammer die Arbeiten mehrerer Verfasser an einander gereihet oder zusammengeschmolzen. Daß einer dieser Verfasser Snorro († 1241) war, wird nicht nur in einer Handschrift ausdrücklich gesagt, sondern auch durch die Isländischen Annalen bestätigt. Von diesem Snorro Sturleson, dem vornehmsten Manne seines Landes, finden sich auch in der Wormschen Handschrift drey Lobgedichte, eines auf Hagen, König von Norwegen, vom Jahre 1230; die zwey andern auf den Neffen dieses Königes, Herzog Skule. Zusammen machen sie 100 Strophen in ungefähr 100 verschiedenen Versarten aus. Da sich hier Muster aller Verse gesammelt fanden, so hat dieser Umstand einen Spätern veranlaßt, sie durch eine Art Commentar mit Rücksicht auf den Versbau zu erläutern, und Bemerkungen über die Skaldenkunst im Allgemeinen voraus zu senden.

Was den ersten Theil der Snorrischen Edda, die zwey Mythen-Sammlungen (Gylfeginning und Bragarädr) betrifft, so hält Hr. Dr. M. es nicht

für wahrscheinlich, daß sie Snorro zum Verfasser haben. Die äußern Gründe, die man für diese Behauptung anführt, sind nicht entscheidend; die innern mehr dagegen, als dafür. Es ist wahrscheinlich, daß man erst später, nachdem die Asa-Lehre immer mehr und mehr vergessen wurde, das Bedürfniß fühlte, die alten Mythen zu einem Ganzen zu verbinden. Was davon bereits in den Kenningar vorkam, überging man; und da es bey dieser prosaischen Darstellung der Mythen auf die Sache ankam, nicht auf Belege für die Gültigkeit einer poetischen Benennung oder Umschreibung, so fand man es nicht nöthig, die Dichter mit Nahmen anzuführen. Aber gerade durch diesen Umstand wird der Beweis der Echtheit der Mythen-Sammlung von dem Beweise der Echtheit der Kenningar abhängig. Daß sie mehr sind als das, wofür sie Einige haben ausgeben wollen, eine Erdichtung Isländischer Mönche zum Zeitvertreibe bey langen Winterabenden, das läßt sich gegen einen hartnäckigen Zweifler aus innern Gründen allein schwerlich darthun. Anders verhält es sich mit den Kenningar. In diesen werden gegen achtzig Nahmen von Dichtern angeführt, von denen die meisten, zuverlässigen historischen Quellen zufolge, vom neunten bis gegen das Ende des dreyzehnten Jahrhunderts, einige auch schon früher, lebten. Von diesen weiland berühmten Dichtern lieset man ungefähr 500 Bruchstücke, jedes aus vier bis acht Zeilen, etliche aus mehreren Strophen bestehend, und voll von mythischen Anspielungen. Wie läßt sich nun vernünftiger Weise behaupten, die Verfasser der Edda hätten im dreyzehnten Jahrhunderte alle diese Beyspiele, die als Erläuterungen ihrer Regeln und als Muster der poetischen Sprache dienen sollen, selbst erdichtet; hätten

von [illegible] des verschiedensten Inhalts erkennen, die alle den Schein haben, aus längern Gedichten herausgerissen zu seyn; hätten dabey von der einen Seite eine große Verschiedenheit des Tones und Versbaues angebracht, und von der andern bey allen Stellen, die unter demselben Nahmen angeführt werden, die größte Gleichheit beobachtet? Sie wollten eine Dichterschule verfassen, warnen gegen das, was ihnen Verirrung vom guten Geschmacke schien. Mußten also die Beyspiele, die sie gaben, nicht aus Dichtern von allgemein anerkanntem Rufe genommen seyn? Oder wollte man behaupten, alle diese Stellen sind von Betriegern im zwölften Jahrhunderte ausgeheckt worden? Auch diese Voraussetzung ist so unwahrscheinlich, daß sie keiner Widerlegung bedarf. Da sich indessen nicht wohl denken läßt, daß eine solche Beyspielsammlung bloß aus dem Gedächtnisse genommen werden konnte, so müssen wir annehmen, daß um Snorro's Zeit die meisten dieser Lieder in Handschriften vorhanden waren. Die jüngern Dichter hielten sich an den systematischen Auszug, und die vollständigen Skaldenlieder gingen endlich verloren.

Von diesen alten Liedern scheinen nur einige rein mythisch, die meisten historisch, jedoch voll mythischer Anspielungen, gewesen zu seyn, und es läßt sich daher aus ihnen, sie mögen nun von heidnischen Skalden gedichtet seyn, oder von Christlichen, welche die einmahl eingeführte poetische Sprache beybehielten, eine echte Nordische Mythologie ableiten. Da aber diese vielen dichterischen Bilder auf jene Mythen hindeuten, deren prosaische Darstellung man in dem ersten Theile der Edda lieset, so folgt, daß auch diese nicht willkührlich erdichtet sind. Es mögen sich unechte

Zusätze eingeschlichen haben: dieß vermindert aber keineswegs die Echtheit des Ganzen. Freylich enthält die Edda nur eine poetische Mythologie; da aber die Dichter keiner Nation sich ihre Mythologie willkührlich gebildet haben (ob sie gleich bisweilen den Mythus, den sie vorfanden, durch ihre Ausschmückung verdunkelten und entstellten), so können auch diese Skaldenlieder, in Verbindung mit den Sagen, für die älteste Religionsgeschichte des Nordens manche wichtige Ausbeute gewähren.

Wir haben bisher die Gründe, durch die der Verfasser die Echtheit der in der Edda enthaltenen Nordischen Mythologie oder Asa-Lehre erweiset, in ununterbrochenem Zusammenhange dargestellt; wir mußten dabey manchen nicht unwichtigen und den Beweis unterstützenden Nebenumstand übergehen; indeß können wir nicht umhin, unsern Lesern noch Einiges mitzutheilen, was der Abhandlung eingewebt ist, und allgemein bekannt zu seyn verdient. Das erste betrifft den Standpunct, aus dem man Snorro's Edda anzusehen hat. Die Sammlung, welche diesen Nahmen führt, ist zwar ohne Zweifel eine Arbeit verschiedener Verfasser. Offenbar aber nahm man dabey durchgängig auf diejenigen Rücksicht, welche Gedichte machen, und diese, nach der einmahl bestehenden Sitte, mit Bildern aus der Mythologie der Vorfahren ausschmücken wollten. Die alten Mythen, und die davon abgeleiteten Ausdrücke, blieben auch nach der Einführung des Christenthums ungestörtes Eigenthum der Poesie. Der Christliche Skalde des zwölften Jahrhunderts brauchte seine Asa-Lehre, wie die Dichter anderer Europäischen Länder die Griechische Mythologie gebrauchten. In diesem Gesichtspuncte betrachtet, erhält die Sammlung, die gewöhnlich für ein verwirrtes Chaos erklärt

wird, Einheit. Der erste Theil, Gylfe's Reise und Bräge's Reden, enthält die Mythen, oder den Stoff, woraus die poetische Sprache zu bilden ist; der zweyte, die Kenningar, die durch die classischen Dichter bewährten Formen des Ausdrucks; und der dritte, die so genannte Skalda, die grammatischen Regeln nebst der Verskunst. Auch Snorro's Lobgedicht, als Muster und Beyspiel der gesammten Kunstvorschriften, ja selbst die Nahmensverzeichnisse berühmter Skalden, und die Genealogie des Lehrers aller jüngern Skalden, des berühmten Snorro, wären ganz angemessene und schickliche Zugaben. — Zweytens, was die so genannte ältere oder Sämundische Edda betrifft, von welcher in dieser Schrift eigentlich nicht die Rede ist, so äußert Hr. Dr. Müller die Vermuthung, daß diese Sammlung alter Lieder wohl mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit dem Geschichtschreiber Sämund, der ein Jahrhundert vor Snorro lebte, beygelegt werden könne. — Drittens, über den Nahmen Edda theilt uns Hr. Dr. Müller eine sehr annehmliche Erklärung mit, der zufolge das Wort nicht, wie man es gewöhnlich versteht, Aeltermutter, sondern Wissenschaft und Kunst bedeutet, und, da die Dichtkunst damahls als Inbegriff aller Kunst und Wissenschaft angesehen wurde, mit Poesie gleichbedeutend ist. Zwar könnte eine Sammlung solcher Art füglich auch Aeltermutter (welches wir dann als Aeltermutter aller künftigen Dichter verstehen würden) genannt werden; ein weit passenderer Titel wäre aber immer Skalden-Kunst, vorausgesetzt, daß eine solche Etymologie und Erklärung des Wortes gerechtfertigt werden kann. Daß sie dieses aber kann, das scheint uns der Nahme Olaffen's zu verbürgen, von dem sie sich herschreibt. Da Hr. Dr. M. selbst erklärt, daß es die Arbeiten dieses Mannes sind, durch die E-

in den Stand gesetzt werde, sich die Begriffe von der Edda zu bilden, die in dieser Schrift entwickelt sind, so halten wir es für unsere Pflicht, unsere Leser mit diesem verdienstvollen Gelehrten etwas genauer bekannt zu machen. Johannes Olessen, aus Grundvik in Island, hat alle auf der Universitäts-Bibliothek in Kopenhagen befindliche Handschriften der Edda verglichen, eine critische Abschrift des Textes, 432 Seiten in Folio stark, verfertigt, und den Text durch eine Uebersetzung und ausführliche Worterklärung erläutert, welche Arbeit 1765 vollendet wurde, und außer den Inhaltsanzeigen 2275 Seiten in Folio ausmacht. Außer dem hat dieser unermüdete Gelehrte ein Isländisches Wörterbuch in drey Theilen, einige tausend Bogen, welche Excerpte und Untersuchungen über Islands Sprache und Geschichte enthalten, und eine Facula addica hinterlassen; einige andere verloren gegangene Arbeiten ungerechnet. Ein so eifriger Fleiß verdient öffentlich gepriesen zu werden, und zugleich kann eine solche Nachricht als Warnung dienen für jene unwissende Vermessenheit, die sich nicht scheut, über Dinge abzusprechen, die sie kaum dem Nahmen nach kennt. — Am Schluße seiner Abhandlung gibt Hr. Dr. M. noch eine kurze Uebersicht von dem, was in diesem Fache noch zu thun übrig ist. "Die Meinung," sagt er, "das Beßte von den Arnamagnäanischen Handschriften sey bereits durch den Druck bekannt gemacht, ist ganz ungegründet. Vor kurzem sind zwey der wichtigsten, Eigla und Niala, herausgegeben. Allein zurück sind noch Sturlungasaga, Kormaksaga, Laxdäla, Vatsdäla, Swarfdäla, Reickdäla, Grettissaga, Oluf's des Heiligen Saga, Hakon Hakonsen's Saga, und mehrere andere, besonders von den halbmythischen Sagen, so wie alte alte Gesetze. Für die eigentlich mythische Litteratur ist bis jetzt nur

noch das Wenigste gethan. Außer der einen Hälfte der Sämundischen Edda hat man noch das Wichtigste von Snorro's Edda heraus zu geben. Allein selbst wenn diese nach Olassen's gelehrtem Commentar, der indeß eine beträchtliche Verkürzung ertrüge, zuu endlich bearbeitet wäre, so bliebe immer noch die interessanteste Arbeit übrig. Man müßte nähmlich die Bruchstücke der einzelnen Dichter aus den Kenningar sammeln, diese mit den vielen andern, oft sehr beträchtlichen, Fragmenten derselben Verfasser, die in den Sagen zerstreut liegen, verbinden, und auf diese Weise einen unschätzbaren Beytrag zur Geschichte der Nordischen Skalden-Kunst liefern, dessen Gleichen aus so entfernten Zeiten alsdann kein anderes Europäisches Volk aufzuweisen im Stande seyn wird."

Berlin.

In der Vossischen Buchhandlung: Mithridates oder allgemeine Sprachenkunde, mit dem Vater Unser, als Sprachprobe in beynahe fünf hundert Sprachen und Mundarten, von *Johann Christoph Adelung*, grösstentheils aus Dessen Papieren fortgesetzt und bearbeitet von Dr. *Johann Severin Vater*, Professor und Bibliothekar der Universität zu Halle (gegenwärtig zu Königsberg). *Zweyter Theil.* XXIV und 808 Seiten in Octav. 1809.

Zu den vielen Verdiensten, welche Hr. Prof. Vater bereits um das Studium der Linguistik sich erworben hat, gehört auch diese Fortsetzung des Adelungischen Mithridates, dessen erster Band von einem andern Recensenten in diesen Blättern angezeigt worden ist. Die Schwierigkeiten, welche der Herausgeber zu überwinden hatte, erzählt er selbst in der Vorrede, indem er nähmlich von mehreren Sprachen kaum Ein Blatt von näherer Vorarbeit fand, die ausgearbeiteten Manuscripte von

andern aber seinen Ansichten in gar vielen wesentlichen Stücken widersprechen. Dessen ungeachtet vollendete er diese Arbeit, welche wegen der Anordnung, Wahl und Behandlungsart, Entwickelung des Zusammenhanges von Ursachen und Wirkungen, vorzüglich aber wegen des Prüfungsgeistes und der Critik, das größte Lob verdient. Indem Rec. bey dem erfolgten Verzug der Anzeige voraussetzt, daß dieser Band bereits in den Händen eines Jeden ist, den Sprachkunde interessirt, wird er nur den Inhalt anzeigen, und einige Bemerkungen einflechten. Einleitung, S. 3. I. Cantabrisch oder Baskisch, S. 9. II. Keltischer Sprach- und Völkerstamm. 1. Alte Kelten, S. 31. 2. Töchter des Keltischen in Britannien und Ireland, S. 78. Irländisch, Ersisch, S. 84. Bergschottisch, Hochländisch, Galisch, S. 95. — Sehr richtig hat der Verf. die Baskische Sprache als eine Ursprache behandelt, weil diese merkwürdige Sprache, welche seit undenklichen Zeiten und unter einer Menge von abwechselnden Verhältnissen, nur von einer ganz kleinen Anzahl von Menschen gesprochen wird, in ihrem bewundernswürdigen Mechanismus mit keiner von den übrigen Sprachen, so viel deren bekannt sind, einige Aehnlichkeit hat; und ungeachtet die Basken nie einer Schrift sich bedient haben, so gibt doch diese Sprache an Cultur, Reichthum, Kraft und Anmuth keiner etwas nach. Der Abschnitt von der Keltischen Sprache ist nicht so ganz befriedigend; auch hat sich manches Unhistorische eingeschlichen. Noch immer fehlt dieser ebenfalls uralten, von allen übrigen Europäischen, und nahmentlich von der Deutschen, wesentlich verschiedenen Sprache die philosophische Behandlung, welche die Griechische in unsern Tage erhalten hat. Noch mehr verdiente, wie bereits der sel. Schlözer bemerkte,

ihr Verhältniß zu den zwey andern Europäischen Ursprachen, der Baskischen und der Galischen in Schottland und Ireland, recht sehr eine gelehrte Untersuchung, welcher sich aber noch Niemand mit gesunder Sprachphilosophie hat unterziehen mögen. Hiezu kommen noch die beiden ziemlich verschiedenen Dialecte der ersten (der Wallische und Bretagnische), welche ebenfalls genau verglichen werden müssen. In dem neuen Werke von Edward Davies (Celtic Researches, 1804) findet man nur ungegründete Hypothesen. S. 104 folgt ein Aufsatz über Ossian. Er stand bereits in dem neuen Deutschen Mercur; aber da er eigentlich für gegenwärtiges Werk ausgearbeitet war, so nimmt er hier seine Stelle billig wieder ein. Der kritische Theil des Brittischen Publicums scheint sich jetzt darin vereinigt zu haben, daß Macpherson wahrhaft alte Stoffe nur, nach den Mustern der erhabensten Dichter und nach den Eingebungen einer zarten Beurtheilung des Schönen und eines feinfühlenden Herzens, ins Bewundernswürdige gearbeitet habe. Wie viel davon dem alten Sänger, und wie viel dem neuen Bearbeiter gehöre, kann man jetzt aus der neuen Ersischen Original-Ausgabe des Ossian ersehen, und hier findet man durch kritische Vergleichung, daß Urbild und Abbild nur in der Farbengebung verschieden sind, und wo das letztere von dem ersteren abweicht, geschieht es mit der scharfsinnigsten ästhetischen Berechnung der poetischen Wirkung. Im Ersischen scheinen übrigens manche Dialecte zu seyn, indem in einigen von Hill herausgegebenen Ersischen Gedichten, z. B. in dem merkwürdigen Dialog zwischen dem heiligen Patrik und Ossian, eine große Verschiedenheit von der Caledonischen Sprache herrscht. III. Keltisch-Germanischer oder Kimbrischer Sprachstamm,

S. 142. Kimbrisch in Wales und Corn-Wales, S. 145. Kimbrisch in Nieder-Bretagne, S. 157. Hier ist auf die Dialecte, welche einige Sprachforscher in Wales bemerken wollen, nicht Rücksicht genommen. Sie nehmen gewöhnlich ein altes Wallisch an, in welchem die Gedichte des Aneurin, Taliesin, Llywarch Hen und Merdhin im sechsten Jahrhundert verfaßt seyn sollen, und ein neueres, welches wieder in drey Dialecte (The Silurean, Demetean und Ordovicean) zerfällt. In dem alten Wallischen will der große Sprachkenner Meibion viele Phönicische Worte finden; das neuere Wallische hat sich in Merionethshire am reinsten erhalten. IV. Germanischer Sprach- und Völkerstamm, S. 167 . . 280. A. Deutscher Hauptstamm. B. Scandinavischer Hauptstamm. C. Englisch. Wir übergehen hier die Unterabtheilungen, weil sie nur den Leser fruchtlos ermüden würden. V. Thracisch-Pelasgisch-Griechischer und Lateinischer Sprach- und Völkerstamm, S. 339 . . 598. Zufolge der Vorrede (S. XI) ist dieser Abschnitt ganz nach Adelung's Handschrift abgedruckt worden. Wir zweifeln, daß man die Vorzüge, welche die übrigen Abtheilungen besitzen, auch dieser zugestehen kann, und daß die großen Deutschen Philologen mit den Resultaten zufrieden seyn werden. Nach unserer Ueberzeugung hat zwar die Griechische Sprache ihren ersten Ursprung aus Asien, allein der Keim dieser Asiatischen Sprache war klein, ungebildet, und daher den Veränderungen sehr ausgesetzt. Diese Veränderung und Bildung bekam die Sprache in Griechenland selbst, besonders durch die Sänger, ehe die Schriftsprache aufkam. Wäre die Schrift früher aufgekommen, so hätte sie wohl gar die Sprache aufgehalten, und eine fe-

here als herrschende spricht. Auch über die Lehre von den Dialecten hat man noch wenig. Auf die Verwandtschaft des Griechischen mit dem Samskrdam hat man viel zu voreilig gebaut. Denn eigentlich sind im Samskrdam nicht Griechische Wörter, sondern nur ähnliche, beiden Sprachen gemeinschaftliche, Wörter zu finden. VI. Slavischer Sprach- und Völkerstamm, S. 610. VII. Germanisch-Slavischer oder Lettischer Sprachstamm, S. 696. VIII. Römisch-Slavisch oder Wallachisch, S. 723. IX. Tschudischer Völkerstamm, S. 739. X. Einige gemischte Sprachen im Südosten von Europa, S. 769 bis ans Ende. — Der dritte und letzte Band dieses reichhaltigen Werks wird die Africanischen und Americanischen Sprachen enthalten, und bald erscheinen, da der Verf. alle die wichtigsten Vorbereitungen dazu mit einem ihm selbst unerwarteten Glücke schon ziemlich vollendet hat.

Bisrille, Dr.

Paris.

Chez Deterville: *Du Pastel, de l'Indigotier et des autres Végétaux dont on peut extraire une couleur bleue.* Ouvrage dans lequel on donne l'histoire de ces deux premières plantes, leur analyse, la manière d'en tirer l'indigo et de les employer à la teinture; avec une instruction detaillée sur la culture et la préparation du pastel. Par *C. P. de Lasteyrie*, Membre des Sociétés Philomatique, d'Agriculture du Departement de la Seine, Royale de Suède, Royale des Sciences de Goettingen etc. 1811. 280 Seiten in Octav.

Der Waid und die Cultur der dieses Farbematerial liefernden Pflanze sind durch die gehemmte Zufuhr des Indigo, und noch mehr durch den gro-

sen-Preis, welcher von Sr. Majestät dem Kaiser Napoleon auf die vollständige Scheidung des Waid-Indigo's und dessen Anwendung in der Färberey anstatt des Indischen, ausgesetzt worden ist, aufs neue ein für Europäische Industrie höchst wichtiger Gegenstand geworden. Es ist daher von dem würdigen Verfasser, Correspondenten der königl. Societät der Wissenschaften hieselbst, eine mit Dank zu erkennende Arbeit, in dem vorliegenden Werke eine Uebersicht von dem zu geben, was wir in öconomischer, chemischer, technischer und mercantilischer Hinsicht über Waid und Indigo Bemerkenswerthes wissen, um dadurch insbesondere einen Jeden, welcher über diesen Gegenstand Versuche anstellen, und zur Gewinnung des grossen, vom Französischen Kaiser ausgesetzten Preis concurriren will, mit dem bekannt zu machen, was bereits in dieser Materie geleistet worden ist. Das Ganze ist mit Sachkenntniß und Auswahl abgefaßt, und der Theil, welcher von der Cultur der Waidpflanze und der Gewinnung des Waids handelt, enthält mehrere dem Verfasser eigene Erfahrungen, so wie auch manche Notizen über Waidbau in Frankreich und andern Ländern, die wir uns nicht entsinnen, anderswo gelesen zu haben. Wir bemerken nur, daß dem Verfasser die neuern Versuche Hermbstädt's, den Waid-Indigo darzustellen, noch nicht bekannt gewesen sind, um von ihnen auch hier Gebrauch machen zu können. Da übrigens der nähere Inhalt dieses Werks sich hinlänglich aus dem Titel ergiebt, und wir in ein weiteres Detail, ohne die diesen Blättern gesteckten Grenzen zu überschreiten, nicht eingehen können: so glauben wir den Leser in Beziehung dieses auf das Werk selbst verweisen zu dürfen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

180. Stück.

Den 11. November 1811.

Stregnäs.

Gedruckt bey A. J. Segerstedt: *Tal om Svenska Jernhandteringen i äldre och nyare Tider.* Hållit vid Praesidii nedläggande i Kongl. Vetenskaps-Academien, den 14. Februarii 1810, af *Eric. Th., Svedenstjerna*, Directör öfver Tackjerns-Blåsningen och Stångjerns-Smidet. 1810. 59 Seiten in Octav.

Bey der königl. Wissenschafts-Academie zu Stockholm wechselt die Präsidentschaft halbjährig unter den ordentlichen anwesenden Mitgliedern. Der abgehende Präsident ist, den Statuten der Gesellschaft gemäß, verbunden, eine Rede über einen wissenschaftlichen Gegenstand zu halten. Durch diese Einrichtung wird die bekannte, lobenswerthe wissenschaftliche Thätigkeit jener Academie noch um Vieles vermehrt. Man hat ihr mehrere treffliche, einzelne, in den vierteljährlich erscheinenden Schriften nicht enthaltene, Abhandlungen zu verdanken, zu denen unter andern der bekannte, von unserm sel.

Beckmann einst in das Deutsche übertragene, Entwurf einer Schwedischen Mineralhistorie von Tilas gehört, welcher classisch genannt zu werden verdient. Ein gleiches Urtheil kömmt der vor uns liegenden neueren Rede von Svedenstjerna zu. Die Geschichte des für Schweden so höchst wichtigen Gewerbes der Eisengewinnung und Veredlung muß nicht allein für dieses Land, sondern auch für das Ausland, in mehrfacher Hinsicht von Interesse seyn; und ihre Bearbeitung konnte sicher in keine geschicktere Hände gelangen, als in die des um die Schwedischen Eisenhandtierungen so sehr verdienten und mit ihnen auf das innigste vertrauten Hrn. Svedenstjerna, welchem die Leitung der Hohöfnerey und Stabeisen-Bereitung in einigen der wichtigsten Berg-Revieren Schwedens anvertrauet ist.

Der Verf. theilt die Geschichte der Schwedischen Eisenhandtierungen in drey Epochen. Die erste, älteste, fängt mit dem in Dunkelheit gehüllten Beginnen der Zugutemachung des Eisens durch die so genannte Osmundschmiede an, und geht bis zur Mitte des funfzehnten Jahrhunderts, von welcher Zeit an diese sehr unvollkommene Fabrications-Methode allmählich durch bessere Verfahrungsarten verdrängt wurde. Die zweyte Epoche beginnt mit Gustavs I. Regierung, unter welcher das Roheisen-Blasen, die Stabeisen-Schmiede und die Stahlbereitung eingeführt wurden. Sie begreift den Wachsthum und den höchsten Flor der Schwedischen Eisengewerbe, und schließt mit dem Ausgange des letzt verflossenen Jahrhunderts. Die Regierungen Gustavs I., Karls IX. und Gustav Adolphs zeichnen sich in dieser Epoche besonders aus durch Begünstigung, Verbesserung und Erweiterung der

Eisenhandtierungen. In den Jahren 1780 bis 1800 hatten sie ihre blühendste Zeit. Nach einem Durchschnitte der Jahre 1792 bis 1801 betrug die jährliche Stabeisen-Exportation, mit Ausschluß der Nägel, 373,270 Schiffpfund; und die ganze jährliche Eisen-Production ist für jene Zeit im Durchschnitt zu 400,000 bis 500,000 Schiffpfund anzunehmen. Die dritte Epoche begreift die neuesten Zeiten, in denen die Schwedischen Eisenhandtierungen durch die bedeutende Erweiterung der Stabeisen-Fabrication in England, und durch andere äussere Conjuncturen, einen harten Stoß erlitten.

Uns Norddeutschen muß die Geschichte der Schwedischen Eisen-Manipulationen ein doppeltes Interesse gewähren, da sie uns zeigt, wie dieselben, besonders unter Gustav Adolph, durch unsere Landsleute, unter andern durch einen Angerstein, Henzell, Steffens — den Erfinder der hölzernen Blasebälge — wesentliche Verbesserungen erhielten. Zugleich veranlaßt sie uns aber zu der Betrachtung: wie in der Folgezeit die Vervollkommnung unserer Eisen-Manipulationen nicht in allen Stücken mit der Schwedischen gleichen Schritt gehalten hat, so daß wir nunmehr in vieler Hinsicht bey unsern ehemahligen Schülern wieder in die Lehre gehen müssen.

Besonders wichtig sind die von großer Umsicht und vielen Kenntnissen zeugenden Bemerkungen des Hrn. Svedenstjerna über den Einfluß, welchen die Eisen-Production in England und Rußland auf die Schwedische in verschiedenen Zeiten äußerte; so wie die Notizen, welche über die Geschichte der Englischen Eisenhandtierungen — unter andern über die große Metamorphose, welche die Anwendung der Steinkohlen hervorbrachte — beyläufig mitgetheilt werden.

Altona.

Ueber die griechischen Colonien seit Alexander dem Großen. Ein Nachtrag zu den geographischen und historischen Nachrichten, die Colonien der Griechen betreffend, von D. H. Hegewisch. 1811. 202 Seiten in Octav. Der Nachtrag ist hier nicht weniger erheblich, als die Hauptschrift. Die Colonien aus dem Macedonischen Zeitalter unterscheiden sich so wesentlich von den frühern, verbreiten sich aber doch zugleich über einen so großen Theil der Erde, und sind zum Theil so wichtig geworden, daß sie gewiß nicht weniger als die ältern eine Untersuchung verdienen. Diese spätern unterscheiden sich von den frühern auf dreyfache Weise. Sie wurden erstlich immer von Königen angelegt, und zwar meist zu militärischen Zwecken, entweder um als Besatzungen zu dienen, oder Invaliden zu belohnen; oder auch wohl aus Eitelkeit, um neue Städte zu bauen. Sie hatten ferner nicht Bürger von Einem Griechischen Stamm, sondern es war eine Mischung; wozu endlich auch viele Nichtgriechen kamen, wie in Alexandrien; oder es wurden auch wohl Griechen zu den schon vorhandenen alten Einwohnern gesellt: denn diese Colonien waren nicht immer neue Städte, sondern nicht selten erhielten alte, die erweitert und verschönert wurden, mit den Griechischen Colonisten auch neue Nahmen. Eben deßhalb bedarf es auch genauerer Bestimmungen, was denn Griechische Colonie sey, oder nicht? Der Verf. führt hier vier Merkmahle an: Zuerst, wo es ausdrücklich von den Schriftstellern gesagt wird. Zweytens, wenn in einer Stadt Griechische Tempel und Theater

sind, und Griechische Feste gefeyert werden; nicht aber, wenn bloß Gottheiten mit Griechischen Nahmen vorkommen. In dem ersten Falle war die Stadt wenigstens zum Theil von Griechen bewohnt. Auch Münzen mit Griechischen Inschriften können nur in dem Falle für Beweise gelten, wenn auch zugleich Griechische Götter darauf abgebildet sind. Drittens, wenn die Städte Griechische Nahmen führen, besonders wenn diese Nahmen von Städten in Griechenland entlehnt sind, so kann man immer auf eine dahin geführte Griechische Colonie rechnen. Die Uebersicht dieser Städte beginnt nun von denen, die Alexander selber angelegt hatte. Der Verfasser hält sich hier an Arrian, der nur acht Städte nennt, die Alexander erbauen ließ: drey nach ihm genannt, die in Aegypten, am Caucasus (Kow), und am Tanais (Jaxartes), welche beiden letzten offenbar militärische Absichten hatten. Dann, in Indien Nicäa und Bucephala, und noch zwey ungenannte am Acesines, und am Zusammenflusse des Acesines und Indus; endlich nach seiner Rückkehr nach Babylon eine an der Arabischen Grenze. Es ist auffallend, daß außer Alexandrien in Aegypten keine sich gehoben und erhalten zu haben scheint; in so fern, wie man glaubt, das neuere Candahar nicht an der Stelle des alten Alexandrien liegt. — Das Bactrische Reich betrachtet Hr. H., wahrscheinlich sehr richtig, als eine Macedonische Militär-Colonie. Die wenigen Bruchstücke aus der Geschichte dieses Reichs, dessen Könige, wie die Markgrafen in Europa, Eroberer wurden, scheinen diese Ansicht zu bestätigen. — Hierauf die Colonien der Seleuciden, in Parsis, Babylonien und Mesopota-

nien. Unter ihnen vor allen über Seleucia am Tigris; diese auch im Parthischen Reiche so merkwürdige Stadt, die nicht bloß in der freyen Verfassung, sondern auch in ihren Factionen, ihren Griechischen Ursprung zeigt. Im folgenden sechsten Kapitel die Griechischen Städte in Syrien; also vor allen über Antiochien am Orontes, über das durch Tempel und Feste berühmte Daphne, und über Heliopolis, welcher letztern Hr. H. mit seinen Vorgängern den Nahmen einer Griechischen Colonie abspricht. Von den Griechischen Colonien in Phönicien und Vorderasien, und dann von denen in Aegypten. Hier also eine kurze Beschreibung von Alexandrien. Nach dieser geographischen Uebersicht untersucht Hr. H., was es mit der Autonomie und Freyheit dieser Griechischen Städte für eine Bewandtniß habe; besonders über den Unterschied, der zwischen der Autonomie und Freyheit (ἐλευθερία) noch Statt fand. Ferner über den Titel: Metropolis, und über die Rechte der Asyle. Die folgenden sechs Kapitel enthalten allgemeine, an Interesse stets wachsende, Untersuchungen. Zuerst (Kap. X.), ob die Colonien seit Alexandern die Bevölkerung des Europäischen Griechenlandes in Abnahme gebracht? Dieß führt auf einige wichtige Bemerkungen über das Griechische Söldnerwesen, dessen Folgen noch nicht hinreichend entwickelt sind. Kap. XI. Von einem Plane Alexanders, die Griechischen und Persischen Nationen zu vereinigen. Es kann kein Zweifel seyn, daß Alexander solche Vorsätze hatte: aber sein Tod unterbrach die Ausführung. Kap. XII. Verbindung der Griechischen Sprache, Litteratur und

Kunst unter den Morgenländischen Völkern. Nicht bloß durch die Waffen wäre es möglich gewesen, die Griechische Sprache zu verbreiten, hätte sie nicht so große innere Vorzüge gehabt. Kap. XIII. Von dem Einflusse der Niederlassungen der Griechen im Orient auf ihren Character. In wie fern die Griechen in Asien die Liebe für Freyheit und den Sinn für republikanische Verfassungen verloren? Keinesweges in einem solchen Grade, wie man oft annimmt. Kap. XIV. Vortheile und Nachtheile, die aus der Verbindung der Griechen mit den Asiaten für die Cultur der Wissenschaften entstanden. "Die Griechen in Asien," sagt der Verfasser, "haben die Altasiatische Litteratur und Geschichte durch ihre Verachtung derselben weit mehr vertilgt, als die Nordischen Barbaren die Römische." Eine eben so wahre als fruchtbare Bemerkung! Sie führt Hrn. H. auf die Frage: in wie fern es eine Altasiatische Philosophie gegeben habe? Das Einzige, was die Griechen von den Asiaten annahmen, war die Astrologie. So rächte sich die Verachtung des Fremden an ihnen selber! Endlich Kap. XV. Einfluß der Verbindung der Griechen mit den Asiaten auf die religiösen Gesinnungen der Völker. Entstehung des Unglaubens aus dem Unglück der Zeiten, und den vielen grausamen Revolutionen. — Mußte dieß Alles geschehen, damit der Christlichen Religion der Weg gebahnt würde?

Bremen.

Im Verlage von Johann Georg Heyse: Napoleons Disziplinargesetz für die Advokaten. Aus

dem Französischen übersetzt, mit einigen Anmerkungen und dem beygefügten Grundtexte herausgegeben von Theodor Berck, der Rechte Doctor und practicirendem Juristen zu Bremen. 1811. 47 Seiten in Octav.

Es ist gewiß ein sehr verdienstliches Unternehmen, wenn unter der grossen Anzahl der schnell auf einander in Frankreich erscheinenden Verordnungen die wichtigsten, wie z. B. gegenwärtiges Gesetz, welches einen zahlreichen Stand unmittelbar interessirt, besonders herausgegeben, und dadurch zur genaueren Kenntniß des Publicums gebracht werden. Doppelt wichtig ist es unstreitig für die drey neuen Departements, daß dergleichen Verordnungen nicht nur in die Landessprache übersetzt, sondern auch mit erläuternden Anmerkungen versehen werden, da so manche die Französische Gerichtsverfassung betreffende Ausdrücke ja wohl dem größten Theile der dortigen Neufranzösischen Juristen unbekannt seyn möchten. Die vorliegende Schrift entspricht diesem Zwecke vollkommen. Der Herausgeber, einer unserer ehemahligen gelehrten Mitbürger, hat zu dem wiederum mit abgedruckten Französischen Texte eine sehr gut gerathene Deutsche Uebersetzung und kurze Anmerkungen gefügt, welche die schwereren Ausdrücke und Redensarten erläutern. Zu bedauern ist nur, daß, vorzüglich in der Uebersetzung, sich einige den Sinn entstellende Druckfehler eingeschlichen haben, welche jedoch Jeder, der des Französischen nur etwas kundig ist, leicht wird verbessern können.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

181. Stück.

Den 14. November 1811.

Bordeaux.

De l'imprimerie d'André Racle: Principes mathématiques de feu *Joseph-Anastase da Cunha*, traduites littéralement du Portugais par *J. M. d'Abreu*. 1811. 299 Octavs. 8 Kupfertafeln.

Das Original dieses Lehrbuches ist zu Lissabon 1790 erschienen, wo es der Verfasser zu einem Leitfaden mathematischer Vorlesungen am dortigen College Royal de St. George, an welchem er als Studien-Director angestellt war, entworfen hatte. Die ersten Bücher desselben seyen zwar schon 1782 zu Lissabon im Druck erschienen, aber wegen mancherley Hindernisse habe der vollständige Abdruck des Werks erst 1787 beendigt werden können, nachdem der Verf. ein paar Tage vor seinem Tode noch selbst die letzten Bogen aus der Druckerey revidirt habe. Hr. d'Abreu, einer von den Freunden des Verfassers, ertheilt diesem Lehrbuche große Lobsprüche in Rücksicht auf die darin befolgte Einheit des Plans, des Styls, und der durchgehends streng beobachteten demonstrativen Methode, in der sich der Verf., so weit es der Gegenstand verstattete,

derjenigen der alten Geometern durchgehends zu nähern gestrebt habe. Die meisten bisher erschienenen Lehrbücher seyen zu voluminös, andere wieder zu kurz und zu mangelhaft in Rücksicht des Hauptzwecks, den man zu befolgen habe, nähmlich der demonstrativen Methode, worin das Nachdenken der Anfänger vorzüglich geübt werden müsse. Die Kürze, deren sich der Verf. bey seinem Vortrage beflissen hat, kann man daraus abnehmen, daß dieß noch nicht 300 Seiten starke Lehrbuch von dem geometrischen Puncte anfängt, und sich mit dem Variations-Calcul und dem isoperimetrischen Problem endigt, ohne irgend einen wichtigen Gegenstand der reinen Elementar- und höhern Mathematik ganz mit Stillschweigen übergangen zu haben. Dieser Laconismus, welcher den Text des Verf. characterisire, sey also keine Folge der Sterilität seines Vortrags; er bewahre vielmehr junge Leute vor dem mauvais goût der weitläuftigen Phrasen, die zumahl in der Mathematik sehr übel angebracht seyen, wo es hauptsächlich darauf ankomme, eine Reihe von Schlüssen immer in der möglichsten Kürze darzustellen, par le plus petit nombre de phrases possible u. s. w. Im Ganzen wird man in diesem Urtheil leicht mit dem Uebersetzer übereinstimmen, wenn gleich im Einzelnen sich Erinnerungen gegen die von dem Verf. gewählte Ordnung, auch wohl gegen manche Definitionen, und Grundsätze, von denen er ausgegangen ist, machen ließen. Wir wollen hier eine kurze Uebersicht von dem ganzen Werke geben, das in 21 Bücher abgetheilt ist. Livre I. lehrt die ersten Sätze der Geometrie von der Gleichheit der Dreyecke, von den Parallellinien, Parallelogrammen und dergl. Von Punct, Linie, Fläche, gibt er folgende Definitionen: Le point est un *corps*, dont on peut négliger la

longueur sans inconvénient remarquable. (Warum nicht auch largueur, épaisseur?). Le *corps* dont la longueur ne saurait être négligée sans erreur sensible, se nomme, ligne, et celui dont on ne peut négliger de même que l'épaisseur s'apelle surface. Warum der Verf. diese etwas ungewöhnlichen Definitionen gewählt hat, sehen wir aus dem Verfolge seines Vortrags nicht deutlich ein. Da der Begriff von körperlicher Ausdehnung (corps) doch einmahl bey den Definitionen des Verf. zum Grunde gelegt ist, so konnte doch wohl der Begriff einer Fläche, als derjenigen Ausdehnung, die noch an der Grenze der körperlichen Ausdehnung Statt findet, keine Schwierigkeit haben. Wo der körperliche Raum aufhört, oder als nicht weiter fortgesetzt gedacht wird, da ist Fläche, wo die Fläche aufhört oder begrenzt ist, da haben wir eine Linie, und wo eine Linie aufhört, da ist die Grenze aller möglichen Ausdehnung, der Punct. So vermeidet man die vagen Begriffe von longueur, largeur, épaisseur, profondeur und dergl., die, unsers Erachtens, in keine geometrischen Definitionen eingehen dürfen, ohne selbst erst gehörig entwickelt zu seyn. Ferner sagt der Verf.: "On donne le nom d'angle à la *figure*, que deux lignes forment, lorsqu' elles aboutissent à un même point, et lorsqu' on compare des angles rectilignes comme des grandeurs égales ou inégales, on sous-entend toujours des arcs de cercles, compris entre les cotés" u. s. w. Daß Winkel durch Kreisbogen zwischen ihren Schenkeln verglichen werden, gründet sich bekanntlich auf einen Lehrsatz, der erst bewiesen seyn muß, ehe man davon in einer Definition sprechen kann. Eigentlich ist aber das Maß eines Winkels auch eine Winkeleinheit. Im

Anfange der Geometrie sogleich von Kreisbogen, als Maßen von Winkeln, zu sprechen, ist der guten Methode entgegen. Außerdem braucht auch wohl kaum erinnert zu werden, daß man eigentlich unter einem Winkel die Neigung zweyer Linien gegen einander versteht, und des Verf. Erklärung eines Winkels, als einer Figur, nicht gut Statt finden kann. Bey den Sätzen von den Parallellinien ist der bekannten Schwierigkeiten in dieser Lehre auch nicht mit einem Worte gedacht. Als Axiom dabey das bekannte Euklidische. Livre II. Die ersten Lehrsätze vom Kreise. III. Die Lehre von Verhältnissen und Proportionen, hauptsächlich nach Euklid's Darstellung, und daraus IV. die vier Rechnungsarten mit ganzen Zahlen und Brüchen. Gelegentlich auch von continuirlichen Brüchen und ihrem Gebrauche, approximirte Werthe von Größen zu erhalten. Ausziehung von Quadrat- und Cubikwurzeln, nicht nach dem gewöhnlichen Verfahren, sondern ungefähr, wie man sich den Wurzeln der Gleichungen durch Ergänzungstheile nähert. V. Die Lehre von der Aehnlichkeit der Dreyecke und anderer Figuren, daraus unter andern der Pythagorische Lehrsatz. VI. Von der Lage der Linien und Ebenen, und den Verhältnissen der Parallelepipeden und Prismen. VII. Beschreibung regulärer Vielecke in und um Kreise. VIII. Die Lehre von den entgegengesetzten Größen. Buchstabenrechnung. IX. Von den Potenzen und dem binomischen Lehrsatze. Die Art, wie der Verfasser diese Gegenstände behandelt, ist neu und eigenthümlich. Ob sie Beyfall finden wird, möchten wir fast bezweifeln. Der so leicht zu erweisende Lehrsatz, daß $a^m . a^n = a^{m+n}$ nimmt hier eine ganze Seite ein, und wird aus der Betrachtung gewisser unendlicher Reihen

abgeleitet. Doch müssen wir hierbey bemerken, daß der Verfasser von dem gewöhnlichen Begriff einer Potenz gänzlich abgeht, vermuthlich wegen der Schwierigkeit, welche gebrochene und negative Exponenten zu haben scheinen. Seine Definition ist folgende: "a, b, étant deux nombres quelconques et c le nombre qui rend $1 + c + \frac{c.c}{1.2} + \frac{c.c.c}{1.2.3}$ etc. etc. $= a$, on désignera la série $1 + b.c + \frac{bb.cc}{1.2} + \frac{bbb.ccc}{1.2.3}$ etc. par a^b, et le nombre a^b s'appellera *puissance* d'a, indiquée per *l'exposant* b, ou bien racine d'a indiquée par l'exposant $\frac{1}{b}$ etc. Livre X. Die Lehre von den Gleichungen, oder vielmehr: Ausdrücke von der Form $x^m + ax^{m-1} + bx^{m-2} \ldots + k$ in Factoren zu zerfällen. XI. Verschiedene algebraische Aufgaben zur Erläuterung des Verfahrens, die unbekannten Größen aus Gleichungen zu entwickeln. XII. Verschiedene Aufgaben aus der unbestimmten Analytik. Einige geometrische Aufgaben, z. B. die Fläche eines Dreyecks aus den drey Seiten zu finden. Etwas von geometrischen Constructionen. XIII. Die Lehre von den Kegelschnitten, und einigen andern krummen Linien. XIV. Erste Gründe der Differential- und Integral-Rechnung. Der Verfasser bedient sich hierbey der Newtonischen Benennungen fluxions, fluentes, aber zu deren Bezeichnung doch der gewöhnlichen Zeichen, d, f. Ob seine Ansicht des Differential- oder Fluxionen-Calculs Beyfall finden wird, müssen wir dahin gestellt seyn lassen. Die gewöhnlichen Schwierigkeiten scheinen uns durch seine Definitionen nicht gehoben zu seyn, in denen vielmehr, bey

genauer Betrachtung, die gewöhnlichen Ansichten versteckt liegen. XV. Trigonometrische Functionen nebst ihren Differentialen, logarithmische und Exponential-Functionen und dergleichen. XVI ... XXI. Weitere Ausführung des Differential- und Integral-Calculs; die allgemeinen Gründe der Variations-Rechnung machen den Beschluß dieses Lehrbuchs, das sich durch viele Eigenthümlichkeiten in der Wahl, Ordnung und Behandlungsweise der darin vorkommenden Gegenstände auszeichnet, die, wenn sie gleich nicht allgemein gefallen sollten, doch mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden verdienen.

Paris.

Traité de l'Apoplexie, par *J. F. Fréderic Montain*, l'aîné, et *G. Alph. Claudius Montain*, jeune, Médecins de l'hôtel-Dieu de Lyon etc. Chez Brunot-labbe. 1811. Octav 164 Seiten. Zuweilen ist der Puls und das Athemhohlen bey Schlagflüssigen widernatürlich stark, zuweilen aber auch sehr geschwächt. In der Zeit zwischen dem Winter und Frühling bemerkte man in Lyon die meisten Schlagflüsse. Im Jahre 1810 war in dieser Jahrszeit der Schlagfluß beynahe epidemisch. Am häufigsten liegt die Ursache im Unterleibe. Ein Mann wurde während des Beyschlafs apoplectisch. Bey einigen, die an dieser Krankheit verstorben waren, fand man nur sechs Halswirbelbeine. — Die gewöhnliche Eintheilung des Schlagflusses in verschiedene Gattungen ist ohne Nutzen, und zum Theil ohne Grund. Dieß gilt nahmentlich von der in den blutigen und serosen Schlagfluß. Man findet serose Ergießungen im Gehirne bey Personen, die nicht am Schlagflusse gestorben sind. Auch ist es

sehr wahrscheinlich, daß sich dergleichen Ergießungen zuweilen erst nach dem Tode erzeugen, indem die exhalirenden Gefäße noch eine Zeit lang fortwirken, wenn die resorbirenden bereits ihre Wirkung verloren haben. Portal und Sauvages theilen den Schlagfluß in so viele Gattungen, als es entfernte Ursachen desselben gibt. Von derselben Art ist auch die Eintheilung des Schlagflusses in den sporadischen, endemischen und epidemischen, in den idiopathischen und sympathischen u. s. w.

Die Eintheilung des Schlagflusses in verschiedene Gattungen muß sich auf gewisse unveränderliche Erscheinungen bey der Krankheit gründen, die Natur und den Sitz der Krankheit, und zu gleicher Zeit die Curmethode anzeigen. Diesem zufolge theilt nun der Verf. den Schlagfluß in zwey Hauptgattungen ein: in den blutigen (vasculaire) und den Nervenschlagfluß. Der erste hat zwey Untergattungen, den venosen und arteriellen; auch der zweyte ist von doppelter Art, sthenisch oder asthenisch.

Die Apoplexia sanguinea venosa ist die häufigste. Eine widernatürliche Röthe des Gesichts, und Anschwellung der Blutadern am Aeußern des Kopfes sind ihre Hauptzeichen. Auch die vorhergehenden Ursachen verrathen sie. Sie entsteht häufig nach einer starken Mahlzeit. Man findet in den Leichnamen die Blutadern des Gehirns widernatürlich stark angefüllt, auch wohl Ergießungen. — Apoplexie sanguine arteriale. Der Kranke empfindet häufig vorher Schmerzen im Kopfe, und ein Klopfen der Pulsadern am Halse und im Kopfe. Der Puls ist voll und stark, die Wärme des Körpers vermehrt. Im Leichname findet man die Pulsadern des Gehirns sehr stark angefüllt, auch wohl Ergießungen. Auch die vorhergehenden Ursachen dienen

als Zeichen, z. B. eine heftige körperliche oder Gemüthsbewegung. Apoplexie nerveuse sthénique. Mancherley Nervenzufälle, mit Stärke verbunden, vorzüglich Convulsionen, begleiten sie. Die Apoplexie nerveuse asthénique bezeichnen Nervenzufälle mit Schwäche. Die vorhergehenden Ursachen, z. B. starker Blutverlust. — Die nächste Ursache des Schlagflusses ist schwer zu bestimmen. Freylich ist die Einwirkung des Gehirns in die übrigen Organe gehindert; aber was ist Schuld daran? Zuweilen ist es wohl ein Druck aufs Gehirn ohne allen Zweifel; und dieß mag wohl der Fall meistentheils beym blutigen Schlage seyn. Aber er ist es nicht immer, denn zuweilen findet man im Gehirne der am Schlagflusse Verstorbenen nichts, was einen Druck aufs Gehirn bewirken könnte. Und das ist der Fall meistentheils beym Nervenschlage.

In diesem Falle ist die Ursache wohl geschwächte Thätigkeit des Gehirns durch entkräftende Ursachen, oder durch Einwirkung von Reizen. Sicher findet man oft einen krankhaften Zustand beym Schlagflusse. — Unterschied zwischen dem Schlagflusse und andern ihm ähnlichen Krankheiten, der Ohnmacht, der Asphyxie, der Catalepsis.

Von der Cur der Apoplexie véneuse. Sie erfordert Aderlässe, vorzüglich aus der Kehlader. Die veranlassende Ursache, wenn sie fortwirkt, muß gehoben werden. Die Apoplexie artérieuse erfordert Blutausleerungen aus dem Pulsadersystem, vorzüglich der Schlaf-Pulsader. Die Apoplexie nerveuse sthénique Reitz ableitende, vorzüglich Brechmittel; die nerveuse asthénique excitirende Mittel.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

182. Stück.

Den 16. November 1811.

London.

A Series of original Experiments on the Foot of the living Horse, exhibiting the changes produced by Shoeing, and the causes of the apparent mystery of this Art. By Bracy Clark, veterinary Surgeon. Part I. 1809. 64 Seiten in groß Quart, mit Kupfern. —

Ein völlig unverdorbener, natürlich schöner, Huf eines erwachsenen Pferdes ist in Ländern, wo diese Thiere beschlagen werden, eben so selten, als ein natürlich schöner, noch ganz unverdorbener, erwachsener Menschenfuß in denen, wo man Schuhe trägt. Wenige Kenner menschlicher Schönheit dürfen sich rühmen, einen solchen Fuß — und wenige Pferdekenner, einen solchen Huf gesehen zu haben. Der Beschlag verdrückt und entstellt allgemach die natürliche Form des Hufes, so wie der Schuh die reine Schönheit des Menschenfußes. P. Camper hat sich in seiner berühmten Abhandlung sur la meilleure forme des Souliers um die Conserva-

tion der Form und der freyesten Action eines so wichtigen Theils des menschlichen Körpers, und nun Hr. Clark, einer der gelehrtesten und erfahrensten Veterinar-Aerzte (— der berühmte Verfasser der meisterhaften Monographie über die mancherley Viehbremsen —) durch die Schrift, die wir vor uns haben, um die Erhaltung der natürlichen Form und Function des wichtigsten Theils an dem edelsten und kostbarsten unserer Hausthiere, sehr verdient gemacht. Noch existirte ja nicht einmahl eine Abbildung der ganz unverdorbenen, wegen ihrer mancherley Theile höchst merkwürdigen, Unterseite des Pferdehufes, bis ein günstiger Glücksfall den Verfasser in den Stand setzte, sie aufs vollkommenste zu liefern. Von einer bildschönen fünfjährigen, bis dahin noch gar nicht beschlagenen, Stute ward der Fuß durch eine scharfsinnige Vorrichtung aufs sorgfältigste in Gyps abgegossen, und nachdem sie hierauf beschlagen worden, derselbe Fuß wieder, erst nach Jahr und Tag, dann nach zwey, und endlich nach drey Jahren, von neuem abgemodelt, und wir erhalten hier von diesen vier merkwürdigen Abgüssen die vergleichende Ansicht in trefflichen Kupfern. Die nachtheiligen Veränderungen, welche die natürlich schöne Form der Sohle an dieser Stute durch den gewiß in seiner Art noch so musterhaften und kunstmäßigen Beschlag erlitten, wird durch diese herrlichen Abbildungen eben so einleuchtend als auffallend! — Am meisten leidet dadurch der so genannte Strahl mit seiner Grube und Hinterballen: lauter zum leichten und sichern Gange des Pferdes höchst wichtige Organe. Das freye Wachsthum des Strahls wird gehemmt; die ursprünglich fast trichterför-

mige Grube desselben durch die allgemach verschobenen Seitenwände zu einer länglichen Spalte entstellt. (— Daher sie dann auch von manchen unserer sonst vorzüglichsten Deutschen Thierärzte nach dieser verdrückten Unform, die Falte, und das ursprünglich kegelförmige Dach, wodurch sie gebildet wird, dann eben so unnatürlich der Hahnenkamm genannt worden. —) Die schöne Kugelwölbung der Hinterballen des Strahls wird plattgedrückt und dergl. mehr. — Genau und ausführlich und unwiderredlich zeigt Hr. Cl., wie durch diese so nachtheiligen Folgen des bisherigen Beschlags die Nachgiebigkeit und Schnellkraft des Pferdefußes mehr und mehr leiden muß. Ueberhaupt zeigt sich die Entbehrlichkeit des Beschlags für gar manche Gegenden durch die späte Einführung desselben, da seine Erfindung, nach des Verf. Untersuchungen, erst in den Anfang des sechsten Jahrhunderts fällt. (— Auch gibt es ja noch jetzt in allen vier Welttheilen Länder genug, wo man die Pferde unbeschlagen läßt. —) Aber er hofft auch, daß sich die hier zur Evidenz erwiesenen großen Nachtheile der bisherigen Beschläge durch eine andere Construction dieser letztern gar wohl heben lassen sollen. Darüber wird die noch zu erwartende zweyte Hälfte des wichtigen Werks das Mehrere besagen. Hier diese erste enthält unter andern vielerley neue und interessante Ansichten vom Baue des Pferdefußes überhaupt. Gewisser Maßen nähert sich derselbe durch die Grube des Strahls und seine beiden Ballen bey der natürlichen, unverdorbenen, Bildung den gespaltenen Klauen der wiederkauenden Thiere. (— Die Unterfläche des Hufes ist nähmlich beym Pferdegeschlechte vorn geschlossen, und hinten

getrennt, so wie hingegen bey den Kamelen die ballenförmige Sohle hinten geschlossen und vorn getrennt ist, weßhalb schon der Levitische Gesetzgeber von diesen Thieren sagte: sie haben Klauen, aber spalten sie nicht. —) Ein schöner Pferdehuf sey eigentlich nicht conisch, sondern mehr wie ein schräg durchschnittener Cylinder. — Treffliche Bemerkungen über die mancherley wichtigen Theile, welche den Raum zwischen dem nach Verhältniß kleinen Hufknochen und dem Hufe selbst füllen; die Fleischsohle, Knorpel ꝛc.; besonders die merkwürdige Verbindung zwischen dem wundersamen Blutadergeflechte (— einem wahren rete *mirabile* —), womit die Vorder- und Unterseite jenes Knochen gleichsam bedeckt ist, und den gar sonderbaren 500 schmalen abgesonderten Blättern auf der innern Seite der Hornwand. Auch manches bisher Uebersehene, wie das hornartige Kronband des Strahls ꝛc. ꝛc. — Ueber die allmähliche Entwickelung der Theile auf der Unterseite des Hufes beym Füllen bis ins fünfte Jahr, wo sie erst zu ihrer vollkommenen Ausbildung gelangen. Wie die Natur fernerhin von selbst, nahmentlich am Strahl durch Abschilfern des überflüssigen Horns, die zweckmäßige Form unterhält, ohne daß es der meist so unnützen und oft höchst nachtheiligen Geschäftigkeit der gemeinen Hufschmiede bedürfe, die mit Wirkmesser und Raspel dieses edle Organ so gern zerarbeiten, um, wie sie sagen, recht Luft zu machen! Deutlich und ohne alle Uebertreibung zeigt der Verf., wie durch dergleichen Mißhandlung, so wie durch die Folgen eines fehlerhaften Beschlags, so mancherley topische Uebel, z. B. Zwanghuf, Strahlenschwären ꝛc. veranlaßt, und nach seinen Beobachtungen das

sonstige Lebensziel der Pferde überhaupt auffallend verkürzt wird.

Paris.

In der Demonville'schen Buchhandlung ist folgendes wichtige Werk erschienen, das der Land- und Seehandlung im Allgemeinen, und der der Franzosen insbesondere, von ungemeinem Nutzen seyn wird, wenn die gegenwärtigen Verhältnisse, die den Handel des Continents und der Meere erschweren, dereinst ausgeglichen und zu einem glücklichen Resultat für alle Classen der Gewerbe zurückgeführt werden: *Formulaire général du Negotiant*, ou Modèles de tous les Actes et Transactions du Commerce de terre et de mer, tels que Contrat d'Assurance, Charte-partie, Connoissement, Acte de société, Transports, Deligation etc. etc. par M. *Boucher*, Jurisconf., Professeur du Droit comm. et marit. à l'Acad. de Legislat. etc. Associé unserer Societät. 1808. VIII und 309 S. in Octav.

Der Verfasser, als ein berühmter Rechtsgelehrter bekannt, der durch seine Schriften sowohl in Frankreich, als im Auslande, das ganze mercantilische Publicum fast in allen Theilen der kaufmännischen Jurisprudenz seit einigen Jahren mit sichtbarem Erfolge unterrichtet, und dadurch alle Aufmerksamkeit bey denjenigen erweckt hat, die in Frankreich, verwickelter Handlungsgeschäfte halber, in die Nothwendigkeit versetzt worden, zu den Schriften dieses wirklichen Meisters in Auslegung der Französischen Handlungsgesetze ihre Zuflucht zu nehmen, liefert in dem vorliegenden Buche alle Vorschriften, die auf den Grund des Code de Commerce erforderlich werden, um die Französi-

schen Land- und Seehandlungs-Angelegenheiten gegen jede Mißdeutung zu sichern, welche die Spitzfindigkeit und die Leidenschaften ersinnen möchten, um den ohnehin so sehr beschränkten Handel noch mehr durch Formen zu drücken, die vom Geiste der Gesetze völlig abweichen. Wir haben in unsern Blättern oft Gelegenheit genommen, die Gewandtheit in der Darstellung dieses gelehrten Juristen überhaupt, und seiner besondern theoretisch-practischen Anschauung vieler oft verwickelter Gegenstände in der kaufmännischen Rechtslehre, durch Beyspiele in Erinnerung zu bringen. In dem vorliegenden Buche, das keines Auszugs fähig, werden die mitgetheilten Muster durch erklärende Anmerkungen, die sich theils auf ältere Gesetze und Gebräuche gründen, welche das neue Französische Handlungsgesetzbuch weder aufgehoben, noch bestätigt hat, dergestalt ins Licht gesetzt, daß Jeder, der auch nicht mit dem Rechtsgange der Französischen Gerechtigkeitspflege hinlänglich bekannt ist, dennoch völlig von dem Erfolge und den Resultaten einer mercantilischen Streitsache unterrichtet wird. Um dieser möglichst vorzubeugen, hat der Verf. die vorliegenden Muster ausgearbeitet, und jede Zweydeutigkeit, wie gesagt, durch erklärende Anmerkungen gehoben. Dankbar würde nicht nur das ganze commercirende Publicum, sondern alle Gewerbe treibenden Stände des ganzen Continents und der in Ohnmacht versunkenen Seehandlung, den Verf. segnen, wenn er zur Wiederbelebung des beynahe erloschenen kaufmännischen Verkehrs, der besonders seit der Neige des Jahres 1806 die erschütterndsten Schläge erlitten hat, eben so heilsam mitwirken könnte, als er sich in dieser und fast in allen seinen

Schriften angelegen seyn läßt, in rechtlicher Hinsicht derselben beförderlich zu werden. Bevor Mars und Neptun sich friedlich vereinigen — und wann wird dieß geschehen? — ist an eine Veränderung der Art nicht zu denken.

Erfurt.

Als eine metrische Uebersetzung, die sich durch sich selbst empfiehlt, betrachten wir folgenden Versuch von Einem unserer ehemahligen jungen Freunde: Medea. Eine Tragödie, aus dem Griechischen übersetzt, und mit einigen Abhandlungen begleitet von *Hieronymus Müller*, der Philosophie Dr. und Professor am Gymnasium zu Erfurt. Bey Keyser 1810. Octav 186 Seiten. Eine Einleitung in die Geschichte Medea's, schon von den frühern Zeiten an, gehet voraus. Des Recensenten fester Entschluß ist, sich nie in eine Critik von einer Uebersetzung im Einzelnen einzulassen; was er aber las, fand er lobenswerth. Einige Anmerkungen, von S. 95 an, theils für ungelehrte Leser, theils von erläuternder Art. S. 101 Aufsätze, das Trauerspiel der Medea betreffend. I. Ist Medea ein Trauerspiel des Euripides? Die Beantwortung dieser, von Einigen verneinten und bejaheten, Frage ist wieder in Fragen vorgetragen. Erst, ist dasjenige zusammengestellt, was den Zweifel veranlaßt hat. Dann wird untersucht, ob dasjenige, was in des Euripides Theaterarbeiten characteristisch ist, auch in diesem Stücke sich finde, in dem Prolog, in den Chören und in dem Gange der Handlung, mit verschiedenen feinen Bemerkungen, besonders über die Chöre, und über den Chor der Medea

vorzüglich, um ihn zu rechtfertigen. Die überwiegenden Gründe, welche den Euripides als Verfasser zu erkennen geben, und doch auch Manches, was dagegen streitet. Petitus nahm zwey Bearbeitungen der Medea durch Euripides selbst an. Der Hr. Professor Müller macht wahrscheinlich, daß späterhin Neophron das Euripideische Stück für die Aufführung neu über- oder umgearbeitet habe, mit Zuziehung der verlornen Medea vom Aeschylus. Denn es ist auch von einer Medea des Neophron, zu Alexanders Zeit, die Nachricht auf uns gekommen. II. Zusammenstellung der Griechischen Medea mit der Medea des L. Annäus Seneca; es läßt sich leicht denken, nicht zum Vortheil des letztern. III. Medea, Tragödie von Corneille. Ueberall stößt man auf eine gute Auswahl feiner Bemerkungen von der Kunstbehandlung der Fabel durch die obigen Dichter. IV. Anhang einiger (übersetzten) Epigramme auf Werke bildender Kunst, Medeens Kindermord darstellend.

Hamburg.

Eine Probe, welche einen vortheilhaften Begriff von den bereits erworbenen Kenntnissen, mit guten Anlagen für weitere Fortschritte in den Studien, erweckt, ist: *Lykurgs Rede wider Leokrates:* verdeutscht von *Friedrich Alex. Simon*, aus Königsberg in Preussen. Die in diese wohlgewählte Rede eingerückten schönen Verse aus dem Erechtheus des Euripides sind nicht weniger mit Geist übersetzt. Ein paar Verse sind mit Grund unübersetzt gelassen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

183. Stück.

Den 16. November 1811.

London.

Wenn gleich die Anzeige von Landkarten in der Regel außerhalb des Kreises unserer Blätter liegt, so machen wir doch in einzelnen Fällen eine Ausnahme, wo wir glauben, dem Publicum einen wesentlichen Gefallen dadurch zu erzeigen. Eine solche Gelegenheit bietet sich uns jetzt dar, mit der großen Karte von Südamerica von William Faden. Zwar ist diese Karte schon vor 4 Jahren, im Jahre 1807, in London erschienen; aber, so viel uns bekannt, hat nicht nur kein Exemplar derselben, sondern auch nicht einmahl eine Notiz davon, bisher den Continent erreicht. Wir selber verdanken ihre Einsicht der gütigen Mittheilung des Herrn Gesandten, Chevalier Lobo da Silveira (dem Deutschen Publicum schon durch seine Deutsch geschriebene Skizze von Brasilien (s. Gött. g. A. 1809 St. 175) bekannt), der sich gegenwärtig bey uns aufhält. Die Karte gehört in mehrfacher Rücksicht zu den wichtigsten geographischen Unternehmungen unserer Zeit. Sie gehört dazu schon durch die Größe ihres Maßstabes; bey beynahe 8 Fuß Höhe,

6 Fuß 2 Zoll Breite; so daß sie deßhalb in 4 an einander passende Blätter zerlegt ist. Sie gehört aber dazu noch weit mehr durch ihren innern Gehalt, da eine Menge der wichtigsten, bisher gänzlich unbekannten, handschriftlichen Hülfsmittel verschiedener Art, vorzüglich bey dem Portugiesischen Südamerica, genutzt sind. Wir schreiben daher vor allem erstlich den vollständigen Titel ab, in welchem diese alle angeführt sind: *Columbia Prima, or South-America; in which it has been attempted to delineate the extent of our knowledge of that Continent, extracted chiefly from the original Manuscript Maps of his Excellency the late Chevalier Pinto; likewise from those of Joao Joaquim da Rocha, Joao da Costa Ferreira, el Padre Francisco Manuel Sobreviela* etc. etc. *and from the most authentic edited accounts of those Countries, digested and constructed by the late eminent and learned Geographer Luis Stanislas d'Arcy de la Rochette.* London, published by WILLIAM FADEN, *Geographer to his Majesty and his Royal Highneß, the Prince of Wales,* Juny 4th 1807. *Cooper scrips. et delin.* — Unter diesem prächtig gestochenen Titel folgendes ADVERTISEMENT: *This Map of the Continent of South-America, was originally undertaken by the advice of his Excellency, the late Chevalier* PINTO, *during his residence in London, as Minister plenipotentiary from the Court of Portugal; who graciously patronized the work by communicating all the Manuscript maps and other geographical documents of the* PORTUGUEZE TERRITORIES, *which his Excellency, when Governor of Paraguay, had directed to be made and collected; containing principally the following: — "The River Paraguay M.S. 1754.*

The rivers Paragnay and Parana M. S. Governo de Moxos, M. S. Capitania de las Guayas M. S. Capitania de Minas Gereas M. S. 1777. *Colonia do Sacramento M. S. Carta limitrofe de pays de Mato Grosso e Cuyaba; levantado pelos Officiaes da Demarcaçao do Raes Dominios, o Anno de* 1782 *o de* 1790 *M. S. together with sundry edited maps and manuscript Remarks.*"

In addition to the above valuable Materials many other important articles have been happily procured for the further illustration of the hitherto unknown geography of Brezil, viz. Mapa da America Portugueza. Capitania de Minas Geraes, Comarco do Serro; Comarca de S. João del Rey, Comarca de Vila Rica e do Catao do Cuyate; Comarca do Sabara. Capitania do Rio Janeiro, e da Ilha S. Catalina. These unique Manuscripts are the result of the arduous labours of João Joaquim da Rocha, a Portuguese Magistrate, many years residing in those Countries.

Also a topographical Cart of the Coast of the Capitania S. Paulo, surveyed in 1790 *and* 1800 *by Joao da Costa de Ferreira, under the directions of the late Admiral Campbell, Commander of the Portuguese Ships of war on that station.*

For correcting and enlarging the Geography of the SPANISH DOMINIONS, *we have had access to the following original maps in manuscript: Mapa de las Montanas y fronteras del Reyno del Peru,* 1787 *and* 1788. *Plan general de la Intendencia de Tarma, levantada por el Padre Fr. Manuel Sobreviela, Guardian de Ocopa; Mapa topographica del Obispado de Truxillo, construido por su actual Obispo, e delineado por D. J. P. H. Clemento de Castillo. La Inten-*

dencia dal Cusco y de los partidos de Abancay, Airuaraes, Cotabambas, Panuro, Chumbrivilcas, Tinta, Quispicanchi, Paucartambo, Calca y Urubamba." Descripcion historica, Geographica, Politica, Ecclesiastica y Militar de la America meridional, ordenada por el Padre Fr. Manuel Sobreviele 1796 M. S. Likewise the Memoirs by Sobreviela, P. Girval and others; printed in the Mercurio Peruano and the edited works of Alcedo, Coleti, Molina, la Condamine, Gilii, de Rons, Malespina, Juan de la Cruz etc. etc.

Dutch Guiana has been corrected from a Map of the Colonie of Surinam, surveyed by order of Governor von Bottenberg M. S. and from the edited Map of Berbice, Demerary and Essequebo, surveyed by Bachenroeder. W. Faden.

An der andern Seite der Karte: Explanation. The limits of the Spanish and Portuguese Territories, are laid down according to the Treaty of S. Ildefonso in 1777; and from the Map of Mato grosso and Cuyaba, drawn by the Ingenieur appointed by the respective Courts of Spain and Portugal, to fix the boundary line in those parts.

Aus diesen Nachrichten von den gebrauchten Quellen erhellet, daß die wichtigsten derselben nicht nur hier zuerst eröffnet worden sind, sondern daß in Beziehung auf Brasilien auch die Regierung selber, wenigstens mittelbarer Weise, dazu mitgewirkt hat, da Männer in den ersten Plätzen das Unternehmen unterstützten. Die Karte würde also schon dadurch eine classische Wichtigkeit erhalten, die aber noch sehr dadurch vermehrt wird, daß nicht selten auch statistische und ethnographische

Notizen beygefügt sind, da der große Maßstab dazu Platz ließ. Wir werden, ehe wir, so viel es der Raum dieser Blätter gestattet, ins Einzelne gehen, die nöthigen allgemeinen Nachrichten voran schicken.

Die Karte geht von 12° N. Br. bis 56° 10' S. Br., und von 15° bis 100° W. Länge von Greenwich. Sie umfaßt also das ganze südliche America, von der Landenge von Panama bis zum Cap Horn; und selbst den, noch unten auf dem Rande bemerkten, Inseln von Diego Ramirez. Bey einer neuen Karte von Südamerica kömmt es vor allem auf zwey Dinge an, zuerst auf eine genaue Darstellung des Systems der Gebirge, dann der Flüsse. Wenn die Data dazu in den angeführten Hülfsmitteln gesucht werden mußten, so gab der große Maßstab der Karte (beynahe 20 Lieues auf den Zoll) Raum genug für die Deutlichkeit der Darstellung, und die Nahmen; so wie durch die mehr oder weniger dunkle Schraffirung die größere oder geringere Erhebung der Ketten angedeutet werden konnte. In der That, es gewährt einen ganz eignen Genuß, die ganze Ramification der Kette der Anden auf dieser Riesenkarte mit Einem Blick zu übersehen. Diese gewaltige Kette beginnt schon an der Spitze des Continents bey Cap Froward: aber in dem Patagonen-Lande erhebt sie sich nur wenig. Erst an der Südgrenze fängt sie an, unter 42° S. Br. mächtig empor zu steigen; ihr höchster Rücken läuft hier in der Entfernung von etwa 30 Lieues von dem Meere her. Die einzelnen Theile derselben, besonders diejenigen, die sich bis über die Schneelinie erheben, sind benannt. Auch die Vulcane sind einzeln nicht nur bezeichnet, sondern auch benannt; und der Ueberblick davon führt zu auffallenden Resultaten.

Sie scheinen eine Kette zu bilden, die dem höchsten Rücken der Andes folgt; und die einzelnen Glieder dieser Kette stehen meist in ähnlichen Entfernungen von einander. Die südlichste ist der Vulcan S. Clemente 46½° S. Br. Bis zu der Grenze von Chili sind sie noch weiter von einander; aber von hier an, längs der ganzen hohen Schneekette von 42° bis 30° S. Br. darf man darauf rechnen, alle 30 bis 40 Lieues einen Vulcan bezeichnet und benannt zu finden. Von 30° an, wo die hohe Cordillera nevada beginnt, werden die Vulcane auch seltener. In der hohen Kette von Peru verlieren sie sich fast gänzlich, bis sie in Quito wieder anfangen. Durch ganz Peru zieht sich der höchste Rücken der Andes in einer Entfernung von nicht mehr als 10 bis 15 Meilen von der Küste her; in Chili hingegen beträgt diese Entfernung 20 bis 30 Meilen. So ist es auch in Quito, wo sie bekanntlich ihre höchste Höhe erreicht; aber auch in 4 nördlich gehende Hauptarme sich theilt, wovon der nördlichste, dem Lauf der Küste folgend, durch die Landenge von Panama geht, woselbst die Sierra de Catalagua die Grenze zwischen den Provinzen Panama und Veragua unter 8° N. Br., mithin zwischen Süd- und Nordamerica, macht. Die andern drey Arme gehen durch das Vicekönigreich Nueva Granada, nordöstlich zum Golf von Mexico hinauf. Der letzte derselben endet in dem Cabo Vela, bekanntlich dem Grenzpunct zwischen den Caraccas und Nueva Granada. Der Ueberblick dieser höchsten Kette unserer Erde gibt auf einmahl eine Idee von der physischen Beschaffenheit des Welttheils, so bald man die in östlicher Richtung von ihr ausgehenden Arme zugleich übersieht. Der erste von diesen, von Norden angefangen, breitet sich durch Neuandalusien zu beiden Seiten des Orinocco aus, steht aber mit der Haupt-

Kette nur durch einen schmalen Arm in Verbindung zwischen 3. und 4° N. Br. An der Südseite des Orinocco füllt er das eben erwähnte Land ganz aus. Auf ihn folgen die unermeßlichen Ebenen der Montanna Real und der Capitania von Gram Parà in Brasil. Ein zweyter, gleichfalls sehr schmaler, Arm geht unter 19. und 20° S. Br. durch Santa Cruz de la Sierra; scheint sich in einen Erdrücken zu verlieren, der gleichwohl die Grenzscheide der Flußgebiete des Maragnon und Paranà macht; in Brasil aber wieder zum Gebirge sich erhebt, und in mehreren Richtungen sich durch die Capitanias von Mato Grosso und Guajas zieht, bis er vom 12° bis 22° an der Ostseite von Brasil die fortlaufende hohe Kette bildet, die parallel mit dem Meere, stets in der Entfernung von ungefähr 30 Meilen, läuft (und hier für Brasil dasselbe ungefähr ist, was die Kette der blauen Berge für das Gebiet der vereinigten Staaten), bis sie in Rio de Janeiro dem Meere sich nähert, aber auch bald wieder sich davon entfernt. Diese Ansicht der Gebirge führt von selbst zu der Uebersicht des Flußsystems von Südamerica, indem man die Gebiete der Hauptströme nun bestimmt und deutlich unterscheidet. Bekanntlich gibt es keinen Theil unserer Erde, auf dem die Flußsysteme so merkwürdige Resultate darbieten, als Südamerica. Nicht nur die physische, sondern auch großen Theils die politische, Geographie hängt an ihnen. Ein deutliches Bild der Abtheilung von Südamerica erhält man nicht eher, als bis man die Gebiete der drey großen Ströme, des Orinocco, des Maragnon und des Plata-Stroms und seine Hauptzweige richtig hat unterscheiden gelernt. (Das des Maragnon wird allein auf 88,000 Quadratmeilen berechnet!). Auch hier erlaubte es der große Maßstab, auf das Flußsystem die größte Sorgfalt zu wenden, und ihm die

nöthige Deutlichkeit zu geben. Man kann mit aller Klarheit und Bestimmtheit jeden Fluß bis zu seinen Quellen verfolgen. Nicht bloß die größern, sondern auch die kleinern Flüsse, so viel ihrer angeführt sind, sind auch durch ihre Nahmen bezeichnet. Die, jetzt nicht mehr zweifelhafte, Verbindung des Orinocco und Maragnon durch den Rio nero und Casiguari ist hier bestimmt angegeben; überhaupt wird der Kenner der Geographie gerade in dem Flußgebiete des Orinocco, dieser terra incognita, einen Reichthum und eine Präcision finden, die in ein angenehmes Erstaunen versetzt. Auch einzelne Merkwürdigkeiten sind bey den Hauptströmen angemerkt; so bey dem Maragnon der Punct, bis zu dem die Fluth hinaufsteigt, bey der Enge (Pungu) von Ovidor, 56° W. L. von Greenwich; bey mehreren die Fälle, wie el gran Salto bey dem Parana: dieses einzige Schauspiel eines Stroms, von 2000 Toisen plötzlich in ein Felsenbette von weniger als 100 eingezwängt. Der S. Francisco ist mit der größten Bestimmtheit bis zu seinen, bisher zweifelhaften, Quellen angegeben; nur vermissen wir in ihm die Angabe des Sumiduro, oder des Platzes, wo er sich auf mehrere Meilen unter einer Decke verbirgt, die er sich selber durch herabtreibende und gestaute Baumstämme gebildet haben soll; über welche sich in dem Lauf der Jahrhunderte wieder eine Rinde von Erde gelegt hat, aus der neue Wälder empor gekeimt sind. Auch die Straßen, nicht bloß die gewöhnlichen, sondern auch die weniger betretenen, auf denen die Communication quer durch das Innere dieser weiten Länder eröffnet ist und unterhalten wird (im Spanischen America kann man bekanntlich mit der Post von Buenos Ayres nach Lima, ja selbst bis nach Californien, schreiben), sind angedeutet. Ein anderer, gerade bey Südamerica sehr wichtiger, Gegenstand ist die

genaue und richtige Bezeichnung der politischen Grenzen, sowohl zwischen den Besitzungen der verschiedenen Nationen, als auch besonders der verschiedenen Gouvernements und Provinzen. Wer nur einige Kunde unserer neuen Karten von Südamerica besitzt, weiss, wie oft man hier Ursache hat, sich über Mangel an Bestimmtheit und Genauigkeit zu beklagen. Auch darin leistet die Karte ein Genüge. Die Grenzen sind durch Illumination bezeichnet. Jedes Volk hat seine Hauptfarbe; die einzelnen Abtheilungen ihre Nebenfarben.

So viel im Allgemeinen von der Geographie. Nicht weniger wichtig ist die Karte in ethnographischer Rücksicht. Man hat es sich zum Gesetz gemacht, die Nahmen der Indianischen Völkerschaften möglichst vollkommen und genau einzutragen. Die Nahmen derer, die weit verbreitet sind, kommen auch an verschiedenen Stellen vor. Nicht selten sind ihnen Nachrichten über ihre Lebensart, Nahrung, Sitten, beygefügt, wenn der Raum auf der Karte es gestattete. Da großen Theils Nachrichten von Missionaren die Quelle waren, so konnte hierüber Vieles gegeben werden; wiewohl auch in andern Gegenden der Mangel an Nachrichten ausdrücklich bemerkt wird.

Aus dem oben angeführten Verzeichniss der Quellen ging schon hervor, daß der Reichthum an diesen am größten bey dem Portugiesischen America war; also gerade da, wo man ihrer am meisten bedurfte. In Verbindung mit der im vorigen Jahre in England erschienenen und in unsern Blättern bereits angezeigten so wichtigen *History of Brasil* by *Rob. Southey* (s. G. g. A. 1810 S. 1000), wovon jedoch, leider! bisher nur der erste, bis 1640 gehende, Theil uns bekannt geworden ist, erhalten wir über dieses mit jedem Jahre wichtiger werdende

Land, an Umfange dem Europäischen Rußland gleich, genauere Aufschlüsse, welche die bedeutenden Fortschritte der Colonisation im Innern, wenigstens in einigen Provinzen, bestätigen, überhaupt aber zeigen, daß man in Portugall eine viel ausgebreitetere Bekanntschaft mit dem Lande besitzt, als wir es wissen konnten; wiewohl es in den nördlichen und westlichen Gegenden auch noch große Striche gibt, die beynahe leere Plätze bleiben mußten. Die Eintheilung nach den Capitanias weicht von der sonst gewöhnlichen ab; wobey wir jedoch bemerken müssen, daß die Abtheilung in 9 Capitanias (wie sie auch Rec. in seinem Handbuch des Europ. Staatensystems gab) deßhalb nicht unrichtig ist, weil die so wichtigen Statthalterschaften von Rio Janeiro, und besonders von Bahia und Pernambuco, wiederum in mehrere zerlegt sind, deren Statthalter jedoch untergeordnete Plätze haben. Die Capitanias also, zuerst längs der Küste, sind von Süden oder von S. Pedro de Rio grande, der das neutral gelassene Gebiet begrenzt, folgende: 1. Capitania del Rey, sonst als ein Theil von Rio Janeiro angegeben. 2. S. Paulo. Diese in der Geschichte von Brasil so bekannte Statthalterschaft nimmt wenigstens einen Theil der Küste ein, wenn gleich der größere Theil sich weit ins Innere erstreckt. In ihr die Quellen des Parana, mit den darnach genannten Pampas; bey denen jedoch bemerkt wird, daß sie zum Theil, wie der Certac de Joan, noch wenig bekannt sind. Die Stadt S. Paulo ist nur 15 Meilen von der Küste entfernt. 3. Rio de Janeiro, gerade bey dem Wendezirkel anfangend. 4. Capit. of Espiro Santo, mit dem wichtigen Rio Doce. 5. Cap. de Porto seguro. Bey den an der Küste berüchtigten Abrolhos ist weit herum selbst die Tiefe des Ankergrundes bemerkt. Der Rio grande trennt

sie im Norden von 6. Cap. das Ilheos, so wie die andern, nach der Hauptstadt genannt. 7. Cap. do Bahia. Im Innern dieser wichtigen Statthalterschaft leben noch jetzt die Topinambas und Guvares. 8. Cap. do Sergipe. Im N. durch den Hauptfluß S. Francisco begrenzt. Längs diesem Strome einzelne Missionen. Jenseit desselben die Arayas und Acrias, brought to civilisation 1774. Die Serra de Pianhi macht die Ostgrenze. 9. Cap. of Pernambuco. In dem Innern fast ganz unbekannt, wiewohl eine Indians and traders Road durchläuft. Die Hauptvölker, die Aracuyas, a numerous nation, very little known; they live chiefly on Tigers-flesh, and are remarkable for the ornaments which hang from their ears, their lips, and their Pudenda. Ferner die Petiguares, who are always at war with the Portugueſe. Abgesonderte, aber untergeordnete, Statthalterschaften sind die Capitanias: 10. of Itamaraca. 11. of Paraiba. 12. of Rio grande, welche das Vorgebirge S. Roque, das östlichste von Südamerica, enthält. 13. of Seara. In derselben: *Delle*, an independant district, occupied by fugitive Portugueſe and mixed with Quiritariovis and Guatapuguis Indians. 14. Cap. of Pianhi, zwischen der Serra de Pomarre und dem Fluß Parnaiba, längs welchem sie sich weit ins Innere erstreckt. Sie hat den Nahmen von dem Volke der Pianhi, called in the Maps Tapujas, whoſe language divided in many dialects is the moſt common of Braſil. 15. Cap. of Maranham. In dem Innern meist leer. 16. Die unermeßliche Cap. of Gram Para, mit den Mündungen des Amazonenflusses, längs welchem im Innern das Gouvernement of Rio negro, jedoch ohne Grenzbestimmung, noch davon getrennt wird. So schwer, ja zum Theil so unmöglich, ist es, die

politische Eintheilung von Brasil genau anzugeben. Die Westgrenze des Portugiesischen America bildet hier der Rio Javari, wo er unter 4½° S. Br. sich in den Amazonenstrom verliert. Die Capitania of Gram Para umfaßt den größern Theil des Südgebietes des Amazonenstroms. Der Amazonenstrom hat nur Eine Hauptmündung, aber durch mehrere kleine Arme hängt er mit dem Rio das Bocas zusammen, in den sich der Tocantines ergießt, und eine zweyte Hauptmündung bildet. Das davon eingeschlossene Land ist die Ilha Marayo o dos Joanes, whose Lands are almost entirely drowned. Der Lauf dieses gewaltigen Stroms mit seinen Wendungen und den ihm zufließenden Nebenströmen ist hier nun mit großer Klarheit dargelegt. Längs denselben einzelne Fortereszas und Missionen; die äußerste, unmittelbar an der Spanischen Grenze, die von S. Francisco Xavier. Das Land nördlich an dem Strom führt auch die Benennung Portuguese Guiana. Die Grenze bestimmt according to the treaty of 1801 (nähmlich zwischen Frankreich und Portugall, da es hier an das Französische Guiana stößt). Von den vielen inländischen Völkerschaften bemerken wir nur folgende: An dem Rio Xingu die Guapindayas, warlike Indians, who do not suffer the Portuguese to enter their country which abounds in Gold; also ein ganz unbezwungenes Volk; auch darneben die Bemerkung: all this part reported to be montainous, had been unexplored in 1775. Tief im Westen, am Rio Purus, die *Mutuanes* or *Corigueres*, who are said to be of a Patagonian or gigantic stature. They have no settled abode, but wander between the rivers Puru, Beni and Madeira. Es bleiben noch die drey Capitanias übrig, die, ohne die Küste zu berühren,

ganz dem Innern angehören; zuerst 17. die Capitania Mato grosso, die größte von allen, in physischer Rücksicht meist eine Fortsetzung der vorigen. Durch dieselbe zieht sich indeß, in südöstlicher Richtung, die Cordilheira Geral, welche im Süden das Gebiet des Amazonenstroms begrenzt. In dem südlichen Theil dieser Cordillera sieht man die Quellen des Paraguaystroms, der nach Süden, und des Madeira, der nach Norden fließt. An den obern Gegenden die großen Sümpfe, Cherayes, die zur Regenzeit ein See werden. Neben ihnen die unermeßlichen Wiesenländer, full of wild oxen, but very swampy in the cold season. In dem Herzen dieser Provinz, bey den Quellen des Paraguay, 13° S. Br., Presidio dos Diamantes, neben dem Rio dos Diamantes, mit der Bemerkung: the richest and most productive discovery of Diamonds, made in 1740. Der District liegt in der Serra da Acapares, etwa 20 Meilen nördlich von Cuyaba. Diese Stadt ist der Punct, wo die Straßen durch das Innere zusammenstoßen. Die Straße durch das Diamantenland geht alsdann zu dem Rio Arino, der in den mächtigen Topayos, dieser in den Maragnon, fällt. Bey dem erstern die Bemerkung: Down these rivers the traders go from Cuyaba to the Amazon. Es muß also dieses Diamantenland nicht mit dem bekannten in Minas geraes verwechselt werden. Die Cultur von Mato grosso (leicht drey Mahl so groß, wie Deutschland) scheint sich meist auf die Ufer des Madeira oder Guapore zu beschränken, wo die Hauptstadt Villa bella liegt. Sonst hausen in dem Innern die unbezwungenen Nationen der Curanaris, a numerous and warlike nation, whose warriors are divided into several corps like regiments; die Caraias, a great part of whom live on rafts,

and float-boats; die Guaycorus, who are named by the Portuguese Gentio dos Cavalleiros, or the nation of the horsemen; die Paxeris, who are of a white colour, and remarcable for their mildness and ingenuity. They live upon fruit; und viele andere. 18. Die Capitania of Guayras, von der vorigen getrennt durch den Rio grande und Rio dos Mortes, mit der Hauptstadt Villa boa. In ihrer Nähe: Destacamento dos Diamantes de Piloens e rio Claro. Durch diese Provinz läuft die Fortsetzung der Serra geral, die hier Serra de S. Martha heißt, und fortdauernd die Abdachungslinie bildet, die das Gebiet des Amazonenstroms, und des Paraguay und Parana trennt. An der Nordspitze der Provinz bilden der Rio grande und Rio Maranhao den Tocantin, der in die Mündung des Maragnon fällt, oder vielmehr die südliche Mündung desselben bildet. Auch diese Provinz enthält noch viele Ebenen, von wandernden Völkern bewohnt. Endlich 19. die durch ihren Reichthum an Gold und Diamanten so wichtige Provinz Minas geraes, unter denen des Innern bey weitem die cultivirteste. Sie wird bewässert durch den St. Francisco, und ist in Comarcas abgetheilt, unter denen die Comarca do Serro frio, mit Villa del principe, bekanntlich die wichtigste ist, durch ihr Gold und ihre Diamanten. Indische Stämme werden in dieser Provinz gar nicht aufgeführt. Die Colonisation muß hier sehr fortgeschritten seyn; alles ist angefüllt mit Ortschaften.

Der beschränkte Raum unserer Blätter zwingt uns, bey dem Spanischen Südamerica kürzer zu seyn; welches mit so viel mehrerem Rechte geschehen kann, da die hier gebrauchten Hülfsmittel weit weniger neu waren; wie denn bey den Caracas de

Pons, bey den Provinzen Buenos Ayres und Paraguay Azara genutzt worden ist. Was wir hier jedoch vermissen, ist die bestimmte Angabe der Bergwerke, und der Metalle, auf welche sie gebauet werden (wiewohl an einzelnen Stellen Gold und Silber bemerkt ist), wie sie auf der Karte von Südamerica von Reichardt (Weimar 1804) gegeben ist (einer überhaupt sehr schätzbaren Karte, wenn nur die Schrift nicht so unleserlich, und die politischen Begrenzungen genauer wären!). Diese letztern sind auf unserer Karte durch verschiedene illuminirte Grenzlinien so bezeichnet, daß man das Vicekönigreich S. Fé von der Capitania general de Caraccas, und wiederum die Vicekönigreiche Peru und Buenos Ayres von dem Königreiche Chili auf den ersten Blick unterscheidet. Wir haben als Probe der Genauigkeit die zu wenig bekannt gewordene Beschreibung und Special-Karte der Landschaft Maynas (Cölln 1798) des Exjesuiten Veigl verglichen, und uns der Uebereinstimmung gefreut; wie z. B. in den Angaben und der Beschreibung der Wege, die von Quito über die hohe Cordillera zu den Missionen am Rio negro und Maragnon führen. Die Eintheilung von Peru ist hier genauer, als auf andern uns bekannt gewordenen Karten, angegeben. Daß in dem Territorio de Missiones in den Pampas del Sacramento, so wie in los Moxos und los Chiquitos, die Missionen, wie die Indischen Völkerschaften, angegeben sind, brauchen wir nicht erst zu sagen. Von letztern heben wir aus: los Plateros, or the Silversmiths; so named from their skill in working silver and gold. This nation is exstinct. In ihrer Nähe die Mayorunas, called by the Spaniards los Barbudos,

or the bearded Nation; the only one in America according to Alcedo. Die Chunchos, whose chief pretends to be a descendant of the Yncas. They are always in war with the Spaniards. Alle diese am Ucayal. Am Paraná und Pilcomayo die Guaicurus, a ferocious nation, always in war with the Spaniards. Ein Zweig der Abipones, who live upon trees during the five months of the inundation. Im Westen von Buenos Ayres, immense plains called Pampas; they are occupied by wandring Indians, who bear the same name, and all are horsemen. In Patagonien, the Tehuelhets named Patagonians by Magelhaens. Aus den neuern Nachrichten über Louisiana wissen wir jetzt, daß durch die Verbreitung der verwilderten Pferde die Völker von Nordamerica, wie die von Südamerica, großen Theils Reitervölker geworden sind. Aber ungeachtet der gleichmäßigen Verbreitung des verwilderten Rindviehes ist dem Rec. doch noch nicht Ein Beyspiel vorgekommen, daß irgend ein Americanisches Volk ein Hirtenvolk geworden wäre. Worin mag der Grund davon liegen? Auf der Terra del Fuego werden die red Magellanians und black Magellanians von einander unterschieden; der Nahme der Pescherās ist nicht angegeben.

Wir haben von Vielem nur Weniges ausheben können, so wie wir auch die Richtigkeit der Lage der Oerter (was wir mit den neuesten Angaben darüber verglichen, traf zu) Andern überlassen müssen. Aber in einem Zeitpuncte, wo diese Länder eine so viel höhere Stufe der politischen Wichtigkeit ersteigen, hoffen wir auch durch dieß Wenige den Dank unserer Leser zu verdienen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

184. Stück.

Den 18. November 1811.

Leipzig.

Bey Vogel: Untersuchungen über das Wesen und Wirken der menschlichen Seele. Als Grundlegung zu einer wissenschaftlichen Naturlehre derselben. Von Christian Weiß, Dr. und Prof. der Philosophie und Director der Stadtschule zu Naumburg. 1811. XII und 510 S. in gr. Octav.

Nächst der Psychologie von Carus, die zu ihrer Zeit in diesen Blättern ausführlich angezeigt worden, ist dem Recensenten seitdem kein neueres psychologisches Werk zu Gesicht gekommen, das mehr Aufmerksamkeit verdiente, als dieses. Der Verfasser, der schon mehrere philosophische Wissenschaften mit Fleiß und Geist bearbeitet hat, zeigt sich auch hier als achtungswerthen Selbstdenker. Dieses Gutachten, das der Recensent über das Buch sogleich im Allgemeinen aussprechen muß, gründet sich nicht auf Uebereinstimmung der psychologischen Ansichten des Rec. mit denen des Verfassers. Der Rec. ist vielmehr überzeugt, daß es dem Verfasser ergangen ist, wie andern Systematikern, die, um alle Räthsel des menschlichen Bewußtseyns von

Grund aus zu lösen, die wirklichen Facta des Bewußtseyns nach Begriffen modelten, von denen das unbefangene Bewußtseyn selbst, in diesem Sinne wenigstens, nichts weiß. Aber die Consequenz, mit welcher der Verf. sein System, bis auf einen gewissen Punct, durchgeführt hat, ist eben so merkwürdig, als der ruhige, ernste und unermüdete Beobachtungsgeist, von dem dieses ganze System durchdrungen ist. Das Eigenthümlichste und Neueste in dem Werke ist nun freylich eben jene Consequenz des Systems, dessen Principien auf diese Art noch nicht zusammengestellt und gedeutet waren. Aber wenn man über diesen Theil des Werks auch ganz anders denkt, als der Verfasser, so ist es doch schon kein gemeiner Gewinn für die Wissenschaft, die geistige Natur des Menschen ein Mahl von dem verführerischen Standpuncte des Verfassers aus in allen ihren Regungen mit systematischer Strenge gemustert zu haben. Andern litterärischen Blättern, wo mehr Raum für philosophische Verhandlungen ist, müssen wir eine durchgeführte Critik des Werks überlassen. Auch auf einzelne treffliche Bemerkungen, an denen das Buch reich ist, können wir nur beyläufig hindeuten. Nur von den Principien, mit denen das psychologische System des Verfassers, als System, steht und fällt, müssen wir eine genauere Anzeige geben. Die Untersuchungen des Verf. über die menschliche Seele gehen nicht von einer Erklärung des Bewußtseyns, überhaupt nicht vom allgemeinen Begriffe des Bewußtseyns, kraft dessen der Mensch von sich selbst etwas weiß, auch nicht von solchen allgemeinen innern Thatsachen aus, die keinen Zweifel leiden. An der Spitze dieser neuen Psychologie stehen Erörterungen von Begriffen, die meistens der speculativen Philosophie angehören, und deßwegen auch

hier nur sehr unbestimmt erklärt werden konnten, z. B. die Begriffe von Daseyn, Kraft, Erscheinung, Materie, Form u. s. w. Nachdem darauf nur Einiges im Allgemeinen über das Leben des Geistes in der Zeit (der Verf. bedient sich durch das ganze Buch des Wortes Zeitleben) gesagt ist, tritt schon S. 26 das System des Verfassers nach den ihm eigenen Principien hervor. Mit dem neuen Kunstnahmen Elemente des Geistes bezeichnet der Verf. zwey ursprüngliche Regungen der Geistigkeit, den Sinn und den Trieb. Sinn und Trieb sind aber nach diesem System nicht etwa einige unter mehreren Grundkräften des geistigen Wesens; sie werden kategorisch für die einzigen Grundkräfte der Seele erklärt, und zwar so, daß erstens beide in unzertrennlicher Vereinigung immer beysammen seyn, und gleichsam als Eine Kraft wirken, zweytens aber auch nur durch ihre quantitative und qualitative Verschiedenheit das ganze menschliche Bewußtseyn mit allem, was in ihm vorkommen mag, erschöpfen sollen. Wir dürfen wohl kaum hinzusetzen, daß der Verf. sogleich beym ersten Auslaufe den Wörtern Sinn und Trieb eine sehr erweiterte Bedeutung geben mußte, wenn nicht die menschliche Natur in ihren geistigen Elementen gewisser Maßen brevi manu auf die thierische reducirt werden sollte, was doch durchaus nicht des Verf. Meinung war. Aber ob nicht eben diese erweiterte Bedeutung der Wörter Sinn und Trieb ein πρωτον ψευδος des Systems genannt werden darf, ist eine andere Frage. Trieb heißt bey dem Verf. nicht, was die Psychologen sonst das Begehrungsvermögen nennen. Sinn ist hier nicht das Vermögen der Sinnlichkeit im Gegensatze mit der Vernunft. Sinn und Trieb sind im Systeme des Verf. ungefähr dasselbe, was in andern Systemen Receptivität und Spontaneität genannt wird,

aber nicht so, als ob diese beiden Grundäusserungen des Seelenwesens eine ursprüngliche Verschiedenheit der Seelenkräfte zuließen, sondern so, daß schlechthin Alles im menschlichen Geiste, die Vernunft nicht ausgenommen, zurückgeführt werden soll auf ein ursprüngliches Wechselverhältniß zwischen Sinn und Trieb. Dieses vorausgesetzt, ist nun, nach dem Verf., das Vorstellungsvermögen (Erkenntnißvermögen im weiteren Sinne) nichts anders, als ein Uebergewicht des Sinnes über den Trieb; das Begehrungsvermögen soll seyn ein Uebergewicht des Triebes über den Sinn; und die Indifferenz oder das Gleichgewicht zwischen Sinn und Trieb ist, nach dem Verf., das Gefühl. Diese drey ursprünglichen Modificationen oder quantitativen Verhältnisse der Elemente des Geistes, wie der Verf. sie nennt, werden dann weiter als Grundlage der qualitativen Verhältnisse betrachtet. Qualitative Verhältnisse der Elemente des Geistes nennt der Verf. die Vermögen der allgemeinen Perfectibilität und die natürlichen Bildungsstufen, die er mit den Wörtern Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft bezeichnet. Doch bemerkt er schon vorläufig (S. 60), daß das ganze menschliche Zeitleben, wie er es nennt, zwischen zwey Grenzpuncten, dem Einzelnen und dem Allgemeinen, oder der Individualität und der Universalität, eingeschlossen sey, und diese Grenzpuncte nennt er die beiden Pole des Zeitlebens. Der Beweis für alle diese psychologischen Grundlehren konnte natürlicher Weise nicht anders geführt werden, als durch Analyse unbezweifelbarer Thatsachen des Bewußtseyns in Beziehung auf die vorangehenden Begriffe. Das System zerfällt also in die zwey Theile, von den quantitativen und von den qualitativen Verhältnissen der Elemente des Geistes in der oben angegebenen Be-

deutung dieser Kunstwörter. Die Lehre vom Gefühle, nach der oben angegebenen Definition desselben, wird zuerst abgehandelt. Sie scheint das System des Verf. besonders zu begünstigen, weil man nach den bisherigen Systemen immer in Verlegenheit gerieth, so bald man das Gefühl im höheren Sinne, nahmentlich das moralische und das religiöse, für mehr, als eine besondere Aeußerung der Sinnlichkeit erklären wollte. Sehr consequent behauptet dann auch der Verfasser, nach seiner Erklärung des Gefühls als eines Gleichgewichts zwischen Sinn und Trieb, daß es reizlose Gefühle, das heißt, solche gebe, die weder angenehm, noch unangenehm sind. Treffliche Bemerkungen findet man hier über das psychologische Urgefühl, das alle geistigen Zustände in sich vereinigt, und aus welchem alle, beym Erwachen der Kräfte in der Seele des Kindes, hervorgehen. Noch Mehreres aus dieser neuen Theorie des Gefühls wird als Gewinn für die Wissenschaft zurückgelegt werden können. Wichtiger für das System selbst sind aber die beiden folgenden Hauptstücke, über das Vorstellungsvermögen und das Begehrungsvermögen nach der besondern Ansicht des Verfassers. Hier stößt sich, nicht etwa eine vorgefaßte Meinung, sondern das Bewußtseyn selbst, an der Behauptung, daß das Vorstellungsvermögen, als Uebergewicht des Sinnes über den Trieb, ursprünglich nur ein Bildungsvermögen sey, das sich wieder in Einbildungskraft und Denkkraft auflöse. Sichtbar blickt aus dieser Theorie ein Theil des neuesten Idealismus hervor, dem der Verfasser sich überhaupt sehr nähert, ob er ihm gleich in einer Hauptsache, der so genannten Anschauung des Absoluten, nicht beypflichtet. Das Anschauen überhaupt ist, nach dem Verfasser, eine Aeußerung

der Einbildungskraft. Der Zustand der Empfindung und sinnlichen Wahrnehmung werde fälschlich auf Sinnlichkeit, als ob diese von der Einbildungskraft ursprünglich verschieden wäre, zurückgeführt. Die Unterscheidung zwischen äußern und innern Anschauungen sey für den Zweck der Psychologie von geringer Bedeutung. So lauten des Verfassers Worte S. 133. Unsers Erachtens ist dieser Unterschied einer der wichtigsten in der ganzen Psychologie. Auf ihm beruht nicht nur, was das Wachen von den Träumen unterscheidet, folglich ein Haupt-Moment des Bewußtseyns; sondern auch, was den gesunden Menschenverstand von der Schwärmerey trennt, regulirt sich auf eine sehr merkwürdige Art, wenn gleich nicht ganz, doch zum Theil, nach der Unterscheidung äußerer Anschauungen von inneren. Aber das Bewußtseyn selbst erscheint in der Psychologie des Verfassers beynahe nur als Nebensache. Er nennt es eben hier bey dieser Gelegenheit, S. 136, den Zustand, in welchem wir uns bey jeder vollendeten Vorstellung befinden. Das also nur wäre Bewußtseyn, und nichts weiter? Auch Gedächtniß und Erinnerungskraft sind, nach dem Verfasser, gar keine besondere Vermögen des Geistes. Und so analysirt er dann auch die Denkkraft, dieses ganze Hauptstück hindurch, nur als Gegenstück zur Einbildungskraft. Er nennt sie freylich das höhere Vorstellungsvermögen. Aber woher denn dieses Höhere? Oder ist das schon an sich etwas Höheres, daß man sich durch die Denkkraft das Allgemeine vorstellt? Ausdrücklich lehrt der Verfasser S. 166, daß Einbildungskraft und Denkkraft in ihrer ganzen innern Beschaffenheit nur in so fern sich unterscheiden, als die Elemente des Geistes, Sinn und Trieb, sich bey der

Denkkraft anders verhalten, als bey der Einbildungskraft, indem nähmlich die Einbildungskraft das Einzelne bilde, und die Denkkraft das Allgemeine. Daher hält sich der Verfasser auch berechtigt, die Grundlinien der Logik, von S. 179 bis 229, in seine Psychologie herüber zu ziehen. Den Unterschied zwischen Verstand und Vernunft hat er in die zweyte Abtheilung des Systems verwiesen, wo die Bildungsstufen des Geistes bezeichnet werden sollen. Gleichwohl hat der Verfasser schon in der ersten Abtheilung die Theorie des Begehrungsvermögens, mit Einschlusse der Lehre von der Freyheit und Sittlichkeit, abhandeln zu können geglaubt. Aber wir müssen bey dieser Theorie des Begehrungsvermögens, mit der ungefähr die zweyte Hälfte des Buches anfängt, unsere specielle Inhaltsanzeige schließen. Nur noch Eine Bemerkung über das Ganze mag hier stehen. Wollen wir dem psychologischen System des Verfassers beypflichten, so fällt der ursprüngliche Gegensatz zwischen Sinnlichkeit und Vernunft freylich weg. Daraus aber folgt noch nicht, daß des Verfassers Lehre von den Elementen des Geistes mehr ist, als eine neue psychologische Hypothese; und aus der consequenten Durchführung dieser Hypothese folgt wieder noch nicht, daß die Psychologie sich über jenen ursprünglichen Gegensatz erheben könne, wenn sie nicht, anstatt dem wirklichen Bewußtseyn getreu zu bleiben, das gefährliche Spiel wagen will, aus Hypothesen das wirkliche Bewußtseyn zu deduciren. Auch ist dem Rec. nicht klar geworden, wie der Verf. nach seinem System sich vorstellen kann, daß sich die menschliche Natur von der thierischen anders, als dem Grade nach, unterscheide. Dahin führt denn allerdings auch die neue Naturphilosophie, die dem

(S. 453)
Verf. (S. 452) ein echtes Product der Genialität zu seyn scheint, während diese Genialität in den Augen Anderer, die auch mit der Philosophie des Zeitalters vertraut geworden sind, nichts weiter ist, als Aeußerung einer durch Sophismen exaltirten Phantasie.

Zürich und Leipzig.

Das neue Attische Museum herausgegeben von C. M. Wieland, J. J. Hottinger und F. Jacobs, des dritten Bandes drittes Heft, 1811, 148 Seiten in Octav, liefert zwey Uebersetzungen aus dem Griechischen: I. Die Choephoren des Aeschylos, metrisch verdeutscht und mit Anmerkungen begleitet von Prof. Conz; II. Platons Euthyphron. Die erste ringt mit den bekannten Schwierigkeiten einer metrischen, dem Original ganz entsprechenden, Uebersetzung von Griechischen Dichtern, zumahl in der lyrischen Gattung, welche, wenn auch nicht zum bessern Verstehen, oder zum Verstehen, dennoch wenigstens der Deutschen Sprache mehr Ausbildung für die hohe Dichtart verschafft. Die Anmerkungen sind gemischt, theils ungeübte Leser mit der Fabel und mit Alterthumsgegenständen bekannt zu machen, theils für die, welche andere Uebersetzungen oder den Text selbst mit der Uebersetzung vergleichen wollen. Auf diesem Wege stößt man auf einige feine Anmerkungen für die Sprache und Critik. Eben so verhält es sich mit den philologischen und critischen Anmerkungen zum Euthyphron. Für den Leser, der sich über die Gegenstände selbst unterrichten will, ist die Einleitung zu demselben das Fruchtbarste.

St. 107 S. 1064 Z. 6 statt aus der einen glottis l. aus der rima glottis.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

185. Stück.

Den 21. November 1811.

München.

Geschichte der Schicksale der evangelischen Lehre in und durch Baiern bewirkt in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, oder Kirchen- und Staatsgeschichte von Baiern von dem Ausbruch der Kirchen-Reformation bis zu Wilhelms IV. Tode — aus den Urkunden bearbeitet, sammt einem diplomatischen Codex. Von Vitus Anton Winter, königl. Baierschem und erzbischöfl. Regensburgischem geistlichem Rathe ꝛc. B. I. 1809. S. 324 in Octav. B. II. 1810. S. 356 in Octav. Der Verf. hat sich durch dieß Werk ein wahres Verdienst um die Geschichte der Reformation, und selbst auch um die Geschichte unserer evangelischen Lehre, erworben, denn er hat aus dem Urkundenschatz der Archive, die ihm geöffnet wurden, mehrere dazu gehörige, und zum Theil sehr interessante, Thatsachen an das Licht hervorgezogen, die man bisher gar nicht, oder nicht so genau, gekannt hatte; dieß Verdienst aber muß unsere Kirche dem katholischen Gelehrten desto höher anrechnen, weil sie ihm dabey nicht leicht ein einziges zu hartes oder unbilliges

Urtheil zu verzeihen hat, wiewohl er deßwegen die Grundsätze seines Glaubens und seiner Kirche nirgends verläugnete.

Der eigentlich historische Theil des Werks ist nach einem höchst natürlichen Plane angelegt, indem der Verf. das zufällig glückliche Zusammentreffen mehrerer gleichartiger Ereignisse in einem bestimmten Zeitabschnitt auf eine sehr verständige Art benutzt hat. Seine Geschichte ist in drey Perioden eingetheilt, von denen sich jede durch einen eigenen Character sehr merklich unterscheidet. Die erste Periode geht vom Anfange der Reformation bis zu dem ersten Baierischen Religions-Mandat gegen Luthern, nähmlich vom J. 1518 bis 1522, und zeichnet sich durch Schonung Luther's, seiner Lehren und seiner Anhänger in Baiern aus. Die zweyte Periode umfaßt den Zeitraum vom J. 1522 . . . 1534, also zwölf volle Jahre, und ihre Characteristik ist die Unterdrückung Luther's, seiner Lehren und Anhänger in Baiern, wo sie in diesem Zeitraum mit Feuer und Schwert verfolgt, und wirklich fast ganz vertilgt wurden. Die dritte Periode schließt einen Zeitraum von sechszehn Jahren ein, und reicht vom J. 1534 bis 1550 — dem Todesjahre Wilhelms IV.; in diesen Zeitraum fällt aber das Meiste von demjenigen, was durch die Baierischen Herzoge zu der Unterdrückung Luther's und seiner Lehren auch außer Baiern gewirkt wurde. Jede Periode wird durch eine besondere Beziehung auch für die Geschichte besonders wichtig und anziehend, aber jede einzelne zeichnet sich wieder durch mehreres in ihrer besondern Beziehung Interessante aus, wovon wir hier nur das Wenigste ausheben dürfen.

Sehr zweckmäßig ist der ersten Periode eine Schilderung des politischen, des litterärischen und des kirchlich-religiösen Zustandes von Baiern vor und bey

dem Anfange der Reformation voraus geschickt, in welche jedoch nur dasjenige, was zunächst über die Schicksale, welche sie in Baiern erfuhr, einiges Licht verbreiten kann, von dem Verf. aufgenommen, und mit sehr unbefangener Wahrheitsliebe aufgenommen wurde. Auch bey demjenigen, was S. 29 über die erste Veranlassung der Reformation überhaupt erwähnt werden mußte, stößt man sogleich auf eine Aeußerung, die des gerechten katholischen Historikers würdig ist, denn Hr. W. gesteht hier unumwunden, daß "unter den damahls eingerissenen Mißbräuchen keiner für das Gefühl der Menschenwürde empörender war, als der Ablaßhandel, der für irdische Güter himmlische darbot, und vermittelst dessen für Geld Loszählung von Sünden erkauft werden konnte und wurde." Dafür wird auch jeder protestantische Gelehrte den Tadel, der S. 42 über die Heftigkeit geäußert ist, womit Luther zuerst gegen den Ingolstädtischen Theologen Johann Eck auffuhr, völlig gerecht, und die Handlungen des Leipziger Gesprächs zwischen ihnen sehr unparteyisch erzählt finden; mehrfaches Vergnügen werden aber jedem Historiker die genaueren Nachrichten machen, die hier S. 55 ... 66 über die erste Aufnahme gegeben sind, welche die päpstliche Verdammungsbulle Luther's, die Eck von Rom im J. 1520 mitgebracht hatte, bey der Universität zu Ingolstadt, bey einigen Bairischen Bischöfen, und selbst bey den Bairischen Herzogen fand. Es ist wirklich merkwürdig, daß selbst die Universität wegen der Publication der Bulle zuerst Schwierigkeiten machte, und wenn man auch sonst schon wußte, daß ihr mehrere Deutsche Bischöfe in ihren Diöcesen Hindernisse in den Weg legten, und besonders von dem Bischof Philipp von Freysingen wußte, daß er sich ernsthaft dagegen wehrte, so hatte man doch bisher noch nicht Alles erfahren, was deßhalb zwischen Eck und ihm

verhandelt worden war, denn auch Meichelbeck hatte nicht Alles gewußt, oder doch nicht für gut gefunden, in seiner Freysingischen Geschichte Alles der Welt mitzutheilen. Nachdem sich nähmlich der Bischof schon dazu verstanden hatte, die Publication der Bulle in seiner Diöces vornehmen zu lassen, so knüpfte er noch mit Eck eine besondere Unterhandlung an, und verlangte von ihm, daß er den Geistlichen seines Sprengels, oder doch einigen, die Macht ertheilen sollte, die Uebertreter der Bulle zu absolviren; als ihm aber Eck erklärte, daß dieß die Grenzen seiner Vollmacht überschritte, und ihm selbst, um dieß zu beglaubigen, eine Abschrift von dieser zuschickte, so schrieb er ihm sehr unwillig zurück, daß er in einer so wichtigen Sache klüger hätte zu Werke gehen sollen. Doch zu diesem letzten Schritt war er gewisser Maßen, was noch merkwürdiger ist, durch die Herzöge von Baiern selbst veranlaßt worden, denn diese hatten im März des J. 1521 ein S. 62, 63, mitgetheiltes Schreiben an alle Baiersche Bischöfe erlassen, worin sie sehr dringend von ihnen verlangten, daß sie allen Predigern und Beichtvätern aufgeben sollten, Luther's Lehren und Schriften wenigstens so lange nicht zu verdammen und zu verwerfen, bis die auf dem zu Worms versammelten Reichstage darüber angefangenen Handlungen beendiget seyn würden.

In der zweyten Periode verweilt der Verf. selbst mit sichtbarem Widerwillen bey den blutigen Auftritten, durch welche er die Geschichte durchführen mußte. Was er hin und wieder zur Entschuldigung der Baierischen Regenten über die Gründe anführt, wodurch sie sich zu einem solchen gewaltsamen Verfahren gegen die Anhänger der neuen Lehre nicht nur berechtigt, sondern auch gedrungen glauben konnten, mag man sehr gern gelten lassen, denn wem mag es nicht eine wohlthätige Empfindung machen, wenn man sich selbst ein

zu hartes Urtheil über sie ersparen kann? Doch man wird sich auch um deßwillen geneigter fühlen, es gelten zu lassen, weil man doch hin und wieder auch durch Beweise von Menschlichkeit und Milde in ihrem Verfahren überrascht wird, das freylich eine Ungleichheit dadurch erhält, die man nicht immer erklären kann. So mag es sich schon begreifen lassen, warum die ersten Bekenner der Lutherischen Lehre in Baiern, gegen die man den Ketzer-Proceß förmlich instruirte, wie ein Webergeselle zu Ingolstadt, der sich zum Prediger aufgeworfen hatte, S. 98, und ein gewisser Prediger und Magister Dayer S. 99 noch mit der bloßen Landesverweisung davon kamen. Auch die verhältnißmäßige gelinde Behandlung des bekannten Arsac. Seehofer erklärt sich durch den Widerruf, den er sich abpressen ließ, S. 100 . . . 112, wiewohl man sich nicht wundern könnte, wenn ihm die Briefe, worin sich die seltsame Frau Argula von Stauffen bey der Universität und bey den Herzogen für ihn verwandte, ein schlimmeres Spiel gemacht hätten. So sieht man auch recht gut, warum die Regenten Baierns nach dem zu Regensburg geschlossenen Bündnisse, nach den in ihrer Nähe entstandenen Volksbewegungen, und besonders nach dem Bauernaufstande, der in Salzburg zum Ausbruch kam, eine so viel größere Strenge zeigten, welche Leonhard Käser auf den Scheiterhaufen brachte, und noch so viele andere Ketzerbrände in München selbst veranlaßte. Man kann selbst vermuthen, daß sie auch deßwegen etwas weiter gehen zu müssen glaubten, weil es ihnen schien, daß ihre Bischöfe bey den Proceduren gegen verdächtige Cleriker zu schläfrig oder zu schonend zu Werke gingen, daher sie auch im J. 1523, zum großen Aerger von jenen, von Hadrian VI. eine Bulle auswirkten, wodurch die Inquisition über alle ketzerische Geistliche den Aebten einiger Baierischen Klöster über-

tragen wurde; aber um so weniger kann man sich darein finden, daß noch im J. 1524 drey Predigern, welche sich der Anhänglichkeit an die Lutherische Lehre mehr als verdächtig gemacht hatten, so glimpflich behandelt, und nach S. 201 ... 203 bloß durch die Entsetzung von ihren Beneficien und die Verweisung aus Baiern gestraft wurden.

Die Geschichte der dritten Periode eröffnet sich B. II. S. 9 mit den Bemühungen, welche die Herzoge von Baiern anwandten, um die Einführung der Reformation in Regensburg und Augsburg zu verhindern, was ihnen aber für jetzt nur in der erstern Stadt gelang. Warum der Kaiser und sein Bruder Ferdinand Bedenken trugen, so rasch gegen Augsburg zu verfahren, als die Herzoge verlangten, mochte wohl seinen Hauptgrund in der damahligen Lage der Umstände haben, in der ihnen mit keinem Kriege im Reiche gedient war, aber es ist ja wohl sehr glaublich, was S. 30 der Baierische Gesandte bey dem Kaiser in seiner geheimen Correspondenz vermuthete, daß auch das Augsburgische, zu Wien und zu Toledo ausgetheilte, Geld seinen Antheil daran gehabt haben mag. Eben so gern mag man es glauben, was der Verf. S. 105 versichert, daß vorzüglich der Einfluß der Herzoge von Baiern den unerwarteten Abschied des Regensburgischen Reichstages vom J. 1541 veranlaßt habe; er hätte jedoch sogleich dazu bemerken sollen, daß dieser Abschied durch die Declaration, die der Kaiser den Protestanten darüber ertheilte, ein bloßes Spiel wurde. Man könnte es daher leicht auch für möglich halten, daß die Unzufriedenheit über, und das Mißtrauen gegen den Kaiser, das die Herzoge bald darauf in den geheimen, mit Sachsen und Hessen angesponnenen und schon von Sekendorf bekannt gemachten, Unterhandlungen affectirten, nicht ganz Verstellung gewesen seyn möchte; im Ganzen

mag sich jedoch Hr. W. über die Absicht dieser von dem seinen Leonh. v. Eck geführten Unterhandlungen S. 120 gewiß nicht geirrt haben. So ist auch S. 145 mit Recht die falsche Angabe von Schmid in seiner Geschichte der Deutschen gerügt, daß der Herzog Wilhelm von Baiern in dem ersten Feldzuge des Schmalkaldischen Krieges keinen Mann zu der kaiserlichen Armee gestellt habe, denn er hätte schon in den Monumentis Boicis von Adelzreuter finden können, daß 800 Baiern zu dem kaiserl. Heer stießen, die in der Folge zu mehreren Tausenden anwuchsen. Sehr characteristisch ist hingegen die Anecdote, die noch S. 160 aus Dalham's Concil. Salisburg. beygebracht ist, daß auf einer Salzburgischen Provinzial-Synode vom J. 1549 der Clerus mit einer förmlichen Bitte einkam, daß man doch das in dem letzt erlassenen kaiserl. Reformations-Project enthaltene Kapitel von Abschaffung der Concubinen der Geistlichen nicht genehmigen möchte, weil das Uebel dadurch nur ärger, und ein so alter Gebrauch ohnehin nicht leicht abgeschafft werden könnte.

Endlich finden wir es sehr zweckmäßig, daß der Verf. noch in einem besondern Anhange den mannichfachen Einfluß der in seiner Geschichte erzählten Ereignisse auf den Zustand der Religion, der Kirche, des Staats und der Staatsverfassung in Baiern bemerklicher zu machen, oder die Aufmerksamkeit besonders darauf zu richten versucht hat. Wir haben auch nichts dagegen, daß er daraus einen eigenen zweyten Theil gemacht hat, dem er den Titel „Geschichte nach der Sachfolge“ zu geben für gut fand; nur finden wir gerade hier die einzige Stelle, über welche ein protestantischer Leser mit dem katholischen Historiker rechten möchte, und, wie wir glauben, auch rechten dürfe. Er glaubte sich nähmlich seiner Seits bey der Bestimmung des Einflusses, den die neuen Lehren Luther's auch auf die religiöse und sittl. Volks-

Cultur in Baiern gehabt hätten, auf die Prüfung von einigen dieser Lehren einlassen zu müssen, hob aber dabey S. 200 allein die zwey einzigen Unterscheidungsformen der neuen Theologie von dem allein und ohne Werke seligmachenden Glauben, und von dem Verlust der Freyheit des Willens aus, in welchen der Mensch durch die Sünde gekommen sey. Davon gibt er zwar als Grund an, daß er sich nur seinem Zwecke nach an jene Unterscheidungslehren der Neuerer, die in Baiern eindrangen, halten könne; aber enthält nicht seine Geschichte selbst Beweise genug, daß auch noch mehrere der neuen Lehren von dem Volke in Baiern äußerst begierig aufgenommen wurden? Doch möchte er auch immer von diesen keine Notiz hier genommen haben; allein bey der Prüfung, die er über jene zwey Lehren anstellte, hätte er auch ausdrücklich erinnern sollen; daß er sich dabey nur an jenen Sinn halte, in welchem sie von dem Volke in Baiern aufgefaßt worden seyen, denn so bald sich sein Urtheil auch auf den Sinn beziehen soll, in welchem sie Luther aufgestellt hatte, so muß es jeder unterrichtete Protestant, wenigstens in Beziehung auf die erste davon, eben so unrichtig als unbillig finden. Wirklich scheint es aber, daß Hr. W. über die Lutherische Grundlehre von dem allein seligmachenden Glauben schon im Allgemeinen absprechen zu können glaubte, denn sonst würde er nicht zu bemerken nöthig gehabt haben, daß Melanchthon in den spätern Jahren seines Lebens ganz davon zurückgekommen sey, wobey ihm aber das Unglück begegnete, daß er zum Beweis dafür eine Stelle aus einer Schrift Melanchthon's anführte, S. 204, worin sich dieser gerade am stärksten dafür erklärt hat. Doch welcher protestantische Leser wird nicht mehr als geneigt seyn, diesen einen Mißverstand einem katholischen Historiker zu verzeihen, der sich sonst so durchaus gerecht gegen unsere Kirche gezeigt hat?

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

186. Stück.

Den 23. November 1811.

Göttingen.

Den 9. November hielt die königl. Societät der Wissensch. ihre Jahresfeyer zum sechzigsten Mahle. Die Vorlesung hielt der Professor u. Ritter Heyne, welcher zugleich, als beständiger Secretär, die Jahresnachrichten von den Vorfällen bey der Societät seit dem November des vorigen Jahres vorzutragen hatte. — Die Vorlesung betraf die Schicksale Alexandriens unter den Römischen Kaisern: de rebus et vicissitudinibus Alexandrinorum. Der Inhalt soll im nächstfolgenden Stück weiter vorgelegt werden.

Die Nachrichten hoben sich, wie gewöhnlich, von dankbarer Anerkennung des göttlichen Schutzes und der vielen Beweise der huldvollen Gesinnung und hohen Sorgfalt Sr. Majestät unsers allergnädigsten Königes für die Societät an, deren Erzählung eine frohe Erinnerung erweckte.

Die Erzählung der Vorfälle bey der Societät, so weit sie für das Publicum wissenswürdig seyn können, waren vorzüglich folgende: Das Directo-

rium war seit Michaelis vom Hrn. Prof. Richter, aus der physischen Classe, an Hrn. Prof. Mayer, in der mathematischen Classe, übergegangen. Die neue Stiftung einer vierten Classe, der alten Litteratur und Kunst, hat seit jenem Stiftungstage ihre völlige Ausbildung erhalten. Es wurden also in den ersten Monathen des laufenden Jahres einige auswärtige Gelehrte in dieselbe zu correspondirenden Associirten aufgenommen, theils Deutsche, theils Ausländer. Jene waren folgende: Hr. Hofrath Jacobs, jetzt erster Bibliothecar und Vorsteher der herzogl. Münzsammlung zu Gotha; Hr. Professor Schneider, aus Sachsen, Professor der Redekunst und der Philologie, vorhin zu Frankfurt an der Oder, gegenwärtig zu Breslau; Hr. Professor und kaiserl. Russischer Hofrath Morgenstern zu Dorpat. Weiter Hr. von Hammer, kaiserl. Hof-Secretär und Hof-Dolmetscher der Orientalischen Sprachen in Wien; sein zu gleicher Zeit aufgenommener College, von Bombay, war in der Zeit verstorben. Hr. Prof. Wyttenbach in Leiden, zugleich mit dem Hrn. Hieronymus van Bosch, von dessen Tode aber mittler Zeit Nachricht einging; Hr. Prof. Tydemann in Franeker. Noch eignete sich die Classe den gelehrten Bischof und Ritter Münter in Kopenhagen zu, der schon vorhin mit der Societät verbunden war; endlich noch aus Rußland der Hr. von Ouwaroff, kaiserl. adlicher Kammerjunker, geschätzt wegen seines rühmlichen Eifers für die Litteratur von Asien.

Von Todesfällen ist der Societät keiner bekannt geworden, als vom Astronom Nevil Maskelyne, in England; von Beek Calkoen, Professor der Mathematik zu Utrecht, und von Pallas, in Ruß-

land. Desto herber war der einheimische Verlust unsers Collegen und Mitglieds, Johann Beckmann, dessen Gedächtnißfeyer durch eine Versammlung und Elogium noch in eben dem Monath (Februar), in welchem er starb, ist begangen worden.

Dagegen erfolgte die Aufnahme von zwey neuen gegenwärtigen Mitgliedern: in der historischen Classe, Hrn. Karl von Villers, ordentlichem Professor der philosophischen Facultät, zugleich auch als correspondirendem Secretär der Societät; und in der physischen Classe, Hrn. Joh. Friedrich Ludwig Hausmann, Professor der Philosophie. Beide waren bereits vorhin mit der Societät verbunden. Im Frühjahre wurden noch einige Aufnahmen beschlossen: als correspondirende Assocïirte, Hr. Pascal Houzelot, M. D. erster Chirurg der Bürger-Hospitien zu Meaux in Frankreich, und Joh. Baptista Parroisse, erster Chirurg des Königes zu Neapel; Hr. Dr. Roloff, Stadt-Physicus in Magdeburg. Zu auswärtigen Mitgliedern wurden erwannt: Der erste kaiserl. Leibarzt, Joh. Nicolaus Baron von Corvisart, und der Russischkaiserl. Staatsrath und Director der Waldungen des Russ. Reichs, Hr. von Diroff.

Für die November-Versammlung sind einige Wahlen verabredet worden, welche wir nächstens anzeigen werden. — Wir eilen zu der Anzeige der Preisfragen und Preisschriften.

Der Hauptpreis war auf eine Frage der physischen Classe gesetzt (s. Gött. gel. Anz. 1808 199. St. S. 1985, und 1810 188. St. S. 1122):

Cum *penitior partium urinam humanam componentium cognitio*, quam recentioribus chemicis a Fourcroy aliisque institutis analysibus debemus, plures in *pathogenia* et

therapiæ progressus promittat: fructuosa ad *hunc finem ejus applicatio* a societate regia desideratur.

Bey aller Wichtigkeit der Frage ist doch keine Concurrenz von Preislustigen erfolgt.

Die öconomische Frage auf den November 1811 betraf die Verbesserung der Bierbrauereyen in Niedersachsen:

Wie können die Brauereyen in Niedersachsen dergestalt verbessert werden, daß die Biere den Englischen gleicher werden?

Es war gleich bey der Aufgabe beygefügt: Es verstehe sich, daß nicht sowohl Vorschriften zum Brauen gewünscht werden, noch, daß von einer neuen Organisation der äußern Verhältnisse der Brauereyen im Königreiche Westphalen die Rede seyn kann: daß vielmehr nur eine Anzeige derjenigen Mittel verlangt werde, wodurch bey den äußern Verhältnissen, in welchen die Brauereyen in Niedersachsen stehen, dieselben verbessert werden können.

Natürlicher Weise war eben dadurch vorausgesetzt, daß derjenige, welcher die Frage beantworten wollte, mit den Bierbrauereyen in Niedersachsen genau bekannt seyn, und die Mängel mit den Schwierigkeiten, ihnen abzuhelfen, so wie auch die Ausführbarkeit brauchbarer Mittel, aus eigener Ansicht kennen müsse.

Es sind nur zwey, oder eigentlich ist nur Eine Schrift eingegangen, welche als preisbewerbend betrachtet werden kann, denn eine andere Schrift, welche erst den 6. November, also lange nach dem festgesetzten Termin, einlief, war von einem bloßen Practiker verfaßt, und enthielt weiter nichts, als eine Beschreibung des gewöhnlichen Brau-Proces-

fes, wie er in manchen guten Brauereyen im nördlichen Deutschland üblich ist. Aber nur die, eigentlich zur Prüfung eingegebene, Schrift mit dem Motto: *Nur die Wahrheit ist einfach, sich selbst gleich*, konnte in Betrachtung kommen.

Die der Sache kundigen Mitglieder haben der Societät vortreffliche gründliche Beurtheilungen der Schrift vorgelegt; sie stimmen dahin überein, daß die Schrift mancherley interessante Bemerkungen enthalte, und Ansichten gebe, in Ansehung deren sie allerdings einer gewissen Achtung werth sey; daß ihr aber der Preis nicht zugetheilt werden könne, weil sie die Frage selbst nicht gründlich beantwortet habe.

Der Verfasser gehet nähmlich auf ganz andere Dinge aus, als diejenigen sind, wovon die Frage war, wie schon gesagt ist. Er schlägt ein großes Brau-Institut vor, das auf Napoleonshöhe könne errichtet werden, und theils zu Verfertigung besserer Biere für das ganze Land im Großen, theils zum Unterricht und zur theoretischen und practischen Bildung geschickter Bierbrauer, zugleich auch zum Muster anderer Bierbrauereyen und zur Verbesserung ihrer Biere dienen könnte; einem solchen Brau-Institute erbietet sich der Verfasser selbst vorzustehen. Die Idee selbst ist schön.

Selbst aber auch über diese, obgleich zur Frage nicht gehörige, Dinge, über welche so Vieles gleich in die Augen fällt, das wir nicht zu sagen nöthig haben, wollen wir nur noch Einiges aus dem, was von den Sachverständigen erinnert worden ist, anführen.

Der Verfasser gehet nahmentlich von dem Princip aus, "daß die Brauerey nur mit großen Oeconomien auf dem Lande verbunden, und mit Essig-

brauereyen und Branntweinbrennereyen in Vereinigung gesetzt werden müsse. Eine solche Vereinigung dieser Industrie-Zweige mit der Landwirthschaft möchte aber manche Bedenklichkeiten haben. Wird das Gewerbe sehr stark getrieben: so können nur wenige Güter im Lande dasselbe treiben. Wird es schwach betrieben: so bringt es dem Gute gemeiniglich mehr Schaden, als Nutzen. Die Verbindung dieser Gewerbe mit der Landwirthschaft findet daher nicht einmahl in England Statt, wo doch Alles dazu einzuladen scheint."

"Ganz besonders wird von dem Verfasser die Anwendung der Felsenkeller als eine unumgänglich nothwendige Bedingung zur Erzeugung eines guten Biers empfohlen. Obgleich der Vortheil der Felsenkeller anerkannt ist; so sind dieselben doch keineswegs zur Erreichung dieser Absicht so unentbehrlich, als der Verf. glaubt, und möchten sich gewiß durch andere gute Keller ersetzen lassen."

"Was die vom Verf. aufgestellte Theorie des Brau-Processes betrifft: so ließ sich Manches dagegen erinnern, wenn überhaupt dieser Gegenstand zu den Bedingungen der Preisfrage gehörte."

"Den Vorschlag, eine großen Brauerey zu Napoleonshöhe bey Cassel, verbunden mit einer Unterrichtsanstalt für diesen Industrie-Zweig, anzulegen, so wie alles Uebrige, was sich auf die Oertlichkeit einer recht guten Bierbrauerey bezieht, glaubt die Societät, als der Preisfrage fremd, in keine nähere Berücksichtigung nehmen zu dürfen."

Da also weder für die Hauptpreisfrage, noch bey der öconomischen Frage eine Preisertheilung Statt finden kann: so bleibt nichts übrig, als noch die Aufgaben für die künftigen Jahre im nachfolgenden Blatte anzuführen und neue bekannt zu machen.

Cassel.

In der königl. Buchdruckerey: Etat actuel de la législation sur la conscription militaire de Westphalie, ou manuel des fonctionnaires publics appelés à concourir au recrutement de l'armée; par *J. Delahaye*, chef de division au département de la guerre. Quatrième edition. 1811. Octav. T. 1. 545 S. T. 2. 427 S. u. Formulare 106 S. — Dem Französischen Texte steht eine Deutsche Uebersetzung meistens zur Seite; hin und wieder (wo jene Einrichtung nicht ausführbar war oder nicht paßlich schien) folgt sie in eigenen Abschnitten. — Wer auch nur einiger Maßen den vom Verfasser behandelten Gegenstand kennt, wird sich leicht überzeugen, daß eine Erläuterung der dahin gehörenden Gesetze für die öffentlichen Beamten, welche bey dem von allen Seiten wichtigen Geschäfte thätig zu seyn berufen sind, etwas sehr Wünschenswerthes war. Hr. Delahaye hat durch das vorliegende Werk manche Bedürfnisse auf eine zweckmäßige Art befriedigt. Doch nicht bloß der Practiker wird ihm dafür Dank wissen; — es ist auch dem Theoretiker, und den Bürgern unseres Staates überhaupt, ein nützliches Geschenk gemacht. — Wir müssen uns, dem Zwecke unserer Blätter gemäß, auf eine summarische Inhaltsanzeige beschränken. Der erste Band enthält, nach einer Einleitung, zuvörderst den *Code de la conscription militaire pour le royaume de Westphalie*, darauf eine sehr vollständige und brauchbare *Table alphabétique et analytique des matières* über jenes Gesetz (— das Deutsche Register ist hier natürlich vom Französischen Texte getrennt, und folgt auf denselben —); sodann ein, zur vollständigen Uebersicht derjenigen Fälle, in welchen sich der Conscribirte in Rücksicht der Erfüllung oder

Nichterfüllung seiner Pflicht befinden kann, führen=des *Tableau synoptique conscriptionnel* — enthalten in zweyen großen Tabellen, auf welchen die Deutsche Uebersetzung im gewöhnlichen Contexte des Buches folgt. Der vierte und letzte Abschnitt des ersten Bandes liefert eine sehr vollständige Anweisung zu den, den Mairen bey der Conscription und bey der freywilligen Anwerbung obliegenden, Geschäften.

Im zweyten Bande sind in dem ersten Hauptabschnitte die Grundsätze über die Aushebung von den Operationen des Unter=Präfecten bis zu denen des Recrutirungs=Rathes, und zugleich mehrere für die Conscription im Allgemeinen wichtige Rechtsfragen erörtert. Im zweyten Hauptabschnitte findet sich zuerst ein alphabetisches Register (in Französischer, und hinterher in Deutscher Sprache), in welchem eine genaue Kenntniß derjenigen Beweisstücke gegeben wird, welche die Conscribirten und ihre Eltern aufzuweisen haben, sey es, um auf gesetzliche Begünstigungen Anspruch zu machen, oder, um die geschehene Erfüllung der regelmäßigen Pflichten darzuthun. Die zweyte Unterabtheilung des vorliegenden Hauptabschnittes liefert eine Erläuterung des im ersten Bande enthaltenen Tableau synoptique. Der dritte Hauptabschnitt enthält interessante Bemerkungen über das Recrutirungs=Wesen der Alten und Neuern, und über die Vortheile der jetzigen Militär=Conscription. In einem Anhange finden sich 65 Deutsche Formulare für die von den verschiedenen öffentlichen Beamten in Conscriptions=Sachen auszustellenden Etats und Zeugnisse. Zuletzt folgen kurze allgemeine Register über das ganze Werk.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

187. Stück.

Den 23. November 1811.

Göttingen.

Die in der Versammlung der königl. Societät der Wiss. am Tage der Stiftungsfeyer, am 9. Nov., gehaltene Vorlesung des Prof. und Ritters Heyne ist überschrieben: Urbis Alexandriae et Aegypti res et vicissitudines sub Imperatoribus Romanis ad tempora sua revocatae. Die Schicksale dieser großen Handelsstadt, und mit ihr Aegyptens überhaupt unter den Römischen Kaisern, sind wenig erfreulich, immer Bedrückung, Aufstand und Unruhen. Der sonst so staatskluge August befolgte die Staatsmaxime, das volkreiche, durch Handel und Künste blühende, Alexandria als eine Beute zu betrachten, und, nachdem er sie durch Erpressungen aller Art zu Grunde gerichtet hatte, und sich des Hasses der Aegypter vergewissert halten konnte, die Einwohner durch Verarmung in Gehorsam zu erhalten. Natürlicher Weise erfolgte das Gegentheil: keine Stadt, keine Provinz, war so vielen Unruhen und öfterem Aufstand ausgesetzt. Als, nach Erbauung Roms 724, Aegypten zur Provinz gemacht ward, erniedrigte er es gleich so weit, daß er ihm keinen

Legat und Präses, sondern bloß einen Präfect, versetzte; von Rom aus ward für die Rechtspflege jährlich ein Juridicus dahin geschickt, so daß allem Ansehen nach, Aegypten und Alexandria nicht einmahl ihre Privatrechte behielten. Es ward außerdem mit ungeheuren Steuern belastet, und auf der Stelle gleich mit einer erzwungenen Steuer des sechsten Theils des ganzen Vermögensstandes von jedem Einwohner belegt: und doch blieb die jährliche Absendung der Getreideflotten nach Rom, welches sonst hätte Hunger leiden müssen. Wie sehr Aegypten verarmt sey, beweisen noch die vielen erbärmlichen Aegyptischen Alterthümer aus dieser und den folgenden Zeiten unter der Römer Herrschaft; die vielen kleinen Götterbilder und hieroglyphischen Figuren aus Thon und andern Erden, oder von Glas. Die erste Erleichterung seines Schicksals erhielt das Volk erst unter Hadrian, welcher bey seiner Reise durch die Provinzen auch Aegypten besuchte, bis nach Oberägypten und Theben kam, wo er die Memnons-Statue die aufgehende Sonne begrüßen hörte, die Ruinen der alten verfallenen Städte in Augenschein nahm, und, bey seinem Kunstsinn, von der Kunst der Aegyptier so viel abborgte, daß er sie mit der Griechischen Eleganz und Schönheit zu vereinigen suchte; wovon, wie bekannt, seine Baue und Kunstwerke, besonders auf seiner Villa zu Rom, zeugen. Die Alexandriner hatten sich zwar seinen Unwillen zugezogen, da sie seine leidenschaftliche Trauer über den vergötterten Antinous durch bekannt gewordene Spötteleyen ein wenig laut mochten gerügt haben; dennoch gab er den Alexandrinern ihre alten Privilegien wieder, und vermehrte sie mit neuen. Die nach dem Tode des Commodus erfolgten Versuche von mehreren Bewerbern um den Kaiserthron zogen Aegyp-

ten in die Zahl der Provinzen, in welchen sich Aufwiegelungen und Empörungen immerfort erzeugten. Die Lage des Landes und der Stadt Alexandria trug das Ihrige bey, mit der Last der Bedrückung, und vielleicht das hitzige, aufbrausende, schwarzgallige Temperament des Volks selbst, dem eine besondere Neigung zu Auflauf und Zusammenrottirung beygelegt wird; in Alexandria konnte die aus Einheimischen und so mancherley Fremden bunt gemischte Volksmenge, besonders des armen, geschäftlosen Pöbels, bey ermangelnden Gewerben, dazu beytragen; unter den Aegyptiern aber das Clima, die Lebensweise und die Rohheit, in welche sie gesunken waren. Der alte, ansehnliche, ehrwürdige, Priesterorden war zerstört; es waren bloß Unwissende aus den niedrigsten Classen des Ordens geblieben, die als Gaukler, Zeichendeuter und Gauner den großen Haufen täuschten, und in abergläubischen Gebräuchen und Meinungen den gesunden Verstand erstickten. Bey der Fruchtbarkeit des Bodens für die nothdürftige Nahrung, ohne Gewerbe, lebte das Volk in Müssiggang. Bey der Reizbarkeit und dem Hange zur Schwärmerey, und zum Trübsinn, geriethen die Aegyptier also schnell in Wuth, bey geglaubtem oder erfahrnem Unrecht; leicht faßte ein Funken, und stieg zur Flamme auf. Pescennius Niger war (Jahr Chr. 193) von den Legionen in Syrien zum Kaiser ausgerufen worden; das benachbarte Aegypten ward in das Spiel gezogen und forthin durch Factionen zerrissen. Niger gedachte von Aegypten aus sich auch Libyens, oder der Nordküste von Africa, zu bemächtigen, der beiden Kornländer für Rom, das er, wenn er sie besaß, durch abgeschnittene Zufuhren aushungern konnte. Aber sein Feldherr, Aemilian, verlor das Treffen bey Cyzicus in Bithynien, und blieb auf

der Flucht; Niger selbst ward in der Schlacht in den engen Pässen von Cilicien geschlagen, flüchtete nach Antiochien, und verlor auf der Flucht sein Leben. Nun blieb Aegypten dem Septimius Severus. Im achten Jahre seiner Regierung (Jahr Chr. 202) bereisete auch er Aegypten; an der Grenze stellte er, so wie vorhin Hadrian auch that, am Grabmahle des unglücklichen Pompejus eine Gedächtnißfeyer, mit Todtenopfer, an; in und mit welchem Sinn und aus welchem Antrieb dieß geschehen sey, wissen wir nicht; aber geehrt ward durch diese Feyer des großen Mannes Andenken nicht weniger, als ehemahls durch die Thränen seines Siegers, Julius Cäsar. Wie wohl thut es, wenn wir große Talente und Verdienste auch nach dem Tode noch geehrt sehen! Sever besuchte alle merkwürdige Plätze, selbst Theben mit der Memnons-Statue, und weiter hinauf das Oberland bis an die Grenze von Aethiopien, in welches einzudringen ihn die herrschende Pest zurückhielt; aber er machte sonst gute Anstalt, die wilden Nachbarn Oberägyptens von der Ostseite her abzuhalten. Sever mochte den Mißbrauch eingesehen haben, welchen damahls unwissende Priester und Betrieger von den Hieroglyphen und den vielleicht schon erdichteten Deutungen derselben (da der echte Sinn der Hieroglyphen, den nur gewisse Priesterclassen kannten, längst unbekannt geworden war), machten, um den abergläubischen Pöbel aller Classen zu beherrschen; er ließ alle geheime Schriften, mystische, chemische und magische, aufsuchen, und sie im Grabmahl Alexanders zu Alexandria aufbewahren, das Grabmahl selbst versiegeln und zumauern, damit sie nie wieder zum Vorschein kämen. Aber das Grabmahl ist zerstört, der Leichnam, und mit ihm die Bücher, sind vernichtet worden. Severs Verfahren müssen

wir als die Haupt-Periode ansehen, in welcher wir nun allen Schlüssel zu den Hieroglyphen gekommen sind; Aber sonderbar ist, daß noch so viele geheime Schriften der angeführten Art bis auf unsere Zeit (meist in den großen Bibliotheken), entweder sie selbst, oder aus ihnen geflossene Schriften, sich erhalten haben. Ungeachtet die Alexandriner auf des bezwungenen Nigers Seite gewesen waren, so ließ es ihnen Sever, ein rauher Krieger, aber oft auch ein billiger Mann, nicht entgelten: er stellte ihnen sogar einige Privilegien her, welche August ihnen entzogen hatte. Sein Sohn Antoninus Caracallus that anfangs ein Gleiches; aber da sein Brudermord von den Alexandrinern laut war gemißbilligt worden, so nahm er an ihnen unmenschliche, niederträchtige, Rache. Auf seinem Zuge gegen die Parther kam er, Jahr Chr. 215, nach Alexandria; er ward mit frohem Zuruf und allen möglichen Ehrenbeweisungen empfangen, und bezog den Serapistempel; den folgenden Tag ließ er seine Truppen einrücken, die öffentlichen Plätze besetzen, die junge Mannschaft, zum Ausheben von Recruten, versammeln, und die Personen von Stande und Vermögen, ihm aufzuwarten, zusammen berufen; ins geheim war den Truppen Befehl gegeben, den ganzen Haufen zu umzingeln, und auf ein gegebenes Zeichen niederzuhauen. Ausländer kamen wie Einheimische dabey um das Leben, ihr Vermögen, Häuser, selbst einige Tempel, wurden geplündert. Um forthin gesichert zu seyn, verbauete er die Eingänge der Straßen, damit die Einwohner von einem freyen Zutritt unter sich von einander abgeschnitten würden. Es hatte sich vom alten Museum noch ein Rest erhalten, als eine Art Kloster, worin Philosophen der Aristotelischen Schule freyen Unterhalt hatten: unter dem Vor-

wände, es sey einmahl dem Aristoteles Schuld gegeben worden, er habe den Alexander vergiftet oder vergiften wollen, hob er die Stiftung auf: denn er wollte für einen Verehrer von Alexander gelten, den er sich zu seinem Vorbilde gewählt habe. Nach des Caracallus Tode folgte eine ganze Reihe von Verwirrungen, Unruhen, Empörungen und Verwüstungen von Alexandria und Aegypten, von denen wir mehr nicht, als kärgliche Nachrichten und summarische Angaben in den Schriftstellern der Zeit finden, die mehr einen Gegenstand critischer Forschungen und berichtigter Zeitbestimmung abgeben, als daß sie zu einem Auszug für unsere Blätter dienen könnten; sie müssen in der Abhandlung selbst aufgesucht werden. Genug, nach Caracallus Tode ward Macrin in Syrien von den Legionen zum Kaiser ausgerufen, J. 217; als Präfect von Aegypten stellte er den Basilidian an, doch war ihm Marius Secundus, Präfect von Phönicien, zur Seite gesetzt; da aber das folgende Jahr Elagabal in Syrien zum Kaiser ausgerufen ward, entstanden Unruhen in Aegypten, in welchen beide, Basilidian und Marius Secundus, umkamen. Aber die Unruhen dauerten fort; und in diese Zeiten scheint der Aufstand in Alexandria zu setzen zu seyn, in welchem das Serapeum in Brand aufgegangen ist. Größere Unruhen erfolgten weiter hin. Unter Gallien J. 261, war in Syrien Macrian mit seinen beiden Söhnen, Macrian und Quintus, als Kaiser ernannt worden, durch Beyhülfe eines Balista, welcher gleiche Anschläge für sich machte, und nach ihnen Odenat, welchen Gallienus zum König, und endlich zum Augustus, ernannte. Die Unruhen gingen die ganze Zeit durch nach Aegypten über; wie aber Odenat durch Meuchelmord gefallen war, J. 267, unternahm

Zenobia das folgende Jahr einen Zug nach Aegypten, und unterwarf es sich. Allein die Factionen dauerten in diesem Lande fort: denn J. 268 erscheint als Anführer ein Aemilian; ein Probus oder Probatus unter Claudius II. 268; Unter Aurelian 272 ein Firmus; und ein Saturninus 280 unter Kaiser Probus; weiter hin unter Diocletian J. 291, 292, ein Achilleus. Von diesen allen sind einzelne Nachrichten aufgefunden, und unter die gehörigen Jahre gestellt, von welchen besonders einige unter Diocletian bemerkt zu werden verdienen. Doch hier läßt sich nur von dem vorhin erwähnten Firmus Einiges anführen. Dieser war ein Papyr- und Leimhändler, Fabricant und Handelsmann im Großen, der es im Handel so weit gebracht hatte, daß er sich rühmte, exercitum se alere posse papyro et glutino: Sie mit Papyrschnitzeln und Tischlerleim füttern, konnte er wohl nicht! sondern von seinem Papyr und Leim und dessen Gewinn getraute er sich, ein Kriegsheer zu unterhalten; Er ward auch von einer Partey zum Haupte gewählt. Aurelian spottete des Handelsmannes. Aber hatte er, und andere Prätendenten seiner Zeit, gerechtern Anspruch auf den Thron, weil sie Kriegsmänner waren? Doch davon ist die Rede nicht. Aber die Erzählung erweckt Aufmerksamkeit auf den Handel dieser Zeit, wie jene beiden Waren, Papyr und Leim, so einträglich und bereichernd seyn konnten. Die Papyr-Staude, ein einheimisches Product, war damahls ein allgemeines Haupt-Material für das Schreiben; es ging nach allen Gegenden, und so konnte es schon allein einen beträchtlichen Handel ausmachen. Die Verfertigung des Papyrs erforderte Leim; welcher also

in der Fabrication eine Verbesserung war, an der Stelle des Nilschlammes, der sonst als Leim des Papyrs gedient hatte. Aber die Papyr-Staude war in allen ihren Theilen ein nutzbares Product, schon als eßbare Pflanze, wegen Wurzel und Mark des Stängels. Aus den Fasern des Stängels verfertigte man nicht nur die Charta zum Schreiben, sondern brauchte sie auch zu Stricken, Tauen, Segeln, Decken, Matten, Handtüchern u. s. w. Freylich wird der Handel auch mit Ausführung anderer Waren, und durch Einfuhr fremder Producte, getrieben worden seyn, und das mit Vortheil, da er durch das ganze Römische Gebiet, nach Oberasien und Indien (naves ad Indos negotiatorias saepe misit), ferner nach Arabien und Oberafrica ging. Von Firmus selbst wird angeführt, daß sein Handel nach Indien ging, ingleichen zu den Blemyern, die an Oberägypten grenzten, wo er eine große Handelsgesellschaft (societatem maximam) gestiftet hatte, ingleichen zu den Saracenen, welches damahls der Nahme von Arabern war. Von eben diesem Firmus wird als Beweis seines Reichthums vom Vopiscus in seinen Nachrichten von ihm Kap. 3. angeführt, es werde erzählt, vitreis quadraturis, bitumine aliisque medicamentis insertis, domum induxisse: wobey bereits von Salmasius erinnert ist, daß es keine Glasscheiben seyn können, deren Gebrauch später aufgekommen ist. Hieronymus im Anfange des fünften Jahrhunderts gedenkt ihrer zuerst. Aber eine bekannte ältere Art von Pracht war die Austäfelung der Wände, und der Decken der Zimmer, wie mit schönem Marmor, so auch mit Glas, vorzüglich mit buntem, noch bis in spätere Zeiten: so rühmt Boethius von seiner Bibliothek:

cameras ebore ac vitro parietes; es war also eine Art von Mosaik; nach dem guten Geschmack möchten wir diese Mode wohl nicht würdigen; und hier ist die Einkittung angegeben, mit Erdpech, oder mit einem andern Verbindungsmittel, wie Mastix u. a. Merkwürdiger ist, die Vervollkommnung der Glasfabriken um diese Zeit, besonders der gefärbten Gläser, und darunter auch der falschen Edelsteine und des Glasflusses. Es gab in Oberägypten mehrere Fabriken dieser Art; auch verfertigte man hier die murrhinischen Gefäße, sowohl die echten, als die aus Glas nachgemachten: es läßt sich also hoffen, daß wir zur Erläuterung und Berichtigung von diesen Gegenständen noch Manches aus Aegypten erfahren können. Es kann nicht fehlen, es müssen noch wenigstens Scherben und Bruchstücke gefunden werden. Schon Strabo bemerkt zu seiner Zeit, daß in Aegypten an mehreren Stellen terrae vitrariae aufgefunden worden sind. Noch Eines vom Papyrhändler Firmus: er besaß zwey große Elephantenzähne, zehn Fuß lang; Kaiser Aurelian gedachte daraus ein schönes Kunstwerk verfertigen zu lassen für den Tempel der Sonne: den Thron für einen sitzenden Jupiter; der Gott, mit dem Beynahmen Consul oder Consulens, sollte mit einem Gewand aus Gold bekleidet, und der Thron mit Edelsteinen besetzt seyn; aber Aurelian starb darüber. Sein Nachfolger, K. Carinus, machte einen andern Gebrauch von dem Elfenbein. Er hatte eine hübsche Maitresse, der er ein Geschenk damit machte; sie ließ ein Ruhebette daraus verfertigen. Jupiter kam also um sein Weihgeschenk; indessen er liebte das schöne Geschlecht auch, und würde an der Stelle des Carinus nicht weniger gefällig gegen eine Mai-

[illegible] gewesen seyn; und so vergab er den Streich, den ihm Caris gespielt hätte.

Als Preisaufgaben für die künftigen Jahre sind von der königl. Societät folgende Fragen aufgestellt worden:

Zuerst für die Hauptpreise.

Auf den November 1812 von der mathematischen Classe, über Sammlung von Bestimmungen der Abweichung und Neigung der Magnetnadel in verschiedenen Welttheilen (s. Gött. gel. Anz. 1810 St. 188. S. 1878).

Tot nuper itineribus in longinquas terras factis, consequuti sumus notitias directionis acus magneticae per remotissima orbis terrarum loca numerosas. Desiderat ergo Societas Reg. Scient. ut ex his auctoribus numerus idoneus praecipuarum fide dignissimarum declinationum et inclinationum acus magneticae per dissitas maxime invicem orbis terrarum partes enotetur et in unum congeratur, ita ut superstrui iis possit theoria, quantum fieri potest consentanea.

In dilectu observationum non tam copia quam fides et soliditas exspectatur; praeferet quoque Societas hanc alteram laudem priori, si haec forte desiderabitur.

Durch die zahlreichen, in der letzten Zeit gemachten, Reisen ist man zu der Kenntniß der Lage der Magnetnadel auf einer großen Menge der entlegensten Puncte der Erde gelangt. Die Königl. Societät wünscht, daß diese vorhandenen Hülfsquellen benutzt werden, eine beträchtliche Anzahl vorzüglich zuverlässiger Bestimmungen der Abweichung

und Neigung der Magnetnadel aus den verschiedensten Theilen der Erde zusammen zu bringen, und darauf eine Theorie zu gründen, die mit allen diesen auserlesenen Beobachtungen möglichst genau übereinstimme. Bey der Auswahl jener Beobachtungen hat man noch mehr auf ihre Zuverlässigkeit und die Vollständigkeit in Rücksicht auf Abweichung und Neigung zugleich, als auf die Anzahl zu sehen, und die Societät wird, falls keine Abhandlung auch zugleich der zweyten Forderung Genüge leisten, diejenige krönen, welche diese zweyte durch eine befriedigende Erfüllung der ersten am besten vorbereitet.

Nun eine neue Frage von der historischen Classe auf den November 1813: sie betrifft die Geschichte der Mystik.

Quum nostra aetate genus quoddam philosophandi invaluerit, quod a quibusdam mysticum esse judicatur, desiderat Societas mysticismi in Germania historiam. Doceatur igitur hujus rationis, si rationem dicere fas est, a saeculo inde XIV. quae est aetas Joannis Tauleri, Argentoratensis, origines, mutationes, incrementa ad nostram aetatem, hac tamen exclusa; quae fuerit ejus indoles, qui effectus ad rem literariam Germanorum, et inprimis ad universitates literarias.

Und eine Aufgabe von der Classe der alten Litteratur und Kunst auf den November 1814:

Res Vandalorum in Africa inde a Genserico ad Gilimerum saeculo V. et VI. quae constitutio regni, et caussae modique rerum pereuntium.

Der gesetzliche Termin von Einsendung der Preisschriften ist der letzte des Monaths September jedes Jahres. Der Preis ist 581 Franken 50 Centimen als Werth der 50 Ducaten.

Oeconomische Aufgaben für die künftigen Jahre sind folgende aufgegeben.

Auf den Julius 1812 die wiederhohlte Frage von 1810:

Welche Wirkungen auf die Beschaffenheit und Menge des Honigs und Wachses hat man bisher von der Verschiedenheit der Pflanzen, des Clima und der Witterung sicher bemerkt?

(s. Gött. gel. Anz. 1810 S. 1122, 1880).

Für den November 1812:

Wie können die Nachtheile, welche nach Aufhebung der Zünfte oder Gilden entstehen, verhütet oder vermindert werden?

Für den Julius 1813 die für den Julius 1811 aufgegebene, nicht beantwortete, Frage:

Welches sind die sichersten Mittel, den Rübsamen (Brassica napus silvestris und Brassica campestris) auf den Aeckern wider die schädlichen Insecten zu sichern?

(s. Gött. gel. Anz. 1809 S. 1807, 1810 S. 1122).

Für den November 1813:

Da die geringen Linnen, welche aus Niedersachsen, die auswärts hauptsächlich doch nur in den Handel kommen, schon seit vielen Jahren in einem so niedrigen Preise gestanden haben, so wünscht man eine, so viel möglich, auf Erfahrung gegründete Untersuchung, was der Producent der ersten Arbeit, der Ver-

arbeiten jeder Art, und der Kaufmann daran wirklich verdient haben, um darnach beurtheilen zu können, ob dieser Zweig der National-Production mit wahrem Vortheile für die Nation verbunden, oder nur ein Mittel geworden ist, eine gewisse Summe Geldes aus dem Auslande zu ziehen.

3. Dieser Untersuchung bittet man die Betrachtung hinzu zu fügen, was in dem Falle, ob der auswärts gehende Linnenhandel aufhören müßte, die daraus entstehende Verminderung des Flachsbaues und der Flachsarbeit aller Art für den Ackerbau und die ländliche Industrie für Folgen haben würde, und wie diese Lücken am zweckmäßigsten wieder auszufüllen wären.

Der auf jede dieser Preisfragen ausgesetzte Preis ist von 139 Franken 50 Centimen als Werth von zwölf Ducaten, und der gesetzliche Termin zur Concurrenz das Ende des Mayes und des Septembers jedes Jahres.

Landshut.

Auf Kosten des Verfassers: Kurzgefaßte chronologische Geschichte der ehemaligen acht Klöster zu Landshut in Baiern. Verfaßt und herausgegeben zum Besten seiner [illegible] ihr Ehejubiläum feiernden Aeltern von Franz Dionys Reithofer (wahrscheinlich Priester). 1810. VIII u. 70 S. Octav.

Nicht bloß die Pietät, wie sonst wohl bey solchen Gelegenheitsschriften, ist hier zu loben, auch die Ausführung selbst; ein Bruchstück aus des Vf. ausführlicher Geschichte von Landshut, mit verständiger Auswahl und Unpartheylichkeit niedergeschrieben, das

uns, von dem Ganzen, eine gute Hoffnung macht. Es hat uns das Werk mehr angezogen, als wir erwarteten. Viele wichtige Aufschlüsse können sich, der Natur der Sache nach, nicht finden; es ist einstweilen schon Dankes werth, nur das zusammen zu stellen, was wir haben, wie dürftig es auch sey. Einige Urkunden, die noch nicht gedruckt waren, finden sich hier in das Werk eingerückt (auch versprochene Geschichte werden sie wohl in einen Anhang kommen). Mehreres ging dem Werk aber noch zur Vollständigkeit ab; aber freylich, wenn die Stiftung eines Klosters erzählt ist, was läßt sich von dem stillen Hinleben in bekannten, einförmigen Beschäftigungen während äußerlich und innerlich friedlicher Jahre weiter viel nachtragen? Wie es den Klöstern in Landshut bey der Eroberung dieser Stadt durch das Heer Bernhards von Weimar (1624) erging, davon sind zwey Berichte mitgetheilt, der Jesuiten und Dominicaner; die Feinheit und Vorsichtigkeit der ersten bleibt sich immer gleich; Bernhard konnte ja noch einmahl kommen, oder an andern Collegien Rache nehmen! Von ketzerischen Bluthunden spricht ihr Bericht nicht, die der Dominicaner-Prior nicht spart. Schwedentrank und andere solche Ausgeburten der Hölle wurden auch hier gebraucht. Uebrigens waren von den 8 Klöstern 4 Manns- und 4 Nonnenklöster, unter diesen das älteste die Abtey Seligenthal, seit 1259 die Ruhestätte der Niederbaierischen Herzoge, aber auch erst 1232 gestiftet; drey seyen aus dem 17. Jahrh. In der eben genannten Abtey wurde 1783, bey einem Gerüchte von Klosteraufhebung, eine Mädchenschule errichtet, aber diese Industrieschule ging nicht bloß auf Stricken, Nähen und Spinnen, womit nur zu oft unnützer und schädlicher Prunk getrieben wird, sondern auch auf Unter-

nicht im Kochen (49). Ebendeswegen, während von allen übrigen Classen die Zahl der Schülerinnen angegeben wird, fehlt sie hier. Vielleicht stand die Kochschule nur dem Nahmen nach da, und auch hier wurde der so wichtige Unterricht, wie gewöhnlich, vernachlässigt! Einiges ist uns doch noch aufgefallen, das wir nicht übergehen dürfen, in so fern es auf die Stimmung des Volkes und der Zeit zurückschließen läßt. Die Schrift ist einzig und allein für die Jugend und das Volk bestimmt, "als welche Classe mir ausschließend noch Sinn und Gefühl für vaterländische Geschichte zu haben scheint." Eigene Gefühle erweckt es auch, wenn man sieht, wie der Verf. sich hier gegen den Vorwurf vertheidigt (VI), "daß er von diesen Klöstern so gar nichts Böses aufgedeckt habe." Dieß könnte doch also erwartet werden! Auch die Vertheidigung (IV), "daß er durch diese Geschichterzählung keine unnütze und kindische Sehnsucht nach jenen Instituten habe aufregen wollen, welchen, in gewissen Rücksichten, die vernünftig Denkenden aller Jahrhunderte nicht günstig waren," ist characteristisch für unsere Zeiten und die Lage des Verfassers.

Göttingen.

Sammlung von religiösen Amtsreden vermischten Inhalts. Von Joh. Phil. Trefurt, des Königl. Westphälischen Consistorii zu Göttingen Mitglied, Superintendenten der ersten Göttingischen Inspection, und erstem Prediger an der Hauptkirche zu St. Johannis in Göttingen. 1811. S. 238 in Octav. Diese Sammlung religiöser Vorträge ist in Beziehung auf uns zu sehr einheimisches Erzeugniß, als daß wir so davon sprechen dürften, wie wir es von einem ähnlichen auswärtigen thun

würden; wir dürfen aber sicher genug hoffen, daß sich jeder Leser, in dessen Hände sie kommt, selbst sagen wird, was wir zurückhalten. Sie enthält lauter so genannte Casual-Vorträge, nähmlich sechs Ordinations-, zwey Einführungs-, zwey Confirmations-, drey Tauf- und zwey bey specielleren und selteneren Veranlassungen gehaltene Reden; aber nicht nur bey den zwey letzten, sondern auch bey mehreren der ersten traten zum Theil ganz specielle Beziehungen und eigene Umstände ein, durch die man sich voraus zu einer lebhafteren Theilnahme aufgefordert fühlt. Dieß ist wohl für Vorträge der Art nicht immer ein günstiger Umstand. Je specieller die Beziehungen sind, auf welche der Redner anzuspielen hatte, und je persönlicher die Empfindungen, die er bey dem kleinen Kreise seiner Zuhörer voraussetzen durfte, desto schwerer wird es oft, ein größeres Publicum dafür zu interessiren. Ein solcher Vortrag kann oft in Beziehung auf das Anständige und Schickliche, er kann als Kunstwerk musterhaft seyn, und doch den fremden Leser kalt lassen. Erwärmt er indessen auch diesen, so darf wohl der Kenner diese Wirkung weniger der Kunst oder dem künstlichen Ausdruck seiner Empfindungen, als vielmehr nur dem Umstand zuschreiben, daß er eine wahre Empfindung ausgedrückt hat; aber gerade dieß ist das einzige sichere Zeichen, daß solche Vorträge gelungen sind, und dieß wird man gewiß auch in mehreren der vorliegenden, besonders in dem ersten und in dem vorletzten, erkennen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

188. Stück.

Den 25. November 1811.

Göttingen.

In der öffentlichen Sitzung der königl. Societät der Wissenschaften am 9. November legten die Professoren Stromeyer und Hausmann, Mitglieder der Societät, gemeinschaftlich eine Untersuchung über einen im Königreiche Westphalen neu entdeckten blättrigen schwefelsauren Strontian vor, wovon der erstere den chemischen, der letztere den mineralogischen Theil bearbeitet hatte. Auf dieß schöne Mineral, dessen Auffindung in unserer Gegend um so interessanter seyn dürfte, da es, so viel wir wissen, bisher noch nicht als Eigenthum von Deutschland bekannt war, wurde der Professor Hausmann im Herbste vorigen Jahres zuerst von dem Hrn. Geschwornen Rave, bey einer Befahrung des Steinkohlen-Bergwerks am Süntel unweit Münder, bey welchem dasselbe sich gefunden hatte, aufmerksam gemacht. Anfangs war man zweifelhaft, ob es Baryt oder schwefelsaurer Strontian sey, bis durch die Analyse des Hrn. Professors Stromeyer seine wahre Natur an das Licht gestellt wurde.

Der schwefelsaure Strontian vom Süntel kömmt theils weiß, theils aber auch von der blassen, mit Grau gemischten, himmelblauen Farbe vor, die dem natürlichen schwefelsauren Strontian öfters eigen ist, und welche die Veranlassung zu dem bekannten Nahmen Cölestin gegeben hat. Er findet sich nicht allein derb, sondern auch krystallisirt. Von dem Professor Hausmann wurden, außer mehreren, in Haüy's Traité de minéralogie aufgeführten, Krystallisationen, noch ein paar neue entdeckt, nahmentlich die rechtwinklich-vierseitige, entweder an zwey oder an sämmtlichen Seiten zugeschärfte, Tafel, deren Zeichen, nach Haüy's Methode, $\overset{2}{A}\overset{1}{E}P$ und $^{1}H^{1}\overset{1}{E}P$ sind. Das specifische Gewicht wurde von den Professoren Stromeyer und Hausmann gemeinschaftlich zu 3,8190 — 3,9064 bestimmt.

Ueber das geognostische Vorkommen des schwefelsauren Strontians wurden von dem Prof. Hausmann Beobachtungen angestellt, welche die früheren Erfahrungen bestätigt haben, daß diese Substanz vornehmlich den jüngeren Flötzbildungen eigenthümlich zu seyn scheint. Es bildet ein ungefähr ein Viertellachter mächtiges Lager im Steinkohlengebirge, welches von der Muschelkalkstein-Formation des nördlichen Deutschlands eingeschlossen wird; scheint aber auf diesem Lager in ellipsoidische Nieren abgetheilt zu seyn. Das Lager ruhet auf einem dichten, grauen Flötzkalkstein, und wird von einem mächtigen Thonmergel-Lager gedeckt, worauf dann mannigfaltige, Steinkohlen führende, Flötzlagen folgen, unter denen Quadersandstein die Oberhand hat.

Zufolge der von dem Professor Stromeyer mit dem schwefelsauren Strontian vom Süntel unternommenen chemischen Zergliederung ist derselbe, nach einem Mittel zweyer Analysen, in 100 Theilen

zusammengesetzt aus: 97,208 schwefelsaurem Strontian, 2,222 schwefelsaurem Baryt, 0,254 Kieselerde, 0,116 Eisenoxydul, und 0,190 Wasser nebst einer geringen Menge Petroleum. Dieser natürliche schwefelsaure Strontian ist mithin der erste von den bis jetzt chemisch zerlegten, in welchem ein Antheil schwefelsaurer Baryt angetroffen worden ist. Voraus gesetzt, daß dieser Bestandtheil bey den von Andern angestellten Analysen dieses Fossils nicht übersehen worden ist, so ist derselbe als eine merkwürdige Eigenthümlichkeit des Süntelschen schwefelsauren Strontians zu betrachten. Da indessen es immer mehr bestätigt wird, daß die Krystallisation mancher Substanzen andere ihnen beygemengte Stoffe zwingt, ihre Krystallform mit anzunehmen, und die Krystallform demnach keineswegs als ein Merkmahl der Gegenwart oder Abwesenheit von Substanzen in andern dienen kann, so möchte es bey dem bisher zur Analyse des schwefelsauren Strontian meist angewandten Verfahren wohl möglich seyn, daß den Chemikern dieser Bestandtheil entgangen ist. Dem sey übrigens wie ihm will, so ist die Auffindung des schwefelsauren Baryts im natürlichen schwefelsauren Strontian ein Beleg mehr für die große Analogie, welche in Absicht des chemischen und mineralogischen Verhaltens zwischen den beiden Grundlagen dieser Salze beobachtet worden ist. — Schwefelsaurer Kalk war in den der Analyse unterworfenen Exemplaren dieses Fossils nicht enthalten. Wenigstens ließ sich keine bestimmte Anzeige von Kalk erhalten, wenn das von dem noch adhärirenden kohlenstoffsauren Kalk durch Maceriren in sehr diluirter Salzsäure gereinigte, und hierauf durch Glühen mit kohlenstoffsaurem Natron in eine kohlenstoffsaure Verbindung umgeänderte Fossil in Salpetersäure

aufgelöset, und nachgehends mit Alkohol behandelt wurde. Von dem bey diesem Fossil aufgefundenen Wassergehalt wurde von dem Professor Stromeyer noch bemerkt, daß derselbe ihm von Feuchtigkeit abzuhängen scheine, welche beym Krystallisiren des Fossils zwischen einzelnen Blättern desselben zurück gehalten worden sey, und daß aller Wahrscheinlichkeit nach in dem Süntelschen schwefelsauren Strontian selbst kein wirklich damit chemisch verbundenes Wasser vorkomme; denn beym Glühen dieses Fossils finde nur eine partielle Decrepitation Statt, und mehrere Stückchen desselben würden nach einem halbstündigen Weißglühen unverändert, bis selbst auf die Durchsichtigkeit, wieder erhalten. So sey es ihm auch höchst wahrscheinlich, daß die Decrepitation des gemeinen Kochsalzes den gleichen Umständen zuzuschreiben sey, da das Steinsalz entweder gar nicht, oder doch nur in einzelnen Fragmenten, decrepitire.

Schließlich erwähnte der Professor Stromeyer auch noch, daß das vor einiger Zeit am Iberge bey Grund auf dem Harze entdeckte und für kohlenstoffsauren Strontian ausgegebene Fossil keinesweges kohlenstoffsaurer Strontian sey, sondern kohlenstoffsaurer Kalk, und allem Ansehen nach zum Arragonit gehöre. Dagegen sey das zu Freyberg in Sachsen vorkommende und unter gleichem Nahmen verkaufte Fossil wirklich Strontianit, und das erste bestimmte Beyspiel des Vorkommens dieser natürlichen Verbindung des Strontians im nördlichen Deutschland. Die Professoren Hausmann und Stromeyer behielten sich vor, der königl. Societät nächstens eine genaue Characteristik und Analyse dieses natürlichen kohlenstoffsauren Strontians vorzulegen.

Leipzig.

Bey Vogel: *Hebräisch-Deutsches Handwörterbuch* über die Schriften des Alten Testaments, mit Einschluss der geographischen Nahmen und der Chaldäischen Wörter beym Daniel und Esra. Ausgearbeitet von D. *Wilhelm Gesenius*, ausserordentl. Prof. der Theologie zu Halle. *Erster Theil*. א … ל. 1810. XXXI u. 509 S. gr. Octav.

Rec. gesteht, daß er dieses Werk mit einigem Mißtrauen in die Hand nahm, indem er erwartete, aus neun Wörterbüchern das zehnte vor sich zu haben; aber bald ward er, bey näherer Ansicht, auf eine angenehme Art von seinem Irrthum überzeugt. Schon die lesenswürdige Vorrede, worin der Verf. über die Einrichtung seines Wörterbuchs, und die Grundsätze, die er bey der Ausarbeitung desselben befolgte, sich erklärt, beweiset, wie reiflich er über seine Arbeit nachgedacht habe. Er wollte ein Wörterbuch geben, das mit Vermeidung der Mängel unserer bisherigen, nach richtigen, festen Grundsätzen gearbeitet, die Untersuchungen, worauf die Kenntniß der Hebräischen Sprache beruhet, neu vornähme, und die Resultate in möglichster Klarheit und Kürze darlegte. Zu dem Ende suchte er den eigenthümlichen Sprachgebrauch des Hebräischen Dialects selbstständig aufzufassen, und in ein richtiges Verhältniß gegen den Sprachgebrauch der verwandten Semitischen Dialecte zu setzen, weil seit Schultens und Michaelis durch vage Vergleichung der Dialecte, zumahl des Arabischen, dem Hebräischen manche Bedeutungen mit Unrecht aufgedrungen worden. Er unterzog sich daher dem mühsamen Geschäft, alle Stellen, worin jedes Wort vorkömmt, zwey Mahl nach der Concordanz von Calasius und Buxtorf zu vergleichen, um die im Hebräischen Dia-

lect übliche Bedeutung zu bestimmen. Mehrmahls ist daher der Verf. zu den vorhin angenommenen Bedeutungen zurückgekehrt, z. B. bey אשפות, כשדים, כשף, חרם, oder hat die Bedeutung genauer bestimmt, wie אשרה, אפא ꝛc. ꝛc. Eine andere Eigenheit dieses Wörterbuchs ist, daß die Wörter durchaus in alphabetischer Ordnung gestellt sind, weil doch viele Wörter sich nicht von Verbis ableiten lassen, worüber der Verf. in der Vorrede sich ausführlicher äußert. Zur Uebersicht der Ableitungen sind hinter jedem Stammwort die Derivata nachgewiesen, und bey den Derivaten die Stammwörter angegeben. (Ersteres ist doch nicht überall geschehen, z. B. bey חלל, חנן u. a.). Ferner hat der Verf. gesucht theils die Bedeutungen in die natürlichste Ordnung zu stellen, besonders aber die verschiedenen Verbindungen und Constructionen der Wörter darzulegen, zu welchem Zweck es nöthig war, die Stellen ganz auszuschreiben; ein Vorzug, der bisher immer das Coccejische Wörterbuch empfahl: theils die mit jedem Worte gebildeten Phrasen zu sammeln und zu classificiren, was noch immer in unsern Wörterbüchern vermißt wurde. Der Verf. hat, nach Eichhorn, dazu schöne Beyträge geliefert. Man vergleiche z. B. den Artikel יד. Auf die Grammatik ist überall fleißige Rücksicht genommen, und die verschiedenen Formen, besonders in den Verbis, bemerkt, nebst den verschiedenen Bedeutungen derselben. Auch auf die der Poesie eigenthümlichen Formen ist aufmerksam gemacht, wovon in der Vorrede S. XXV flg. ein kleines Verzeichniß gegeben ist. Auf die antiquarischen und geographischen Artikel hat er vorzügliche Sorgfalt gewandt, und alle geographische Nahmen, die im A. T. vorkommen, aufgeführt und erläutert; einige anfangs übersehene sind noch am Ende dieses Theils nachgehohlt. Dagegen hat

der Verf. alle durch Conjectur oder durch andere Ableitung gebildete Wörter, so wie auch die auf Varianten gegründeten Bedeutungen, weggelassen. Daß in einem Handwörterbuche nur die Resultate der Untersuchungen konnten gegeben werden, versteht sich von selbst; indessen sind doch hin und wieder, wo eine sonst nicht genug anerkannte Bedeutung zu erweisen, oder eine angenommene als unhaltbar darzustellen war, die Gründe des Urtheils ausführlicher angegeben, und die Untersuchung vor den Augen des Lesers angestellt, z.B. אשרה, wo der Verf. die Bedeutung Hain (αλσος) verwirft, und das Wort als Synonym von עשתרת, für Götzenbilder, nimmt; במה, daß es auch Götzentempel bedeute; בת־יענה, Strauß; גזבר u. a. Ueberall sind die classischen Schriften für Aufklärung des A. T., auch die neuesten, benutzt und häufig nachgewiesen. Die angeführten Vorzüge müssen diesem Wörterbuche sehr zur Empfehlung gereichen, wozu bey manchem Leser noch hinzukommen wird, daß es Deutsch abgefaßt ist. Nur wird man nicht glauben, daß dadurch andere Wörterbücher entbehrlich gemacht werden sollten. Der Reichthum philologischer Bemerkungen im Simonis nach der neuen Ausgabe, und die sorgfältige Critik der Hebräischen Wörterbücher und alten Versionen in den Michaelisschen Supplementen, welchen der Verf. nicht immer Gerechtigkeit widerfahren zu lassen scheint, werden diesen Werken immer ihren Werth sichern. Wenn auch Michaelis zuweilen seinen Conjecturen den Zügel ließ, so trug er sie doch in den Supplementen meist nur als Vermuthungen vor, obgleich er freylich in seiner Uebersetzung mehr davon aufgenommen hat, als billig hätte geschehen sollen. Unser Verf. hält sich genau an den Masorethischen Text, und glaubt durch seine genaue Darstellung des Sprachgebrauchs in diesem Wörterbuche manche voreilige critische Versuche stillschwei-

gend zu widerlegen. So gern man ihm dieses Verdienst im Ganzen zugesteht, so scheint er doch auf der andern Seite zu weit zu gehen, wenn er z. B. כארי Ps. 22, 17. weder unter אריה, noch unter כאר oder כרו anführt, als ob die Masorethische Lesart die einzige oder völlig genügende wäre. Rec. bemerkt noch ein paar Kleinigkeiten. Bey כל fehlt die zur Erklärung der Construction dieses Worts wichtige Bemerkung, daß es ein Substantiv ist. דמשק 1 Mos. 15, 2. ist nicht angeführt. חלכה Ps. 10, 8. 14. nimmt der Vf. für unglücklich, und beruft sich auf Schultens; allein weder Schultens, noch Schröder, der hier vorzüglich zu nennen war, haben bewiesen, daß حلك von Personen gebraucht werde. Homo niger, obscurus, gibt ein ganz anderes, und in diesem Zusammenhange durchaus nicht passendes; Bild. Der Plural V. 10. ist vollends unerklärbar. חנמל Ps. 78, 47. fehlt, so wie bey גיחון die Bemerkung, daß es auch Nahme eines Thals bey Jerusalem war, 1 Kön. 1, 33. Die Erklärung von חלילה, es wäre unedel dieß zu thun, paßt zwar wohl zu den Stellen, läßt sich aber schwerlich philologisch rechtfertigen. Nähme man es als Substantiv, nach der Form עלילה, so würde sich auch die Construction erklären. — Warum der Vf. die Deutsche Sprache wählte, darüber hat er sich nicht erklärt: vermuthlich ist dabey auf die Bequemlichkeit und das Bedürfniß unsers Zeitalters Rücksicht genommen. Allein diese Condescendenz dürfte von Manchen für bedenklich gehalten werden, in sofern für mehrere Anfänger der Gebrauch eines Latein. Hebr. Wörterbuchs noch eine Uebung im Lateinischen ist, und dem, der an ein Deutsches Lexicon gewöhnt ist, der Gebrauch der Lateinisch geschriebenen class. Werke für die Hebr. Philologie um Vieles erschwert werden muß. Druck und Papier sind vorzüglich, und die Correctur mit Fleiß besorgt. Dem zweyten Theil sehen wir mit Verlangen entgegen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

189. Stück.

Den 28. November 1811.

Göttingen.

Bey Röwer: Geschichte der Technologie seit der Wiederherstellung der Wissenschaften bis an das Ende des achtzehnten Jahrhunderts, von D. Johann Moritz Poppe, Professor der Mathematik und Physik zu Frankfurt am Main. Dritter und letzter Band. 1811. 478 Octavs.

Auch unter dem Titel: Geschichte der Künste und Wissenschaften, von einer Gesellschaft gelehrter Männer ausgearbeitet. Achte Abtheilung. IV. Dritter Band.

Dieser letzte Band umfaßt die Geschichte folgender Gewerbe. In der Fortsetzung der dritten Abtheilung, welche die Geschichte der mechanisch-chemischen Bereitungen enthält, und zwar im sechsten Abschnitte die Bereitung verschiedener Waren zur Bequemlichkeit insbesondere, nähmlich die Verfertigung der Lampen, Laternen, Talglichter, Wachslichter und Wallrathlichter. Es ist hier keine von den vielen neueren Erfindungen vergessen worden. Auch die Geschichte der Thermolampe und der neuen

Beleuchtungsart mit dem aus Steinkohlen entwickelten Gas hat der Verfasser beygebracht. An die Geschichte der Wachslichter reihet sich die Geschichte der Wachsbleicherey an. Der siebente Abschnitt enthält die Zubereitung einiger Waaren zum Vergnügen insbesondere, nahmentlich die Tabaks-Manufacturen, die Verfertigung der Pfeifenköpfe und der Tabaksdosen; der achte beschäftigt sich mit denjenigen Handwerken und Künsten, welche zur Bildung des Verstandes, zur Vermehrung des Geschmacks und zur Vergnügung des Auges beytragen. Dahin rechnet der Verfasser die Buchdruckerkunst, Holzschneidekunst, Kupferstecherkunst, Steinstecherey und Steindruckerey. Die vierte Abtheilung, worin die Geschichte der chemisch-mechanischen Bereitungen bis auf die neuesten Zeiten abgehandelt wird, zerfällt in drey Abschnitte. Erster Abschnitt. Die Bereitung solcher Waren, welche den Wohlgeschmack vieler Speisen und Getränke vermehren, als: Salzsiederenen, Zuckersiederenen und Zucker-Raffinerien. Zweyter Abschnitt. Die Bereitung gewisser Waren zur Kleidung und zu ähnlichen nützlichen Zwecken, als: Lohgärberey, Weißgärberey, Sämischgärberey, Pergamentgärberey und Stärkefabriken. Dritter Abschnitt. Die Bereitung einiger Hülfswaren zum Verschönern mancher Arbeiten, als: Blaufarbenwerke, und Bleyweißbereitung.

Die fünfte Abtheilung begreift die Geschichte der chemischen Bereitungen bis auf die neuesten Zeiten in sich, und zwar in dem ersten Abschnitt die Bereitung einiger Flüssigkeiten zur Nahrung des Menschen und zum Wohlgeschmack, nähmlich die Bierbrauerey, Essigbereitung und Branntweinbrennerey; im zweyten

Abschnitte die Geschichte der Handwerke und Fabriken, welche Waren aus Thon ans Licht bringen, und die Geschichte aller dieser Thonwaren selbst, nähmlich: die gemeinen Töpferarbeiten, die Fayance-Fabriken, die Steingut-Fabriken, die Porcellan-Fabriken und die Pfeifenbrennereyen; im dritten Abschnitte die Geschichte aller Glaswaren und Glas-Fabriken (auch der Spiegel-Fabriken), und im vierten Abschnitte die Geschichte der Färbekunst. Ein vollständiges Register über alle drey Bände beschließt das Werk. — Schwerlich möchte wohl den Deutschen eine critische Geschichte der Handwerke, Künste und Fabriken mit den dazu gehörigen Erfindungen in irgend einer Periode wichtiger gewesen seyn, als in gegenwärtiger. Man sieht aus dieser Geschichte, wie weit es alle cultivirte Nationen in jenen Gewerben gebracht haben, wie viel noch zu weiterer Vervollkommnung derselben geschehen könnte, und wo dieses geschehen müßte.

Paris.

Bey Chaigneau, dem Ältern: Vies et oeuvres des peintres les plus célèbres de toutes les écoles etc. etc. par *C. P. Landon.* Suite de l'oeuvre de *Raphaël* etc. Nr. VI. VII. Quart.

Man findet eine Anzeige der letzten Theile dieses Werks (Nr. 3 . . . 5.) in unsern Blättern vom Jahr 1809 St. 159 S. 1577. Auch diese neuern enthalten jeder 72 Blätter, und zwar nach alten Kupferstichen, Handzeichnungen und einigen unedirten Skizzen. Daß bey manchen viele Zweifel wegen ihrer Echtheit entstehen müssen, versteht sich von selbst. Dessen ungeachtet muß eine so vollständige Sammlung von allen Arbeiten, welche man dem Raphael zuschreibt, den Liebhabern willkommen

seyn, da der größte Theil nach alten Kupferstichen copirt worden ist, die gegenwärtig äusserst selten sind. — Nr. VI. 299. Die allgemein bekannte Schlacht des Constantin wider den Maxentius, im Saale des Constantin im Vatican. Sie wurde nach den Cartons von Raphael von seinem Zöglinge Giulio Romano unter dem Pontificat von Clemens VII. ausgeführt. 300. Das Wunder der fünf Brote. Eine große Composition mit zahlreichen Figuren, ganz im Geiste von Raphael. Das Schicksal des Originals ist unbekannt. 301. 302. Die Erscheinung des Kreuzes an Constantin, und die Taufe dieses Kaisers: zwey Gemählde in dem oben erwähnten Saale des Constantin. 303. Jesus, wie er im Schiffe predigt. 304. Der Parnaß, in den Vaticanischen Stanzen. 305. Die Königinn von Saba. Man bewundert das Original in den Vaticanischen Loggien. Hier erscheint aber die Gruppirung der Figuren weit reicher. 306. Alexander, wie er der Roxane eine Krone anbietet, nach einer bekannten Zeichnung von Raphael. 307. Die Rechtfertigung Leo III. vor Carl dem Großen, in den Vaticanischen Stanzen 308. Neptun, wie er die Winde besänftigt. 309. Ein Tanz von Liebesgöttern (vergl. Nr. 219). 310. Apollo und Daphne. 311. Der Kampf des Entellus und Dares, nach dem Virgil. 312. Adam, wie er aus den Händen des Schöpfers hervorgeht, und eine halbe Figur der Judith. 313. Adam, der den Apfel von der Eva erhält: ein Deckenstück in den Vaticanischen Stanzen. 314. Embleme der Kraft. 315 Amor, wie er auf einem Bock reitet: eine Allegorie. 316. Der heil. Paulus, wie er zu Ephesus predigt. Warum gerade zu Ephesus, da nichts Characteristisches vorhanden ist? Nach einem unedirten Blatte im Besitz des Hrn. Denon. 317. Die Belohnung des

Sieges. Drey junge Mädchen überreichen einer ihrer Gespielinnen eine Krone und Palmzweige. Nach einer unedirten Zeichnung. 318. Eva, welche dem Adam einen Apfel anbietet. Ebenfalls unedirt. 319. Vier Portraite, nähmlich des Grafen Castiglione, des Cardinals Julius von Medicis, eines unbekannten Jünglings, (das man auch in Crozat's Sammlung antrifft), und des Alfons von Este I., Herzogs von Ferrara. Ob das letzte Portrait richtig benannt ist, kann Rec. nicht entscheiden: allein es ist dasselbe, was Lavater (Physiognom. Fragm. B. I. S. 219) für ein Bildniß des Giorgione Barbarelli von Castelfranco ausgibt. Dieß ist aber falsch, da Giorgione auf einem echten Gemählde ohne Bart erscheint. 320. Drey Portraite. Eine unedirte Skizze im Besitze des Hrn. Denon. 321. Der Triumph der Galatea, nach dem Gemählde in der Farnesina. 322. Vulcan und Venus. 323. Aeneas und Anchises. 324. Der heil. Johannes, im ehemahligen königl. Cabinet. 325. Eine Madonna mit dem Kinde. Vor Zeiten im Orleansschen Cabinet, jetzt in England. 326. Die Madonna mit dem Kinde: ein Studium nach einem größern Werke. 327. Eine heilige Familie, in der ehemahligen Orleansschen Sammlung. 328. Eine Ruhe in Aegypten: ein Bild, in welchem Rec. den Geist Raphaels vermißt. 329. Eine Frau, welche ein Kind lesen lehrt; nicht, wie der Verf. will, eine Madonna. 330. Eine heilige Familie. 331. Die Anbetung der Hirten (?). 332. Eine heilige Familie, aber keine Ruhe in Aegypten. 333. Der heil. Georg zu Pferde. Ehedem im Cabinet des Königes von Frankreich. 334. Ein anderer heil. Georg, aus Crozat's Sammlung. 335. Der heil. Michael, im Cabinet des Königes von Frankreich. 336. David, wie er den Goliath besiegt. 335. Die Vor-

sehung, nach einem Bilde in einem Saale des Vaticans. 338. Jesus am Kreuze zwischen den Schächern. 339. Jesus, wie er das Kreuz trägt. 340. Die Grablegung Christi. Hr. v. Heinecken rechnet dieses Bild zu den Werken des Polidoro da Carravaggio. 341. Eine andere Grablegung, welche der eben genannte Schriftsteller dem Andrea del Sarto zuschreibt. 342. Die Auferstehung. 443. Der Traum Jacobs: ein Deckenstück im Vatican. 344. Die Verheissung Abrahams: ebenfalls ein Deckenstück im Vatican. 345. Das Opfer Abrahams. 346. Abels Opfer und Tod. 347. Eine Nymphe, welche sich einen Dorn aus dem Fuße zieht. 348. Das Opfer Cains. So nennt der Verf. eine abenteuerliche Composition. Adam und Eva werden von einem Cherub vertrieben; verschiedene Nebenfiguren lassen sich nicht erklären. 349. Torquinius und Lucretia.

Der siebente Band hebt mit Nr. 350. an. Der Burgbrand (Incendio del Borgo). 351. Die Krönung Carls des Grossen durch Leo III. 352. Papst Gregor IX., wie er die Decretalen einem Advocaten des Consistoriums überreicht. 353. Der Kaiser Justinian, wie er die Pandecten dem Tribonian übergibt. Sämmtlich in den Vaticanischen Stanzen. 354. Der erste Entwurf zur Schule von Athen, der auch nicht die geringste Aehnlichkeit mit dem ausgeführten Gemählde hat. 355. Ein anderer Entwurf zur Schule von Athen. 356. Clelia, wie sie zu Pferde durch die Tiber setzt. Nach Heinecken ein Werk von Rosso Rossi. 357. Scipio als Sieger des Syphax. 358. Triumph des Scipio. 359. Eine Seeschlacht; nach Einigen die Schlacht bey Actium. Sie wird dem Giulio Romano zugeschrieben: Rec. hält sie für eine

Arbeit des Polidoro Caldara. 360. Nachahmung eines Basreliefs, das einen Kaiser oder irgend einen andern Helden darstellt, welcher von der Victoria auf dem Schlachtfelde gekrönt wird. 361. Eine andere Nachahmung eines Basreliefs, das ebenfalls eine Schlacht darstellt. 362. Die Römische Charitas, nach Heinecken von Polidoro. 363. Ein Fischfang. Eine sehr schöne Composition! 364. Apollo und Diana, wie sie die Kinder der Niobe tödten. Die Anordnung der Gruppen und Figuren ist in einem großen Styl. Das ganze Werk möchten wir aber für ein Product des Pierino del Vaga halten. 365. Venus mit dem Amor und den drey Grazien; Jupiter, auf einem Wagen, läßt den Blitzstrahl fallen. 366. Die drey Grazien. 367. Apollo, wie er den Marsyas zu schinden befiehlt. 368. Der Raub der Europa. 369. Neptun, wie er die Philyra täuscht. 370. Hercules und Theseus im Kampf mit den Centauren. 371. Hercules vertreibt den Geitz vor dem Parnaß. Nach Heinecken eine Arbeit des Baldassaro Peruzzi. 372. Derselbe, wie er die Heerden des Geryon wegtreibt, und 373, wie er den Antäus bekämpft. Nach Einigen von Michel Angelo, nach Andern von Maestro Rosso. 374. Ein ruhender Bacchus. 375. Ein Triumph des Bacchus. Nach Heinecken von Pierino del Vaga. 376. Noch ein Triumph des Bacchus, mit dem Silen. 377. Ein Aufzug des Silen. 378. Zwey Frauen mit Masken, als Anspielungen auf den Ursprung des Drama. Nach Heinecken von Giulio Romano. 379. Ein Opfer des Bacchus. 380. Venus auf den Wellen des Meeres. 381. Loth mit seinen zwey Töchtern, nach einem ehemahls im könig-

lich-Preußischen Cabinet befindlichen Gemählde. 382. Das Opfer Abrahams. 383. Jehovah, wie er dem Moses im brennenden Busche erscheint. Ein Deckenstück im Vatican. 384. Joseph, wie ihn seine Brüder wieder erkennen. 385. Die Pest (il morbetto.) 386. Die Anbetung der Morgenländischen Könige. 387. Die heil. Magdalena zu den Füßen des Erlösers. 388. Ein todter Christus mit einer Madonna. 389. Jesus, wie er von dem Limbus hinabsteigt. 390. Eine Madonna mit dem Kinde, dem kleinen heil. Johannes und zwey Engelchen (?). 391. Der sterbende heil. Hieronymus. 392. Der heil. Michael. 393. Der heil. Rocchus. 394. Embleme der Kraft und des Ueberflusses. 395. Die heil. Barbara und heil. Magdalena. 396. Die heil. Barbara und Catharina. 397. Adam, wie er den Apfel von der Eva empfängt. 398. Venus, wie sie der Psyche befiehlt, Wasser aus dem Flusse Styx zu schöpfen (vergl. Vol. prem. Nr. 72.). 399. Ein Opfer an den Priapus (?). 400. Ein Zweykampf. 401. Neptun. 402. Die Vermählung der Madonna. 403. Ein Mann, der durch Träume beunruhigt wird. Heinecken schreibt dieses Bild mit Recht dem Rubens zu. — Ein Mann unter einem Baume, in Verkürzung. 404. Der Neid, wie er Uneinigkeit unter den Göttern erregen will. 405. Studien zur Schule von Athen. 406. Der Triumph des wahren Glaubens. 407. Der Phönix. 408. Der Wagen des Apollo. 409. Ein Kampf der Gladiatoren gegen wilde Thiere. 410. Der Sieg Leo IV. über die Sarazenen, in den Vaticanischen Stanzen. 411. Eine Jagd.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

190. Stück.

Den 30. November 1811.

Göttingen.

Bey Röwer gedruckt: (Die) Familie von dem Knesebeck, von Ferdinand v. d. Knesebeck 1811. Octav 118 Seiten, ohne Dedication, Inhaltsverzeichniß und 5 genealogischen Tabellen.

Nachrichten von adligen Geschlechtern gehören in den großen historischen Kreis, und sind mehrfach erwünscht. In der Hinsicht schon verdient dieser Beytrag, der mit unverkennbarem Fleiße angefertigt ist, dankbare Erwähnung; er besitzt aber auch noch den Vorzug, daß ein Mitglied der Familie selbst ihn entwarf. Vielleicht führt der noch junge Verfasser, unser gelehrter Mitbürger, diesen ersten Entwurf einst weiter aus, und begründet ihn diplomatisch und durch Beylegung der wichtigsten Urkunden. Alsdann wird auch wohl Manches von der Critik verworfen, was hier, besonders in der Einleitung und bey den älteren Sagen, über den Ursprung und den Nahmen des Geschlechts, doch zu wenig begründet da steht. Etymologien möchten wohl verschwinden, an die man sich jetzt noch hielt. (Der Bach Knesebeck hatte doch gewiß

früher diesen Nahmen, als eine Burg neben ihm aufgeführt wurde, die gerade von ihm ihre Benennung borgen mußte. Bach kann nie die eigenthümliche Benennung einer Burg seyn: dieß widerspricht sich; die Erklärung aus zwey Sprachen (von Knees, Herr) hat vollends Alles gegen sich.) Genauere Nachforschung verlangt der angegebene Ursprung von den Grafen von Wildberg in Franken. Bloße Aehnlichkeit des Wapens entscheidet nichts. Das Familienwapen ist auch bey den verschiedenen Zweigen verschieden: welches ist also das ältere? u. s. w. S. 10 ist wohl die Altmark mit der Mark Brandenburg verwechselt. Dieß nicht zum Tadel, sondern zur Aufmunterung im Nachforschen und Prüfen.

Stuttgardt.

Ueber Religions-Vereinigung. Ein Wort ruhiger Prüfung und offener Erklärung, als Beytrag zur Sicherung des Friedens in der christlichen Kirche. Von Friedrich Steudel, Diaconus in Canstadt. 1811. S. 223 in Octav. Diese Schrift wurde durch eine andere veranlaßt, welche im vorigen Jahre zu Sulzbach unter dem Titel: Friedens-Worte an die katholische und protestantische Kirche für ihre Wiedervereinigung, von einem ungenannten Verfasser, wider die hier erschienenen Worte des Friedens an die katholische Kirche gegen ihre Vereinigung mit der protestantischen, heraus kam. Recensent, der sich zugleich als Verfasser der letzten bekennt, hat die gegen ihn gerichtete Schrift nicht zu Gesicht bekommen; weil er aber doch bey ihrer Widerlegung interessirt scheinen könnte, so enthält er sich, über die vorliegende ein Urtheil Urtheil abzugeben. Nur dieß wird er sich erlauben dürfen, zu sagen, daß gewiß alle protestantische

Theologen den Verfasser dieser Widerlegung in demjenigen, was die Rettung ihrer Principien gegen die unrichtigen und einseitigen Ansichten seines katholischen Gegners betrifft, gern als ihren Wortführer anerkennen werden. Er hat sie wirklich mit eben so viel Geist als Wärme, und mit eben so viel Scharfsinn als Gründlichkeit gerettet; wenn man aber in jeder Wendung den Theologen erkennt, der selbst über seine Principien gedacht und sie mit ruhiger Unbefangenheit geprüft hat: so hört man ihm auch um so lieber zu, je kräftiger er dasjenige ausspricht, was sich ihm in dieser Prüfung als Wahrheit erprobt hat. Am meisten findet man vielleicht beides in den Untersuchungen vereinigt, in welche ihn sein Gegner über die Fragen hineinzog: in wie weit eine untriegliche Lehranstalt in der Religion Bedürfniß ist (S. 133 . . 136)? in welchem Verhältniß das protestantische System zum Offenbarungsglauben steht (S. 137 . . 143? Ob die Tendenz des ersten nothwendig zum Rationalismus führt (S. 143, 144)? und: ob das ausschließliche Festhalten der Bibel als einziger Norm in Glaubenssachen auch noch heutigen Tages Bedürfniß ist (S. 146 . . . 167)? Indessen bezweifeln wir freylich, ob es ihm gelungen seyn wird, auch seinen Gegner zu überzeugen; aber deßwegen wird doch seine Schrift gewiß nicht wirkungslos bleiben.

Berlin.

Bey Unger: Museum für Altdeutsche Literatur und Kunst, herausgegeben von D. F. H. von der Hagen, B. J. Docen, Dr. J. G. Büsching und B. Hundeshagen. Zweyter Band, Erstes Heft. 1811. [illegible]

I. Bruchstücke einer Handschrift von Otfrieds Evangelium; durch von der Hagen. Der sel. Kinderling vermuthete, daß die hier abgedruckten Pergamentblätter mit dem Wolfenbüttler, von Knittel bekannt gemachten, Fragment zu Einer Handschrift gehört haben. Sie enthalten die 12 letzten Zeilen von dem 14. Kap. des ersten Buches; Kap. 15. 16. bis zur 48. Zeile; Kap. 18. Z. 31... 72; Kap. 19. 20. Z. 1... 20. Die bessern Lesarten stimmen mit den Lesarten der Vaticanischen und Wiener Handschrift überein, welche Scherz im Schilterischen Thesaurus dem Texte beygefügt hat. — II. Original-Stellen zur Litteratur der Altdeutschen Dichter, von Docen. Hr. D. ist gesonnen, alte Zeugnisse, in denen Nachrichten über die Person und Werke der alten Dichter, oder Urtheile über dieselben enthalten sind, zusammen zu stellen und zu erläutern: ein Unternehmen, das Beyfall und Dank verdient. Gegenwärtig theilt er aus dem Wirzburger Codex Lupolt Hornburg's (von Rothenburg an der Tauber) in der Mitte des 14. Jahrh. geschriebenes Gedicht von alten Singern mit. Zu S. 28 bemerken wir, daß "des verspoten Don" mit Heinrich Mögelin's langem Tone einerley ist. (In dem S. 196 dieses Stückes des Museums abgedruckten Gedichte von Heinrich von Mögelin, das auch in seinem langen Tone abgefaßt ist, müssen die beiden letzten Zeilen in Eins gezogen werden.) — III. Der Wettstreit der Heiligkeit, ein Gedicht des Heinzelin von Costanz, von Docen. Eine anmuthige Dichtung, mit Leichtigkeit, nur etwas weitschweifig, vorgetragen. Das Gedicht ist aus dem Wirzburger Codex genommen, wo es die Ueberschrift führt: von den zwein Sanct Johans. Docen vermuthet, daß Klein

Heinzelin, den man bisher nicht einmahl dem Nahmen nach kannte, ein Schüler Conrad's v. W. gewesen sey. — IV. Die Kräfte der Edelsteine nach dem Glauben des Mittelalters, von Büsching. Der Text der Abhandlung ist eines bisher unbekannten Dichters, Joseph, Gedicht über die Edelsteine, das handschriftlich sich in Dresden befindet, wovon aber Hr. Dr. Büsching auch einen alten Druck (Erfurt 1498, Quart 19 S.) besitzt. Bey der Erklärung ist vorzüglich Albertus Magnus gebraucht. — V. Die Kolmarische Sammlung von Minne- und Meisterliedern, von von der Hagen. Die Nachrichten von dieser Handschrift, so wie die daraus mitgetheilten Gedichte, sind aus Briefen des verstorbenen Rector Wickram zu Colmar an Oberlin genommen. — Der Aufsatz ist, wie sich von Hrn. Prof. von der Hagen erwarten ließ, mit einer reichen Mitgabe von Anmerkungen und Nachrichten ausgestattet. Ob sich die Sammlung noch zu Colmar befindet, erfährt man nicht. — VI. Ueber Karl und Elegast, von J. Grimm. Eine Erzählung, die in den Sagenkreis von Carl dem Großen gehört, mit einer Einleitung, die schöne und belehrende Ansichten enthält. — VII. Die Ruinen von Friedrichs I. Palast in der Burg zu Gelnhausen, von B. Hundeshagen. Mit einer Abbildung. Als Ankündigung des von ihm über dieses Gebäude herauszugebenden Werkes (s. Gött. gel. Anz. 1808 S. 1936). — VIII. Zur Litteratur und Critik altdeutscher Gedichte, von Docen. Abtheil. I. 1. Ueber Herzog Ernst von Baiern, angeblich von H. v. Veldeck. Weder Odo's Lateinisches Gedicht, noch das Deutsche Volksbuch, das, wie Docen zeigt, Uebersetzung einer in Lateinischer Prosa geschriebenen Geschichte

Ernste ist, wovon er eine Handschrift in Augsburg aufgefunden hat, sind als Quelle dieses sicher nicht von Heinrich v. Veldeck herrührenden Gedichtes anzusehen; mit desto größerer Wahrscheinlichkeit aber das unter Numer 2. beschriebene Neu aufgefundene Gedicht von Herzog Ernst von Baiern (von einem unbekannten Verfasser), aus dem die Lücken in dem Pseudo-Veldeckischen Gedichte ergänzt werden können. 3. Hartwig von dem Hage schreibt die Tagzeiten in Reimen. Der Nahme des Verfassers ist in den Anfangsbuchstaben der 18 ersten Zeilen versteckt: ein Kunstgriff, der schon bey Otfrid vorkömmt, und auf den man aufmerksam zu seyn Ursache hat. 4. Salomon und Markolf, durch Gregor Hayden gedichtet. Ein Gedicht aus der Mitte des 13. Jahrhunderts, das in der Handschrift 28 Folioblätter einnimmt. 5. Etwas über die Quellen der Shakspearschen Schauspiele. Nebst einer Altdeutschen Erzählung: Kaiser Carls Recht. Was die damahlige Englische Litteratur dem Dichter und seinen Vorgängern darbot, war meistens auch bey den übrigen cultivirten Nationen Europens einheimisch, es war die Volks-Litteratur jener Zeiten. So enthält eine 1493 zu Bamberg als fliegendes Blatt in Quart gedruckte, vielleicht von Hans Folz geschriebene, Ballade dieselbe Erzählung, die dem Kaufmann von Venedig zum Grunde liegt. — IX. Hornkind und Maid Rimenild, von J. Grimm. Aus Ritson's Ancient english national Romances. Eine Ballade voll lieblicher wood notes wild! Grimm's Anmerkungen sind vortrefflich. Hier ist Belesenheit, ohne verworrenen, mit Selbstgefälligkeit aufgehäuften, Citaten-Wust, und ein fester, siche-

der Art, der allerdings jene Belesenheit voraussetzt, aber nur selten die Folge davon ist. Ausziehen läßt sich hier nichts; wer lernen kann und lernen will, lese das Ganze! — X. Beschreibung einer Sammlung verschiedener kleiner Gedichte, von Büsching. Eine Sammlung fliegender Blätter, in einem Bändchen in Duodez, welches sich auf der Ebnerschen Bibliothek in Nürnberg befindet. Die meisten haben den bekannten Hans Folz zum Verfasser, und fast alle sind zu Nürnberg durch Hans Stüchs gedruckt. — XI. Schwedische ungedruckte Uebersetzungen Altdeutscher Gedichte in der Königl. Bibliothek zu Stockholm, von Nyerup; mit einer Nachschrift von v. d. Hagen. Sehr schätzbare Nachrichten, die unsere Aufmerksamkeit auf den Zusammenhang unserer alten Litteratur mit der Nordischen immer mehr schärfen müssen. Hr. Prof. von der Hagen hat die Veranlassung, welche dieser Aufsatz ihm darbot, zu einem sehr reichen Anhange benutzt. Dem Leser, der nicht Zeit hat, die mannigfaltigen Notizen gleich wieder in Collectaneen einzutragen, drängt sich dabey der Wunsch auf, daß doch jeder Band dieses Museum mit einem guten Register möchte versehen werden. — XII. Eine ausführliche Anzeige von Hundeshagen's Werk über die Kapelle zu Frankenberg, verfaßt von Büsching. Man vergleiche damit Gött. gel. Anz. 1808. S. 1113.

Leipzig.

In der Weidmannschen Buchhandlung: *Αἰσώπου Μῦθοι.* Die Fabeln des Aesop, zum Gebrauch der Schulen mit zweckmässigen, meist grammatischen, Anmerkungen und einem Griechisch-

Deutschen Register versehen von *Heinr. Friedr. Magnus Volger*, Dr. der Philosophie und Lehrer am königl. Pädagogium zu Ilfeld. Octav 216 Seiten. 1811. Die den Schulmännern schuldige besondere Achtung, auch wenn die Kräfte ihren Unternehmungen nicht entsprechen, sind in diesen Blättern oft bezeugt worden. Der Verfasser verdient Lob, wenn er über seinen Unterricht und dessen Einrichtung nachdenkt, es sey in welcher Classe es wolle. Hr. Dr. Volger gedenkt in dieser Ausgabe der Aesopischen Fabeln den Forderungen, die er an eine Schulausgabe irgend eines alten Classikers, der mit Anfängern gelesen wird, machen zu müssen glaube, besser Genüge zu leisten, als von andern noch geschehen ist. Die Vorbereitungen der Schüler haben ihre Mängel; sie suchen im Wörterbuche bloß, schreiben die Bedeutung des Worts ab, ohne sich um die grammatische Form und Construction zu bekümmern, und ohne sie weiter verfolgen zu können bey ihren geringen Kräften und Kenntnissen. Diesem Uebel soll begegnet werden durch ein Wortregister, das für den Autor allein eingerichtet ist, und durch Anmerkungen, worin die Formen der Wörter aufgelöset, die Ableitung der Wörter und Zusammenstellung, mit Verweisungen auf die Regeln der Grammatik (welcher?), angegeben sind. Ob und wie fern dieß noch nie geschehen sey, und wie viel besser dieß nun geleistet worden, und ob damit nun Alles geleistet ist, was zu verlangen wäre, überlassen wir der Einsicht, Prüfung und Erfahrung geübter Schulmänner in eben diesem frühern Unterricht.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

191. Stück.

Den 30. November 1811.

Paris.

Bey Tourneisen: Voyage aux Indes orientales par le P. *Paulin de S. Barthélemy*, Missionaire; traduit de l'Italien par *M****; avec les observations de MM. *Anquetil du Perron*, *J. R. Forster* et *Silvestre de Sacy*; et une dissertation de M. *Anquetil* sur la propriété individuelle et foncière dans l'Inde et en Egypte. Tom. I ... III. 1808. gr. Octav. Die Reisebeschreibung des P. Paulinus ist aus dem Italiänischen Original und der Deutschen Uebersetzung von Forster (1795) schon längst so bekannt, daß es überflüssig wäre, noch jetzt über den Inhalt und Werth derselben Etwas sagen zu wollen. Vorliegende Französische Uebersetzung ist dem, der von diesem Werke wissenschaftlichen Gebrauch machen will, vorzüglich zu empfehlen, indem sie nicht nur das Original vollständig darstellt (die Forstersche Uebersetzung ist nur ein Auszug), sondern auch durch eine Menge berichtigender und ergänzender Anmerkungen von drey berühmten Gelehrten vor dem Originale selbst einen Vorzug hat. Da die Französische Ueber-

setzung des Hrn. M*** nicht mit der erforderlichen Genauigkeit verfertigt war, so übernahm Anquetil, auf Ersuchen der Verlagshandlung Levrault und Schöll, jetzt Tourneisen, die damahls das Oupnekhat edirte, die Revision derselben, und nach seinem, während des Abdrucks des zweyten Theils erfolgten, Tode vollendete Hr. Silvestre de Sacy diese nicht wenig beschwerliche Arbeit. Die beiden ersten Bände enthalten die Reisebeschreibung des P. Paulinus selbst, nur ist dem ersten Bande unmittelbar nach der Vorrede, S. VIII . . . XIX, eine kurze Notiz über das Leben und die Schriften von Anquetil du Perron voran gesetzt, die seinen älteren Bruder, Mitglied des Instituts, zum Verfasser hat. Mit Vergnügen erfährt man hier, daß Anquetil's beträchtliche Sammlung von Orientalischen Handschriften, 160 Stück, für die kaiserl. Bibliothek angekauft, und also den Wissenschaften gesichert ist. In dem Texte der Uebersetzung, die der Revision sehr bedurfte, hat Anquetil nichts geändert, sondern nur hin und wieder einen andern oder richtigern Ausdruck in Klammern eingeschoben. Bedeutendere Verbesserungen sparte er für die Anmerkungen im dritten Bande auf. Da der Uebersetzer in der Rechtschreibung Indischer und Griechischer Wörter keine Genauigkeit und Gleichförmigkeit beobachtet, und Anquetil darauf keine Aufmerksamkeit gewandt hatte: so ist noch jedem Bande ein Verzeichniß von Verbesserungen, meistens dieser Art, angehängt, welches bey dem ersten Bande sechs Blätter beträgt. Bequemer für den Leser wäre es freylich gewesen, wenn Alles, was zur Berichtigung der Uebersetzung gehört, gleich in oder unter dem Text hätte beygebracht werden können; allein unter den angeführten Umständen war dieses nicht mehr möglich

Der dritte Band, welcher an Stärke den beiden ersten gleich kömmt (508 Seiten), vereinigt die Anmerkungen der auf dem Titel genannten Gelehrten. Die von Anquetil verbessern theils, und oft ziemlich umständlich, die Uebersetzung, theils geben sie Erläuterungen und Zusätze, oder Berichtigungen zu den Nachrichten und Urtheilen des P. Paulinus, und sind von mannigfaltigem Inhalt. Ueberall erkennt man den kenntnißreichen, liberalen Mann, und eifrigen Patrioten, der noch im hohen Alter für seine Lieblingsstudien und für die Sache der Menschheit von jugendlichem Feuer erwärmt wird, besonders wo von Unterdrückung Indiens durch auswärtige Völker die Rede ist. Oft berichtigt er die zuversichtlichen Behauptungen, Ungenauigkeiten und Irrthümer des P. Paulinus in einem bescheidenen Tone, der um so mehr den Verfasser ehrt, da Paulinus sich nicht selten harte und absprechende Urtheile, nahmentlich gegen Anquetil, erlaubt hatte. Nur ein paar Mahl drückt er sich stärker aus, wo z. B. der Missionar viele tausend Juden durch Cyrus nach Persien versetzen, und die Braminen viele Gebräuche von den Juden erborgen läßt rc. (S. 373), und glaubt, die Engländer besäßen in Indien nichts, als die Schifffahrt auf dem Ganges und einige Seestädte (S. 381). Mehrmahls bezweifelt der Verf. die Samscredamische Sprachkenntniß des P. Paulinus, besonders S. 305, wo er behauptet, daß dieser selbst mit Hülfe der Wörterbücher von Biscoping und Hanxleden nicht im Stande sey, das Amarasingha zu übersetzen; daß alle Samscredamische Stücke, die er in seine verschiedenen Schriften eingerückt hat, ihm in Indien dictirt seyen; daß er überhaupt das Samscredam nicht verstehe, so wenig, als die von der Academie zu Calcutta. Diese sollen zu Paris Emissare

haben, um die in der kaiserl. Bibliothek niedergelegten Schriften der Jesuiten nachzusehen und zu copiren, und sich, wie Paulinus, das Ansehen Samscredamischer Sprachkenntniß zu geben. Sollte letzteres mehr als bloße Vermuthung seyn? Eine ähnliche, gegen die Verdienste der Britten um die Indische Litteratur offenbar ungerechte, Stelle, wo er ihnen vorwirft, daß sie statt eines Wörterbuchs nur Fabeln und Episoden und Brocken geliefert hätten, ist S. 385. Dem Verf. muß nicht bekannt geworden seyn, daß zu Calcutta wirklich eine Grammatik und ein Wörterbuch für das Samscrit gedruckt worden, welches, aller Wahrscheinlichkeit nach, mehr dazu geeignet ist, die Sprache daraus zu erlernen, als das aus Proben bekannte Amarasinha. Was übrigens den P. Paulinus betrifft, so möchte der Verf. wohl nicht Unrecht haben; auch dem Rec. schien längst dessen Kenntniß des Samscrit nicht über seine von Hanxleden u. A. erhaltenen Hülfsmittel hinaus zu gehen. Die Anmerkungen von Hrn. Prof. de Sacy, die, wie die Forsterschen, den zahlreichern Anquetilschen nach der Ordnung des Textes eingefügt sind, zeichnen sich durch Kürze und Bestimmtheit aus, und sind allemahl berichtigend und belehrend. Den Schluß dieses Bandes macht die Abhandlung von Anquetil über das Grundeigenthum in Indien und Aegypten, die in der historischen Classe des Instituts 1803 vorgelesen worden, und die er selbst für dieses Werk bestimmt hatte. Ob er darin seine Behauptung, daß die Hindus Grundeigenthum haben, bewiesen habe, wagt Rec. nicht zu bestimmen. Zu diesem Werke gehört noch: Atlas pour servir au Voyage aux Indes orientales par le P. Paulin de S. Barthélemy, Missionaire, in Quart, der eine Karte der Indischen Halbinsel und XII Kupfer-

tafeln enthält. Letztere sind, bis auf X. bis. sämmtlich aus dem Systema Brahmanicum entlehnt.

Hamburg.

Bey Hoffmann: Ueber die höhere religiöse Ueberzeugung. Ein Beytrag zur Geschichte der Menschheit, von Joh. Christian August Grohmann, Professor am Gymnasium zu Hamburg. 1811. XX und 148 Octavseiten.

Der Titel dieser lesenswerthen Schrift wird durch die Vorrede erklärt. Ohne besondere Erklärung wußten wir nicht, was für eine Art von religiöser Ueberzeugung diejenige seyn soll, welche die höhere vom Verf. genannt wird. Auch jetzt, da der Rec. die ganze Schrift mit Aufmerksamkeit durchgelesen, ist ihm nicht ganz klar geworden, wie sich der Verf. den wahren Offenbarungsglauben — denn der ist jene von ihm so genannte höhere Ueberzeugung — in bestimmten Verhältnissen zu dieser, oder jener besondern Religion denkt, die sich als die wahre von andern Religionen unterscheiden soll, die auf gleichen Credit der Offenbarung Anspruch machen. Da der Raum und die Natur dieser Blätter keine philosophische Critik der Principien erlauben, von denen der Verf. ausgeht, so wollen wir wenigstens den Geist und Inhalt des Buchs anzuzeigen suchen, so gut es in der Kürze, und ohne critische Analyse der Principien, möglich ist. Der Verf. characterisirt den religiösen Offenbarungsglauben von derjenigen Seite, von der er allerdings noch nicht genug beleuchtet worden ist, nähmlich als welthistorisches Factum oder als ein psychologisches Phänomen, das mit der menschlichen Natur auf das innigste verbunden ist. Aus der psychologischen

Entwickelung dieses Phänomens, das die ganze Weltgeschichte begleitet, soll zugleich die Nothwendigkeit dieses Glaubens und die Vernunftmäßigkeit des objectiven, außer der Vernunft bestehenden, göttlichen Factums erhellen. Der Verfasser, der schon durch mehrere Schriften als achtungswerther Denker und als Gegner des neuesten Mysticismus und der dazu gehörenden Schwärmerey bekannt ist, sucht sich sogleich gegen den Schein zu verwahren, als ob er mit den neumodischen Schwärmern Parteу machen wolle. Seine Untersuchung geht vom Begriffe der Cultur des Menschengeschlechts aus. Er unterscheidet dreyerley Arten der Cultur, die animalische, die psychologische, und die religiöse. Zur Religion sey der Mensch, wie zur Natur (zu einem naturgemäßen Daseyn), geboren. Sie sey eine der beiden ursprünglichen Bestimmungen seines Seyns. Als Erscheinung in der Geschichte der Menschheit sey sie immer nur eine und dieselbe, aber unter mehreren psychologischen Formen. Die drey verschiedensten dieser Formen nennt der Verf. *Fetischismus*, *Mythologie* und *Ideologie*. Der Fetischismus gründe sich auf Vergötterung unmittelbar sinnlicher Objecte; die Mythologie auf untergeordnete Sagen; und die Ideologie auf theoretische Beschauung der Offenbarung. Die natürliche Religion sey mit der geoffenbarten im Anfange Eins. Beide, sagt der Verf., entstehen aus den beiden verschiedenen Beziehungen der Tugendübung auf die Sinnlichkeit und auf das Sittengesetz im Bewußtseyn. In der Vernunft selbst seyen die Ideen der geoffenbarten Religion als geoffenbarte Ideen gegründet. So entstehe der Offenbarungsglaube als welthistorisches Factum, und zwar entweder als

bloß moralischer, oder als sinnlich-religiöser, oder endlich als der höhere oder wahre Glaube, der sich weder auf Anschauung, noch auf Demonstration gründe, indem er nichts anders als die unergründliche, über alle Anschauungen und Begriffe erhabene, moralische, gegenseitige Uebereinstimmung der Ideen und der Objecte sey. Nach dieser Erklärung des Offenbarungsglaubens und seiner verschiedenen Erscheinungen in der Weltgeschichte bestimmt der Verf. weiter seine Begriffe über Mysticismus und Naturalismus, über das Verhältniß der Moral zur natürlichen Religion sowohl, als zur geoffenbarten, und über die religiöse Anschauung der Weltgeschichte in Beziehung auf die Entwickelung des wahren Offenbarungsglaubens. Welch ein weites Feld liegt da vor uns! Wir dürfen wohl nicht besonders aufmerksam auf die Wichtigkeit der welthistorischen Anwendung der Lehren des Verf. machen. Aber von welcher Art, dürfen wir fragen, sind denn nun eigentlich diese Lehren? Denn daß der Offenbarungsglaube als psychologisches Phänomen ein welthistorisches ist, wußte man längst. Aber ein psychologisches Phänomen ist auch die Thorheit, die seit dem Anbeginn in gewissen radicalen Formen, zum Beyspiel als Herrschsucht, Parteysucht, Eroberungssucht, und auch als Schwärmerey, sich überall zeigt, wo Menschen auftreten. Aus dem welthistorischen Factum des Offenbarungsglaubens, kann der Zweifler sagen, folgt an sich noch nichts weiter, als daß dieser Glaube tief in der menschlichen Natur liegt. Aber in welchem Theile der menschlichen Natur liegt er? Kann Alles, was in der menschlichen Natur liegt, vor der ruhig prüfenden Vernunft bestehen? Man sieht, daß,

wenn die Gedanken des Verf. eine wissenschaftliche Haltung bekommen sollen, zuerst ein Punct befestigt werden muß, der außerhalb den Grenzen der Geschichte liegt. Was der Verf. behauptet, daß die Ideen der geoffenbarten Religion als geoffenbarte Ideen in der Vernunft selbst liegen, müßte bewiesen werden. Dieß zu beweisen, setzte aber eine speculative Zurüstung voraus, auf welche der Verf. sich nicht einläßt. Und woran anders, als an der Wahrheit der Ideen selbst, die ihr Object in einer übersinnlichen Welt suchen, soll man denn erkennen, ob in diesem oder jenem Offenbarungsglauben Wahrheit sey? Auch bleibt zwischen der innern Offenbarung des Geistes im Geiste, und der äußern Offenbarung, das heißt, der sinnlichen, die doch auch eine Offenbarung seyn will, noch ein weiter Abgrund offen.

Leyden.

Von den Schulting-Smallenburgischen Notae ad Digesta, deren ersten Band Rec. G. g. A. 1806 St. 59 angekündigt hat, ist schon 1809 der zweyte Band erschienen, welcher denn wieder eine pars der Pandecten enthält, nähmlich die zweyte, wie der erste Band die Prota enthalten hatte. Rec. freuet sich des Fortganges von diesem Unternehmen aufrichtig, denn erst wenn es vollendet ist, wird es recht gemeinnützig werden, da wir über die Pandecten so Vieles haben, was unvollendet liegen geblieben ist, was also nur bey den ersten, aber nicht bey den letzten, Büchern nachgesehen werden kann. Die Absicht des Rec. war, den Fortgang des Werks zu befördern, nicht aber, ihn zu hindern, und er bedauert es aufrichtig, daß in Holland seine Anzeige für etwas käll

gehalten worden ist, und daß man geglaubt hat, sie könne dem Absatz des Buchs schaden. Herr Prof. Sm. ist freylich weit davon entfernt, seinem zweyten Bande einen prologus galeatus gegen jede nicht bloß panegyrische Anzeige des ersten vorzusetzen; aber Privat-Aeußerungen veranlassen den Rec. zu einem kleinen Commentar über das, was er damahls gesagt hatte. Daß ein civilistisches Werk, wie dieses, wobey es auf gelehrte Belesenheit und Beurtheilung des Gelesenen ankömmt, durch den Nahmen Schulting bey allen, und durch den Nahmen des Hrn. Professor Smallenburg wenigstens bey denjenigen Civilisten, die sich um litterärische Kenntniß ihrer Zeitgenossen bekümmern, genug empfohlen sey, hatte Rec. voraus gesetzt, und es schien ihm überflüssig, wohl gar auch unfein, gewißer Maßen ein paar Exempel nachzurechnen und zu bemerken, bey der und der Stelle sey eine Emendation mit Recht verworfen, bey der und der andern vermisse man die Rücksicht auf die von irgend einem vir clarissimus vorgetragene Meinung und dergl. Von einem Buche dieser Art muß das Publicum die Existenz erfahren, und dafür hat Rec. auch schon in zwey Compendien das Seinige gethan, sonst ist die Angabe des Planes das Einzige, was noch hinzu kommen muß. Bey diesem schien nun zweyerley zu erinnern. Erstens, daß nicht genug auf die Ersparung des Raums gesehen, und zweytens, daß keine Vergleichung der Ausgaben angestellt sey. Jenes hängt mit einer Verschiedenheit der Holländischen gelehrten Autorschaft von der Deutschen zusammen. Ein Holländischer Gelehrter rechnet, der Regel nach, auf kein Honorar; es ist sogar nicht selten, daß er die Kosten des Druckes

ganz oder zum Theil vorschießt. Dazu haben nun die Deutschen keine Lust, und wenn sie über den Verfall des Buchhandels in diesen letzten betrübten Zeiten klagen, so heißt dieß meistens nur so viel, die Verleger zahlten nicht so viel, als die Verfasser wohl wünschten, oder sie seyen auch überhaupt nicht so bereit, das Manuscript, gegen Honorar versteht sich, und zwar gegen ein seit dreyßig Jahren sehr gestiegenes Honorar, in Verlag zu nehmen. Daraus entsteht nun manches Schlimme in der Deutschen Litteratur, aber doch zuweilen auch das Gute, daß die Verfasser, die von der einen Seite so viele Rücksicht auf den Verleger nehmen, es doch auch von der andern thun müssen. Wäre dieß nun hier geschehen, so hätte man auf Abkürzung der nach der Natur des Buchs so oft vorkommenden Citaten gedacht, und dieß hatte Rec. gewünscht. Herr Hofrath Glück mag ein vir elegantis ingenii et doctrinae seyn, und wir Deutsche mögen uns freuen, daß ihm auch auswärts so viele Ehre widerfährt, und er so oft citirt wird; nur warum wird er es immer so weitläuftig mit dem ganzen Titel des Buches, selbst mit den Worten "nach Hellfeld," die bekanntlich ehemahls zu dem argen Mißverständnisse Anlaß gegeben haben, es sey ein Commentar über Hellfeld? Eben so ist es auch mit Brenkmann, der hier immer Gebauer und Spangenberg hinter sich hat. Was die Varianten betrifft, so hat Herr Prof. Sm. zwar einige aus Manuscripten erwähnt, der Regel nach sich aber doch bloß auf die hiesige Ausgabe eingeschränkt, von welcher das gerade die schwächste Seite ist, daß sie so wenig auf ältere Ausgaben sieht. Eine verständige Varianten-Sammlung zu den Pandecten wäre gewiß

etwas sehr Verdienstliches; aber einen Vorwurf wird darum doch Niemand dem Herrn Prof. Sm. daraus machen, daß er bey seiner mühsamen Arbeit nicht auch noch diese, eben so mühsame, übernommen habe. Nur das konnte Rec. nicht gelten lassen, was ihm schien beweisen zu sollen, daß nach dem hiesigen Corpus Juris nichts mehr zu thun sey.

Hugo.

Paris.

Essai historique et critique sur l'institution canonique des Evêques, par M. *Tabaraud*, Prêtre de la ci-devant congrégation de l'Oratoire. 1811. S. 190 in Octav. Bekanntlich ist das neueste, jetzt noch fortdauernde, Französische National-Concil in Paris vorzüglich in der auch in dem kaiserl. Convocations-Schreiben erklärten Absicht versammelt worden, um Maßregeln gegen die nachtheiligen Folgen einzuleiten, welche aus den Schwierigkeiten, die der Papst bey Wiederbesetzung mehrerer jetzt vacanten Französischen und Italiänischen Bisthümer macht, für die Kirchen des Reichs entspringen könnten. Bey den zwischen der Französischen Regierung und dem päpstlichen Stuhle obwaltenden Dissidien ergriff nähmlich der letzte eben das Mittel, von dem er unter seinen neueren Händeln mit katholischen Mächten, mit Spanien und Portugall, mit Neapel und mit Frankreich selbst, so oft Gebrauch machte, daß er den von den Regenten neu ernannten Bischöfen so lange die Confirmations- oder Institutions-Bullen verweigerte, bis sich jene mit ihm ausgesöhnt oder über die Forderungen verglichen hatten, über die er mit ihnen in Streit gerathen war. Die vorliegende historisch-critische Untersuchung über die canonische Einsetzung der

Bischöfe hat also eine unverkennbare Beziehung auf das Verfahren, das sich der Papst jetzt abermahls gegen die Französische Regierung erlaubt hat, und auf dasjenige, was die veranstaltete Synode zum Hauptgegenstand ihrer Berathschlagungen machen soll; aber die Beziehung ist auch von dem Verf. selbst weder verhehlt noch verdeckt worden, sondern er hat freymüthig erklärt, daß er bey seinen Nachforschungen zunächst die Absicht gehabt habe, in der Geschichte der älteren kirchlichen Verfassung ein Hülfsmittel gegen das Uebel zu finden, von dem die Französische Kirche bey einer längeren Fortdauer des gegenwärtigen ordnungslosen Zustandes bedrohet werde. Bey der Bekanntmachung des Mittels konnte er sich jedoch darauf berufen — was wir uns auch hier besonders zu bemerken verpflichtet halten — daß er die Grundsätze, durch die er sich bey dem Suchen darnach leiten ließ, nicht jetzt erst aufgefaßt, sondern sich schon im Jahre 1792 in einer Abhandlung von den Wahlen der Bischöfe öffentlich dazu bekannt habe.

Hr. T. hat sich nähmlich überzeugt, daß man bey der Einsetzung der Bischöfe die päpstliche Concurrenz füglich entbehren kann, und sich also aus der Verlegenheit, in welche man durch eine Verweigerung dieser Concurrenz zu kommen glaubte, immer auf eine sehr leichte Art hätte heraus helfen können, und auch jetzt helfen könnte. Er belehrte sich aus der Geschichte, daß nach dem ganzen Geist der ursprünglichen hierarchisch-kirchlichen Verfassung die Bestätigung und Einsetzung der Bischöfe Niemand anders, als den Metropoliten zustehen sollte; daß sie diesen schon von der ersten allgemeinen Synode, von der Nicäischen, ausdrücklich zugesprochen; daß die darüber erlassene Verfügung noch von einer

Menge folgender Synoden sanctionirt; daß sie im Occident, wie im Orient, acht Jahrhunderte hindurch auch in der Praxis und in der Ausübung erhalten, ja daß das den Metropoliten dadurch zugestandene Recht auch von mehreren Päpsten nicht nur förmlich anerkannt, sondern selbst auf das eifrigste vertheidigt und für unverletzlich erklärt wurde. Kap. I ... IV. Er fand darauf weiter, daß sich im Verlauf des dreyzehnten Jahrhunderts allmählich eine neue Observanz in der Kirche bildete, durch welche das Bestätigungsrecht der Bischöfe an die Päpste kam: aber es gelang ihm so wenig, als allen früheren Historikern und Canonisten, die wahre Eintritts-Epoche der neuen Observanz ausfindig zu machen, und der eigentlich entscheidenden Wendung auf die Spur zu kommen, durch welche sie in Rechtskraft überging, Kap. V.; hingegen fand er wieder in der Geschichte, Kap. VI., daß man von dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts an bis auf unsere Zeit herab mehrmahls damit umging, den alten Brauch und das alte Recht wieder herzustellen, daß mehrere Synoden, wie die Versammlungen des Französischen Clerus, mehr als einmahl darauf antrugen, daß es auch einige ältere Französische Monarchen wirklich schon thaten, indem sie die von ihnen ernannten Bischöfe, denen der Papst die Confirmation verweigerte, von ihren Metropoliten bestätigen ließen, und daß ihnen diese Auskunft, so wie mehreren Regenten, die sich in einem ähnlichen Falle befanden, selbst von den gelehrtesten und geachtetsten Theologen angerathen worden war; aus diesen Thatsachen zusammen aber glaubte er Gründe genug zu der Abgabe des Gutachtens Kap. VII. schöpfen zu können, daß die Französische Kirche auch in dem gegenwärtigen Fall nicht nur ohne das mindeste Bedenken von dieser Auskunft

einen provisorischen Gebrauch machen, sondern daß sie selbst auf einer National-Synode die alte Observanz und das alte Recht bey der Einsetzung der Bischöfe auf eine vollkommen canonische und rechtskräftige Art auf immer für sich wieder herstellen, und sich damit auch für die Zukunft gegen die Gefahr eines Rückfalls in einen ähnlichen ordnungslosen Zustand am gewissesten sichern könnte.

Auf dieß Resultat konnte nun Hr. T. durch den Gang seiner Untersuchungen gewiß zu jeder Zeit sehr natürlich, und schon im Jahre 1792 eben so natürlich, als im J. 1811, geleitet werden; auch hat man wahrhaftig nicht nöthig, anzunehmen, daß ihn Rücksicht auf die Zeitumstände bey dem Gange seiner Untersuchungen selbst geleitet haben möchte. Jedem unbefangenen Geschichtforscher müssen sich die Thatsachen, die er in den fünf ersten Kapiteln seiner Schrift ausführte, eben so, wie ihm, darstellen, und haben sich noch einem jeden so, wie ihm, dargestellt. Der factische Hauptumstand, von dem das Meiste bey der Untersuchung abzuhängen scheint, daß man die Metropoliten das Confirmations-Recht ihrer Bischöfe bis in das dreyzehnte Jahrhundert hinein ohne Störung und ohne Widerspruch ausüben ließ, ist selbst noch von keinem curialistischen Schriftsteller bestritten worden. Auch diese Schriftsteller selbst müssen wenigstens einräumen, daß hernach die Päpste dieß Recht in ihre Hände nahmen, oder sich seine Ausübung ausschließend anmaßten, ohne von Jemand dazu autorisirt zu seyn; daher sind wir auch überzeugt, daß Jeder, der mit Hrn. T. von gleichen Grundsätzen über den Umfang des päpstlichen Supremats und über das Verhältniß des Papstes zu der Kirche ausgeht, auch in Beziehung auf das Resultat seiner Untersuchung mit ihm übereinstimmen wird. Freylich sind wir aber eben so

fest davon überzeugt, daß kein eigentlicher Curialist, oder kein Vertheidiger des echten Papal-Systems durch eine bloße consequente Logik zu der Annahme dieses Resultats gezwungen werden kann; und dieß scheint auch Hr. T. selbst gefühlt zu haben, denn er hat wenigstens gerade auf jene Einwürfe fast gar keine Rücksicht genommen, die aus der Ansicht von jenem System, oder aus der Ansicht von dem göttlichen Rechte eines päpstlichen Jurisdictions-Supremats gegen seine Folgerungen gemacht werden könnten, da er sich doch in dem letzten Kapitel seiner Schrift gegen mehrere andere sehr gut verwahrt hat. Doch vielleicht unterließ er dieß auch deßwegen, weil er so gewiß voraus setzen durfte, daß wenigstens auf der neuen Französischen National-Synode kein Vertheidiger jenes Systems auftreten würde; wie es aber damit sey, und was auch die Schrift von Hrn. T. wirken mag, so wünschen wir nichts dringender, als daß nur aus der Crisis, worin sich jetzt die Französische Kirche befindet, jener bessere Zustand bald heraus kommen möge, der allem menschlichen Ansehen nach dadurch herbey geführt werden könnte.

Eben daselbst.

Chez Mad. Veuve Bernard: — Annales de Chimie: Tome 68. oder Nr. 202 ... 204. (Ueber den vorhergehenden Band s. oben S. 932).

Guyton-Morveau beschreibt eine Geräthschaft, um mit Hülfe des salzsauren Kalks den Feuchtigkeitszustand der elastischen Flüssigkeiten zu bestimmen. Die Geräthschaft selbst ist außerdem in Abbildung beygefügt. — Braconnot gibt eine vergleichende Analyse verschiedener Gummiharze, als der Aloe, des Gummigutte, des Euphorbiums, der

Myrrhe, des Weihrauchs und des Gummi Ammoniacum. — E. Berard theilt einige Bemerkungen über das salzsaure Zinn mit, und J. B. Mollerat über die bey der Essigsäure vorkommende Anomalie in Absicht des ungleichen Verhältnisses der Säuremächtigkeit derselben zu ihrer Dichtigkeit. — Von Dubuc zu Rouen wird ein Verfahren angegeben, wie man aus Aepfeln und Birnen einen vortrefflichen Syrup gewinnen kann. — Bouillon-Lagrange und Vogel liefern einige Berichtigungen zu den Arbeiten Trommsdorf's und Braconnot's über die Aloë succotrina und hepatica. — Gay-Lussac und Thénard geben eine vorläufige Anzeige ihres Versuchs über die Zersetzung und Wiedererzeugung der Boraxsäure. — d'Arcet zeigt, daß das mit Alkohol bereitete und nachgehends geschmolzene Kali und Natron noch eine bedeutende Menge Wasser zurückhalten, welche er beym Natron auf 0,28 bis 0,29, und beym Kali auf 0,27 bis 0,28 bestimmt. — Vauquelin theilt einige Bemerkungen über den Uranit und die Oxyde des Urans mit — Chevreul, von dem wir im 66. Bande dieser Annalen eine Analyse des Indigo und Waids erhalten haben, liefert nun auch eine Analyse der Indigofera anil und der Isatis tinctoria, wodurch die Uebereinstimmung des in beiden Gewächsen enthaltenen blauen Pigments noch deutlicher hervorgeht. Außerdem aber enthält diese Untersuchung für die Cultur und Benutzung dieser Gewächse, und über das Vorkommen des Indigo in denselben, sehr wichtige Bemerkungen. Angehängt ist dieser Abhandlung noch eine Untersuchung der in den Blättern der Robinia altagana enthaltenen rothen Substanz. — (Die Fortsetzung dieser Anzeige in einem nachfolgenden Blatte).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

192. u. 193. St.

Den 2. December 1811.

Mannheim und Heidelberg.

In Commission bey Gottlieb Braun: Die Sternwarte zu Mannheim, beschrieben von ihrem Curator, dem Staats- und Kabinetsrath Klüber. Mit einer Abbildung der Sternwarte in Steindruck. 1811. klein Folio 62 Seiten.

Die Mannheimer Sternwarte ist gegenwärtig unstreitig von allen in Deutschland am reichsten mit Instrumenten versehen; Jeder, dem die Astronomie werth ist, nimmt ein lebhaftes, warmes, Interesse an ihr, und es kann daher eine ausführliche Erzählung von ihrer Entstehung, ihrem Fortgange und ihrem gegenwärtigen Zustande nicht anders als willkommen seyn. Doppelt erfreulich ist der Bericht aus der Feder des Curators der Sternwarte, dem der Ruhm und das Beste des Instituts so sehr am Herzen liegt, und der davon bereits so thätige Beweise gegeben hat.

Der Grund zu dem durchaus massiven Gebäude wurde im Jahre 1772 unter dem Churfürsten von der Pfalz, Carl Theodor, nach dem Plane des bekannten Astronomen P. Mayer gelegt, und, den

Bau vollkommen dauerhaft und schön auszuführen, wurden keine Kosten gespart; sie beliefen sich über 90,000 Gulden. Man wird sich darüber nicht wundern, wenn man die ansehnliche Höhe des Gebäudes, 111 Fuß, erwägt, die damahls für nothwendig gehalten wurden, aber freylich bey der gegenwärtigen Beobachtungsart als ein wesentlicher Fehler in der Anlage betrachtet werden muß, da sie das Beobachten eben so sehr erschwert, als der Zuverlässigkeit desselben schadet. Die Sternwarte wurde mit Instrumenten von den besten Engl. Künstlern versehen. Ein vortrefflicher achtfußiger Mauerquadrant von Bird wurde schon 1775 aufgestellt; im Jahre 1778 erhielt die Sternwarte einen zwölffußigen Zenith-Sector von Sisson und einen Arnoldschen Regulator. Späterhin lieferte Ramsden (für 145½ Guineen) das sechsfußige Mittagsfernrohr. Ein dreyfußiger Multiplicationskreis von Reichenbach in München wurde erwartet, und ist gegenwärtig, Privatnachrichten zufolge, bereits wirklich angekommen. Der erste Astronom, Christian Mayer, starb 1783 (sein durch Special-Tafeln für Aberration und Nutation bekannter Gehülfe, Joh. Metzger, starb 1780); vom J. 1784 bis 1786 stand der Sternwarte vor Carl König, in den Jahren 1786 u. 1787 Joh. Nepomuk Fischer, dessen designirter Nachfolger, Peter Ungeschick, vor Antritt der Stelle starb; endlich seit 1788 ist Roger Barry (eine Zeit lang gemeinschaftlich mit Henry) Astronom der Sternwarte. Der Krieg war den Arbeiten sehr ungünstig, und zu Ende des J. 1794 mußten alle Instrumente abgenommen und in Kisten eingepackt werden, worin sie 6 Jahre blieben. Mehrere Mahle wurde die Sternwarte sogar bey dem Bombardement Mannheims von Haubitzen getroffen, ohne doch wesentlich beschädigt zu werden, und der Astronom sah sich persönlichen Mißhandlungen

und Verfolgungen ausgesetzt, denen er sich nur durch die Flucht entziehen konnte. Nach dem Lüneviller Frieden, wo Mannheim an das Haus Baden fiel, wurden zwar mehrere wissenschaftliche und Kunstsammlungen von Mannheim nach München gebracht, allein die kostbaren astronomischen Instrumente wurden jener Stadt erhalten, und 1801 wieder aufgestellt. Erst später wurden die nothwendigsten Kosten zur Bestreitung der Unterhaltung der Sternwarte und zur Besoldung des Astronomen angewiesen.

Im J. 1808 wurde die Sternwarte der nähern Fürsorge des Staatsraths Klüber übergeben, der alles that, ihr wieder aufzuhelfen. Die erforderlichen Kosten zur Unterhaltung, Verschönerung u. Möblirung des Gebäudes, um auch gelegentlich fremden Astronomen zum Aufenthalt dienen zu können, ferner für Beleuchtung, Heitzung, für Correspondenz, für eine Bibliothek und andere kleine Bedürfnisse wurden bewilligt; ein schöner Obelisk zur Mire meridienne wurde auf der Nordseite aufgeführt, und ein zweyter wird auf der Südseite gegenwärtig errichtet. Zum Druck des grossen Stern-Catalogs, an welchem Barry seit vielen Jahren arbeitet, hat die Regierung die Kosten angewiesen; ein Multiplicationskreis von Reichenbach ist, wie bereits oben bemerkt wurde, erst neulich angeschafft, und dem Astronomen selbst wurde eine ansehnliche Gehaltserhöhung zu Theil, und ihm zugleich ein besoldeter Aufwärter beygegeben, so wie man jetzt auf einen Adjuncten für den Astronomen bedacht ist.

Gewiß verdient die Badensche Regierung und der würdige Curator der Sternwarte wegen dieser freygebigen Unterstützung einer schönen, der practischen Astronomie gewidmeten, Anstalt den Dank aller Freunde dieser Wissenschaft, und man darf mit Recht

von einer thätigen und einsichtsvollen Benutzung derselben reiche Früchte hoffen.

Der übrige Theil der vorliegenden Schrift gibt noch eine Uebersicht über die bisherigen Ortsbestimmungen der Sternwarte, deren Länge von Paris auf 24′ 31″8, so wie die Breite auf 49° 29′ 16″ festgesetzt wird; ein Verzeichniß der sämmtlichen vorhandenen Instrumente; biographische Nachrichten von den bisherigen Astronomen der Sternwarte, und ein vollständiges Verzeichniß ihrer Schriften.

Paris.

Bey Nicolle 1810: *Origine de l'Imprimerie*, d'après les Titres authentiques, l'opinion de M. *Daunou* et celle de M. *Van Praet*; suivie de l'établissement de cet art *dans la Belgique*, et de l'*Histoire de la Stéréotypie*; ornée de calques, de portraits et d'écussons. Par M. *Lambinet*. In zwey Bänden. Tome premier 30 und 434 S. Tome second 13 und 424 Seiten in groß Octav.

Ein gewiß seltener Fall, daß es mit Büchern über Gegenstände dieser Art zur zweyten Auflage gedeiht, und ein auch wohl nicht häufiger, daß bey solcher Ungewißheit der Autor dennoch fortfährt, jedes Hülfsmittel aufzusuchen, seiner frühern Arbeit die möglichste Vollkommenheit zu verschaffen. Hr. Lambinet hat letzteres sich wirklich äußerst angelegen seyn lassen. Im Jahre 1798 erschienen nähmlich seine zu Brüssel abgedruckten Recherches historiques, littéraires et critiques etc. über denselben Gegenstand, und leisteten schon damahls so viel, daß ihm das Lob, ein nützliches Buch geschrieben zu haben, auch in unsern Blättern des Jahrganges 1799 nicht versagt werden konnte. Auf diese, über-

dieß ziemlich umständliche Anzeige muß Rec. ein für allemahl verweisen.

Seit jener Zeit nun hat Hr. L. nicht nur im Vaterlande, sondern auch zu Paris und anderwärts, seine Nachforschungen mit solchem Eifer und Erfolge fortgesetzt, daß man für die Mittheilung ihres reinen Ertrags ihm allerdings Dank wissen muß. Auch der schon auf dem Titelblatt angegebene Umstand, daß Hr. van Praet, Conservator der gedruckten Bücher kaiserl. Bibliothek, Theilnehmer und, so zu sagen, Gewährleister seiner Arbeit geworden, muß nicht wenig zu Empfehlung derselben beytragen; denn nach allen den Bereicherungen, die seit einem Jahrdutzend nicht nur an Druckerstlingen, sondern auch andern Merkwürdigkeiten, dieser Bücherschatz bekanntlich erhalten, ist, außer dem königl. Großbritannischen und dem des Lords Spencer, in Europa wohl keiner mehr, der über so Etwas die nöthige Aufklärung noch darbieten könnte. Von allen den, größten Theils sehr erheblichen, Zusätzen und Bereicherungen, wodurch, wie man sieht, die neue Auflage in zwey Bände sich erweiterte, genügeleistenden Bericht zu erstatten, macht schon die Menge derselben unthunlich. Ehe indessen Rec. zum Belege seiner Aufmerksamkeit doch wenigstens einige darunter aushebt, glaubt er das Zeugniß voraus schicken zu dürfen, Hr. L. habe das Sicherste und Brauchbarste, was über diese Gegenstände seit mehr als 300 Jahren geschrieben worden, mit einer Sachkenntniß und Umsicht zusammen gestellt, die es zum willkommnen Führer für alle diejenigen machen, die nur Französisch verstehen. Warum nicht immer auch für uns Deutsche? wird sich aus der Folge dieser Anzeige ergeben.

Wie in der frühern Ausgabe, enthält der erste Band in nur VII Kapiteln bis S. 312 Alles, was

über Vorspiele der Erfindung, Vervollständigung und Verbreitung der Buchdruckerkunst aus sichern historischen Quellen und eigner Ansicht sich schöpfen ließ; nur, wie bereits erwähnt, mit einer Menge Berichtigungen ausgestattet, wozu die neuesten Entdeckungen verholfen hatten. Das Haupt-Resultat ist, daß nur erst durch Erfindung der Patrizen und Matrizen die Buchdruckerey zu derjenigen Kunst geworden, die alles von ihr Erwartete leisten konnte. Bewegliche Lettern, aus allerhand Material, hatte man von jeher gekannt, ohne daß irgend Etwas von Belang sich damit zu Stande bringen lassen. Daß mit dergleichen von Holz auch nichts Rechtes auszurichten, und die Kosten derselben weit größer, als man sich vorstellen sollte, gewesen, wird umständlich dargethan; nichts, mit Einem Worte, aus der Acht gelassen, was über Entstehen, Fortschritt und Vollendung des jetzigen Verfahrens Licht geben kann. Eine der willkommensten Entdeckungen war die 1803 erst gemachte, bey Gelegenheit nähmlich der Donate, die so viele Historiker, ja Zeitgenossen selbst, für den ersten Versuch der im Entstehen begriffenen Kunst ausgegeben hatten. Vier Kleinfolio-Blätter eines solchen Donat nähmlich haben sich in Trier ausfindig machen lassen, und zwar zum Glück mit dem folgende Unterschrift enthaltenden Blatte: Explicit donatus. Arte nova *imprimendi* seu caracterizandi. per *Petrum de gernſzheim*. in urbe Moguntina cum suis capitalibus absque calami exaratione effigiatus. — Was die Entdeckung, die durch die Angabe des Druckjahrs freylich noch wichtiger geworden wäre, doch schon angenehm genug machte, war der Umstand, daß erwähnter Donat genau mit eben der noch ziemlich plumpen Missalletter sich abgedruckt fand, die zu der berühmten

Lateinischen Bibel ohne Datum von 42 Zeilen gebraucht worden. Mit dieser hatte man bisher gar nichts anzufangen gewußt, und glaubte sie bald aus Guttenberg's Werkstätte, bald mit noch hölzernen Lettern gedruckt, bald vor 1454 erschienen, und was dergleichen mehr war; da es nunmehr hingegen ausgemacht ist und bleibt, daß sie dem kunstreichen Schöffer angehört. Von beiden Druckstücken sind genaue Fac-simile mitgetheilt worden. Am Ende des Donats seinen Nahmen allein zu lesen, was vor Just's Tode niemahls geschehen, befremdet einiger Maßen. Erst nach 1466 also scheint er das Werkchen gedruckt zu haben, wo seine Officin zwar schon ungleich bessere Typen besaß, zu Schulbüchern aber, wie dieser Donat, Missalletteren langehin mögen üblich geblieben seyn; denn so eben liegt vor dem Rec. ein dergleichen aus 18 Kleinfolio-Blättern bestehender, mit noch größerer Fractur gedruckter, und kein anderes Unterscheidungszeichen, als den Punct, aufweisender, ohne Datum, der, gäbe es am Ende nicht zu lesen: Impressum per *Conr. Kacheloven*, ohne Zweifel für eines der frühesten Druckstücke würde gegolten haben; daß dieser Conr. Kacheloven aber erst gegen das Ende des 15. Säc. in Leipzig zu arbeiten anfing, ist bekannt.

Allein Rec. muß weiter eilen! Wenn Hr. L. mit Recht sich rühmen darf, über seinen Gegenstand mehr Deutsche Schriften und Schriftchen benutzt zu haben, als irgend einer seiner Vorgänger in Frankreich: so wäre gleichfalls zu wünschen, daß er auch nach den in unsern beurtheilenden Zeitschriften zahlreich genug enthaltenen einzelnen Bemerkungen und Notizen, wenn auch seit den letzten 30 Jahren nur, sich umzusehen die Geduld oder

Gelegenheit gehabt hätte! Statt z. B. also noch immer zu glauben, daß der so herrliche Abdruck unsers Teuerdanks mit Holztafeln geschehen (was um so mehr auffällt, da Hr. L. sonst überall ein so entschiedener Gegner des Holzdrucks ist), würden dergleichen Deutsche Beurtheilungen ihn längst schon belehrt haben, daß bereits in der ersten Ausgabe ein beym Setzen durch Versehen umgestürzter Buchstabe zu finden ist, und in den folgenden Ausgaben es wieder andere dergleichen gibt, das Ganze mithin unmöglich durch Holztafeln bewerkstelligt seyn kann. Die so mancherley hierzu gebrauchten Gußlettern, als an deren Verschiedenheit Hr. L. hauptsächlich Anstoß nimmt, sind leicht aus der Verschwendung zu erklären, womit Kaiser Maximilian I. ein Werk, das ihm so sehr am Herzen lag, auch so prächtig als möglich abgedruckt sehen wollte, und daher einen mannigfaltigern Letternvorrath, als nöthig war, eigends dazu hatte zeichnen, schneiden und abgießen lassen. Hierüber sind die Urkunden noch vorhanden; und wenn sich, um nur Eines Buchstaben zu erwähnen, das große M daher sechs Mahl abgeändert findet, braucht man darüber sich nicht weiter zu wundern. — Aus eben dergleichen Beurtheilungen würde Hr. L. auch längst ersehen haben, daß von den beiden so genannten Israels von Mecheln gar nichts in Holz Geschnittenes vorhanden ist, und daß er sich vergebliche Mühe gibt, sie zu Niederländischen Künstlern zu machen; denn sie selbst schrieben sich von Meckenen; und daß hierunter keineswegs das Brabanter Mecheln, sondern der Münsterische Flecken jenes Nahmens zu verstehen sey, erhellet ganz deutlich aus dem Umstande, auf mehreren Kupferstichen von ihrer Hand, dergleichen Rec. selber be-

ken, das sehr nahe gelegene Städtchen Bocholt als Wohnort dieser beiden Goldschmiede angegeben zu finden. — Ferner, daß es wirklich vier in Deutschland 1454 und 55 gedruckte Ablaßbriefe gibt, wovon drey aber ins Ausland gewandert sind, und der vierte sich für jetzt unsichtbar gemacht hat; auch daß diese kleinen Impressa offenbar mit Gußlettern zu Stande gebracht worden, und eines davon von Albrecht Pfister gebrauchte Typen aufweiset, welchem gleichfalls eines der unlängst entdeckten Bruchstücke vom Donat nicht abzusprechen ist.

Unmöglich kann Rec. dieses der Deutschen Sprache höchst ehrenwerthen Mannes ohne den Zusatz erwähnen, daß Hr. Lambinet zwar nunmehr weiß, wem man die treffliche 36zeilige Lateinische Bibel zu danken habe; Niemanden anders nähmlich, als diesem A. Pf.; noch aber keinen Begriff davon zu haben scheint, was für eine wichtige Rolle dieser seit kaum 20 Jahren bekannt gewordene Nahme im ersten Buchdrucks-Decennio selbst zu spielen anfängt. Erst vor wenig Jahren nähmlich — was Hrn. L. ganz unbekannt blieb — hat in Baiern sich ein gereimter, vollständig erhaltener und für das Jahr 1459 berechneter Calender in Deutscher Sprache auf 3 Kleinfolio-Blättern aus seiner Presse vorfinden lassen, der zwar des Künstlers Nahmen nicht angibt, unbestreitbar aber mit eben denselben Missalletttern abgedruckt ist, die selbiger in allen von ihm bekannt gewordenen Druckstücken gebraucht hat. Wie bedeutend für die früheste Druckergeschichte der Umstand sey, nunmehr ein wirkliches Impressum aufweisen zu können, das in ein Jahr fällt, wo kaum aus Fust und Schöffer's Officin mit völliger Gewißheit sich Etwas angeben läßt,

bedarf keiner weitern Erörterung. Für Deutsche Litteratur bleibt es aber, wie schon berührt, auch in anderer Hinsicht merkwürdig. Mit Ausnahme nähmlich eines mystischen Erbauungsbuches ohne Datum, das mit ihren Lettern gedruckt seyn soll, ist aus Fust und Schöffer's Werkstätte gar nichts Deutsch Geschriebenes bekannt; da hingegen, seine Lateinische Bibel und ein paar Kleinigkeiten abgerechnet, der wackre Albr. Pfister sichs hauptsächlich angelegen seyn ließ, Deutsch geschriebene Sachen, so gut sie damahls zu haben waren, ans Licht zu fördern. Da er sich übrigens zu beiden Sprachen immer einer und eben derselben Missalfractur bediente, die von der Schöfferschen sich gar wohl unterscheiden läßt: so tritt Rec. unbedenklich der Meinung des Hrn. van Praet bey, der das zu Mainz aufgefundene und jetzt in Paris befindliche Bruchstück eines Lateinischen Calenders für das J. 1459 gleichfalls aus Pfister's, nicht Schöffer's, Offitin glaubt. Aus allem bisher Gesagten ergibt sich, daß, so kauderwelsch auch die Stelle in der Encyclopädie des Paulus de Praga lautet, worin solcher eines 1459 zu Bamberg lebenden, auf allerhand Material schneidenden und druckenden Künstlers mit großer Verwunderung erwähnt, hiermit wohl Niemand anders, als eben unser A. Pf. gemeint seyn kann; Hr. Lambinet treibt aber seine Zweifel zu weit, wenn er dieser Aussage allen historischen Werth abspricht, und den Künstler höchstens in Holz schneiden läßt. Gerade dieser Pfister war der Erste, von dem man nachweisen kann, daß er den Text zu dergleichen Bilderbüchern, z. B. einer auch Deutschen Biblia Pauperum, oder Boner's Fabeln, mit schon beweglichen und gegossenen Lettern ihren Holzschnitten beydruckte; denn der

Kupferstich scheint damahls noch nicht erfunden oder in Bamberg bekannt gewesen zu seyn. Hoffentlich genug zur Probe, daß nähere Bekanntschaft mit unsern beurtheilenden Schriften, als worin über solche Gegenstände zur Genüge Auskunft zu finden, gar nicht überflüssig gewesen wäre!

Den Rest des ersten Bandes füllt die Analyse des opinions diverses sur l'origine de l'Imprimerie, par M. *Daunou*, jetzt Reichs-Archivar, als in welchem Amte er dem verstorbenen Camus gefolgt ist. Noch als Bibliothecar am Pantheon und Mitglied des Instituts, hatte er diese Analyse in öffentlicher Sitzung vorgelesen, und in einem Octavbändchen nachher drucken lassen. Da sie mit seltener Unpartheylichkeit abgefaßt ist, ihr Verfasser behutsam zu Werke geht, und immer bey der Wahrheit bleibt, so wird die mit Genehmigung des Hrn. D. geschehene Aufnahme derselben in das größere Werk des Hrn. Lambinet Vielen um so willkommener seyn, da dergleichen kleinere Schriften im Auslande immer schwerer zu haben sind, und die vorliegende doch nicht ohne bleibenden Werth ist. In den Hauptpuncten tritt er der Meinung unsers Heinecken bey, nicht aber ohne manche Einschränkung, worunter auch die gehört, daß er den so problematisch gewordenen Lorenz Coster doch wenigstens als Formschneider will gelten lassen; da Hr. Lambinet (mit Andern) hingegen gar kein Bedenken trägt, seine Existenz selbst ins Reich der Fabeln zu verweisen, so viel Kunst und Gelehrsamkeit Meermann auch verschwendet gehabt, einen Tausendkünstler aus ihm zu machen.

Bis S. 328 hat der zweyte Band es mit der Buchdrucksgeschichte des vormahls Oestreichschen Belgiens zu thun. Was die Einführung und Ver-

breitung der Kunst in diesen Gegenden betrifft, finden in der Hauptsache sich keine neue Entdeckungen aufgespürt; wohl aber ist Manches noch sicherer beurkundet, das Ganze für den Leser bequemer geordnet, und was die Städte Löwen, Aelst, Brüssel, Brügge, Antwerpen, Gent und Oudenarde das 15. Jahrhundert hindurch an Druckstücken geliefert, abermahls sorgfältig gemustert, mit Zusätzen bereichert, und so viel anderes die Kunst- und Geschmacksentwickelung Aufklärendes hinzugefügt worden, daß man dieser zweyten Ausgabe nicht entbehren kann. Hr. L. hat sich aber um bibliographische Kenntnisse noch verdienter gemacht.

Der noch übrige Raum enthält die Histoire succincte de la *Stéréotypie* et de ses procédés. Wie bekannt, waren die Mémoires des Hrn. Camus, sur les procédés du Polytypage et de Stéréotypage, nicht allein in den dritten Band des Recueil de Littérature et des beaux arts de l'Institut de France eingerückt, sondern auch 1803 bey Baudouin in Octav besonders abgedruckt, und die erste Ausgabe in unsern Blättern gleichfalls angezeigt worden. Daß auch der Pariser Buchhändler Schöll zu Jansen's Essai sur l'origine de la *Gravure* etc. eine Notice sur les éditions Stéréotypes im Jahre 1808 geliefert, scheint Hr. Lambinet noch nicht gewußt zu haben, wenigstens erwähnt er derselben nirgends. Die Arbeit des Hrn. Camus indeß hat er allerdings vor Augen gehabt, sie jedoch um ein gutes Viertel abgekürzt, in genauere Zeitfolge und bequemere Uebersicht gebracht, bis an die neueste Zeit fortgesetzt, und Manches hinzu gefügt, was zu Verdeutlichung der oft sehr complicirten Gegenstände guten Dienst leisten wird.

In einem Werke also, was von der Erfindungs-geschichte und den Fortschritten des Bücherdrucks handelt, wovon das stereotypische Verfahren doch wieder ein frischer Zweig ist, auch sogleich über letztern befriedigende Auskunft zu finden, bleibt eine Zugabe, wofür man dem Verfasser Dank wissen muß. Da von dem Verfahren der Erfinder und ihrer Nacheiferer bereits anderwärts Bericht erstattet worden, so wollen wir nur der Gebrüder Mame hier noch erwähnen, welche Herhan's Officin an sich gebracht, und die Procedur in manchen Stücken noch mehr vereinfacht, das heißt, immer brauchbarer gemacht, haben. Seitdem bringen dieselben regelmäßig zwey tausend stereotypirte Blattseiten oder Clichés monathlich zu Stande; und mehr als 200 solchergestalt behandelte Werke sind in allen Formaten bisher aus ihrer Presse gekommen. Ein Corps de droit François und das Dictionnaire de l'Académie Françoise in dreyspaltigen Columnen, beide in groß Quart, zeichnen sich darunter besonders aus. Von letzterem findet sich eine Probeseite beygelegt, welche angenehm genug ins Auge fällt. Auch vorliegendes Werk haben diese Brüder Mame ungemein sauber abgedruckt, und nur wenige Errata sich zu Schulden kommen lassen; wenn anders es ihre Schuld ist, daß man statt der XI Bände Panzerischer Annalen mehrmahls nur X, oder Köhler's Ehrenrettung Guttenberg's als 1775 statt 1741 gedruckt angegeben findet. Was endlich die nunmehr auch im Großen betriebene Stereotypie betrifft, so bleibt es damit beym Alten. Nur solche Werke lassen sich nähmlich mit Vortheil für den Unternehmer stereotypiren, deren Absatz

wenn auch nicht schnell, doch mit Gewißheit, sich erwarten läßt; und in Hinsicht auf die mit dem Metall noch mögliche Sparsamkeit scheint es nunmehr ebenfalls aufs höchste gekommen zu seyn: denn zu einer dergleichen Bibelausgabe in England waren nicht mehr als 150 Pfund Bley verwendet worden, da wohl 1000 Pfund zum Abdruck mit bloß beweglichen Lettern erforderlich gewesen wären. — Die erste Ausgabe war mit sehr umständlichen Registern versehen; die in der zweyten noch stark vermehrte Nahmenmenge hat vermuthlich ein eben so genaues unthunlich gemacht. Dagegen haben beide Bände so bestimmt angegebene Inhaltsanzeigen der Kapitel und Unterabtheilungen, daß solche die Stelle eines allgemeinen Registers so ziemlich vertreten können.

Marburg.

Den hohen Geburtstag unsers allergnädigsten Königes kündigte Hr. Professor Wagner in einem Programm an, und lud zur frohen Feyerlichkeit ein, mit voran gesetzter Ausführung: De partium orationis indole atque natura. Commentatio I. 41 Seiten in Quart. Der Hr. Professor Wagner führt in seinen Forschungen über Gegenstände der Philosophie der Griechischen Grammatik, die, wenn sie gleich weniger anziehend scheinen können, doch ihren Werth in ihren Grenzen auch haben, fort, und führt Einiges weiter aus, wozu seine Lehre von dem Accente der Griechischen Sprache (s. Gött. gel. Anz. 1807 S. 1604) Veranlassung gibt. Schon vorhin in seinem Antritts-Programm hatte er einige Addenda ad librum de accentu Graecae linguae, und seitdem in einem andern Gelegenheits-Pro-

gramm vom Artikel gehandelt (G. g. A. 1810 S. 2019). In jenen, den Addendis, bringt er, unter andern, eine Stelle aus Scaliger zum Ausonius bey, in welcher auch jener Gelehrte die Aussprache der Griechen nach den Accenten aus Beyspielen im Ausonius, Sidonius, Prudentius, erweiset, und, da diese in der Zeit der schon verdorbenen Aussprache gelebt haben, aus Plautus, zeigt, daß sie in ihren Versen idola, trigonus, Philippus, als Dactyle gebraucht haben. Es verhält sich also eben so, wie in den neuern Sprachen; so wie ein Gleiches in der Prosodie und Metrik der Deutschen Sprache längst erkannt worden ist. Die gegenwärtige neue Schrift betrifft zwar auch zum Theil den Accent, aber von einer andern Seite. Von den Redetheilchen sind die Elemente: Laute und Töne: diese, Selbstlauter und Mitlauter: und zwar so, daß jene erst durch diese belebt und geformt werden, so daß er lieber den Ausdruck: Grundlaute und Bestimmungslaute, einführen möchte. Wenn mehrere Sylben zusammen kommen und Ein Wort ausmachen, so hat nur die Eine Sylbe den Accent in der Aussprache, ohne Rücksicht auf Länge und Kürze. Nun fragt es sich, ist die Länge der Sylbe, in der Aussprache, gar nicht bemerkt worden? Man sollte glauben, allerdings: denn man kann den Accent ausdrücken, und doch auch die folgende lange Sylbe in der Aussprache bemerklich machen. Hr. Professor Wagner behauptet, daß nur Ein Ictus oder Accent in Einem Worte seyn kann, daß also auch der Circumflex mehr nicht, als ein Accent seyn könne. Er geht dann zu dem Ton

der Endlichkeit über. Man sieht, daß der Gegenstand in einem Blatte, wie das unsrige, nicht weiter verfolgt werden kann. Nun werden die Wörter auch nach den Motionen mit gleichem philosophischem Sinn betrachtet, und eine neue Anordnung der Redetheilchen vorgetragen. — Die Indices Lectionum für das Winter-Semestre haben, als Vorrede, eine critische Verbesserung in Cicero pro Milone c. 13. quam rem etsi nefarie fecisti, tamen, quoniam in meo inimico crudelitatem expromsisti tuam, *quamvis te* laudare non possum (vielleicht noch kürzer, tuam, *si* laudare non possum), irasci certe non debeo. Zur Deutlichkeit und Richtigkeit des Sinnes ist dieß freylich besser.

Eben daselbst.

In der neuen academischen Buchhandlung: Repertorium über die westphälische bürgerliche Prozeßordnung. Aufgestellt von dem F. Ki L. zu G. 1811. 254 Seiten in groß Octav. Zweck und Nutzen einer solchen Arbeit bedürfen im Allgemeinen keiner Erörterung. Recensent hat daher eigentlich wohl nur zu bemerken, daß die vorliegende Arbeit auf den Ruhm der Vollständigkeit gegründeten Anspruch macht. Die Erinnerung mag etwa noch hinzu gefügt werden, daß bey den ausführlichen Artikeln für den bequemen Gebrauch sehr wünschenswerth seyn würde, die Ordnung der Unterabtheilungen überall durch ein recht genaues und streng beobachtetes System hervor gehoben zu sehen. Hin und wieder vermißt man das, z. B. bey den Artikeln: Appellation, Appellationsanzeige u. s. f.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

194. Stück.

Den 7. December 1811.

Gießen.

Bey Tasche: Beschreibung einer neuen Rechenscheibe zur Bestimmung des Cubik-Inhalts der Cylinder, Kegel und abgekürzten Kegel von dem Kriegsrath Pfaff in Gießen.

Die Rechnungen, wodurch der Cubik-Inhalt von Cylindern und Kegeln gefunden wird, sind zwar an sich höchst einfach. Aber die Meisten, welche ihrer Resultate bedürfen, verstehen weder Geometrie, noch Arithmetik. Es ist also natürlich, daß man ihrem Bedürfniß durch ausführlich berechnete Tabellen entgegen zu kommen gesucht hat. Solche Tabellen werden weitläufig, wenn man sie erst für Cylinder, alsdann für ganze, und zuletzt für abgekürzte Kegel besonders entwerfen will. In so fern ist es denn allerdings der Mühe werth, zu versuchen, wie weit sie sich in einen kleinen Raum zusammen drängen lassen. Der Verfasser hat sich zu dieser Absicht einiger sehr einfachen und richtigen Principien bedient. Das erste ist: daß man nur für einige Höhen, aus denen sich die übrigen durch

Addition erzeugen lassen, die Soliditäten von Cylindern und Kegeln zu besitzen braucht, und aus ihnen die der übrigen durch leichte Addition finden kann. Das zweyte: daß man nur eine doppelte Argumenten-Reihe der Höhen, die eine für Cylinder, die andere, dreyfach größere Zahlen enthaltend, für Kegel, an die Tabelle der Soliditäten zu legen hat, um sie für beide körperliche Gestalten zugleich brauchbar zu machen. Das dritte endlich: daß der Inhalt eines abgekürzten Kegels erhalten werden kann, indem man einen Cylinder, dessen Umfang die halbe Summe des Obern und Untern im Kegelstück, und einen Kegel, dessen Basis-Umfang den halben Unterschied eben jener Größen beträgt, beide von gleicher Höhe mit dem abgekürzten Kegel, zusammen rechnet. Vermöge dieses letzten Satzes wird in der That die Berechnung abgekürzter Kegel auf die bequemste Form zurück geführt. Es darf also die vorliegende Tabelle mit Recht empfohlen werden. Sie schreitet in Absicht der Peripherien durch einzelne Zolle, von 1 bis 154, fort; die Höhen dürfen jede beliebige seyn. Sie gibt die Soliditäten bis auf Achtel von Cubik-Fußen genau. Sie ist in einem Kreise von 15 Zoll Durchmesser enthalten. Uebrigens ist die Form der Scheibe im Grunde außerwesentlich; es hätte eben so gut die gewöhnliche tabellarische gewählt werden können, wodurch das Ganze transportabler, und also zu gewissem Gebrauch bequemer, ausgefallen seyn würde.

Dresden.

Im Waltherschen Verlag: *Ideen zur Archäologie der Malerei. Erster Theil.* Nach Maasgebung der Wintervorlesungen im Jahre 1811 (1810 und 11) entworfen von *C. A. Böttiger.*

Octav 377 Seiten. In der alten Kunst ist das Hauptstück von der Malerey eines der wichtigsten, und zugleich das schwerste und am wenigsten genugthuend bearbeitet. Der Recensent nahm daher das Buch mit der lebhaftesten Begierde in die Hand; der Nahme des berühmten Verfassers trug noch mehr bey, die Wißbegierde zu erhöhen; und es freuet den Rec., gestehen zu müssen, daß er diesen ersten Band mit größtem Vergnügen und mit reichlicher Belehrung gelesen hat. Bey einiger Bekanntschaft mit den Gegenständen, sieht man sehr wohl, mit welcher Kunst, Geistesgegenwart, bey einem sehr dienstfertigen Gedächtniß, und einer sehr großen Menge einzelner Kunst- und antiquarischer Bemerkungen, Wahrnehmungen, einzelne Blicke und Vermuthungen in einen schicklichen Zusammenhang gebracht sind, aus welchem Schlüsse für das Ganze, und oft glückliche Aufschlüsse, hervor gehen. Das war es aber, was uns fehlte; Scharfsinnige Beobachtungen und Beurtheilungen von vielem Einzelnen hatten wir von Gelehrten und von Kunstverständigen die Menge. Man kann wohl hier und da erinnern, daß des Guten zu viel und zu mancherley gegeben sey, der Sprachforscher, Critiker und Antiquarier leuchtet vor; Allein man muß auf die Aufschrift des Buches selbst sehen; es ist keine bloße Geschichte der Malerey, sondern **Archäologie der Malerey**, und es sind **Ideen zu dieser Archäologie**, was angesagt wird. Richtige Interpretation macht den Grund alles richtigen Raisonnements.

Dieser erste Theil enthält die älteste Geschichte der **Malerey** bis auf den großen **Meister Polygnotus**: diesen eingeschlossen. Plan und Ordnung ist helle; die Ausführung ist nicht bloß auf

zusammengestellte Stellen und Nachrichten eingeschränkt; sie müssen aus geschichtlichen Angaben geleitet werden. Der Verf. hat auch die Kunst selbst in Augen gehabt, ihr Werden und Fortschreiten bis zur Idealität, die eigentliche Kunst, verfolgt, seinen Beruf zum Werke durch erworbene Einsichten bewährt, und die Hoffnung gegründet, daß er uns, in der bisherigen Maße fortgeführt, über die alte Malerey ein classisches Buch, wenigstens historisches, liefern wird: denn über die eigentlichen Kunstbegriffe, das Mechanische und das Farbenmateriale und die Behandlung, hat der Recensent keine Stimme.

Billig schränkt sich der Verf. nicht auf die Griechen ein, sondern geht von den frühern und rohern Anfängen, zuerst unter den Barbaren oder den Nichtgriechischen Völkern, aus, welche das Gedachte durch die Bilder der Gegenstände selbst darstellten, und so zur Bilderschrift geführt und auf die Hieroglyphen geleitet wurden. Malerey hatten viele Völker, Anlage zum Bilden mit Farben und Nachbilden hat der Mensch von der Natur: aber die Malerkunst "ist die eingeborne und letztgeborne Tochter der Griechischen Kunstbegeisterung. Bey allen andern Völkern mußte das Bild nur der Farbe oder als Zeichen des Gedachten, der Einbildung Vorschwebenden, dienen, so ward sie Hieroglyphe und Symbol." Der Grieche behandelte das Bild als Bild zur Vollkommenheit der Natur, so entstand Malen der Idee des Vollkommnen, des Ideals. Die roheste Bilderschrift ist mit Ausfüllen des Schattenumrisses vermittelst Farben; wie die der Mexicaner. Was sich davon erhalten hat, und was wir aus Uebergebliebenem und Zeichnungen in wenig gelesenen und seltenen Schriften davon wis-

sen, ist kurz zusammengestellt; voraus gehet aber die Malerey der Indier, mit den hellesten Farben, aber ohne Zeichnung, Haltung und Helldunkel. Ihre Symplegmen, ungeheure Körper von mehreren Menschen und Thieren. Das Wenige, was wir von Gemälden der Perser wissen. Malerey der Chinesen. Begriffe der Bilderschrift und Hieroglyphen-Malerey. Nun werden wir in die Malerey der Aegyptier eingeführt S. 25. Das Werk des Hrn. Denon über Aegypten ist schon gebraucht. Bey dem Geschichtlichen und Antiquarischen ist vorzüglicher Führer Heeren, nebst Zoega. Wie sehr haben sich unsere Kenntnisse seit Winkelmann und Caylus erweitert! — Wir können nur Einiges von dem anzeigen, was Hr. B. besser verbunden, erläutert oder neu gelehrt hat. Wechselwirkung der Kunst zwischen Aegyptern und Griechen. Nicht bloß in den ersten Anfängen und Elementen lernten die Griechen von den Aegyptern, sondern immer weiter fort, vorzüglich in der Architectur der Tempel, in Anwendung der Sculptur in derselben; und doch war diese bey den Aegyptern für sich allein keine selbständige Kunst, und ihr war wiederum (zum Färben der Reliefs) die Malerey bloß untergeordnet, und war also Decorations-Kunst. Nun hielt beides die Malerey von Fortschritten darin zurück, daß sie, geleitet von der Sculptur, bey Profil stehen blieb, so wie bey dem bloßen Auftragen der Farben; und, noch unbekannt mit der spätern Behandlung der Farben, fiel bey den Aegyptern die Wahl auf die hellesten, und Dauerhaftigkeit ward mit jener der Haupt-Character ihrer Kunst. — Das Symbolische, auch im Gebrauch der Farben. Ihre Farben sind zum Theil noch ein Räthsel. — Die

drey Malereyen, die sich erhalten haben: 1. auf Wänden, 2. auf Mumiendecken und Mumiensärgen, und 3. auf Papyrusrollen: alles, lesenswürdige Ausführungen, von S. 34 an. Auf den ersten sind es theils wirkliche Dinge aus dem Leben und Geschichten, theils Hieroglyphen; die bemalten Reliefs s. w. Vergleichung mit unsern verschiedenen Arten eingelegter Arbeit; und beyläufig S. 36 ein Excurs: Erklärung der Bembinschen Isistafel, als ein Isisches Ritualgemälde, mit verschiedenen einzelnen Erläuterungen. Treu dem Herodot, gibt Hr. B. keine Isispriesterinnen zu, aber wohl Tempeldienerinnen und andächtige Frauen. Gemälde in dunkeln Grabgewölben und Grotten sind das Befremdendste. Hr. B. leitet uns auch hier S. 45 auf die Crypten in Sicilien, Etrurien, die Römischen Columbarien, und Christlichen Catacomben. So führt er auch bey den Genien der Etrusker (auf den Altgriechischen Gefäßmalereyen) auf die Dämonen auf Mumiensärgen zurück. — Daß Osiris und das Mumienwesen einen Zusammenhang gehabt haben müssen, leidet keinen Zweifel; Hr. B. versucht, nach Zoega, beides einander näher zu bringen und zu combiniren, S. 47 f.: so auch die Hypothese, daß Osiris die ganze Priester-Caste bedeutet habe; S. 49, daß er das Todtenreich bezeichnet habe, ist deutlich. Einweihungen in das Geheimniß des Osiris, und Folgen der Einweihung für die Unterwelt. Daß die Griechen, in ihren Mythen von der Unterwelt und dem Zustande nach dem Tode, ihre Hauptbegriffe von den Aegyptiern entlehnt, und daß die Mysterien, auch der Griechen, überhaupt den Zustand nach dem Tode als einen Hauptgenstand bezielten, wird trefflich dargestellt. Eine Erklärung

der Hieroglyphen auf den Deckeln der Mumiensärge und Cattundecken (das ist, den bemalten Futteralen von Sycomor, und den bemalten Mumiendecken auf Cattun-Carton), ist ein vorzüglich lesenswürdiges Stück, nach den neuern geläuterten Begriffen und Muthmaßungen, daß sich die ganze Malerey auf die Unterwelt in den Mysterien beziehe, erscheint überhaupt hier als eine begründete Lehre; so wenig wir auch die Lehre von der Fortdauer der Seele vermittelst der Unverweslichkeit des Körpers mit einander zu vereinigen wissen: wenn nicht der Zustand der Eingeweiheten von der gemeinen Lehre abwich. Das ganze Hauptstück von der Mumienmalerey zeichnet sich aus durch Mannigfaltigkeit und seltene Belesenheit. Nicht weniger ist aber dieß der nähmliche Fall bey dem S. 65 folgenden **Excurs über die Mumie des della Valle in der Dresdener Galerie**: welche eine eigene Ausführung erhält, die sie auch verdient, da diese Mumie von andern verschieden ist, indem nicht alles rein Aegyptisch, sondern viel durch Griechische Hände gegangen ist: und darauf macht uns Hr. B. vorzüglich aufmerksam, und fügt hierdurch der Beckerschen Beschreibung, der er ihr Recht widerfahren läßt, mehreres bemerkte Merkwürdige bey. Die Vergleichung des Schmucks, des Costume, der Figuren mit den Echtägyptischen, veranlaßt manche Bemerkung, und oft treffende Vermuthung. Nur läßt sich so viel fast ermüdendes Einzelnes nicht auszeichnen; wie z. B. über die Bedeckung des Kopfes in der Kunst. III. **Malereyen auf Papyrusrollen** sind theils in den geweiheten Mumien selbst gefunden, vermuthlich als Gebetsformeln

an die Götter der Unterwelt; vielleicht war dieser Art selbst, das aus Porphyrius bekannte Gebet an die Sonne, S. 82 (oder bezog sich vielleicht darauf). Daß im alten Aegyptischen alles Bild und Hieroglyphe war, sieht man wohl; wissen möchten wir nur, wie die Priester die Hieroglyphe, in gemeiner Volkssprache erklärt haben mögen; hatten sie gleich im Anfange für den Sinn eigentliche Worte in ihrer Sprache, um das bloß mit der Phantasie Vorgestellte und Begriffene auszudrücken? oder ist dieß erst später durch eine ausgebildete Sprache erfolgt, so daß sie nun sagten: Osiris bedeutet die Unterwelt s. w.: so mußten sie für Abstracte bereits Worte in der Sprache haben. Von den Papyrrollen und Bandagen mit Schrift und Bild, auch auf Täfelchen, so wie durch die in den Mumien beygelegten langen Rollen, wird manches Seltene und Seltsame angeführt. — Zuletzt, **Excurs über das Todtengericht im Amenthes**, und über die Schicksalwage: mit großem Scharfsinn ausgearbeitet nach einigen Rollen, und nach Vorgang von Zoega und Heeren. Gern gehen wir von der Meinung ab, daß das Gericht über die verstorbenen Könige eine Griechische Erdichtung sey: es ist, allem Ansehen nach, echte Aegyptische Hieroglyphe; Nur läßt es sich schwerlich glauben, daß je wirklich ein solches Königesgericht gehalten worden sey. Noch stellt Hr. B. eine gelehrte Vergleichung des Abwägens in diesem Todtengerichte mit der Todtes-Schicksalswage bey Homer und Aeschylus, und mit dem Todtengerichte Rhadamanths s. w. an. — (Die Fortsetzung im nachfolgenden Stück.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

195. Stück.

Den 7. December 1811.

Dresden.

In dem ersten Theile der oben S. 1930 angezeigten *Ideen zur Archäologie der Malerei* von Hrn. Böttiger folgt S. 103 die Geschichte der Griechischen Malerey. Voraus sind allgemeine Betrachtungen geschickt. Dann: I. Incunabeln der Zeichnung und Malerey bey den Griechen. II. Alte Kunst: Panänus, Micon, Polygnotus. Der Gegenstände Mannigfaltigkeit ist sehr umgreifend. Schwer wird es, eine Auswahl für unsre Absicht zu treffen. Allgemeine Bemerkungen über die Epochen der Griechischen Malerey. Die Fehler derselben bey Plinius sind billig gerügt (die wohl unstreitig daher entstanden, daß er verschiedene Griechische Schriften auszog, von denen die eine diese, die andere eine andere Künstlernachricht oder Volkssage aufgezeichnet hatten). Treffender sind die vom Verf. aufgenommenen: I. Vorzeit der Malerey, Incunabeln, Olymp. XV. 720 vor Chr. Geb. bis zu den Persischen Kriegen: Olymp. 75. (Siege bey Mycale und Platäa 479 vor Chr. Geb.). II. Alte

Kunst, 76 . . . 90. Olymp. Panänus. Polygnotus. Micon. Zeitgenossen des Phidias und Perikles. III. Mittlere Kunst, 90. . . . 104. Olymp. Streit der Pinselmalerey mit der Encaustik. Sieg der erstern. Apollodorus. Zeuxis. Parrhasius. IV. Neuere Kunst, 104 . . . 115. Olymp. Höchste Vollendung der Pinselmalerey. Aristides. Euphranor. Apelles. Echion. Protogenes. V. Verbreitung durch die Reiche der Nachfolger Alexanders und durch die Römische Welt. Vieles klärt sich gleich in der glücklichen Bestimmung der Vorzeit der Malerey auf, durch: Malerey an den Kleinasiatischen Küsten und auf den Inseln, und als die älteste Asiatische und Jonische Schule: denn hier ging, so wie die übrige Cultur, auch die Kunst, und insonderheit die Malerey, aus, unter den Lydiern und Joniern. Handel. Purpurfärberey, gestickte Teppiche. Bularchs Schlachtstücke. Jonische Architectur. Tempel zu Ephesus. Zu Samos Tempel der Juno mit Gemälden, und andere mehr. Die Verbreitung der Kunst, und insonderheit der Malerey; aus einzelnen Notizen, die verbunden werden; nach Sicilien, Großgriechenland, und nun auch in das eigentliche Griechenland: dieß und vieles Andere, ist trefflich zusammengestellt! Nun auch Malerey im Mutterlande: Sicyon. Korinth. Aegina. Athen. — Hier, S. 122, rückt Hr. B. die neue Kunst-Litteratur ein: ein Stück von vieler Bücherkunde, Belesenheit und Beurtheilung. Wer das Fach, in welchem er schreibt, litterärisch so gut kennt, und die Hülfsmittel mit Einsicht gebraucht, muß etwas Vorzügliches leisten können. Wie sehr erfreuet es auf der andern Seite, wie immer ein Vorangehender dem Nachfolgenden vorgeleuchtet, und dieser

wieder Andern einen fernern oder umfassendern Blick geöffnet hat; man sieht an diesem Beyspiele deutlich, wie wirklich die gesammte Zahl der über eine Wissenschaft, Geschichte und Theil der Litteratur Arbeitenden eine große Genossenschaft (familia, im alten Sinn) ausmacht, und daß das Resultat ihrer Arbeiten ein gemeinschaftlicher Gewinn und Verdienst ist, zu dem Alle beygetragen haben, wenn gleich, wie billig, der letzte Meister als Baumeister das Hauptverdienst davon trägt.

Erst nun, S. 135, geht die eigentliche Ausführung an. Griechische Malerey. Erster Abschnitt: Incunabeln der Zeichnung und Malerey bey den Griechen. Die ersten Litterär-Versuche: Skiagraphie und Monogrammen. Beylaufig von den Künstlerfamilien, als Schulen. Die erzählten ersten Schattenrisse: Ihre innere Ausführung mit Farben; schraffirt; Erläuterung der Nachrichten des Plinius, mit Sprachkunde und Sachkunde — dazwischen S. 145 Allgemeine Bemerkungen über die Graphik oder Zeichnungskunst der Griechen. Sie war gründlicher und strenger, als bey uns, in Festigkeit der Hand und des Strichs, in Feinheit, und in Leichtigkeit und Freyheit. Die eigenthümlichen Wörter und Benennungen der Kunstbehandlung, mit den Materialien, critisch berichtigt. Die verschiedenen Meinungen von dem Wettstreit des Apelles und Protogenes ausführlich. (Unsers Fiorillo Aufsatz ist dabey vergessen; auch die Vorlesung von Quatremère de Quincy.) Das secare lineas erschwert Alles. — Monochromen, besser aus einander gesetzt, als wir es noch sahen. Hr. B. bemerkt einige spätere auf Vasen, welche eine gewisse Eleganz haben. — Die Aehnlichkeit der Figuren auf den numis incusis könne mit den alten schwarz gemalten Gefäßen von ei-

zerley Alterthum von beiden zeugen, und folglich auch für das hohe Alterthum der Vasen gelten. Das Litterärische von den Vasengemählden in Kupfern, das schon Millin fleißig vorgetragen hatte, hat noch critische Zusätze erhalten. — Die Bemerkung S. 168, 169, "daß an die Erklärung der Vasen bisher so viele philologische Gelehrsamkeit sey geknüpft worden," hat vermuthlich den Sinn, daß man in den alten Italisch-Griechischen Gemählden zu viel hat erklären und in der bekannten Griechischen Mythologie der Attiker, Tragiker, Grammatiker, auffinden und daher ableiten wollen, statt sie als Geburten einer reichen und üppigen Phantasie zu betrachten: und darin stimmt Rec. völlig ein; es war immer sein Urtheil auch; er hält sich in vielen Fällen an den Horazischen Vers: nec scire fas est omnia, und bleibt bey der Haupt-Idee und Hauptfigur stehen. Wirklich beziehen sich die Vasengemählde fast insgesammt "auf Bacchische Mummereyen und Processionen." Desto begieriger ging der Rec. an den darauf folgenden Excurs: Ueber die Italisch-Griechische Bacchanalienfeyer, über die darin vorkommenden Weihungen, und die Beziehungen, in welchen die alten Vasengemählde damit stehen. S. 173 . . . 233.

Dieser Excurs verdiente, einzeln ausgehoben und den Archäologen mitgetheilt zu werden: durch ihn bekömmt ein wichtiger Theil der Mythologie eine andere Gestalt, durch die Feststellung des ehemahls nur geahneten Unterschiedes des Bacchus und der Bacchusfeyerlichkeiten in Italien und Sicilien, welche älter und den Dorischen Colonien eigen waren und geblieben sind, folglich mit den Jonischen und Attischen und andern im eigentlichen Griechenland nicht hätten vermischt wer-

den sollen. Diesen Unterschied von einem Aeolisch-Dorischen (Achäische kommen weiterhin auch hinzu) und Attisch-Jonischen (lieber: Jonisch-Attischen) Bacchusfeste, der uns auch Grund angibt, warum in Großgriechenland, also auch auf den Vasen, bloß gewisse Mythen des hohen Alterthums vorkommen (mit wenigen Ausnahmen, z. B. daß auch der Jonisch-Athenische Echetlus auf Vasen vorkömmt). Es wäre zu wünschen, daß Hr. Hofrath Böttiger einst einen Plan ausführte, die ältere Mythologie von der spätern Attischen abgesondert vorzutragen; Heyne hatte dahin gearbeitet, und zu dem Ende angefangen, die ältesten Kunstwerke mit Reliefs, den Kasten des Cypselus, und den Thron des Apollo zu Amyclä, einzeln zu studiren und zu erläutern. Diesen Unterschied zeigt und bestätiget Hr. B. aufs deutlichste; wie er auch, von Großgriechenland aus, höher in Italien verbreitet, sich nicht allein in den Vasengemälden, sondern auch in der Kunst überhaupt, auf den Münzen besonders, erkennen läßt. Die Bacchusfeyer muß theils mit Mummerey, theils als eine Art von Weihung des jungen Bürgers, gedacht werden; die letztere mag mit geheimen Gebräuchen verbunden gewesen seyn. Der Gebrauch von Gefäßen einer eignen Art muß etwas Bedeutendes gehabt haben, warum sie den Verstorbenen ins Grab mitgegeben wurden; jetzt ist es uns nicht deutlich. Immer bleibt es etwas Befremdliches und Seltsames: wenn es eines Abzeichens der Geweiheten bedurfte, warum dieß ein bemaltes Gefäß seyn mußte, und wozu das Beystellen im Grabe von mehreren solchen Gefäßen, da Eines als Anzeichen hinlänglich gewesen wäre, dienen sollte? Man müßte denn etwa darauf fallen, daß Nachahmung Aegyptischen Gebrauchs dabey

zum Grunde läge, wie Abbildungen von Schutzgottheiten in den Mumien eingewickelt, zum Theil den Mumien beygestellt, wurden; Gefäße aber gebraucht wurden, weil vielleicht die Geweiheten sie in den Processionen trugen: oder, wie Hr. B. muthmaßet, den Geweiheten als Geschenke (etwa, wie jetzt Pathengeschenke) ertheilt und von ihnen aufbewahrt, und ins Todtenreich als Certificate mitgegeben wurden. — Er verfolgt die ältere Bacchusfabel, von der Herme, vom Phallus, von der Schlange, vom Hebon, der Stiergestalt, aus S. 183 f.: letztere auf den Münzen Großgriechenlands. — Der bärtige Bacchus war den Griechen in Italien und Sicilien so gewöhnlich, als den Griechen im Mutterlande der jugendliche Bacchus: so wie der Dienst von den alten Orgien gereiniget, in das Ideale, und somit in die Heldenzeit, versetzt ward, in welcher auch eine Ariadne ihre Stelle fand, und weiterhin mit den mehr gebildeten Demeterfesten vereiniget ward. Eine Anzahl anderer Unterschiede der Vorstellungen auf den Vasen von den Figuren auf Reliefs und andern Werken werden aufgeführt, z. B. auf jenen die Tänzerinnen und Flötenspielerinnen; die wirklichen Processionen mit Vermummten, als Silen und Satyrn verkleidete Personen, Tänzen, Gastmählern; bey den andern hingegen idealisirte Orgien, also Mänaden, Satyrn s. w. — Vorzüglich glücklich ist S. 202 f. die Vermuthung, fast noch mehr, die Wahrnehmung, daß auf den Vasen Theater-Scenen und wirkliche Aufführungen mit Zuschauern vorgestellt sind. — Daß das bekannte Senatusconsult von den Bacchanalien beym Livius zu Hülfe gerufen und erläutert wird, ließ sich erwarten. S. 205 f. Reich ist die Erläuterung von der Einkleidung der Ephebèn, und die

Bedeutung der Mantelfiguren (wo das Wort Toga, wie wir jetzt sehen, nicht hinpaßt, es ist das Pallium, da von Griechischen Colonien die Rede ist), mit verschiedenen daher abgeleiteten Erklärungen der Gemälde selbst, an die wir vorhin nicht dachten. S. 212 f. Die Mythen, welche vorkommen, sind aus einem alten eingeschränkten Fabelkreis, Hercules-, Amazonen-, Centaurengefechte. Dahin wird man bereits S. 221, 222 s. w. geleitet. Für den Rec. war die wichtigste Bemerkung, daß der geflügelte Bacchische Genius überall als Kennzeichen diene, daß die Figur und die Handlung zur Bacchusweihe gehöre, und daß er als dienendes Wesen zu betrachten ist, wie etwa sonst der Casmilus, und die Camilli. S. 224 f. An ihrer androgynen Zwittergestalt läßt sich weiter nicht zweifeln, wenn gleich der mystische Sinn nicht zu errathen ist. Die so genannten Grade der Einweihung verwirft Hr. B. mit Recht; es ist die Hypothese des Passeri; B. setzt hingegen, uns dünkt, mit vieler Wahrscheinlichkeit, fest: daß die Einweihung nur Einmahl geschah, daß nach verschiedenen voraus gehenden Gebräuchen der geweihete Jüngling als junger Bacchus dargestellt, bekränzt und begrüßt ward. Hier konnten mehrere mystische Gebräuche üblich seyn; hierunter aber vorzüglich einer, daß dem Repräsentanten des Liber eine Libera, als mystische Braut, zugeführt ward. Hier aber mußten die guten Sitten scheitern (wenn man nicht annehmen will, daß diese Vasen nicht sowohl eine einfache Einweihung, als vielmehr das Beylager von einem Eingeweiheten mit seiner Braut war, welches zu einer religiösen Feyerlichkeit, mit mystischer Anspielung auf Liber und Libera, gemacht wurde. Wo einmahl bildliche und mystische Re-

präsentation herrschend geworden war, läßt sich das wohl auch denken.)

Nachdem noch Einiges von Eumarus und Cimon, als Monochromenmaler, und über die Catagrapha gesprochen war, gehet der Verf. S. 239 zum zweyten Abschnitt über, Alte Kunst, Tetrachromen. Olymp. 76 . . 90. Panänus. Micon. Polygnotus. Natürlich wird er nun ganz Interpret des Plinius, bereitet vor, und erweckt den Wunsch, daß er eine von Heyne wohl gedachte, aber nicht ausgeführte, neue critisch und artistisch behandelte Ausgabe der letzten Bücher des Plinius, und damit eine vollständige alte Kunstgeschichte, übernehmen möge; er hat nun alle die Vorbereitung, den Vorrath, und Stoff, die Vorarbeiten, vor sich; Vortheile, die er nun mit seinem lebhaften Kunstsinn und gelehrter Beurtheilung glücklicher, als es sonst Jemanden möglich wäre, zu dieser Ausführung verwenden kann. Da, bey aller möglichen Kürze, unsere Anzeige doch schon so viele Blätter füllt: so können wir das noch Uebrige nur summarisch anzeigen. Eine Menge feiner Anmerkungen müssen wir auf diese Weise übergehen.

Wie viel die Farben und die Farbengebung Schwierigkeiten im Anfange der Malerey gehabt haben muß, da doch die Malerey von dieser ausgehet, hat man zu wenig beachtet. Auch hierauf wird hier bessere Rücksicht genommen. Der Pinsel ist also auch eine wichtige Erfindung. Vorher habe man bloß den Griffel gebraucht, daher habe auch die Wachsmalerey so früh Beyfall gefunden. Das Folgende ist Commentar über den Plinius. Panänus. Das Gemälde in der Pöcile vom Marathonschen Treffen, in vier Acte sinnreich vertheilt. Polygnotus. Mit ihm, sagt B., fing eigentlich die Griechische Malerey an, selbstständig zu werden;

Er ward Schöpfer der historischen Malerey, und zwar der epischen, nicht bloß der Homerischen, sondern zugleich der Fabel der cyclischen Epiker; sein Leben wird (S. 268 u. 288, 289) aus guten Gründen um ein funfzig Jahre, wenigstens um ein Menschenalter, höher angesetzt, vor Olymp. 90, in die Zeiten Cimons. Ausführlich von seinen Gemälden zu Athen und zu Delphi: voll Gelehrsamkeit, besonders von der bemalten Galerie, Pöcile; wir werden hier belehrt, ohne daß sich widersprechen läßt, die Gemälde der Pöcile waren keine Kalkgemälde auf der Wand (in tectoriis), sondern wirkliche Staffeleygemälde (tabulae), auf Holz, eingefugt in der Wand; und daß dieß allgemein so zu verstehen ist, wo von Gemälden in Tempelzellen und in Säulengängen (und so auch im Virgil Aen. I, 455) gesprochen wird (S. 285). Die Malerey auf den Anwurf der Wände war ja überall später. (Daß diese Bemerkung recht bestimmt ausgesprochen ist, war sehr wohl gethan.) Gemälde des Polygnot in den Vorhallen vom Parthenon; im Tempel der Dioscuren. Das Gemälde in der Lesche zu Delphi macht den Schluß des Bandes. Diese Ausführung ist mit vorzüglicher Liebe behandelt, und als ein Commentar der Stelle im Pausanias anzusehen; theils als ein gelehrter antiquarischer Gegenstand, theils als ein Kunstwerk, critisch betrachtet nach den Regeln und dem Geist der alten Malerkunst, nach welcher statt der Linearperspective durchlaufende Linien angenommen waren (S. 311), worauf, der völlig systematischen Anordnung zufolge, die alten Maler ihre Figuren und Gruppen stellten, so daß man alle Figuren in gleicher Größe auf parallele Linien gesetzt, über einander stehend, denken mußte; drey solche Linien über einander kann man in dem Gemälde der Lesche annehmen. Noch ist eine

dritte Beleuchtung des Werks, die darnach verfertigte Zeichnung von unserm Riepenhausen, sammt der Beurtheilung derselben, mit den Urtheilen bey der Preisaufgabe des Gegenstandes zum Wettstreit oder Concurrenz in Weimar, wie sie in der Jenaischen Allgem. Litt. Zeit. niedergelegt war. Durch dieß Alles ist diese Abhandlung sehr gelehrt, aber auch kunstbelehrend, geworden. Wenn wir die Fortsetzung des Werks mit Begierde erwarten: so ist es leicht einzusehen, daß dieß keine bloße Höflichkeitsformel ist.

Zu gleicher Zeit ist in eben der Waltherschen Hofbuchhandlung ein anderes Werk erschienen: Die Malerey der Griechen, oder, Entstehung, Fortschritte, Vollendung und Verfall der Malerey. Ein Versuch von Johann Jakob Grund, Professor an der kaiserl. königl. großherzogl. Maleracademie zu Florenz. Erster, zweyter Theil. 1810. Octav. Wenn der Verfasser des vorhin angezeigten Werks den Weg der historischen Critik ging, und aus dem, was wirklich als geschichtlich bekannt ist, Kunst, Künstler und Kunstwerke betrachtete, erläuterte, und daraus die Resultate aufstellte: wozu auch philosophischer Scharfsinn erforderlich ist, wenn die Sache gleich nicht in der Sprache der philosophischen Schulen ausgedrückt wird: so nimmt der Verf. der andern einen höhern Standpunct, wie unsere neue Sprache ist, und erklärt aus seinen voraus gefaßten allgemeinen Begriffen (von dem menschlichen Geiste, seiner Entwickelung in dem gesellschaftlichen Leben und Cultur, wie der Gang des Menschengeschlechts im Allgemeinen habe seyn müssen), und liefert ein philosophisches Werk über die Geschichte der Malerey, a priori, wie sie der Natur nach habe entste-

hen müssen: ohne auf die tausendfachen zufälligen äußerlichen Umstände in allem menschlichen Thun und Werden, wodurch alles einen andern Gang erhält nimmt, Rücksicht zu nehmen. Auch diese Ausführung kann einige herrliche Blicke geben; und wir werden die Anzeige davon gleichfalls einrücken, so bald der Recensent, welcher auf diesem Wege die Malerkunst zu beurtheilen im Stande ist, gefunden seyn wird; hierzu fühlt sich der Rec. des vorigen unvermögend: zumahl da ihm Vieles durch die neuphilosophische Sprache neu und fremd ward, was ihm vorhin bereits sehr deutlich und bekannt war.

Paris.

Bey Didot: Statique des Voutes, contenant l'essai d'une nouvelle Théorie de la Poussée et un Appendice sur les anses de Panier, par *J. B. Berard*, juge au Tribunal de Briançon, Principal et Professeur de Mathématiques au Collège de la même Ville —— 160 Quartſ. 3 Kupfert. 1810.

Wenn gleich Lambert, Bossut, Hutton, Eytelwein, Ide u. m. A. schon brauchbare Untersuchungen über die Statik der Gewölbe geliefert haben, so muß dennoch jeder Beytrag zur weitern Aufhellung und Beseitigung der in dieser Lehre vorkommenden Schwierigkeiten mit Dank aufgenommen werden, wenn derselbe gleich nicht ganz dem vorgesetzten Zwecke entsprechen sollte. Die vor uns liegende Schrift hat den Beyfall der Herren Prony, La Croix und Puissant erhalten, und erregt also schon hierdurch allein eine gute Meinung für sich. Bekanntlich hat die Theorie der Gewölbe keine Schwierigkeiten, wenn man annimmt, daß den Gewölbsteinen in der Ausübung diejenige Gestalt gegeben wird, die sie nach der Theorie haben müssen, um unter sich selbst

ohne alle Reibung und ohne irgend ein Bindungsmittel im Gleichgewichte zu stehen. In diesem Falle ist es leicht, die Dimensionen der Widerlagen zu bestimmen, wenn das Gewölbe nicht unmittelbar auf dem Boden selbst ruht. Da es aber in der Ausübung in manchen Fällen zu mühsam seyn würde, den Gewölbsteinen und ihren Fugen diejenigen Bedingungen zu ertheilen, welche zu dem erwähnten Gleichgewichte erforderlich sind, so kann ihrem gegenseitigen Ausweichen nur durch Reibung, oder durch die Cohäsion, welche das Bindungsmittel bewirkt, abgeholfen werden. Aber beide Widerstände, die sich dem Verschieben der Gewölbsteine entgegen stellen, sind von einer so veränderlichen Beschaffenheit, daß ihre wahre Größe sich sehr schwer ausmitteln läßt. Man kann also bey der Berechnung der Widerlagen darauf mit Sicherheit nicht Rücksicht nehmen. Man hat sich vielmehr bisher meist begnügt, die Stärke der Widerlagen bloß aus der Voraussetzung zu bestimmen, daß wenn durch den gegenseitigen Druck der nicht im Gleichgewicht stehenden Gewölbsteine irgendwo eine Trennung derselben erfolgen, und also das Gewölbe Sprünge oder Risse bekommen sollte, diese getrennten Theile nunmehr als einzelne Keile auf das Umwerfen der Widerlagen wirken, und hat aus den Momenten des Drucks jener Theile die Stärke der Widerlagen bestimmt, die erforderlich seyn würde, um dennoch das Gewölbe in seiner Lage zu erhalten. Ja man hat durch Hülfe der Theorie sogar zu bestimmen gesucht, an welchen Stellen des Gewölbes jene Sprünge oder Risse, oder die so genannten Brechungsfugen, für den festen Stand des Gewölbes am nachtheiligsten seyn würden. Es ist aber bekannt, daß die hier-

der gehörigen Bestimmungen sehr verschieden ausgefallen sind, indem Einige die gefährlichste Stelle in die Gegend des 45. Grades vom Scheitel des Gewölbes, Andere in den Scheitel selbst, Andere wieder wo anders hinsetzen, vorausgesetzt, daß es ein halbkreisrundes Tonnengewölbe ist, und dasselbe keine andere Last, als seine eigene, zu tragen hat. Begreiflich wird die Widerlage allemahl für den gefährlichsten Fall bestimmt werden müssen. Aber dieser ist eben schwer auszumitteln, in so fern bey diesen Betrachtungen auch auf die Größe der Reibung mit gesehen werden muß, weil diese den Horizontaldruck eines getrennten Gewölbtheiles gegen die Widerlage vermindert. Der Verf. bemüht sich, die nöthige Stärke der Widerlagen für die verschiedenen Fälle zu bestimmen, wo man die Trennungsfugen hinsetzt, entweder bloß im Scheitel, in welchem Falle dann die Betrachtung des Keils wegfällt, oder bloß an zwey symmetrischen Stellen zwischen dem Scheitel und den Widerlagen, in welchem Falle der Keil zwischen den Bruchfugen in Betrachtung zu ziehen ist, oder es können auch Bruchfugen im Scheitel und tiefer herab zugleich entstehen, so daß die getrennten Gewölbstücke um kleine Winkel von einander abstehen, die ihre Spitzen wechselsweise an der innern und äußern Gewölbslinie haben, in welchem Falle sich die Gewölbstücke wie bogenförmigen Pfeiler (arc-boutans) gegen einander lehnen, und die übrigen Gewölbtheile nebst den Widerlagen aus einander treiben. In den beiden letztern Fällen gibt es ein Maximum in Rücksicht des Drucks gegen die Widerlage, welches dann von den Stellen abhängt, wo die Bruchfugen Statt finden. Das bey der Bestimmung der Widerla-

gen zum Grunde gelegte Princip ist, daß die Widerlage dem Maximum des Drucks solcher getrennten Gewölbtheile widerstehen müssen, voraus gesetzt, daß dabey zugleich auf die Reibung gesehen werde. Da die Stellen, wo die Gewölbtheile als getrennt angenommen werden, hierbey unbestimmt gelassen sind, so gibt die Betrachtung jenes Maximums zugleich diese Stellen selbst, wo Brüche der Stabilität des Gewölbes am nachtheiligsten seyn würden. Die Unsicherheit in der Bestimmung des Reibens läßt indeß bey eben diesen Untersuchungen keine große Genauigkeit hoffen, daher sich denn der Verf. bloß mit approximirten Werthen begnügt, und Betrachtungen hinzufügt, wodurch solche Werthe noch sicherer ausgemittelt werden können. So allgemein, als er aber seine Untersuchungen auf die vorzüglichsten Arten von Gewölben anwendet, haben wir sie noch in keiner Schrift gefunden, daher die gegenwärtige allerdings zum weitern Nachlesen empfehlen werden darf. In der Vorrede S. XIII sagt der Verfasser: "J'ai prouvé, qu'on ne peut se dispenser de faire entrer dans le calcul les effèts du frottement, et il en est resulté une théorie *entièrement* nouvelle, qui a l'avantage de bannir l'arbitraire dans la détermination de point de rupture." Daß Eytelwein und verschiedene Andere auch bereits den Einfluß der Reibung in Betrachtung gezogen haben, scheint dem Verf. unbekannt geblieben zu seyn; daß es hiebey Maxima gibt, wodurch zugleich das Arbitrairé in der Bestimmung des joint de rupture wegfällt, ist ebenfalls keine so neue Bemerkung, als der Verf. glaubt. Indessen wollen wir ihm doch gern zugestehen, daß er alle hieher gehörigen Untersu-

chungen sehr allgemein und zweckmäßig ausgeführt hat. Seine Schrift zerfällt in 5 Kapitel, welche wieder in einzelne Abschnitte getheilt sind. Das erste handelt von dem Gleichgewichte der einzelnen Gewölbsteine in einem Tonnengewölbe, die Gewölbsteine mögen nun der bloßen Schwerkraft, oder auch der Wirkung anderer Kräfte ausgesetzt seyn: eine Untersuchung, die der Verf. allgemeiner, als bisher geschehen ist, entwickelt. Wenn die innere Gewölblinie gegeben ist, die Gestalt der äußern zu finden, die zu jenem Gleichgewichte erforderlich ist. Anwendungen auf die einzelnen Fälle, wenn die innere Gewölblinie circulär, elliptisch, parabolisch u. s. w. ist. Ferner aus der äußern Gewölblinie die innere zu finden, nebst vielen hieher gehörigen Fragen in Rücksicht auf die Fugenschnitte. Der Verf. ist bey diesen Untersuchungen auf mehrere artige Bemerkungen gekommen, z. B. daß der Flächenraum zwischen der innern und äußern Gewölblinie allemahl vollkommen quadrirbar ist, so bald alle Gewölbsteine im Gleichgewichte stehen, von welcher Eigenschaft der Verf. in der Folge mehrere nützliche Anwendungen macht. Das zweyte Kapitel handelt von dem Druck der Gewölbe und Gewölbsteine gegen die Widerlagen, mit Zuziehung der Betrachtung des Reibens, wovon schon oben geredet worden ist. "C'est aux Géomètres à juger le mérite de cette partie de mon travail, qui me parait le plus important." Anwendungen auf die verschiedenen Arten der Tonnengewölbe, Klostergewölbe, Kreuzgewölbe u. s. w. Hin und wieder berichtigt der Verf. verschiedene Irrthümer, welche Bossut begangen hat, z. B. daß er bey einem Tonnengewölbe, dessen innere Gewölblinie parabolisch ist,

die Dicke des Gewölbes vom Scheitel nach dem Fuße zu zunehmen läßt. "Mais cet auteur n'a jamais fait entrer le frottement dans ses calculs, j'ai donné les moyens d'en tenir compte lorsqu' on aspire à plus d'exactitude." Wir wünschten jedoch, daß der Verf. seine Formeln etwas mehr zum Behufe der Ausübung eingerichtet, und den Gebrauch insbesondere durch Tafeln erleichtert haben möchte. Das dritte Kapitel beschäftigt sich ausschließlich mit den Kuppelgewölben, und zwar de l'équilibre entre les poussoirs des voûtes en dôme à base circulaire. Das vierte Kapitel: De l'équilibre entre les dômes a base circulaire, et les tambours qui les supportent, nebst Anwendungen auf die Dômes en cul- de four, auf die Dômes hémisphériques, und auf den Dôme du Panthéon François, wobey die innere und äußere Gewölbfläche parabolisch sind. Der Baumeister des Pantheons habe die Gewölbdicke von oben nach unten zunehmen lassen, anstatt daß sie abnehmen müßte, durch welchen und mehr andere Fehler große Nachtheile entstanden seyen. Im fünften Kapitel wird von Gewölben gehandelt, bey welchen die Fugen auf der innern Gewölbfläche nicht senkrecht stehen, sodann von Gewölben mit regulärer und symmetrischer Grundfläche. In einem Appendice handelt der Verf. von Gewölben, bey denen die innere Gewölblinie aus Kreisbogen von verschiedenen Halbmessern zusammengesetzt ist, deren man sich öfters statt wirklicher Ellipsen bediene, wobey sich aber der Verf. mehr mit dem geometrischen als mechanischen Theile derselben beschäftigt.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

196. Stück.

Den 9. December 1811.

Göttingen.

In der neuen öconomischen Preisaufgabe in unsern Gött. gel. Anz. oben S. 1868 unterste Zeile ist statt "der Producent der ersten Arbeit" zu lesen "der ersten Materie," so daß die Preisaufgabe so abgefaßt ist: Auf Erfahrung gegründete Untersuchung, was der Producent der ersten Materie, der Verarbeiter jeder Art, und der Kaufmann daran wirklich verdient haben, um darnach beurtheilen zu können, ob dieser Zweig der National-Production mit wahrem Vortheile für die Nation verbunden, oder nur ein Mittel geworden ist, eine gewisse Summe Geldes aus dem Auslande zu ziehen.

Celle.

Rede bey Gelegenheit der Säcular-Feier des vormaligen Oberappellationsgerichts, jetzigen königl. westphälischen Appellationshofs zu Celle am 14. October 1811, in feierlicher Gerichtssitzung gehalten von Theodor Hagemann, beider Rechte D. und königl. General-Procurator bei dem Appella-

tionshofe zu Celle, 1811. 23 Seiten in Quart. "Ich habe ihren Gerichtshof beybehalten, lassen sie nun den bisherigen Ruhm desselben nicht sinken." Mit diesen Worten sprach Se. Majestät unser allergnädigster König zu den Mitgliedern des ehemahligen Ober-Appellationsgerichts zu Celle; und durch diese Aeusserung mochte sich der neue Justizhof, größten Theils aus den Mitgliedern des alten bestehend, zu der angedeuteten Säcular-Feier berechtigt halten. Mit großem Interesse lasen wir in der angezeigten Rede eine kurze Geschichte des Gerichtshofes, welcher sich einen so wohlbegründeten Ruhm in Deutschland erworben hat, wie er nur wenigen Justiz-Collegien zu Theil geworden ist; mit großem Interesse sehen wir die Feier der würdigen, hochverehrten, Nahmen, auf deren ununterbrochene Reihe das Collegium stolz seyn darf; mit großem Interesse fühlen wir den Enthusiasmus, welcher sich in den vor uns liegenden Worten des würdigen, rühmlichst bekannten, Verfassers so wahrhaft ausspricht; mit dem Gefühle, etwas Gutes und Großes zu wünschen, wiederhohlen wir den Schluß der Rede: Möge der bisherige Geist diesem hohen Justizhofe eigenthümlich verbleiben, seinen Ruhm, seine Achtung, allgemein erhalten, befördern!

Paris.

Bey P. Didot, dem älteren: Choix des plus célèbres maisons de plaisance de Rome et de ses environs, mesurées et dessinées par *Charles Percier* et *P. L. F. Fontaine*. Wir haben bereits in Händen *Livraison I . . . VI.* I . . . XXXVIII Planches. 28 S. in groß Folio. 1809.

Dieses Werk zeichnet sich sowohl durch die mit vielem Geschmack ausgeführten Kupferstiche und

lehrreichen Vignetten, als auch durch eine typographische Pracht aus, die nichts zu wünschen übrig läßt. In der Vorrede handeln die Herausgeber von den so genannten Italiänischen Villen, welche dem übrigen Europa zum Muster schöner Gärten und Landsitze gedient haben sollen. Sie sind zwar von Reisenden und Dichtern hinlänglich beschrieben und besungen, von den Künstlern aber bis jetzt vernachlässigt worden, indem die Blätter, welche Falda, Piranesi und Andere geliefert haben, nur einen pittoresken Effect beabsichtigen, mit Hintansetzung der genauen Grundrisse, der Details der Wohnungen u. s. w. Und gerade auf diese, von jenen Künstlern vernachlässigte, Gegenstände haben die Herren Percier und Fontaine ihre Aufmerksamkeit gerichtet, und ihre Bemerkungen mit so viel Geschmack, Wahl und Kunst dargelegt, daß sie das größte Lob des Recensenten verdienen. Was sie von der Schönheit der Italiänischen Villen sagen, ist vollkommen richtig, so wie die Vergleichung, welche sie zwischen den heutigen Lustgärten der vornehmen Römischen Familien und den Landsitzen der Alten anstellen. "Ces jardins," heißt es, "donnent, selon nous, une idée exacte des maisons de plaisance tant vantées chez les anciens; et nous croyons que rien ne doit mieux ressembler aux delices de Lucullus, aux jardins de Salluste, aux maisons de Pline, de Cicéron, que les Villes Albani, Pamfili, Aldobrandini" etc. etc. Mit gerechtem Unwillen eifern sie gegen die, leider! noch in Deutschland herrschenden Spielereyen in den Gartenanlagen, indem man auf einem kaum einige Acker umfassenden Landstrich Palmyrenische Ruinen, Schweizergebirge,

ja sogar die Wasserfälle von Tivoli und die Wirkungen eines Vesuv und Aetna anbringen will. Mit S. 7 fängt die Beschreibung I. der Villa Albani an. Sie ist theils durch die Berichte der Reisenden, theils, was ihre Antiken betrifft, durch die Schriften Winkelmann's, hinlänglich bekannt. Sie wurde im J. 1746 durch den vortrefflichen Cardinal Alessandro Albani angelegt, und da sie einen unschätzbaren Reichthum von Alterthümern enthält, so haben die Herausgeber die einzelnen Kapitel des beschreibenden Textes mit Vignetten verziert, welche einzelne Antiken, Culs de lampe u. s. w. vorstellen. Die Kupferstiche, welche dieser Villa gewidmet sind, enthalten Folgendes: 1. Ein großes Basrelief von einem hohen Alterthum, und von Winkelmann (Monumenti inediti) beschrieben. 2. Allgemeiner Grundriß der Villa Albani, und eines Theils der Gärten. 3. Allgemeine Ansicht der Villa Albani. 4. Ansicht des großen Lusthauses (Casino). 5. Ansicht des Einganges zum Billardsaal. 6. Ein Springbrunnen und eine Grotte. 7. Ein Porticus eines Tempels, der von vier angeblichen Caryatiden getragen wird, von denen die Antiquare, unter andern Guattani, umständlich gehandelt haben. — II. Villa Medicis. Diese Villa, welche unstreitig in der schönsten Gegend von Rom liegt, wurde um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts gegründet, und von Ferdinand von Medicis mit Kunstsachen bereichert. Sie blieb als Erbtheil dem Hause Medicis, bis sie an Oestreich fiel, und zuletzt, seit 1801, von der Französischen Regierung zum Sitz der Französischen Malerschule in Rom bestimmt wurde. Es ist ein Irrthum der Herausgeber, daß die Oestreichischen Großherzoge, welche auf die Mediceer folgten,

die Venus nach Florenz hätten überbringen lassen. Dieß geschah bereits früher, unter Cosmus III. 8. Allgemeiner Grundriß der Villa Medicis, mit einem Theile der Gärten. 9. Ansicht der Façade. 10. Ansicht des Palastes von der Gartenseite. 11. Ansicht des Innern des Vestibul, der die Gärten beherrscht. 12. Ansicht des Palastes von der Seite. 13. Ansicht des Pavillons der Cleopatra. Daß man über die Bedeutung dieser Statue uneins ist, wird dem Leser bekannt seyn. Visconti glaubt in ihr eine verlassene Ariadne zu entdecken; nach Sauval aber, der sich auf eine unedirte Münze gründet, soll sie eine Rhea darstellen. — III. Villa Pamfili. Sie wird auch Belrespiro genannt, und liegt eine halbe Meile außerhalb Rom an der Stelle, wo ehemahls die Gärten des Kaisers Galba prangten. Der Cardinal Camillo Pamfili errichtete sie im Jahre 1644. "Die Gärten sind mahlerisch, ohne Verworrenheit; symmetrisch, ohne Einförmigkeit; man bemerkt, daß die Kunst einen regelmäßigen Garten mit der wilden Natur gepaart hat, die den größten Theil desselben einnimmt." 14. Allgemeiner Grundriß der Villa Pamfili, nebst einem Theile der Gärten. 15. Hauptansicht des Lusthauses (Casino). 16. Eine andere Ansicht von der Seite. 17. Ansicht der Grotte der Tritonen. 18. Ansicht einer kleinen Freytreppe (Peron). — IV. Villa Barberini. Diese Villa ist nicht sowohl ein Landsitz, sondern vielmehr ein mit Gärten versehener Palast in der Stadt selbst, indem sie hinter der Colonnade von St. Pietro liegt. Ihr Stifter war Taddeo Barberini, ein Neffe Urbans VIII., ums Jahr 1626, welcher, der Sage nach, die Plane der Architecten

Luigi Arrigucci und Domenico Castelli ausführen ließ. 19. Plan der Villa Barberini und ihrer Gärten. — V. Villa Borghese. Sie gehört wegen ihrer reitzenden Lage zu den Spazierörtern, welche die Römer am meisten besuchen. Sie verdankt ihren Ursprung dem Herzoge Altemps, wurde in der Folge, ums Jahr 1605, von Scipione Caffarelli, der, nachdem ihm sein Oheim, Paul V., den Cardinalshuth gegeben hatte, den Nahmen Borghese annahm, vergrößert, und von den folgenden Prinzen Borghese immer mehr und mehr verschönert, so daß sie zuletzt einen außerordentlichen Schatz von Statuen, Malereyen und andern Kunstsachen in sich vereinigte. 20. Eine Frontispice, den Tempel des Aesculap darstellend. (Dieses Kupfer ist noch nicht erschienen.) 21. Allgemeiner Grundriß der Villa Borghese und ihrer Gärten. 22. Allgemeiner Grundriß des großen Lusthauses (Casino) der Villa Borghese. Bekanntlich ist die große Sammlung von Antiken, über welche man ein eigenes Werk hat, von dem Kaiser Napoleon gekauft und mit dem Museum zu Paris vereinigt worden. 23. Ansicht des großen Lusthauses (Casino). 24. Ansicht der Haupt-Façade des großen Lusthauses. 25. Eingang in das Lusthölzchen des Gartens. 26. Der große Springbrunnen. — VI. Villa Mattei. Cyriaco Mattei legte den Grund zu dieser Villa im Jahre 1581, und vollendete sie im Jahre 1586. Sie ist gegenwärtig einsam und öde. 27. Allgemeiner Grundriß der Villa Mattei. 28. Ansicht des großen Lusthauses (Casino) von der Seite. 29. Ansicht des Circus, in dessen Mitte ein Obelisk sich erhebt, den, nach Marangoni (Cose gentilesche e profane etc.),

der Römische Senat im Jahre 1582 dem Cyriaco Mattei zum Geschenk gemacht hat. — VII. Villa Farnesiana. Sie ist unter dem Nahmen der Farnesischen Gärten bekannt, liegt in Rom auf den Trümmern der kaiserlichen Paläste, und wurde von dem Cardinal Alessandro Farnese erbauet. Innerhalb des Bezirks dieser Gärten hat man zahllose Antiken und Gebäude, unter andern die berühmten Bäder der Livia, entdeckt. Der Ausbau dieser Villa gerieth ins Stecken, da man den Grund zu dem berühmten Palast Capparola legte. 30. Grundriß der Villa Farnese. 31. Allgemeine Ansicht der Villa Farnese von Campo Vaccino aus. 32. Ansicht der großen Treppe. — VIII. Villa Negroni oder Montalto. Sixtus V. ist der Stifter dieser Villa, nachdem ihn Pius V. kurz nach dem Jahre 1570 unter dem Nahmen Montalto zur Cardinalswürde erhoben hatte. Sie fiel durch Erbschaft an die Familie Savelli, welche sie im Jahre 1757 dem Cardinal Negroni verkaufte. Auch in ihr herrscht Stille und Einsamkeit. 33. Grundriß der Villa Negroni. 34. Ansicht des Lusthauses (Casino). 35. Ansicht des Einganges in die Villa. — IX. *Casino del Papa* oder Villa Pia. Diese Villa liegt in dem Vaticanischen Garten zu Rom, wurde von Paul IV. angefangen, und von Pius IV. nach den Zeichnungen des Pietro Ligorio vollendet. Dieser berühmte Baukünstler und Antiquar bemühte sich, in dieser Villa alle Eigenthümlichkeiten der alten Römischen Gebäude zu vereinigen. Das Ganze ist mit Statuen, Malereyen, Mosaiken und Stuccaturen geschmückt, und zwar in einem reinen, auserwählten Geschmacke. Die Aufsicht über diese Villa gab Pius IV. dem Marco Antonio Amus,

lo, der im Jahre 1562 den Cardinalshut erhielt. 36. Grundriß der Villa Pia. 37. Ansicht des Innern der Villa Pia. 38. Ansicht des innern Hofes und der Façade des großen Lusthauses der Villa Pia. — Wir erwarten die Folge.

Leipzig.

Historisches Handbuch für die Jugend, von J. G. Dyk, Vorsteher der Wendlerschen Freyschule zu Leipzig. Erster Theil. 190 Seiten in klein Octav. Zweyter Theil. 191 Seiten. Dritter Theil. 180 S. Vierter Theil. 190 Seiten. 1811. Der sehr thätige Verfasser scheint dieß kleine Handbuch für einen bestimmten Kreis von Kindern berechnet zu haben, denen man das Wissenswürdigste aus der Geschichte auch ohne fortlaufenden Vortrag, jedoch an die Zeitfolge geknüpft, mittheilen will. Ueber die ältere Geschichte nur einige Notizen. Bey der mittlern und neueren Geschichte gehet er nach Jahrhunderten, ohne sich streng an dieselbe Form zu binden. Zuweilen werden Fragen und Antworten eingeschoben. Auch beschränkt sich der Verfasser nicht bloß auf politische Geschichte. Auch aus der Kirchen- und Litterar-Geschichte wird das Wichtigste ausgehoben. Besonders ist, was wir sehr zweckmäßig finden, bey dem achtzehnten Jahrhundert eine kurze Uebersicht der Geschichte der Deutschen Litteratur seit ihrem Aufblühen beygefügt, die sonst so selten in den Kreis des Unterrichts aufgenommen wird. Außerdem eine Erläuterung des Weltgebäudes und einige naturhistorische Merkwürdigkeiten. Alles in einer leichten und faßlichen Sprache.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

197. Stück.

Den 12. December 1811.

Göttingen.

Unser Hr. Professor Thibaut ist, vermöge königlichen Decrets vom 8. October, zum Examinateur à l'Ecole d'Artillerie et de Génie ernannt worden; ohne daß doch unserer Universität ein sehr beliebter Lehrer der Mathematischen Wissenschaften wäre entzogen worden; indem er bloß zu bestimmten Zeiten Reisen nach Cassel zu übernehmen hat.

Frankfurt am Main.

Bey P. H. Guilhauman: Eine neue Geburtszange, erfunden und der Prüfung der Sachverständigen vorgelegt von Veit Karl, der Chirurgie und Geburtshülfe Magister, Gehülfe des chirurgischen Lehramtes auf der großherzogl. Albertinischen hohen Schule zu Freyburg rc. 24 Seiten in Quart und 2 Kupfer in Folio, ohne die Dedication an "den gesammten Lehrkörper jener hohen Schule."

Die hier beschriebene Geburtszange ist schon gegen 10 Jahren erfunden und von dem Erfinder angewendet, jetzt aber von ihm beschrieben, weil

Andere sie bekannt machten, und ein ungünstiges Urtheil davon fälleten. Zu der Erfindung einer neuen Zange kam er damahls durch die Bemerkung der Mängel anderer, besonders der Levretschen und Smellie'schen Zange, deren er sich anfangs bediente, und womit ihm manche Geburtshülfe mißglückte. Bey den meisten Zangen sind, nach seinem Dafürhalten, die Löffel nach vorn zu viel gekrümmt, und leicht wird damit das Kind verwundet. Dieser Vorwurf trifft aber nicht die Levretsche Zange, welche, ganz geschlossen, noch um einen halben Zoll von einander abstehende Löffelspitzen hat, sondern gerade die Karlsche Zange, deren Löffel vorn dicht an einander schließen. Eine Ursache des Abgleitens der Zange soll besonders darin liegen, daß die Zangenblätter nach vorn breit, und nach hinten schmal sind. Deßwegen hat der Verf. bey der seinigen es umgekehrt, und die Löffel hinten breit und vorn schmal machen lassen. Dieß wäre nun recht gut, wenn man bey der Zange die Absicht hätte, den Kopf zurück zu schieben; da man aber den Kopf mit der Zange hervor ziehen will: so ist es natürlich besser, wenn die im Anziehen auf den Kopf wirkende Fläche breit, statt schmal, ist. "Die Gräte der Löffel" (nähmlich der erhobene Rand der innern Seite) "der Levretschen Zange bewirken nur, wie jeder Geburtshelfer wisse, gar zu leicht Quetschungen." Rec. hat eine aus sichern Händen erhaltene und in Freyburg selbst verfertigte Karlsche Zange vor sich (welches die vitiose Inschrift, auf den Blättern eingegraben, bezeugt: "Feit Karl invenit a Freiburg Breisgau Alois Em fecit"), und daneben eine echte, von Breithaupt zu Cassel verfertigte, Levretsche Zange, und kann versichern, daß der einwärts stehende, sehr wenig stumpfe, an einigen Stellen fast schneidende,

Rand der stark ausgehöhlten Karlschen Zange weit eher in die Kopfhaut des Kindes einschneidet, als der erhobene Rand der Levretschen Zange: wie selbst Versuche an Kinderleichnamen ihn lehrten. Eben diese löffelförmig vertieften Blätter, welche der Verf. eine Verbesserung nennt, sind gerade das Schädliche, zumahl wenn der Rand, wie bey der Karlschen noch überdieß, einwärts steht, und es ist unbegreiflich, wie der Verf. dieß nicht einsehen konnte. Aber Rec. kennt die Ursache davon recht gut. Viele Geburtshelfer können es aus Eigenliebe gar nicht begreifen, daß das Abgleiten der Zange auf Seiten ihrer Unwissenheit im rechten Gebrauch der Zange liege, sondern beschuldigen gar zu gern die Zange dieses Fehlers, und um die vermeinten Fehler zu verbessern, gestalten sie ihre Zange zu einer wahren Kneipzange um, wodurch sie dem Instrumente das Abgleiten vertreiben wollen, ohne auch nur daran zu denken, daß am geschickten Anwenden eines Instruments noch weit mehr gelegen ist, als an seiner geschickten, zweckmäßigen Einrichtung. — Die Arme der Zangenblätter habe Levret äußerst lang gemacht, von der Spitze bis an die Axe 8 ... 9 Zoll. Dieser Länge wegen müsse die Levretsche Zange dick und stark, und dadurch schwer und plump seyn, wenn man das Nachgeben verhüten wolle. Die Levretsche sehr gute Zange aber, die Rec. vor sich hat, wiegt nur Ein Pfund und ein Loth, da im Gegentheil die Karlsche Zange Ein Pfund und sieben und zwanzig Loth wiegt, folglich 16 Loth mehr, als die vorgeblich plumpe Levretsche Zange. Die Eigenthümlichkeiten der Karlschen Zange sind folgende: 1) Die Löffel sind weit gefenstert, und jedes Fenster durch einen Querbalken in zwey Oeffnungen abgetheilt. 2) Die Löffel sind hinten breiter und dicker, als vorn; ihre

größte Breite ist 1'' 9''' altes Französisches Maß. 3) Die Löffel sind, von der Kreuzung an, in geraden Linie, nur 6'' lang. 4) Die Stiele und Handgriffe sind vierkantig, platt, und endigen in runde und stumpfe Haken, wovon der eine größer und stumpfer ist, als der andere. 5) Die beiden Zangenblätter haben kein festes Vereinigungsschloß oder Axe, sondern beide Blätter werden gekreuzt auf einander gelegt, und nun ein eigner Schieber, bestehend in einer platten Stange von 9'' 4''' Länge und 10 Loth Gewicht, mit zwey platten Furchen an jedem Ende, zwischen die Zangenblätter geschoben, so daß jedes Blatt in eine solche Furche zu liegen kömmt. 6) Dabey sind die Blätter vor der Kreuzung tiefer abwärts gebogen, ungefähr wie bey der Johnsonschen Zange, oder, wie der Verf. sich ausdrückt, "sie haben eine rückwärtige Krümmung unter der Handgriffachse, und es trete bey der Bildung seiner Zangenärme noch der wichtige Umstand ein, daß sie bey ihrem Ursprung aus ihren Zangenlöffeln durch einen großen Theil derselben als Achsen ziehen." Für das Vorzüglichste von jenen Eigenheiten hält der Verf. die Schiebstange, welche er ein "bewegliches doppeltes Smelie'sches Schloß" nennt (der Verf. schreibt immer Smelie statt Smellie, und Ossländer statt Osiander), "und die, wenn die Zangenblätter eingebracht sind, bis nahe an den Kopf gebracht werden könne. Vermöge dieser Einrichtung sey es wohl keine leere Behauptung, daß seine Zange dem Ideal einer guten Zange so nahe, als möglich, komme." "Es möge wohl noch Manches daran zu bessern seyn: denn freylich könne damit der Kopf leicht zu stark zusammengepreßt werden; allein kein Instrument sey ja ohne Fehler. Seit 1794 bis 1810 habe er seine Zange 70 Mahl

angewendet, und 41 Kinder lebend ihren Müttern an die Seite gelegt." Wie es mit den andern 29 ging, erfährt man nicht; denn es heißt nur: "Von dem Ueberrest seyen mehrere scheintodt zur Welt gekommen, die nach mühsamen Versuchen in das eigentliche menschliche Daseyn gerufen worden seyen." Bis zum Liegen bey der Mutter muß es doch nicht gekommen seyn. — Als der verstorbene O.H.M. Stein im Jahr 1771 sein Programm: de praestantia forcipis, schrieb, hatte er durch 54 Zangen-Operationen 41 Kinder lebendig, und nur 13 todt, zur Welt gebracht; und Prof. Osiander, nach seinen Denkwürdigkeiten, im Jahre 1792 schon durch 39 Zangen-Operationen 33 Kinder lebendig, und nur 6 theils todt, theils todtschwach. Die Erfahrung spräche demnach nicht zu Gunsten der Karlischen Zange. Aber lag es vielleicht an der Art der Anwendung, wovon in dieser Schrift gar nicht die Rede ist? Schließlich sagt der Verf., noch besser als Stahl, "sicherer und verläßlicher zu einer guten Zange sey gutes, zusammengeknettetes (zusammengeschweißtes) Eisen und Sensenzeug."

Paris.

Eloge de feu M. André Constant, Docteur en Théologie, Ex-Prieur du ci-devant Couvent des Frères-Prêcheurs de Bordeaux, Professeur Royal à l'Université de la même ville, ancien Evêque d'Agen, mort à Paris le 7 Juin 1811 prononcé au moment de l'inhumation dans le Cimétière de Sainte Cathérine. Par M. G. *Mauviel*, ancien Evêque de Saint-Domingue. 1811. S. 29 in Octav. Der ehrwürdige Greis, dessen Leben und Character in dieser Rede geschildert wird, muß ein eben so edler Mensch als trefflicher Bischof gewesen

sen, und mit Vergnügen lernt man auch in Hrn. M., der sein Freund war, einen ähnlichen kennen; doch hätte uns dieß allein wohl nicht bestimmen dürfen, eine Anzeige von der kleinen Schrift zu geben. Aber sie machte uns auf das neue auf eine Erscheinung aufmerksam, die in der neuesten Geschichte der Französischen Kirche Manches aufklären kann; und da der Umstand möglicher Weise auch auf die nächsten Wendungen ihres Schicksals einigen Einfluß haben könnte, so benutzen wir den Anlaß, ein paar Worte darüber zu sagen. Hr. Constant gehörte unter die constitutionellen, unter den Stürmen der Revolution gewählten, Bischöfe, aber zugleich zu der Partey der Jansenisten aus der Schule von Port Royal. Mit welchem Eifer er bis an das Ende seines Lebens an dieser hing, ersieht man nicht ohne Verwunderung aus dem hier vorgedruckten Auszug aus seinem Testamente, das er im Jahre 1809 bey einem Notaire niederlegte. Es eröffnet sich mit einer sehr feierlich an Gott gerichteten Danksagung, daß er ihn berufen habe — "au rang de ses ministres, et surtout de ceux, qui ont eu le bonheur de connoitre et de confesser les vérités précieuses de la grace de Jesus-Christ, de sa toute-puissance sur le coeur de l'homme, de la prédestination des Saints par le choix libre de sa bonne volonté, qui a prévenu tout mérite de leur part, toutes les vérités en un mot, si clairement annoncées par St. Paul, si généreusement et si victorieusement défendues par St. Augustin et ses disciples contre les Pelagiens et les Semi-Pelagiens de leur temps, et par ceux que la divine providence a suscités parmi nous dans ces derniers temps, pour nous reveiller de notre assoupissement, et

des ténèbres, où nous étions retombés, MM. de Port-Royal, ces hommes dignes des temps apostoliques, nouveaux Apôtres de la sainte doctrine et de la morale de Jésus-Christ, envoyés de Dieu pour confondre les nouveaux Casuistes et leur morale rélachée." Schon daraus mag man hinreichend auf die Wärme des Eifers schliessen, der überhaupt noch unter den theologischen Partenen in Frankreich gährt; aus mehreren eigenen Aeußerungen von Hrn. Mauviel wird es jedoch eben so sichtbar, aber dabey läßt sich auch nicht verkennen, daß und wie dieser Eifer durch die Stürme der Revolution selbst wieder auf das neue angefacht und aufgeregt wurde. Auch auf die politischen Partenen, in welche sich der Französische Clerus unter der Revolution spaltete, wirkte der theologische Parteygeist sehr stark ein. Jansenisten und Anti-Jansenisten theilten sich jetzt in schwörende und nichtschwörende Geistliche, denn die größere Zahl von diesen gehörte gewiß zu den Gegnern, so wie die größere Anzahl von jenen zu den Freunden von Jansenius. Doch dieß konnte nicht anders kommen, wenn sich auch kein Secten-Interesse bey ihnen eingemischt hätte, denn jede Partey wurde schon durch ihre Grundsätze zu ihrem Verfahren bestimmt. Die Gegner der Jansenisten konnten sich wenigstens leicht überreden, daß sie um ihrer Grundsätze, und also auch um ihres Gewissens willen, die neue Constitution des Clerus nicht annehmen, und am wenigsten die neuen constitutionellen Bischöfe, denen die päpstliche Einsetzung fehlte, anerkennen dürften. Der consequente Jansenist fand hingegen gar keinen Anstand dabey; aber, leider! war es nun auch nur allzu sehr dem natürlichen, oder doch dem gewöhn-

lichen Gange der Dinge gemäß, daß beiden Parteyen ihre Grundsätze dadurch wichtiger, und zugleich der gegenseitige Haß von beiden auch durch den ganzen Gang der äußern Ereignisse immer bitterer gemacht werden mußte. Leicht genug läßt sich daher voraus sehen, daß und wie er auch bey dem großen Ereigniß des Tages, auf dessen Entwickelung die allgemeine Aufmerksamkeit gespannt ist, dazwischen spielen kann; aber eben deßwegen muß man auch jetzt die fortdauernde Uneinigkeit unter dem Französischen Clerus um so mehr bedauern, denn was könnte nicht in diesem Augenblick durch seine Eintracht bewirkt werden?

Eben daselbst.

In dem oben S. 1911 angezeigten 68. Bande der Annales de Chimie wird noch die Beschreibung und Abbildung eines Spar-Kamins und einer Kühlgeräthschaft mitgetheilt, so wie auch der von der chemischen Section durch Deyeux dem National-Institute erstattete Bericht aufgenommen worden ist, über eine abermahls von Curaudau dem Institute überreichte Abhandlung, überschrieben: Expériences, qui confirment la décomposition du soufre, celle de la potasse et de la soude; suivies d'un procédé à la faveur duquel on peut fabriquer du phosphore avec des substances qui n'en contiennent que les élémens. (Man sehe oben S. 932). Aber auch dießmahl zeigte die Wiederhohlung der von C. angegebenen Versuche, daß er sich durch Anwendung von Substanzen, deren Reinheit er voraus setzte, ohne sie gehörig untersucht zu haben, aufs neue habe täuschen lassen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

198. Stück.

Den 14. December 1811.

Frankfurt am Mayn.

Geschichte der Stadt Frankfurt am Mayn, von Anton Kirchner, der Weltweisheit Dr. und Prediger an der heil. Geistkirche. Zweyter Theil. 1810. Octav 560 und XIII Seiten. Nach drey Jahren erscheint die Fortsetzung dieser Geschichte einer der ersten Städte Deutschlands, über deren Erscheinung wir bey dem ersten Theile unverhohlen unsere Freude äußerten (s. Gött. gel. Anz. 1807 S. 1017). Eine Stadtgeschichte kann von einem Auswärtigen immer nur unvollkommen beurtheilt werden. Er kann das Detail nicht so kennen, wie der Einheimische; aber er kann im Ganzen den Fleiß und die Einsichten des Verfassers würdigen; er kann die Methode und den ganzen Geist der Bearbeitung beurtheilen. Darauf gründete sich das günstige Urtheil, welches wir über den ersten Theil des gegenwärtigen Werks fälleten. Es ward nicht als ein vollendetes Ideal einer Stadtgeschichte gepriesen; aber den vielfachen Verdiensten des Verfassers ließen wir Gerechtigkeit widerfahren; und die ins größte Detail gehenden

Critiken, welche Einheimische seitdem angestellt haben, in denen schwerlich Etwas, das getadelt werden konnte, übergangen ist, haben uns überzeugt, daß unser Lob nicht ungegründet war. Aus demselben Gesichtspuncte betrachten wir auch diesen zweyten Theil. Er umfaßt in zwey Büchern (dem fünften und sechsten) den Zeitraum von 1519 ... 1612, also beynahe ein Jahrhundert. Das große Thema von mehr als der Hälfte dieses Bandes ist also (wie könnte es auch anders seyn?) die Reformation. Mit ihr stand, was auch nicht unmittelbar aus ihr hervor ging, doch mittelbar in Verbindung. Was kann uns mehr in jene Zeiten versetzen, als die genaue Schilderung, wie es in einer einzelnen, so bedeutenden Stadt, wie Frankfurt, in der die neue Lehre obsiegte, herging? Luther's Durchreise auf den Reichstag nach Worms entzündete hier schon den Enthusiasmus, nicht etwa bloß unter dem großen Haufen, sondern unter den ersten Geschlechtern; und noch ist man nicht darüber einig, in welchem Hause Luther die Nacht seiner Durchreise gewohnt habe? Frankfurts geographische Lage zwischen Mainz (zu dessen Sprengel es gehörte) und Hessen mußte allein schon nachher manche schwierige Verhältnisse herbey führen. Die auswärtigen Vorfälle wirkten oft gewaltig auf die Stadt; so der Bauernkrieg, der hier einen Aufstand der Zünfte veranlaßte. Man wird daher leicht eine Rechtfertigung des Verf. finden, der es nicht weiter für rathsam hielt, in diesem zweyten Bande die innern und auswärtigen Angelegenheiten, so wie in dem ersten, zu trennen. In dem Mittelstande, den Zünften, fand jedoch die neue Lehre den meisten Eingang, während der Rath noch in sich getheilt war. Ihn banden mit Recht andere, als bloß persönliche, Rücksichten; war seinem

Händen doch das Wohl des Gemeinwesens anvertrauet! Unter einer Reihe der schwierigsten Umstände behauptete der Rath bis auf die Zeiten des Schmalkalder Bundes seine Neutralität. Auch die Augsburgische Confession unterzeichnete die Stadt nicht; doch erklärte der Rath mündlich, daß die Stadt an des Churfürsten von Sachsen Bekenntniß halten würde. Dem Schmalkaldischen Bündnisse trat die Stadt zuerst nicht bey; und als sie nachher sich darum bewarb, kostete es Mühe, aufgenommen zu werden. Es geschah bey der Erneuerung des Bundes 1536. Wie es aber nachmahls zum Kriege kam, flehete Frankfurt schon vor dem Untergange des Bundes die kaiserliche Gnade an. In der Stadt war unterdeß die Religionsveränderung durch die Prädicanten betrieben, die, unterstützt vom Volke, oft mächtiger waren, wie der Rath. In dem Kriege des Churfürsten Moritz konnte die Stadt es nicht vermeiden, unter dem Obersten v. Hanstein kaiserliche Besatzung einzunehmen. Dieß zog der Stadt eine Belagerung von Churfürst Moritz und seinen Verbündeten zu, die vom 17. Julius 1552 bis zum 2. August, dem Zeitpuncte des Abschlusses des Passauer Vertrags, dauerte. Der unzufriedene Markgraf von Brandenburg zog erst später ab. Die Beschreibung der Belagerung gehört zu den interessanten Abschnitten dieses Theils. Ungeachtet so vieler Aufopferungen mußte die Stadt es sich doch noch eine Summe Geldes kosten lassen, um mit Kaiser Ferdinand ausgesöhnt zu werden. Einen Ersatz gab die Ankunft vieler Engländer und Niederländer, welche die Verfolgungen der Maria und Philipps aus ihrem Vaterlande trieben. Aber der wilde Sectengeist ließ auch diese Früchte nicht reifen. — Nachrichten von der Krönung Maximilians II., des ersten Kaiserl-

nung in Frankfurt. Wie glänzend auch der Zeitpunct war, so fehlte es doch nicht an Collisionen, die dem Rath genug zu thun gaben. Wer sich der allgemeinen Deutschen Geschichte der nächstfolgenden Zeit erinnert, wird auch leicht einsehen, daß die Geschichte einer Stadt hier nur in einzelnen Vorfällen bestehen kann, welche der Verf. erzählt, die aber keines Auszugs fähig sind. Als 1608 die protestantische Union zu Stande kam, hielt sich Frankfurt zurück, wie sehr sich auch die Verbündeten bemüheten, es hinein zu ziehen. — Das folgende zehnte Buch enthält in neun Kapiteln die Staatsmerkwürdigkeiten in diesem Zeitraum. I. Staatsverwaltung. Die Macht des Raths, bemerkt der Verfasser, nahm in dieser Periode sehr zu. Er hatte die beste Gelegenheit, sie zu erweitern, weil die Aufmerksamkeit des Volks fast bloß auf Religionshändel gerichtet war. Die Altbürger setzten sich daher immer mehr in dem Besitz der ersten Stellen fest; daß sie aber kein ausschliessendes Recht dazu hatten, beweiset Hr. Kirchner aus ihrem eigenen Geständniß in einer Polizeyverordnung (S. 360). Oft war damahls im Rathe die Rede davon, einen engeren Ausschuß für die geheimen, besonders auswärtigen, Sachen niederzusetzen (unstreitig ein großes Bedürfniß!); allein die Mehrzahl wußte es immer zu verhindern. II. Politisch-gesellschaftliche Verhältnisse. Eintheilung in Altbürger, Zünftige und Unzünftige. Die erstern suchten die Grenzlinie zwischen sich und den Zünftigen immer schärfer zu ziehen. III. Die Juden. Sie vermehrten sich in diesem Zeitraum außerordentlich. Die Zahl der zur Stättigkeit eingeschriebenen Familien wuchs von 1536 bis 1611 von 58 auf 456 Familien. Der Verfasser theilt die

Grundzüge dieser Stättigkeit aus den Rentereybüchern mit; eine gedruckte Stättigkeitsordnung war noch nicht vorhanden. Daß bey so vielen Beschränkungen sie sich doch so mehren konnten, wird nur dann begreiflich, wenn man weiß, wie sie unter viel härterem Druck sich anderwärts doch noch mehr gemehrt haben. IV. Anbau und Befestigung der Stadt; Zustand des Gebiets. V. Rechtspflege. Es war der Zeitraum, welcher Frankfurt ein eigenes Stadtrecht gab; von einem seiner verdientesten Bürger, Joh. Fichard, meist nach Römischen Gesetzen, entworfen, und 1578 vom Rathe sanctionirt. VI. Kirchenthum. Merkwürdig ist es doch, daß in diesen polemischen Zeiten die Streiter selbst sagen konnten, daß sie des Gezänkes ganz überdrüßig seyen. S. 422. VII. Wissenschaften und Künste. Unter den Stürmen der Zeit ward Frankfurt der Sitz der Buchdrucker und des Buchhandels. Egenolph, Brubach, Wechel (Vater und Sohn), und viele Andere errichteten hier ihre Druckereyen, und durch sie stieg der Buchhandel in den Messen. Dabey schützte der Rath die Freyheit der Presse. Erst unter Rudolph II. fingen die Bedrückungen der kaiserlichen Censur, auf Anstiften der Jesuiten, an. Auch die Kunst wurde nicht vernachlässigt; die Unruhen in den Niederlanden trieben mehrere berühmte Maler hieher. VIII. Gewerbfleiß, Handel und Münzen. Der Tuchhandel, der Weinhandel und die Wechselgeschäfte waren die Hauptzweige des Handels. Er stieg sehr gegen das Ende des 16. Jahrhunderts; die Messen verloren aber durch die Einrichtung ähnlicher Anstalten in so vielen andern Städten, besonders Leipzig und Frankfurt an der Oder. Der Zustand des Münzwesens wird genau aus einander gesetzt.

IX Gesundheitszustand, Polizey, Luxus und Volksvergnügungen. — Bey diesem Reichthum von Untersuchungen vermissen wir einen eigenen Abschnitt über das Finanzwesen der Stadt. Was einzeln darüber gesagt ist, erkennen wir mit Dank; aber die Einrichtung des Abgaben-Systems hätte doch um so mehr eine Auseinandersetzung erfordert, da es sich in diesem Zeitraum so sehr erweiterte. Vielleicht hat sie der Verfasser einem folgenden Theile vorbehalten. Der Anhang enthält, als Belege, XX Urkunden. Der nun zu erwartende dritte Theil soll bis ans Ende des 17. Jahrhunderts gehen, und ein vierter das Werk beendigen.

Wir erwähnen bey dieser Gelegenheit der Critik, welche gegen das Werk des Hrn. Kirchner in Frankfurt selbst erschienen ist: Ansichten, Nachträge und Berichtigungen zu A. Kirchners Geschichte der Stadt Frankfurt am Main; auch unter dem Titel: Vertraute Briefe über die Kirchnersche Geschichte von Frankfurt am Main, von einem Halbwisser. Erster Theil 1809; zweyter Theil 1810, in welchem sich Hr. Licentiat Leyerlein als Verfasser genannt hat. Gegen diesen Angriff hat sich bereits Hr. Kirchner selber in einer Prüfung dieser Ansichten vertheidigt (s. Gött. gel. Anz. 1810 S. 238); so daß, da beiderseitige Acten dem Publicum vorgelegt sind, wir demselben auch um so mehr die Entscheidung überlassen können.

Tübingen.

Friedrich Ferdinand Drücks, ehemahligen Professors am königl. obern Gymnasium, und königl. Bibliothecars zu Stuttgardt, kleinere Schriften.

gesammelt und herausgegeben von Carl Philipp Conz, ordentl. Professor der alten Litteratur. 1810. Octav. Zwey Bändchen.

Academische oder Schulschriften, welche als Amtsschriften für bestimmte Tage und Feierlichkeiten anzusehen sind, und gemeiniglich für oder in Beziehung auf Untergebene geschrieben werden, müssen von dem Leser aus andern Ansichten, der Billigkeit nach, geschätzt werden, als Schriften, welche ein Gelehrter aus freyer Wahl und aus Antrieb in die Welt schickt. Es können nicht tiefgelehrte, freylich auch keine ganz triviale, Abhandlungen seyn. Werden aber Sammlungen solcher Schriften veranstaltet, so muß man wieder bedenken: die Schriften konnten in der ersten Erscheinung einen Werth durch Neuheit haben; aber durch den Verlauf der Zeit, seitdem sie zuerst erschienen, ist ihnen dieser Werth entgangen. Freunde und ehemahlige Schüler behalten eine Art Vorliebe für dieselben, aus Werthschätzung des Verfassers. Ein allgemeiner Werth kann nur in den Sachen und ihrer Behandlung liegen, wenn die Gegenstände der einzelnen Aufsätze sich durch Nutzbarkeit für gewisse Classen der Gelehrten empfehlen.

Die hier gesammelten kleinen Schriften müssen nach diesen Grundsätzen beurtheilt werden. Wir dürfen also nur den Inhalt der vorzüglicheren angeben. Sie fangen mit dem Jahre 1780 an. Im ersten Bande macht den Anfang: I Diss. de virtutibus vitiisque Homeri et Virgilii: nähmlich in Beziehung auf rohere und auf ausgebildetere Zeiten, im Homer ist alles der Natur und rohen Zeit gemäßer, in den andern gemildeter s. w. — IV. Rede über die Aehnlichkeit der Verirrungen des menschlichen Verstandes in zwey verschiedenen Zeitaltern, 1786: ist lesenswürdig, zumahl bey Rückerinne-

rung des damahligen herrschenden Wunderglaubens, welcher von Mesmer, Cagliostro, Schröpfer, verbreitet war. Die Vergleichung ist mit dem Zeitalter des Apollonius von Tyana u. s. zu den Zeiten Diocletians, Julians, Valens, angestellt. V. De otio veterum Romanorum cum dignitate post gestos honores: Anführung von Beyspielen. — VI. Commendat memoriam *L. B. M. Schmid*, Prof. et concionat. sacri. *VIII.* de Musarum nomine ac vi notionis veterum ad Horat. III. Carm. 4.

Im zweyten Bande: I. Prolusio ad locos aliquot ex Taciti vita Agricolae et Dialogo de Oratoribus, 1799. II. Num ad privatam privatorumque civium commoditatem et prosperitatem resp. Rom. constituta fuerit.: es sind zu unterscheiden: die Zeiten; zu bestimmen ist der Begriff vom Privatglück der Bürger (S. 50, 51), die Absicht, mit der Erreichung des Zwecks. *III.* Probe einer Uebersetzung der Jahrbücher des Tacitus: es war in den Jahren, da das Uebersetzungsfieber der alten Schriftsteller so Viele ergriff; damahls war besonders die Reihe an Tacitus. IV. Ueber Theophrasts fünfte Characterschilderung, welche so viel bestritten und vertheidigt worden: *περὶ ἀρεσκείας*, von der Gefallsucht, weil ihr Dinge beygelegt werden, welche auf andere verwandte Charactere leiten. Der Verfasser sucht, nicht ohne Glück, sie mit jenem Begriffe zu vereinigen, wenn man den Gefallsüchtigen in verschiedene Lagen und Verhältnisse des Lebens versetzt.

Der Herausgeber fand in dem Nachlaß des Verstorbenen noch Vorrath, welcher die Hinzufügung eines dritten Bändchens verdiente, das noch zu erwarten ist.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

199. Stück.

Den 14. December 1811.

Göttingen.

In der letzten feierlichen Versammlung der königl. Societät der Wissenschaften am 9. November wurde ihr durch Hrn. Prof. Heeren ein Aufsatz des Hrn. Pastor Bethe zu Clausthal überreicht: *de Witekindi, Monachi Corbeyensis, vita et Annalibus*. Der gelehrte Verfasser hat diese Untersuchung in zwey Theile getheilt: I. *De Witekindi vita civili et privata*. Das Geburtsjahr von Wittekind ist eben so wenig, als sein Todesjahr, mit Gewißheit zu bestimmen; wenn es gleich keinem Zweifel unterworfen ist, daß er in der letzten Hälfte des zehnten Jahrhunderts blühete. Auch der Ort seiner Geburt und seine Eltern sind unbekannt; wir wissen von seinem Vaterlande nur so viel, daß er sich selbst einen Sachsen nennt. Er wurde Benedictiner; studirte zu Hirschau und Corvey, in welchem letztern Stifte er alsdann über 40 Jahre der Schule vorgestanden haben soll; von Vielen, auch besonders von Otto I. und seiner Gemahlinn Mathildis, ward er geschätzt. II. *de scriptis Witekindi operibus; imprimis*

Annalibus. Wittekind hatte Manches in Prosa und Versen geschrieben; besonders, Leben der Heiligen. Von seinen Annalen, die bekanntlich die Geschichte der Sachsen bis auf den Tod von Otto I. umfassen, redet der Verfasser nun genauer; sowohl was die Schreibart betrifft, wodurch sie sich vor andern auszeichnen, als auch den Zeitpunct, wenn sie geschrieben sind, der jedoch nicht mit Bestimmtheit sich angeben *läßt*; nur muß es zwischen den Tod von Otto I. und den der Mathildis, der sie gewidmet sind, fallen, zwischen 972 und 997. Zuletzt über die Handschriften und Ausgaben der Annalen. — Die Schrift gibt einen rühmlichen Beweis von dem fortgesetzten Studium des Verfassers, der schon vormahls als unser gelehrter Mitbürger durch Erhaltung eines Preises sich auszeichnete.

Paris.

Bey Courcier: Connoissance des *tems* ou des mouvemens célestes, à l'usage des astronomes et des navigateurs pour l'an 1812, publiée par le bureau des longitudes. Juillet 1310. 415 S. gr. Oct.

Die Tafel für die Längen und Breiten der vornehmsten Oerter der Erde hat bey diesem Jahrgange erhebliche Verbesserungen erhalten; es sind, besonders aus Monteiro's Ephemeriden von Coimbra und aus den Oltmannsschen Untersuchungen über die Geographie des neuen Continents über hundert neue Artikel hinzu gekommen, so daß die Anzahl aller jetzt nahe an 1500 beträgt. Auch hat Hr. Burckhardt die Längen von 50 Sternwarten oder sonst durch *astronomische* Beobachtungen merkwürdiger Puncte in Europa vonneuem mit Sorgfalt discutirt; ob indeß die Worte il a comparé et calculé de nouveau *toutes* les observations tant anciennes que modernes ganz

buchstäblich zu verstehen sind, lassen wir dahin gestellt seyn; auf alle Fälle wäre zu wünschen, daß Hr. Burckhardt die Details dieser nützlichen Arbeit umständlicher bekannt machte. Bouvard's Beobachtungen auf der kaiserl. Sternwarte im J. 1809 machen dießmahl beynahe die Hälfte der *Additions* aus. Man weiß, wie schätzbar die Sonnen-, Monds-, Planeten- und Sternbeobachtungen sind; wir haben in diesem Jahrgange mit Vergnügen eine Anzahl beobachteter Durchgänge des Polarsterns durch den Meridian bemerkt, nur Schade, daß es immer bloß untere Culminationen sind, wobey der vielfache Nutzen, welchen zahlreiche Beobachtungen des Polarsterns, in beiden Culminationen zugleich, leisten können, freylich wegfällt. Für Ceres und Pallas, um die Zeit ihrer Opposition, finden sich ziemlich viele Beobachtungen. Eben so zahlreiche Verfinsterungen von Jupiterstrabanten, aber nur drey unvollständig beobachtete Sternbedekkungen, nähmlich der Austritt von γ Scorpii den 28. May $12^h\ 3'\ 53''$ M. Z., Austritt von 2 δ Tauri den 28. Sept. $9^h\ 43'\ 0''$, Eintritt von 1 δ Tauri den 25. Oct. $18^h\ 17'\ 15''2$. — Leichtes Mittel, Oerter des Mondes näherungsweise zu berechnen, von J. C. Burckhardt. Hr. B. braucht dazu die bekannte Chaldäische Periode von 18 Jahren oder 223 Lunationen, nach deren Verlauf die Argumente der Mondsungleichheiten wieder nahe die vorigen Werthe erhalten, und berechnet die Aenderungen der Länge und Breite, wovon die beträchtlichsten in fünf Tafeln gebracht sind. Aus einer Ephemeride des Mondslaufes für ein gegebenes Jahr kann man so mit sehr weniger Mühe und mit ziemlicher Genauigkeit eine ähnliche Ephemeride für ein um Eine Periode späteres Jahr berechnen. Wir wünschten, daß Hr. B. zugleich die Aenderung der Horizontal-Parallaxen auf eine ähnliche Art behandelt hätte. — Ueber ein neues

Mittel, die Pendeluhren zu vervollkommnen, von eben demselben. Um den Rost an den Zapfen der Räder zu verhüten, schlägt Hr. B. vor, sie im Feuer zu vergolden, und dann von neuem zu härten. Die würkliche Ausführung dieses Vorschlags wird am beßten lehren können, ob man dabey gewinnt. — Tafeln für die Aberration, Nutation u. Präcession der 36 Maskelyneschen Fundamental-Sterne, von demselben. Mit der Aberration ist zugleich die Solar-Nutation vereinigt. — Ueber die Depression des Quecksilbers in den Barometerröhren vermöge der Capillarität, von Laplace. Nach Laplace's Theorie bewirkt nicht die Capillar-Action des Glases, sondern die einer auch beym sorgfältigen Auskochen des Quecksilbers noch an der Glasfläche zurückbleibenden äußerst feinen Haut von Feuchtigkeit die convexe Oberfläche des Quecksilbers, und damit die Depression desselben in der Röhre. Die Bestimmung der Gestalt der Oberfläche, von welcher die Relation zwischen der Weite der Röhre und der Depression des Quecksilbers abhängt, hat Laplace durch eine mühsame, auf mechanische Quadratur gegründete, Integration der in dem Supplemente zur Mécanique céleste aufgestellten Grundgleichung bestimmt (wobey, nach unserer Meinung, eine etwas weiter getriebene Entwickelung in Reihen vielleicht noch einige Erleichterung verstattet haben würde), und so für den practischen Gebrauch eine hier mitgetheilte Tafel berechnet; wir wünschten, daß die bey dieser Berechnung sich ergebende Höhe des convexen Theils des Quecksilbers auch mit beygefügt wäre. — Ueber die (in der Monathl. Corresp. Septemberheft 1808) von Gauß gegebene Auflösung einer Aufgabe der sphärischen Astronomie, wo aus drey gleichen Höhen bekannter Sterne zugleich die Polhöhe des Orts, der Stand der Uhr und der Fehler des Instruments bestimmt werden, von Delambre. Die Behandlung der

Aufgabe, welche Hr. Delambre hier aufstellt, ist im Wesentlichen von der von Gauß gegebenen nicht verschieden, hat aber, nach unserer Meinung, an Einfachheit und Concinnität verloren. Hr. Delambre hat das ganze Beyspiel einer Beobachtung, womit Gauß damahls die Berechnung erläuterte, wieder mit vieler Weitläuftigkeit durchgerechnet; wenn er aber dem von Gauß gefundenen Resultate über den Einfluß der Beobachtungsfehler auf die Genauigkeit der Breitenbestimmung

$$d\varphi = 3{,}8077\,\Delta - 0{,}2884\,\Delta' + 3{,}5193\,\Delta''$$

die Bemerkung beyfügt: Cette dernière formule prouve que dans la pratique la méthode n'auroit qu'une exactitude assez bornée: so läßt sich dieß unpassende Urtheil nicht anders erklären, als daß er, kaum begreiflicher Weise, übersehen hat, daß $\Delta, \Delta', \Delta''$ in Zeitsecunden, und $d\varphi$ in Bogensecunden ausgedrückt sind. Eben so zeigt der Zusatz, dans une nuit, où l'on pourroit observer trois étoiles à la même hauteur, on verroit très probablement passer au méridien quelque étoile connue qui donneroit la latitude avec moins de peine et plus de précision, et l'heure de la pendule par une simple hauteur, daß Hr. Delambre abermahls vergessen hat, daß diese Methode für alle Fälle bestimmt ist, wo man sich auf sein Instrument in Ansehung der absoluten Höhen nicht verlassen kann, und was die Genauigkeit betrifft, so ist die Bemerkung ohne allen Grund. — Es folgt dann noch Einiges über das bekannte, aber in der Ausübung so gut wie ganz unbrauchbare, Problem, aus drey Höhen Eines Sterns zugleich dessen Declination, Stundenwinkel und die Polhöhe zu bestimmen. Hr. Delambre kömmt hierauf noch einmahl auf die kleine Abhandlung von Gauß zurück, worin die Beobachtung zweyer Höhen zweyer bekannter Sterne zur

Zeit- und Breitenbestimmung vorgeschlagen war, und wovon er in dem vorhergehenden Bande der Connaissance des tems gesprochen hatte. Wir finden in dem, was er darüber und über den Vorzug der Synthese vor der Analyse sagt, einen neuen Beweis unsers bey Anzeige jenes Bandes der Connoissance des tems geäußerten Urtheils, daß Hr. Delambre den Zweck jener Schrift ganz unrichtig aufgefaßt habe. Dieser an seinem Orte ganz deutlich ausgesprochene Zweck war, eine Combination von Beobachtungen zur Bestimmung der Polhöhe zu empfehlen, die dazu unter manchen Umständen sehr brauchbar ist, und, so viel der Verfasser wußte und bis diese Stunde weiß, dazu in der Allgemeinheit noch nicht vorgeschlagen war, daher er sie eine neue Methode nannte. Die Berechnung solcher Beobachtungen gründet sich dann, wie Gauß damahls gleichfalls zeigte, auf ein Problem, dessen geometrische Auflösung seit Tycho's Zeiten bekannt ist; wenn daher der Verf., nachdem er diese mit wenig Worten vollständig angedeutet hatte, noch zwey Seiten verwandte, zu zeigen, daß sich dieselbe Auflösung kurz und elegant auch auf rein analytischem Wege finden lasse, so geschah dieß nur, weil er glaubte, daß Freunden der Analyse eine solche sich gerade nicht von selbst darbietende und einige Kunst erfordernde Entwickelung angenehm seyn könnte, ohne sich träumen zu lassen, daß Jemand dieß so auslegen könnte, als ob damit alle geometrische Behandlung, deren Werth bekannt und entschieden genug ist, verdrängt werden sollte. Hrn. Delambre's Bemerkungen über die gegenseitigen Vorzüge des analytischen und geometrischen Verfahrens vor einander, sind daher, wenn auch meistens völlig gegründet, doch durchaus nicht an ihrem Platze. — Ueber die

verschiedenen, von den Astronomen angewandten, Mittel, die Sonnenfinsternisse zu beobachten, von Delambre. Es wird hier eine merkwürdige Stelle aus Appians Astronomicum Caesareum, gedruckt 1540, angeführt, worin zuerst gefärbte Gläser zu Sonnenbeobachtungen vorgeschlagen werden, obwohl Hr. Delambre aus triftigen Gründen es wahrscheinlich findet, daß Appian seinen Vorschlag selbst auszuführen nicht versucht habe. — Hierauf folgt ein weitläuftiger, 50 S. füllender, Auszug aus Gauß Theoria motus corporum coelestium. Hr. Delambre hat den größten Theil der darin enthaltenen Formeln, meistens ohne die Beweise, excerpirt, die numerischen erläuternden Beyspiele, obwohl mit geringerer Präcision, als in dem Werke selbst, wieder durchgerechnet, und dieß mit hin und wieder eingestreueten Anmerkungen hier abdrucken lassen. So empfehlenswerth eine solche Art, dergleichen Werke zu studiren, ist, so wenig scheinen doch solche Excerpte sich zum Abdruck zu qualificiren. Von den Anmerkungen können wir, wegen des beschränkten Raums, hier nur einige berühren. Die Methode, die Berechnung der geocentrischen Oerter der Planeten durch rechtwinklichte Coordinaten sogleich auf den Aequator zu beziehen, hat Hr. Delambre auf Ein Beyspiel angewandt, und dabey den Vorzug jenes Verfahrens vor dem gewöhnlichen nicht recht einsehen können. Allein das ist ganz gegen den Geist jener Methode, die bloß für die Fälle bestimmt ist, wo viele geocentrische Oerter berechnet werden sollen. Hätte Hr. Delambre, anstatt Eines Planetenortes, ein Dutzend nach jener Methode berechnet, so würde er dasselbe gefunden haben, was schon so manche andere Rechner fanden, daß man dabey nicht halb so viele Zeit und Mühe

nöthig hat, als bey dem gewöhnlichen Verfahren. Die vier Formeln der sphärischen Trigonometrie, wovon in der Theoria motus so vielfacher Gebrauch gemacht ist, hat Hr. Delambre seinerseits auch gefunden, allein ihren Vorzug vor dem gewöhnlichen Verfahren nicht erkannt. Sollen z. B. aus zwey Seiten und dem eingeschlossenen Winkel eines sphärischen Drucks alle übrigen Stücke bestimmt werden, so hat man nach den neuen Formeln an sechs verschiedenen Stellen der Sinustafeln zusammen 12 Logarithmen aufzusuchen, und dann hat man zugleich eine Controlle der Rechnung und allemahl scharfe, nie zweydeutige, Resultate; dagegen muß man bey dem gewöhnlichen, von Hrn. Delambre vorgezogenen, Verfahren, wenn man gleichfalls eine Controlle der Rechnung haben will, zusammen 13 Logarithmen an 11 verschiedenen Stellen der Tafel aufsuchen, und erhält dann die dritte Seite durch ihren Sinus, also, wenn sie nahe am rechten Winkel fällt, nicht scharf, ja vielleicht sogar zweydeutig, ohne daß sie es im Problem selbst ist. Der Vorzug der neuen Formeln ist daher ganz entschieden, und erheblich genug, wenn man viele dergleichen Operationen zu machen hat, und es ist daher zu verwundern, wie Hr. Delambre ihn hat übersehen können. Einer Berichtigung bedarf der Ausdruck, dessen sich Hr. Delambre S. 357 in Betreff der zweyten Gaußischen Auflösung des Problems, aus zwey Abständen eines Planeten von der Sonne, dem eingeschlossenen Winkel und der Zwischenzeit die Elemente zu bestimmen, bedient, daß sie sehr lange Entwickelungen erfordere, die der Verfasser nicht gegeben habe, und zum Theil auf ihm eigenthümliche Theorien, die er noch nicht bekannt gemacht

habe, gegründet sey. Man sollte hiernach glauben, daß jene Auflösung einer der wichtigsten Aufgaben des ganzen Werks so vorgetragen sey, daß Leser, die nicht vorzüglich geübt sind, gar nicht damit fertig werden, und selbst Kenner doch keine ganz vollständige Einsicht in dieselben erhalten können. Beides ist aber unrichtig. Rec. weiß aus vielfachen Beyspielen, daß bey den unbedeutenden, kleinen Entwickelungen, die, wenn man nicht ein durch widerliche Weitläuftigkeit ungenießbares Buch schreiben will, immer dem Leser überlassen bleiben müssen, selbst Anfänger nirgends Anstoß gefunden haben, und mit den dem Verfasser eigenthümlichen Theorien, deren Entwickelung, hier nicht an ihrem Platze, er sich auf eine andere Gelegenheit vorbehalten mußte, hängt in dieser Auflösung nichts zusammen, als die Rechnungsvortheile, die er selbst angewandt hat, um die Hülfstafel zu construiren, und die hierbey durchaus nicht wesentlich sind. Bey der Hauptgleichung in der großen Aufgabe, die Bahn aus drey geocentrischen Oertern zu bestimmen, hatte Gauß die indirecte Auflösung als vorzüglich bequem empfohlen, aber über die Art, wie dieselbe auszuführen sey, nichts weiter hinzugefügt, weil theils die dabey anzuwendenden Kunstgriffe an sich bekannt genug sind, theils die in der Theoria gegebene Auflösung des Keplerschen Problems dabey gewisser Maßen als Muster dienen kann. Die Art indeß, wie Hr. Delambre die numerische indirecte Auflösung der Hauptgleichung in dem von ihm im größten Detail wieder durchgerechneten Beyspiele angreift, und die, obwohl er selbst sie noch für bequem genug hält, doch mehr als drey Mahl zu lang ist, da man mit zwey Versuchen weiter reichen kann, als Hr. Delambre mit

stehen, zeigt, daß es doch nicht unzweckmäßig seyn würde, wenn der Verfasser gelegentlich an einem schicklichen Orte auf die in der indirecten Auflösung anzuwendenden kleinen Kunstgriffe nochmahls aufmerksam machte. — Nach der langen Anzeige der Theoria, bey welcher Hr. Delambre sich nur auf das erste Buch, und den ersten Abschnitt des zweyten, beschränkt hat, folgen noch: Neue Bemerkungen über die Parallaxenrechnung und über die Formeln der Herren Olbers und Litrow, von Delambre, worin derselbe von neuem erklärt, daß er solche Auflösungen von Aufgaben, die sich auf die Beziehung der Lage der Puncte im Raume auf drey rechtwinklichte Coordinaten gründen, und wobey die Entwickelungen rein analytisch geschehen, immer für weniger einfach hält, als solche, wobey bloß die sphärische Trigonometrie angewandt wird: ein sehr einseitiges Urtheil, mit welchem wenige Mathematiker übereinstimmen werden. Eine Formel, worin die Längenparallaxe durch eine Reihe dargestellt wird, die nach den Sinus der Vielfache des Abstandes des Mondes vom Nonagesimus fortläuft, hatte Olbers dem Hrn. Rohde zugeschrieben; Hr. Delambre reclamirt sie hier als seine Erfindung, die er schon in der Connoissance des tems für 1793 bekannt gemacht habe. Allein eigentlich gehört sie Lagrange zu, der sie schon, noch etwas allgemeiner gefaßt, in den Nouveaux Mémoires de l'académie de Berlin a. 1776 p. 231 bekannt gemacht hatte. — Mittel, um eine Uhr die Sternzeit und mittlere Zeit zeigen zu lassen, von Burckhardt, gründet sich auf das genäherte Verhältniß beider Zeiten, wie 51.79 zu 49.82, welches in einem ganzen Jahre nur 4 Sec. fehlt. Von demselben, Bahn des zweyten Cometen von 1737, nach Beob-

achtungen in China, die in der Monatl. Corresp. bekannt gemacht worden sind. — Die meteorologischen Beobachtungen auf der Pariser kaiserl. Sternwarte im Jahre 1808, und das Verzeichniß der Mitglieder des Längen-Büreau, machen, wie gewöhnlich, den Beschluß dieses Bandes.

Eben daselbst.

Recherches anatomiques sur le Système cutané de l'homme, par Gabr. Ant. Gaultier, D. M. 1811. 39 S. in Quart, mit einem Kupfer. Eine interessante Schrift, voll eigner, guten Theils neuer, Beobachtungen, die, falls sie sich so bestätigen, allerdings manche Aufschlüsse über den Organismus der so genannten gemeinschaftlichen Integumente des menschlichen Körpers geben. Vorzüglich sind sie an Mohrenhaut gemacht, wozu der Verf. die Gelegenheit in den Pariser Hospitälern benutzte. Statt der drey Hauptlagen, die man bekanntlich annimmt, rechnet er ihrer sechse. Nähmlich zwischen dem Corium und der Epidermis noch folgende vier verschiedene. — 1) Bourgeons sanguins, die unmittelbar auf den Papillen der eigentlichen oder Lederhaut aufsitzen, und sich nie in den Zwischenfurchen derselben finden. Jedes solche Knöpfchen bestehe aus einem Dutzend oder mehr rother Fäden, die an der Fußsohle der Neger gewöhnlich, aber auch nicht selten bey Weißen, mit Blut gefüllt, überhaupt aber durch ein weißes Schleimgewebe verbunden sind. Ces bourgeons sont, wie der Verf. sagt, chez le blanc comme chez le nègre, le terme de la partie cruorique du sang. — 2) Couche albide profonde, eine weiße Lage, welche mit ihrer Unterseite die gedachten Knöpfchen deckt, sich aber auch in die Zwischenfurchen derselben

senkt, deren Oberseite aber in Rücksicht ihrer Erhobenheiten und Furchen genau mit denen der Epidermis correspondirt. — 3) Gemmules, die den eigentlichen Sitz der Hautfarbe ausmachen. Kleine flache Schalen wie Kugelsegmente (menisci), die aber gemeiniglich dicht an einander schließen, und deren so viele sind, als der obgedachten Bourgeons. — 4) Couche albide superficielle. Wieder eine weiße, aber sehr zarte Lage, welche die eben genannten Gemmules deckt, und von außen mit der allgemein bekannten Oberhaut bekleidet wird.

(— Der Zahl nach kommen also diese Lagen mit denen überein, die Cruikshank, — dessen Schrift der Verf. nicht zu kennen scheint, — ehedem annahm, aber nicht nach der Characteristik, die er von den seinigen vieren, und zwar ebenfalls nach seiner Untersuchung an Mohrenhaut, gegeben. Was Hr. G. Bourgeons sanguins nennt, scheinen wohl die villi bey Cruikshank zu seyn, der sie aber, als zum Corium selbst gehörig, für keine besondere Hautlage rechnete, deren er hingegen vier andere zwischen der Lederhaut und Epidermis annahm. Nähmlich a) eine, die mit Hrn. G's. Couche albide profonde zusammentrifft, und die auch schon Lieutaud unter dem Nahmen des corps reticulaire von dem corps muqueux, worin die Mohrenschwärze ihren Grund habe, unterschieden hat. — b) die von Hrn. G. gar nicht erwähnte Membran, worin Cr. den Sitz der Pocken zu finden gemeint. — c) das eigentliche, beym Neger schwarze, rete mucosum. Hrn. G's. Gemmules. — d) das äußere, der Oberhaut ähnliche, Blatt dieses Schleimnetzes, welches denn mit Hrn. G's couche albide superficielle correspondirt. —)

Nun wieder zu unserm Verfasser. — Ihm zufolge entspringen die aushauchenden Gefäße aus der Spitze seiner bourgeons sanguins. Seine beiderley couches albides sind zur Aufnahme weißer Feuchtigkeiten, zumahl der Lymphe, bestimmt; wovon besonders die innere durch Zugpflaster sehr aufgetrieben wird. — Untersuchungen der zum Wachsthum der Haare bestimmten Organe an den Barthaaren der Katzen und anderer hieländischen vierfüßigen Hausthiere. (— In Manchem abweichend von den Beschreibungen und Abbildungen, die Malpighi und Düverney von solchen Barthaaren gegeben. —) Sie bilden zu äusserst eine eyförmige Capsel, und weiter nach innen eine mehr cylindrische Scheide, die aus mehreren concentrischen Lagen besteht. Im Boden jener Capsel liege endlich ein kleiner kegelförmiger, mehr fleischiger, Körper, dessen Spitze in das Haar selbst sich verläuft. Die Blutgefäße treten von der Narbenseite der Lederhaut durch den Hals der Capsel zwischen diese und die Scheide. Die Nerven scheinen durch den Boden der Capsel wie aus einem kleinen Nervenknoten einzutreten. Eine ähnliche Capsel zeige sich am Kinnhaar athletischer Männer. —. Mit diesem organe pilifère seyen die Talgbälge der Haut verbunden. Meist liegen ein Stücker 9 derselben im Halse der Capsel zwischen ihm und der Hülse. Doch sagt der Verf.: Les organes qui fournissent le fluide sebacé n'existent pas uniquement dans telle ou telle partie du corps, car ce fluide forme sur toute la peau du foetus une couche onctueuse assez épaisse; il contribue à donner à toute la peau du nègre une couleur vive et lustrée; il se trouve aussi sur toute l'étendue de la peau des mammifères; so wie er auch glaubt, que le pus des vésicatoires

résulte d'une altération de sécrétion; et de la dégénérescence du fluide sébacé à la suite d'une irritation locale. Und wenn er Negern Blasenpflaster gelegt, so habe er bey der Heilung gefunden, que la matière colorante constamment est sortie par la même ouverture du derme (*corium*) qui donne passage aux poils Der Sitz dieses Haut-Pigments sey sowohl in den oftgedachten bourgeons sanguins, als in den gemmules. — Nägel, Hufe, Klauen rc. bestehen aus neben einander verwachsenen Haaren, verbunden mit dem fluide colorant und dem fluide sébacé; et c'est dans le mode de combinaison de ces matériaux que les animaux trouvent, entre autres, les moyens d'agression, de défense et de progression. Auch finden sich jene drey Producte noch unverbunden auf gewissen Schleimhäuten, z. B. auf der Vorhaut, Eichel und Rachenhöhle mancher Thiere. Ueber den (— *schon von* Aristoteles angemerkten, und von Virgil und andern Alten urgirten —) Consensus des gefleckten Haars mancher Hausthiere mit dem analog gefleckten Gaumen. Si ces parties ne sont que piquetées au noir, la matière colorante se trouve autour des orifices des organes secréteurs du fluide sébacé. — Les points rouges que l'on observe en grand nombre sur la langue de l'homme, dans diverses maladies, correspondent à ces organes, et non aux papilles nerveuses. —

Herborn.

Gedruckt mit Kriegerschen Schriften: Predigten, über verschiedene Texte der heiligen Schrift, von Sebald Fulco Joh. Rau, Ritter des königl. Holländischen Ordens, Doctor und Professor der

Gottesgelahrtheit, der Morgenländischen Sprachen und Alterthümer, und Prediger der Wallonischen Gemeinde zu Leyden. Aus dem Französischen von Magdal. Henr. Eßler, geb. Rau. Erster Band. X und 290 Seiten in Octav.

Ungeachtet es außer dem Plan dieser Blätter liegt, Uebersetzungen in ihre Anzeigen aufzunehmen: so mögen dennoch gegenwärtige Predigten wegen ihres Verfassers und wegen ihres innern Werthes dießmahl eine Ausnahme gestatten. Rau, einer der beliebtesten Holländischen Prediger, starb am 1. December 1807 in seinem 43. Jahre. Bald nach dem bekannten unglücklichen Ereignisse des 12. Januars 1807, als ein mit Schießpulver beladenes Schiff in die Luft geflogen war, einen großen Theil der Stadt Leyden verwüstet, und auch Hrn. Rau's Wohnung und Bibliothek vernichtet hatte, sagte derselbe zu Hrn. Teissedre, seinem zärtlichen Freunde (dem Herausgeber seiner Predigten unter dem Titel: Sermons sur divers Textes de l'Ecriture Sainte, par Feu Mr. *Rau*, in drey Bänden, zu Leyden 1809, 1810 und 1811, in Octav): "Fast alle meine Predigten sind dem Feuer entronnen, und es scheint, die Vorsehung hat mir dasjenige, was zur Erbauung der Kirche am meisten dient wiedergeben wollen." — Doch nicht diese Umstände allein, sondern auch die innern Vorzüge empfehlen die Herausgabe und Uebersetzung dieser Predigten. Gegenwärtiger erster Band (es werden noch zwey nachfolgen) enthält zwölf Predigten, und ist dem berühmten Hrn. Sylvestre de Sacy, als dem würdigsten Freunde des sel. Rau, gewidmet. Es herrscht in diesen Reden wahre Beredtsamkeit, die das Herz rührt.

Auf diese Auszeichnung machen besonders die siebente Predigt, von dem Urtheile Gottes über die menschlichen Gedanken, Hebr. 4, 12 bis Ende; die neunte und zehnte, über die Erziehung der Kinder, Sprichw. 29, 27., die gerechtesten Ansprüche. Zugleich wird in mehreren Predigten die Französische und Holländische Manier sichtbar. Zur ersten gehört, daß der Verfasser im Gebrauche solcher Ausdrücke, wie Demosthene, Cicero, Philosophie, scholastische Speculationen, freyer ist; und zur zweyten gehört die den Holländischen Predigern gewöhnliche Vorliebe für Exegese. So ist die vierte und fünfte Predigt, über die Geburt, den Tod und die Auferstehung des Sohnes der Sunannitinn, 2. Buch der Kön. 4, 8-37.; eine zu weit ausgedehnte Paraphrase, mit eingemischten Nutzanwendungen. Desto mehr aber werden die übrigen Predigten durch Fülle der Gedanken und durch Herzlichkeit des Vortrags gefallen. — Die Uebersetzung, die Arbeit der Schwester des sel. Rau, läßt sich gut lesen, und nur Eines möchte zu erinnern seyn, daß an einigen Stellen die Häufung der Zeitwörter den Sinn der Periode etwas verdunkelt, z. B. S. 141: "O wie muß diese Lage für Adam so schmerzlich gewesen seyn, wann er sich die glänzende Aussicht, die ihm, wofern er in seiner Unschuld verharret hätte, eröffnet war, zurückrief!"

Eine frühere Schrift von Madame Eßler: Leben und Character S. F. J. Rau ꝛc. Eine Rede von J. Teissedre l'Ange, Französischem Prediger zu Haarlem. Aus dem Holländischen von M. H. Eßler, geb. Rau. Siegen, 1810, ist bereits J. 1810 S. 600 angezeigt worden.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

200. Stück.

Den 16. December 1811.

Erlangen.

Bey Palm: Das Postwesen in Teutschland, wie es war, ist, und sein könnte. Von dem Staats- und Kabinetsrath Klüber. 1811. XII u. 225 S. Octav.

Ein trefflicher Versuch, über einen weltbürgerlichen Gegenstand, eine der wichtigsten Anstalten, und ein Mittel der neuern Cultur, tief eingreifend in alle Verhältnisse unsers jetzigen Lebens, mehrere Kunde zu verbreiten, die Theilnahme dafür in Anspruch zu nehmen, im wahren Lichte darzustellen, richtige Ansichten zu befördern, und die Regierungen zu vermögen, nach dem Wesen dieser Anstalt zu handeln, und ihr wahres Interesse nicht zu verkennen, oder aus falschen Ansichten Hemmungen und Störungen herbey zu führen. Um so verdienstlicher ist diese Arbeit, je nützlicher und nothwendiger sie ist. "Gewiß," sagt der würdige Verfasser S. 2, "die Postanstalt ist eine der herrlichsten Perlen in dem Kranze der bürgerlichen Gesellschaft, eines der wichtigsten Mittel zur Erweckung und Erhaltung der Ci-

benswärme der Thätigkeit der Staatsmassen. Millionenarmig greift sie ohne Unterlaß, am meisten unsichtbar, in alle Verhältnisse des menschlichen Lebens und der bürgerlichen Gesellschaft. Die Wechselwirkung zwischen ihr und jedem Culturverhältniß aller civilisirten Nationen ist so vielfach und unzertrennlich, daß man sie als Weltanstalt betrachten muß, wenn man ihren ganzen hohen Werth richtig fassen will. Wie einst in denen Nationen, welche das Schwert der Römischen Legionen traf, also erkaltet jene Regsamkeit in denen, welchen man die Mittel des freyen Verkehrs raubt, oder erschwert. Der Mensch muß, billiger Weise, nach allen Seiten leicht und frey wirken können; er muß wissen, warum er arbeite, und die gewisse Aussicht auf Verbesserung seines Zustandes sehen, oder er stirbt allem Guten und Nützlichen ab. Hoffnung des Fortganges bildet den lebendigen Strom, Gewißheit des Stillstandes, Sumpf." "Gibt es eine Anstalt, die mehr und allgemeiner diesem Stillstande entgegen arbeitet, als die Post? Was hat kräftiger, als sie, dazu mitgewirkt, daß der kleinste Welttheil fast allein zum herrschenden, zum Sitz des Handels, der Wissenschaften, der Cultur, der Politik, sich erhob? — — Wie viel gewinnt nicht durch leichten Postverkehr jeder Zweig des menschlichen Wirkens und Wissens! Ohne ihn beschränkte sich die Mittheilung der Freundschaft, des größten Glücks der Menschheit, größten Theils auf den engen Raum körperlicher Gegenwart." "Wie unentbehrlich ist die Post für jede Art des Handels und Wandels, für Künste und Wissenschaften, für Länder- und Völkerkunde, für das unermeßliche Feld der Naturkunde, für die erhabenste aller Wissenschaften, die Sternkunde,

die erste, größte und wichtigste und erstaunenswürdigste aller Offenbarungen Gottes! Darum geht die Post nicht weiter, als die cultivirte Menschheit. — — — Hätten die Astronomen, die Botaniker, den hohen Werth erwogen, welchen ihre Wissenschaft der Post verdankt: längst schon flammete, hell leuchtend für alle kommende Geschlechter, am Sterngewölbe das Posthorn, als *Tassium sidus*; und eine der wohlthätigsten Pflanzen prangete mit dem Nahmen der Post." Eine erfreuliche Wärme und ein lebhafter Antheil, ohne welchen nichts Nützliches und Großes gedeiht! Und doch, wie wenig ist bisher auf diese Wichtigkeit gesehen worden; und als, wie die Regierungen selbst hier und da schon erklärt haben, falsche Maßregeln ergriffen wurden; als Ereignisse eintraten, die den edeln Baum ganz zu zerstören droheten, wenigstens seine schönste Blüthe abstreiften: da regte sich bey dem durch schriftstellerische Fruchtbarkeit ausgezeichneten Volke Niemand; einige Seufzer nur machten dann und wann sich einen Weg. Auch der Verfasser hat eine Art von Vertheidigung Seite IV vorauf geschickt: "Bey gleichem Rechtverhalten ist der freymüthigste Staatsbürger immer auch der getreueste, wohlmeinendste, zuverlässigste. Unfähig, der Gunst, dem Vorurtheil, dem Egoismus, zu fröhnen, weiß er selbst über Neid, Verläumdung und politische Verketzerung sich hinweg zu setzen." Es ist doch wirklich eine böse Sache um eine solche Furcht! Guten Regierungen muß ihre Erscheinung immer höchst unangenehm seyn: denn sie werden anständige Freymüthigkeit achten und befördern, statt sie zu mißbilligen. Gibt es ein besseres Mittel, die Stellen zu erfahren, wo zu bessern, zu helfen ist? gibt es einen bessern

Beweis von Zutrauen u. Anhänglichkeit, als daß man offen seine Leiden klagt? Keine Regierung wird das Ansehen haben wollen, darüber gekränkt zu scheinen, wenn sie auf Fehlgriffe, auf falsche Ansichten, aufmerksam gemacht wird; die sich nicht, gegen die menschliche Natur, für unfehlbar hält. Am wenigsten aber kann über den vorliegenden Gegenstand eine Mißbilligung gefürchtet werden, wenn, wie kein Zweifel seyn wird, das wahr ist, was S. 145 u. f. gesagt ist.

Doch wir müssen den Inhalt des Buchs selbst vorlegen. Er zerfällt in zwey Theile, den historisch-politischen, und den staatswirthschaftlichen. In jenem zuerst von dem Post- und Bothenwesen der alten Zeit, des Mittelalters; dann über die Gründung des Taxischen Postwesens und herab bis zum Rheinbunde, der dasselbe auflösete. Gerade keine neuen Aufschlüsse, aber das Bekannte gut und zweckmäßig zusammen gestellt. (Bey einigem minder Bekannten könnte wohl die Nachweisung der Quellen da stehen!) Gern hört man noch einmahl das Lob des um das Postwesen so verdienten und deßhalb nun in der Geschichte lebenden Hauses Taxis, freuet sich noch einmahl, daß die Vervollkommnung und Veredlung dieser Anstalt, wie es scheint, in Deutschland zuerst erfolgte; bedauert nochmahls, und um so mehr in den Ansichten des Verf., daß sie ihre größte Ausbildung nicht erhielt, Neid oder Eigenmacht und falsche cameralistische Grundsätze dieselbe hemmeten, und die Ausschließung in den größern Deutschen Staaten bewirkte. — Das Rechtliche lassen wir, wie auch der Verf. gethan hat, hier unberührt, wo bloß vom Historisch-Politischen die Rede ist; die Fürsten konnten Recht haben, wenn sie Taxis

da, wo er keine Posten hergebracht hatte, ausschlossen, und in den Posten kein kaiserl. Reservat anerkennen wollten; aber ob das gut war und ersprießlich für das Ganze, beruht auf andern Gründen — wo der Kaiser mit seinen Erbstaaten an der Spitze steht. (Wir glauben diese höchst bekannte Thatsache wohl abermahls herausheben zu dürfen, da bey den jetzt vorkommenden Untersuchungen über die Ursache der Zertrümmerung des Deutschen Reichs das, was die Fürsten gethan haben, um zu isoliren, die Reichsverhältnisse zu zerstören, mit dem, was die Kaiser selbst thaten, nicht unparteyisch und genau genug abgewogen zu werden scheint.) Ja der Ober-Postmeister selbst trug dazu bey, indem er ungerechter Weise durch sein Monopolium ältere Anstalten gewaltsam verdrängen wollte. — Stets hat der Verf. Winke und Aufklärungen eingeschaltet. Erstreckt sich auch das Taxische Postwesen, nachdem die größern Staaten des Rheinbundes diese Anstalt in ihren Gebieten an sich genommen, noch über mehr als 1000 Quadratmeilen, so ist es doch nun zerstückelt nach den einzelnen Souveränetäten. Zählt man diese Taxischen Landesposten einzeln, so sind jetzt auf dem Areal des vormahligen Deutschen Reichs ein und dreyßig verschiedene Postanstalten, die Taxischen Posten für Eine genommen, sechszehn. Und alle diese haben verschiedene finanzielle Grundsätze und Tarife. Da Taxis in den verschiedenen Staaten Pacht geben muß (an Wirzburg wird kein Zins entrichtet), und die Direction bey dem verkleinerten Areal nicht nur dieselbe, wie vordem, ist, sondern auch noch eigene Landes-Directionen hinzu gekommen sind, so hat auch für seine Posten ein erhöheter Tarif angenommen werden müssen. Die verschiede-

nen Taxen werden vom Verf. aufgeführt und beurtheilt, und dadurch zugleich der practische Gebrauch des Buchs sehr vergrößert, indem man dasselbe als eine Art Posthandbuch benutzen kann. (Wäre dieß Alles nur nicht so veränderlich!) Ueberhaupt sind die neuern und neuesten Ereignisse besser zusammen gestellt, als wir es sonst irgendwo gefunden haben. Auch noch andere in der Post vorkommende Gegenstände werden beleuchtet, z. B. das Inchartiren S. 99 f. Welcher Schaden für den Einzelnen, für diesen oder jenen Staat, für das Ganze, aus dem eingetretenen Zustande entsprungen ist, das zeigen merkwürdige Beyspiele. Ein Brief von Hamburg bis an den Bodensee, über 100 Meilen, der aber bloß auf Taxischer Post lief, kostete 16... 18 Kreuzer: wäre er auf bloßen Territorialposten gegangen, hätte er 70 ... 80 gekostet. So würden Handlungshäuser, die bloß an ihrem Wohnorte jährlich 6... 8000 Gulden Briefporto zu bezahlen hatten (wie es deren mehrere gab) mit einem Aufwand von 30... 40,000 Gulden kaum gereicht haben (S. 30, 31). Natürlich würde der Handel eine so übermäßige Nebenausgabe nicht ertragen haben. "Nirgends zeigt sich auch wohl an einem einzelnen Beyspiele (heißt es S. 157) die niederschlagende lähmende Kraft des Post-Isolirungs- und Vertheurungssystems handgreiflicher, als an dem gelesenen Blatte, dem Hamburger unparteyischen Correspondenten, dem nur etwa das Pariser Journal de l'Empire gleich kömmt. Seit mehr als 30 Jahren wurden posttäglich über 20,000 Exemplare, ja in den 1790ger Jahren sogar 30,000, versendet. Seit 1807 bis in das Jahr 1810 hatte der Absatz sich um die Hälfte vermindert." Auf das Geschichtliche folgt die staatswirthschaftliche Seite, oder ein Com-

mentar zu den schon S. 22 aufgestellten Grundsätzen: Das Postgewerbe gehöre seiner Natur nach zu den wenigen, die zu ihrer Wirksamkeit großen Raumes bedürfen, die keine Concurrenz vertragen, die der Privat-Industrie überlassen seyn müssen, wenn sie den möglichen Grad von Zutrauen, Sicherheit, Bequemlichkeit und Wohlfeilheit, folglich den größten Nutzen für das Publicum, und durch dieses für den Staat selbst, gewähren sollen. "Finanzgewinn, am wenigsten directer, kann auf Seiten des Staats nie wahrer, wohlverstandener Hauptzweck der Postanstalt seyn. Ernten durch unmittelbaren Finanzertrag sollte der Staat bey der Post nie wollen. Gleich der Münze, sollte er sie als ein Feld betrachten, das er vor Verderben hüten und bearbeiten, auf dem er säen, die Saat pflegen, das Unkraut ausgäten muß, auf dem er aber an unmittelbarer Ernte wenig mehr ansprechen oder dulden darf, als den Betrag des nöthigen Aufwandes. Der wahre, wesentliche Gewinn für den Staat ist jenseit der Post zu suchen; und gewiß findet er sich da reichlich. Nicht der Staatscasse wegen, nicht um der Postunternehmer willen, einzig für geistigen, geselligen und commerciellen Verkehr der Staats- und Weltbürger, und für Staatsverkehr, soll die Post existiren" (S. 131). — "Ist Liberalität und Popularität der Regierung, ist sittliche, geistige und artistische Cultur der Staatsgenossen, ist Gemeinsinn, Vaterlandsliebe und Anhänglichkeit an den Regenten, die auf das Gefühl des Wohlbehagens in dem Staatsgebiete sich gründet, ist der Inbegriff aller Verhältnisse der in Gesellschaft lebenden Menschen, kein Gegenstand, den die Staatsweisheit in die Wage legen

muß, wenn sie Finanzoperationen prüft (S. 153)?
Für den, welcher noch daran zweifelt, ob Erhöhung des Postgeldes die Einnahme wirklich nicht vergrößert, finden sich hier mehrere Beyspiele. Kurz vor der Revolution, wo Frankreich über 3000 Quadratmeilen Land und 12 Millionen Einwohner weniger zählte, als 1808, und die Posttaxe beträchtlich niedriger stand, war der Postertrag um 730,000 Livres höher, als in dem gedachten J. 1808. Zweytens: als man in dem J. 1806 das Briefporto um den dritten Theil erhöht hatte, war sogleich im zweyten folgenden Jahre der Postertrag um mehr als 400,000 Franken geringer, als in dem der Erhöhung der Taxe nächst vorhergehenden Jahre (S. 182). In Frankreich wird auch bekanntlich nur die Briefpost auf Rechnung des Staats verwaltet.

Der Verf. endigt mit "Wünschen, Hoffnungen." Um den Nachtheilen, wenigstens zum Theil, abzuhelfen (denn so viel Einfluß auch die Handelssperre darauf hat, sie thut das wenigste!), sollte Deutschland in Hinsicht auf die Post als ein Gesammtstaat behandelt, das Deutsche Postwesen zu einem weltbürgerlichen Ganzen erhoben werden. "Möge, in Ermangelung des längst verheißenen Fundamental-Statuts des Rheinischen Bundes, der vereinte Wille, wo nicht aller, doch der meisten, erhabenen Bundes-Souveräne, in seiner Weisheit — — sich zu conventionellen Maßregeln bestimmen, welche diesem Palladium der allgemeinen Cultur größere Einheit, Ausdehnung und liberalere Wirksamkeit wiedergeben!" (S. 224). Was in der Idee richtig ist, kann auch wohl einmahl in der Wirklichkeit zum Vorschein kommen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

201. Stück.

Den 19. December 1811.

Göttingen.

Im 151. Stück dieser Blätter haben wir die ersten hiesigen Beobachtungen des großen dießjährigen Kometen, nebst den ersten verbesserten parabolischen Elementen, angezeigt. Letztere waren nur als vorläufige angegeben; sie fingen bald an, sich einige Minuten von den Beobachtungen zu entfernen, und zu Anfang Octobers war dieser Unterschied bereits auf einen Viertelsgrad angewachsen. Eine leichte Verbesserung der parabolischen Elemente reichte indessen hin, diesen Fehler wegzuschaffen: diese zweyten verbesserten Elemente sind im Octoberheft der Monathl. Correspondenz bekannt gemacht. Anfangs November war der Fehler dieser Elemente, bey deren Berechnung nur einige einzelne Beobachtungen zum Grunde gelegen hatten, wieder auf einige Minuten angewachsen; und Hr. Prof. Gauß hielt es daher für interessant, zu untersuchen, in wie fern man dieß schon als einen Beweis von Ellipticität der Bahn ansehen könne. Er ließ die hierzu nöthigen Rechnungen unter seiner Aufsicht von Hrn. Nicolai ausführen, von dessen

ausgezeichneter Geschicklichkeit und Sorgfalt im astronomischen Calcul wir schon früher in diesen Blättern Proben mitgetheilt haben. Es wurden der größte Theil der sämmlichen Beobachtungen des Hrn. von Zach, in der ersten Periode der Sichtbarkeit des Kometen, und eine große Anzahl neuerer Beobachtungen, die bis zum 6. November reichten, zum Grunde gelegt, und aus deren Vergleichung mit den letzten Elementen des Hrn. Prof. Gauß vier Normal-Oerter abgeleitet. Das Resultat war, daß mit Hülfe einer nur sehr kleinen Correction der letztern Elemente die neuern Beobachtungen sich genau darstellen ließen, während bey den ältern Beobachtungen nur kleine Differenzen zurück blieben, nähmlich 16″ in der Länge, und 28″ in der Breite bey dem ersten Normal-Orte vom 16. April, und 51″ in Länge, und 120″ in der Breite den 18. May bey dem zweyten. Obgleich nicht anzunehmen ist, daß der letztere Normal-Ort, das Mittel aus einer großen Anzahl freylich nicht sehr genauer Beobachtungen, wirklich ganz mit einem so großen Fehler behaftet sey, so ist derselbe doch noch zu klein, um bey der Ungewißheit, ein wie großer Theil davon noch auf Rechnung des Normal-Orts selbst zu setzen sey, eine einiger Maßen zuverläßige Bestimmung der Ellipse gründen zu können. Daher hielt Hr. Prof. Gauß es für besser, dieses Geschäft noch zu verschieben, bis spätere Beobachtungen Etwas zu entscheiden in den Stand setzen. Auf alle Fälle ist die Umlaufszeit weit über 1000 Jahre. Die verbesserten parabolischen Elemente nach Hrn. Nicolai's Rechnung sind folgende:

Durchgang durch die Sonnennähe 1811 12. Sept. 6u. 30′ 35″ Mittl. Z. in Göttingen

Logarithm des kleinsten Abstandes 0,015 1048

Länge der Sonnennähe 75° 1′ 44″3

Länge des aufsteig. Knotens 140 21 57,5.

Beide siderisch ruhend, und von der Nachtgleiche des 12. Sept. gezählt

Neigung der Bahn 73° 4′ 30″9

Bewegung rückläufig.

Zur Erleichterung der Beobachtungen im Januar des nächsten Jahres hat Hr. Nicolai noch folgende Ephemeride berechnet, welche wir ganz hieher setzen, wenn gleich die Sichtbarkeit des Kometen früher aufhören wird.

Lauf des Kometen im Januar 1812.

1812 8ᵘ. M.Z. in Göttingen	Gerade Aufsteig.	Abweich.	Logarithm d. Entf. d. Kom. von d. Erde	Licht-stärke
Januar 1.	309° 32′	0° 19′ N.	0.4357	0.033
3.	310 19	0 2 S.	0.4427	0.031
5.	311 4	0 21	0.4495	0.030
7.	311 48	0 40	0.4561	0.028
9.	312 32	0 57	0.4625	0.027
11.	313 15	1 14	0.4687	0.025
13.	313 57	1 30	0.4747	0.024
15.	314 38	1 45	0.4804	0.023
17.	315 19	1 59	0.4860	0.022
19.	315 59	2 12	0.4914	0.021
21.	316 38	2 24	0.4966	0.020
23.	317 17	2 36	0.5016	0.019
25.	317 55	2 47	0.5064	0.018
27.	318 32	2 58	0.5111	0.017
29.	319 9	3 8	0.5155	0.017
31.	319 46	3 18	0.5198	0.016

Vorstehendes war bereits zum Abdruck niedergeschrieben, als Hr. Prof. Gauß in einem Schreiben des Hrn. v. Lindenau die Nachricht erhielt, daß

Hr. Pons in Marseille den 16. November noch einen neuen Kometen im Eridanus entdeckt habe. Folgende Beobachtungen des Hrn. v. Zach zu Marseille waren dem Schreiben beygefügt:

1811	Mittlere Z. in Marseille	Gerade Aufsteigung	Südl. Abw.
Nov. 17.	10u. 23′	67° 25′	25° 52′
18.	11 11 17″3	67 14 39″8	25 24 8″6
19.	9 59 32,8	67 4 59,6	24 54 8,5
20.	10 8 37,7	66 56 8,2	24 18 9,2
21.	10 14 45,5	66 46 53,0	23 41 47,8

Gleich am Abend des 9. Decembers, wo diese Nachricht eingegangen war, begünstigte ein sehr heiterer Himmel die Aufsuchung des Kometen auf hiesiger Sternwarte. Hr. Prof. Harding nahm ihn auch sofort mit einem Kometensucher in der Nähe eines Sterns siebenter Größe wahr, mit welchem Hr. Prof. Gauß ihn mehrere Mahle am Kreismicrometer verglich. Die scheinbare Position des Sterns wurde aus der Histoire céleste zu 64° 11′ 23″1 gerader Aufsteigung, 10° 22′ 2″5 südl. Abweichung bestimmt, woraus folgende Position des Kometen sich ergab:

1811 Dec. 9. 10u 6′ 52″ ger. Aufst. 63° 49′ 41″4
südliche Abweichung 10 21 55,5

Am 11. Dec. 10u. 34′ 1″ M. Z. wurde gefunden: ger. Aufst. 63° 33′ 20″5, südl. Abw. 8° 39′ 54″7.

Dieser neue Komet ist übrigens bis jetzt sehr klein und lichtschwach, etwa so hell wie ein Stern achter Größe; er scheint indeß, da seine Bewegung sich beschleunigt, der Erde näher zu kommen; auch läßt er sich, weil er einen bestimmtern Mittelpunct zeigt, als der große, am Kreismicrometer besser beobachten.

Den 12. December.

Göttingen.

Es sind noch wenige Stücke unserer Gel. Anz. für das sich endigende Jahr zurück: gleichwohl haben wir noch eine Zahl wackerer Schriften vor uns liegen, die in diesem Jahre noch auf den Kahn des Charons warten. Wir müssen also die Notizen ein wenig zusammen drängen. Wir wollen indessen doch nicht, bey der Zahl der Andringenden (keine αμενηνα καρηνα, sondern solche και ἐν φρενες εμπεδοι εισι), in der Unfreundlichkeit dem alten grämischen Charon nachahmen, noch weniger einen Gelehrten, den wir zur Ueberfahrt aufnehmen, über Bord werfen.

Zu verwundern ist es, wie die Liebe der Deutschen für Wissen und Wissenschaft sich lebendig erhält. Bey allem Druck des Buchhandels erscheinen immer noch schätzbare Werke, insonderheit in den Studien der Geistes-Cultur und Humanität. In der zweyten Hälfte des Jahrs sind wieder verschiedene treffliche Früchte für das classische Alterthum gereift. Dankbar erkennen wir dieß; statt den Zahn zu wetzen, um daran zu nagen, und Mängel zur Schau zu stellen.

Eine Wohlthat ist den classischen Studien geleistet, daß wir nunmehr einen vollständigen Abdruck des Strabo haben, der für mehrere Fächer so wichtig ist. Zwar war uns das Schicksal in so fern entgegen, daß der gelehrte Herausgeber durch eine sinkende Gesundheit außer Stand gesetzt ward, alles das zu leisten, was er bey der Fortsetzung auszuführen übernommen hatte. Indessen ist doch viel geschehen; weit mehr, als von Almeloveen, dessen Ausgabe doch so theuer jetzt noch bezahlt wird. Denn es ist uns die völlige Sammlung der Lesarten aus Handschriften und Verbesserungen erhalten. Nur der sacherläuternde Commentar ist

unterblieben, welcher zu jeder Zeit noch hinzu gefügt werden kann, und werden wird. Da in diesen Blättern vom Anfange des Drucks an (vergl. Gött. gel. Anz. 1798 St. 198, 1810 S. 1361) über Plan, Werth und Zweck der Ausgabe das Nöthige ist gesagt worden: ist jetzt nichts übrig, als den Inbegriff dieses Bandes anzuführen. Er enthält die wichtigsten Nachrichten von Asien und Africa, meist aus verlornen Quellen; freylich geben sie weniger für die mathematische: aber für die politische und historische Erdkunde fließen sie reichlich: das Fehlende kann auch der Geograph noch jetzt selbst ersetzen.

Strabonis rerum geographicarum libri. Graece ad optimos codices manuscriptos recensuit, varietate lectionis adnotationibusque illustravit — inde a septimo libro continuavit *Carolus Henricus Tzschucke*, A. M. Scholae Misnensis Rector et Professor primus. — *Tomus sextus.* In der Weidmannschen Buchhandlung 1711. Octav 709 Seiten. Begriffen ist in diesem Bande Buch 15, 16, 17, also das letzte, und die Fragmente. Geographisch-historische Wörter-Indices werden noch nachfolgen. Ein Commentar der Sachen, nach dem ganzen Umfange, wäre kaum das Werk Eines Gelehrten. Mehrere müßten zusammen treten, und die Arbeit nach den verschiedenen Gattungen der Gegenstände unter sich theilen. Dieß ist der Vorsatz der Pariser Gelehrten, die sich dazu vereinigt haben. Daß aber auch dieser Plan seine Schwierigkeiten hat, sehen wir daraus, daß das herrliche Werk, Strabo in der Uebersetzung auf jene Weise erläutert, seit 1805 noch nicht weiter gediehen ist, als daß 1809 Tome second hinzu gekommen ist, welcher das IV. V. VI. Buch begreift (s. Gött. gel. Anz. 1810 S. 1362 f.).

In eben dieser, die classische Litteratur so rühmlich befördernden, Weidmannschen Buchhandlung ist ein neuer Band vom Aristophanes von Invernizzi und Beck ausgegeben:

Aristophanis Comoediae — emendatae a *Philippo Invernizio* — Volumen *quintum* commentarios complexum; curavit *Chr. Dan. Beckius*. 1811. — *Commentarii in Aristophanis Comoedias.* Collegit, digessit, auxit, *Chr. Dan. Beckius*. *Volumen III.* Commentarii in *Ranas* et *Aves*. 1811. groß Octav 742 Seiten. Besser, als je Invernizzi es würde haben leisten können, setzt Hr. Hofrath Beck die Zusammenstellung der Commentarien über den alten Comiker fort; sie erforderte die ihm eigene critische besonnene Genauigkeit in Aufsuchen, Ordnen und Aneinanderfügen vielartiger, mannigfaltiger, Anmerkungen, Lesarten, Erklärungen. Diese verdienstliche, mühevolle, Arbeit, mit welcher der erste Band, der Plutus, 1809, und der zweyte, die Wolken, 1810 geliefert waren (denn der Text von Invernizzi war schon 1794 zum Druck befördert) bleibt sich auch in diesem dritten Bande, der die Frösche und die Vögel begreift, gleich. In der Vorrede belehrt er uns genauer, als noch vorhin geschehen war, über einen Hauptpunct bey jeder critischen Bearbeitung, der aber nur von Wenigen beachtet worden, aus welchen Handschriften, und durch welche Ausgaben, bey welchen Hülfsmitteln, in welcher Folge und in welchen Fortschritten, ist der Text auf uns gekommen. Hr. B. gibt uns eine kurze Uebersicht der Ausgaben, und thut dar, daß sich, so zu sagen, zwey Familien der Ausgaben des Aristophanes unterscheiden lassen: die eine von der Aldina abgeleitet, die andere von der zweyten Juntina. Vermuthlich ist dieß in den bisher behandelten

vier Stücken aufs Reine gebracht. Ob es sich in allen übrigen auch so verhalten wird, muß der Fortgang der critischen Wahrnehmung bestätigen.

Einer Stelle neben dem Original ist die Uebersetzung von Hrn. Prof. Welker würdig. Sie macht von den

Komödien vom Aristophanes, übersetzt von F. G. Welcker, den zweyten Theil aus (vom ersten s. Gött. gel. Anz. 1810 S. 1982), und der Band hat den besondern Titel:

Des Aristophanes Frösche. Von F. G. Welcker. 1812. Gießen, bey Heyer. 272 Seiten in Octav. Sonst ist das Lob einer Uebersetzung, daß sie sich gut lesen läßt, und verständlich für sich ist. Der gegenwärtigen kann man das Lob wohl auch geben, wenn man das Original neben sich liegen, oder es noch im Gedächtniß hat. Eigentlich ist sie aber mehr für das Studium des Dichters bestimmt. Von S. 109 folgen: Anmerkungen. Erst im Allgemeinen: Erläuterungen des Sinnes, des Geschichtlichen, und des Comischen: voll gelehrter, feiner, treffender, Bemerkungen. Dann, S. 193: Anmerkungen für Leser des Originals; also Gelehrte, sind critisch und metrisch. Einen vorzüglichen Werth hat der S. 222 folgende Aufsatz: Ueber die Frösche. Höchst geistreich und lehrreich über Erfindung, Anlage, Geist und Kunst des Stückes. Unerwartet trifft man hier auf eine Entwickelung des Dionysos, besonders des Mystischen, des Verhältnisses zum Theater und zum Drama: daher er hier als Schiedsrichter aufgestellt ist zwischen den beiden Dichtern, Aeschylus und Euripides.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

202. Stück.

Den 21. December 1811.

Leipzig.

Im Verlag von F. C. G. Vogel: *Ισαακιου και Ιωαννου Τζετζου Σχολια εις Λυκοφρονα.* Lectionibus editionis Sebastianae variis in *Lycophronis Alexandram* praemissis et recensitis, ad supplendam et absolvendam edit. Reichardianam e tribus Codd. Mss. Vitembergensibus unoque Cizensi, nunc primum collatis, emendavit notis cum Georg. Frid. Thryllitzschii, tum suis, illustravit, scholiis minoribus nondum editis auxit, commentarios Meursii et Potteri addidit, et indicibus instruxit uberrimis M. *Chr. Gottfried Müller*, Rector Scholae et Bibliothec. Episcop. Cizensis Praefectus, et Soc. Lat. Jenensis Sodalis. *Volumina tria.* 1811. Octav. Der ausführliche Titel kann für den Sachkundigen bereits statt einer Recension dienen. Für die Leser unserer Blätter wollen wir noch Einiges weiter beyfügen. Sebastiani, aus einem geistlichen Orden, Missionar im Orient, hatte nach seiner Rückkehr in

Rom, statt mit den hartnäckigen Ungläubigen, aus uns unbekannten Ursachen mit den todten Heiden in den Bibliotheken sich zu beschäftigen beschlossen, und die Codices vom Lycophron aufgesucht, von welchem die großen Scholien-Sammlungen der Gebrüder Tzetza eine so wichtige Begleitung ausmachen; er verglich die Codices, und unternahm auf eigene Kosten, durch Vorschuß seines freygebigen Beschützers, Cardinals Borgia, eine Ausgabe. Er war mit Griechischer Critik und Autorschaft sehr wenig bekannt: dieß ward in der Anzeige (Gött. gel. Anz. 1804 35. St. S. 340 f.) nicht verhehlt, aber anders als hier, mit der Schonung gesagt, welche die Humanität, zumahl in dem damahligen schwachen Zustande der Italiänischen Litteratur, und die Rücksicht auf den armen Selbstverleger und seinen edeln Gönner, dessen Asche wir noch verehren, geboten. Wir sahen übrigens das Geleistete als eine gute Vorarbeit für *einen* künftigen Deutschen Herausgeber an, welcher uns weiter führte, als der sonst gelehrte Reichard in Grimma mit seiner seltsamen Ausgabe vom Lycophron 1788 (Gött. gel. Anz. 1788 S. 1393). Schon damahls, so viel wir uns erinnern, hatte sich der jetzige Herausgeber zu einer neuen Ausgabe verbindlich gemacht. Diese soll nun jetzt erfolgen. Von dem Ganzen können wir indessen noch keine völlige Uebersicht fassen, noch geben, da das Gedicht selbst im Druck erst noch folgen muß. Der erste Band, den wir vor uns haben, begreift erst von der Mitte an, S. 245 f. Scholia Tzetzae in Lycophronem ex editione Sebastiani repetita cum tribus Mss. Vitebergensibus unoque Cizensi collata et emendata: sie gehen in

diesem ersten Bande bis zu V. 258 . . . 268. Unten auf jeder Seite stehen die Lesarten der Scholien selbst, Verbesserungen, Citaten, Critiken des Hrn. Müller's. Voraus aber gehen p. I . . . XLII praefatio editoris; p. XLIII . . . LXVI praefatio Sebastiani; worauf noch Judicia et testimonia von Lycophron angehängt sind. Nun S. LXXX . . . LXXXVI Notitia codicum Mss. in hac editione curanda collatorum. Hierauf erscheint unerwartet: Sebastiani varietas lectionis in Lycophronis Cassandram cum emendationibus et notis Mülleri criticis et grammaticis S. 1 . . . 274: ein mächtiger Apparat von critischer Gelehrsamkeit! von welchem man aber noch keinen völligen Gebrauch noch Genuß haben kann, da der Text selbst noch nicht in unsern Händen ist. Hr. M. hat aber, so viel erhellet, den Text in der Reichardschen Ausgabe vor sich gehabt; und diesen muß man fürerst vor sich legen. Bey des guten Ordensmannes critischer Unbehülflichkeit in der Sammlung der Lesarten aus der Menge der Handschriften, muß es eine erdrückende Arbeit gewesen seyn, alles in die jetzige Ordnung und Stellung zu bringen. Aber auch jetzt noch ist es ein Meer von Schreibfehlern, Abweichungen, Grammaticalien s. w. Wagt man sich auch nur mit einzelnen Blicken hinein, so geräth man in einen Strudel, wie ihn der Dichter selbst beschreibt (V. 742), wo er vom Ulyß spricht, und man greift nach dem wilden Feigenbaum (ἐρινὸς), an welchen jener sich festhielt. Freylich verhält sich dieß anders mit dem, was die critische Genauigkeit eines Herausgebers zur Pflicht macht. Eben so verhält es sich mit den Lesarten der Scho-

sten, anders für denjenigen, dem nur um das Brauchbare für die Mythen und alten Dichter zu thun ist; anders für den Gelehrten, der mit dem Dichter und seiner Fabel, mit den alten Grammatikern, bereits Bekanntschaft gemacht hat, und weitere Forschungen anstellen will. Unendlich viele Dienste haben uns beide, der Dichter und seine Schildknappen, in der Mythologie mit ihren verschiedenen Quellen geleistet.

Nun sey es uns erlaubt, noch einige gelehrte, brauchbare, Bemerkungen, insonderheit aus der Vorrede, anzuführen. Wir übergehen die ganze scharfe Rüge des guten Mönchs. Schon nach Erscheinung des Sebastianischen Werks hatte Crusius, der Verleger der Reichardschen Ausgabe von Lycophron, den Gedanken gehabt, zu jener Ausgabe die Scholien der Tzetzä beyzufügen, mit dem Beßten aus Sebastiani. Der Buchhändler Vogel, welcher die Crusiussche Buchhandlung übernommen hatte, bewog seitdem den Hrn. Müller, welcher von dem in Zeiz aufbewahrten Codex von Lycophron Notiz gegeben hatte, jenen Anschlag auszuführen; dieser gab den Vorstellungen des Hrn. Prof. Schäfer nach, und übernahm die mühselige Arbeit. Aber er blieb nicht bey jenem kahlen Entwurf stehen, sondern legte es auf den Plan einer neuen Collation von Handschriften und auf eine neue Ausgabe, der Cassandra nicht nur, sondern der gesammten Scholien selbst, an. Bekannt ist es, daß die Universitäts-Bibliothek zu Wittenberg drey Codices von beiden hat; schon der in diesem litterärischen Hauptstück bekannte Thrylitzsch hatte sie verglichen für eine Ausgabe; seine Collation wird in der königl. Bibliothek zu

Dresden aufbewahrt. Hr. Müller erhielt alle Hülfsmittel ohne Schwierigkeit. Unstreitig wird nun die neue Ausgabe des Lycophron, wenn sie vollendet seyn wird, eines von den vorzüglichsten Producten Deutschen gelehrten critischen Fleißes im Griechischen seyn.

Von jenem Joh. Friedrich Thryllitzsch (eben demjenigen, von dessen Hand auch eine Abschrift der von Jacobs 1793 heraus gegebenen Antehomerica, Homerica et Posthomerica zu Wittenberg vorhanden war) lasen wir S. XI eine längst gewünschte Notiz. — Hr. Müller fand aus eigner Wahrnehmung im Lycophron, daß in den Handschriften der schweren Classiker (so wie im Pindar) weniger Schreib- und Verbesserungsfehler vorkommen, als in den leichtern. S. XVI. — Daß (eben so, wie es überall sich mit den spätern Grammatikern, Scholien, Glossarien, verhält) die Scholien der Brüder Tzetzä aus den alten, damahls noch vorhandenen, Grammatikern zusammen getragen, und nur mit ihren eignen, weit weniger zu achtenden, Bemerkungen verbrämt sind, ist bekannt. So auch die Bemerkung: Mehrere schöpften aus einerley Quellen, kürzten ab, setzten aus andern dazwischen, veränderten: daher die vielen Verschiedenheiten in den Scholiasten und Glossarien, noch mehr in den Ausdrücken, entstehen mußten. Auch dieß pflegt man als Lesarten anzusehen. Nicht immer belohnt es die Mühe, sie auszuzeichnen. Ob hier nicht bey den Tzetzischen Scholien zu weit gegangen wird, mögen wir nicht erörtern. Nur die Auslassungen von ältern angeführten Stellen aus frühern Dichtern und andern Schriftstellern

können wir den spätern Grammatikern nicht verzeihen. — Kein Wunder, wenn also auch Eudocia und die Tzetzä in einem und demselben Scholion oft Verschiedenheiten darbieten; sie hatten einerley Quellen; diese waren zwar gemeiniglich die kurz vor ihnen Lebenden; nur selten Frühere, die wieder Andere weiter zurück ausgeschrieben hatten. Eudocia lebte in der Mitte des XI. Jahrh.; ihr Veilchenfeld muß vor 1071 gefertiget seyn. Die Brüder Tzetzä lebten im XII. Jahrh. Hr. M. bemerkt also mit Recht, daß Eudocia nicht diese ausgeschrieben haben kann; aber beide wohl einerley Aeltere. Die wichtigste Bemerkung des Hrn. M. ist, S. XXVII f., daß er eine doppelte Recension in den Tzetzischen Scholien bemerkt hat: denn daß Johann nicht der einzige Verfasser ist, ist offenbar; die spätere sey vermuthlich vom Johann Tzetza, die frühere aber vom Isaak. S. XXXIX ist Hr. M. geneigt, die spätern Scholien Pindars dem Isaak Tzetzes zuzueignen. — Betritt man aber einmahl diese Bahn, die alten Scholien und Glossarien zu vergleichen, so geräth man in ein sehr weites Feld. — Lesenswürdig für den Critiker ist die Bestimmung und Stellung der Handschriften nach Werth und Alter S. XXII u. f.

Wir wollen hier noch einige kleine Schriften folgen lassen:

In der Weidmannschen Buchhandlung wurden 1804 *Nicolai Damasceni* historiarum excerpta et fragmenta gesammelt und mit Anmerkungen begleitet vom Diaconus Joh. Conrad Orell in Zürich. Sie wurden in unsern Blättern mit Bey-

fall angezeigt (Gött. gel. Anz. 1804 S. 1341). Im jetzigem Jahre 1811 hat eben dieser Gelehrte Supplementum editionis Nicolai Damasceni in eben dieser Buchhandlung drucken lassen. Octav 105 Seiten. Den bescheidenen, fleißigen und fortschreitenden Gelehrten erkennt man mit Vergnügen und Achtung; er hat seitdem nicht unterlassen, alles, was ihm im weitern Lesen und Studiren vorkam, und einige Beziehung zu seiner vorigen Arbeit zu haben schien, auszuzeichnen, seine Anmerkungen zu bereichern, und die ihm von andern Gelehrten bemerkten Erinnerungen und Verbesserungen zu benutzen. Das Einzelne aus dergleichen Schriften läßt sich nicht anführen. Unsere Leser, die das Buch selbst nicht in Händen haben, müßten alles Angeführte überschlagen. Am Ende sind noch aus dem Theodorus Metochita, nach Ausgabe desselben von Bloch, Kopenh. 1790, zwey Kapitel beygefügt, von der Staatsverfassung von Cyrene und Carthago, welche zu den ähnlichen Fragmenten der πολιτειῶν von Nicolaus gar wohl passen. Viel Neues lernt man indessen nicht daraus.

Eben daselbst.

Meleagri Gadareni Epigrammata, *tamquam specimen novae recensionis Anthologiae graecae* cum observationibus criticis. Edidit *Fridericus Gräffe*, Philos. D. AA. LL. M. Bey Vogel 1811. I . . XXIV, 176 Seiten.

Diese Ankündigung einer neuen Bearbeitung der Griechischen Anthologie dürfen wir nicht unbemerkt lassen. Nach der vorgelegten Probe und

nach der eigenen Angabe des Verfassers, wird die Bearbeitung ganz grammatisch-critisch seyn. Hr. Gräffe kündigt sich als einen würdigen Schüler des Hrn. Professors Hermann an, voll Dankgefühl gegen seinen Lehrer. Er gedenkt den Vaticanischen Codex ganz neu wieder unterzulegen, mit Ausmerzung aller Veränderungen, aber doch ihn nicht unverbessert zu liefern. Er gibt eine ganz vorzügliche Neigung für die gelehrte Critik zu erkennen, bey schönen Anlagen und hellenistischen Studien.

Heiligenstadt.

Die Feyer des 15. Novembers in Heiligenstadt, Hauptorte des Harz-Departements. 43 Seiten in Octav. 1811. Diese Sammlung der an jenem festlichen Tage bey Aufstellung der Büste Sr. Majestät des Königes gehaltenen Reden und aufgeführten Gedichte ist, wie der *Titel sagt*, zum Besten mehrerer durch Brand und Wasserschaden verunglückter Ortschaften dem Druck übergeben. Schon der wohlthätige Zweck würde also die Bekanntmachung heiligen; allein sie wird um so mehr Beyfall finden, da sowohl die Reden, als auch die Gedichte (worunter auch ein Lateinisches), auf eine würdige Weise die Gefühle ausdrücken, welche keine anderen, als die allgemeinen Gefühle sind; die sich nicht zweckmäßiger, als in der thätigen Beförderung jenes wohlthätigen Zwecks, äußern können.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

203. Stück.

Den 21. December 1811.

Leipzig.

Bey dem in den beiden vorhergehenden Stücken angeführten schönen Zuwachs der Griechischen Litteratur ist die Römische classische Litteratur nicht ohne einen rühmlichen Anbau geblieben. Von der sehr geschätzten Ausgabe der Schriften des Seneca durch Hrn. Ruhkopf, vorhin in Bielefeld, nun nach Cassel berufen, ist der fünfte Band erschienen:

Annaei Senecae philosophi Opera omnia quae supersunt. Recognovit et illustravit *Fridericus Ernestus Ruhkopf.* Volumen *quintum.* In der Weidmannschen Buchhandlung 1811. Octav I . . . XVIII, 1 . . . 452 Seiten. Enthalten sind die sieben Bücher Quaestionum naturalium: ein populär geschriebenes, aus den Schriften Griechischer Philosophen zusammen gestelltes, mit eignen Betrachtungen begleitetes, Werk über die vorzüglichsten Naturerscheinungen. Neue critische Hülfsmittel hatten sich nicht dargeboten, aber der gelehrte Herausgeber wußte den in den vorigen Ausgaben befindlichen Stoff geschickter zu bear-

beiten, und für Verbesserung des Textes sowohl, als Erläuterung zu gebrauchen, ihn aber auch mit eigner Belesenheit zu bereichern.. Eine neue recensio konnte er, wie er selbst sagt, nicht liefern; aber wohl hat er uns eine recognitio gegeben. Zur Erklärung der physischen Sätze und Beobachtungen setzt er das zum Verstehen Erforderliche deutlich und kurz hinzu; die Bestreitung und Bestätigung einzumischen, wäre dem Zwecke fremd und der Pflicht eines Herausgebers entgegen gewesen, der nur den wissenschaftlichen Lesern den Text lesbar, brauchbar, also richtig, liefern; und zu ihrem Sprachstudium den Boden überhaupt bearbeiten und von Gesträuch und Unkraut reinigen soll. Aufmerksamkeit verdient Hrn. R. Bemerkung S. XXIV. XXV, von der Verschiedenheit der frühern und spätern Stoiker über Gegenstände der Naturlehre. Durch die viele, mannigfaltige, Belesenheit, die Seneca beygebracht und Hr. R. nicht unbemerkt gelassen hat, wird das Buch eines der unterhaltendsten unter den Römischen Classikern. — Es bleibt nun noch ein letzter Band zurück, welcher das noch Uebrige (die Fragmente sind jetzt schon angehängt), was etwa nachzuhohlen seyn kann, und vielleicht Früchte neuer critischer Hülfsmittel, beybringen wird.

Nur kürzlich hatte der Rec. das Vergnügen, von einem alten litterärischen Freunde und Collegen ein Andenken zu erhalten, das ihm auf mehr als Eine Weise werth war, und alte litterärische Erinnerungen ins Andenken zurück rief:

P. Terentii Afri Comoediae sex. Textum ad fidem *codicis Halensis* antiquissimi, criticis nondum cogniti edidit, variam editionum lectionem annotavit, scholia a vulgatis diversa, ex

eodem codice descripsit, et Cel. *Ruhnkenii dictata* in Terentium, necdum typis impressa adjecit D. *Paulus Jacobus Bruns*, Philos. P. O. in Academia Halensi. *Tomus I. Andria. Eunuchus. Heautontimorumenus.* Halle, bey Renger 1810. Octav I . . . XXXII, 1 . . . 358 Seiten. *Tomus II. Adelphi. Hecyra. Phormio.* S. 1 . . . 274 Corrigenda et addenda mit einer Tafel in Kupfer: Specimen characteris Ms. Terentii. Ein mit Dank anzunehmender Beytrag beides, für Critik und für Philologie; zugleich auch ein jetzt seltenes litterärisches paläographisches Stück. Hr. Bruns, geübt und gewandt, in Bibliotheken das Seltene aufzuspüren, fand in der Marien-Bibliothek zu Halle einen alten, vorhin unbekannten oder unbeachteten, Codex des Terenz auf Pergamen in klein Folio. Er beschreibt denselben als Mann vom Handwerk mit bibliothecarischer, bibliographischer und critischer Genauigkeit, und lehrt, daß er im zehnten oder elften Jahrhunderte geschrieben seyn muß. Der Codex ist voll Glossen und Scholien, auch zwischen den Linien; und in demselben finden sich auch einige angeführte verschiedene Lesarten. In der critischen Litteratur der Handschriften des Terenz, und der ganzen Genealogie des Textes, ist noch wenig geleistet; Hr. Br. bringt hier in der Vorrede manche Notizen bey, verbreitet sich besonders über die Scholien, da die Scholien seines Codex von den bereits in Ausgaben gedruckten verschieden sind. Hr. Br. entschloß sich also, den ganzen Codex abdrucken zu lassen, so daß er den gewöhnlichen Text der Zeunischen Ausgabe verglich, und die gemeine Lesart unten, als Variante, beyfügte, wo jene abwich; so liefert er also der Critik,

zum Gebrauch bey einer neuen Bearbeitung des Comikers, einen vorhin noch ungebrauchten Codex. Was dem Rec. aber ein zweytes Vergnügen macht, ist die Beyfügung von den Dictaten des sel. Ruhnkenius über den Terenz. Daß die Art, Collegia über die Classiker zu lesen, in Holland verschieden von der unsrigen ist, hörte er oft, besonders auch von dem Dictiren der Anmerkungen; ihm war das Lob bekannt, das der gelehrte Wyttenbach besonders der Vorlesung über den Terenz beylegt. Gegenwärtig erhält er erst einen richtigen Begriff davon, und kann sich den Nutzen bestimmen, welchen solche einzelne philologische Observationen für junge Studirende haben können.

Daß der Unterricht in den gelehrten Schulen Deutschlands durch das Lesen und Erklären der Ciceronischen Schriften mit vorzüglichem Eifer getrieben, und die Bildung unserer Studien auf den sichern Weg des gesunden Sinnes und einfachen guten Geschmacks geleitet wird, welches eine große Beruhigung für die Zukunft gibt, erkennen wir aus den vielen Bearbeitungen und Ausgaben der Ciceronischen Werke, und aus der Menge einzelner Schriften, die immerfort in neuen Ausgaben erscheinen. Wenn uns die Ausländer den Vorwurf machen, daß wir die Ausgaben der Classiker zu sehr häufen, den Text immer verändern, und die Jugend selbst beym Unterricht, noch mehr bey Gebrauch verschiedener Ausgaben, irre machen: so ist dieß doch nur Eine Seite der Sache, und betrifft mehr den Mißbrauch, insonderheit durch zu frühe Einmischung von Varianten, Conjecturen und Wortcritik. Aber welche Wohlthat ist es auf der andern Seite, wenn die Lehrer selbst, und die angehenden Humanisten über-

haupt, in einem beständigen Aufmerken, Uebung des Scharfsinns, Erweckung neuer Ansichten, Trieb und Eifer erhalten werden, und dabey durch Berichtigung des Textes der Classiker, bey Anwendung neuer, noch nicht gebrauchter, Hülfsmittel, zu einer immer größern Vollkommenheit fortschreiten. Eher war noch zu mißbilligen, wenn die Schul-Interpretation der Classiker ganz, und wohl gar allein, bloß auf Wortverstand, Latinität und Sprachstudium eingeschränkt ward. Bey jeder neuen, nicht ganz schlechten, Ausgabe gewinnt der Autor doch irgend Etwas von Seiten der Berichtigung, es sey des Textes, oder der Interpretation. Aus dem laufenden Jahre können wir nur Einiges anführen. Zuerst das herrliche Werk von den Pflichten: ein Hand- und Hauptbuch für das ganze Leben.

M. T. Ciceronis de Officiis libri tres. Recensuit et scholiis Jacobi Facciolati suisque animadversionibus instruxit *Aug. Gotth. Gernhard*. Leipzig, bey Fleischmann 1811. Octav I . . . XXXII, 1 . . . 464 Seiten. Dieser gelehrte Schulmann hatte wahrgenommen, daß seit den Heusingerischen Ausgaben der Text ohne weitere merkliche Veränderung, selbst ohne Prüfung, geblieben sey; er nahm sich also eine neue Revision des Textes vor, und ging auf die Basis desselben zurück: also, aus was für Handschriften, in den frühern Ausgaben, er geflossen, wie er verschlämmt und gereiniget worden: so daß der von ihm berichtigte Text fortan wiederum an der Stelle des vorigen wird zu befolgen seyn. Die Anmerkungen sind also voll critischer Bestreitungen, Berichtigungen, und was weiter der critische Apparat mit sich führt.

Was uns aber dabey erfreuete, war, zu sehen, daß er sich des Inhalts selbst, der Ausführung des Gegenstandes, von den Pflichten, nicht weniger annahm, und zu dessen besserm Verstehen und Auffassen, Mühe angewendet hat. Wie es scheint, fand er eine, sonst unter uns wenig bekannte, Ausgabe des Facciolatus anleitend und bequem dazu, welcher sich mit dem Verstehen und der Bestimmung der Sätze und des Sinnes, folglich mit den Sachen, mehr beschäftigt hat. Diese, durch treffende Kürze und musterhafte Anmerkungen sich auszeichnend, hat er wieder abdrucken lassen, und seine Anmerkungen beygefügt, welche noch selbst mit einer Menge critischer Beyträge anderer Gelehrten bereichert sind. Seiner reichhaltigen Vorrede folgt ein kernhafter Index librorum scriptorum et impressorum veterum qui in hoc opere commemorantur.

Von der neuen critischen Bearbeitung der philosophischen Schriften Cicero's von einem Gelehrten, der mit den Lehrsätzen und Meinungen der Griechischen Philosophen eben sowohl, als mit der Critik, aufs vertraulichste bekannt ist, Hrn. Rector Görenz, in Zwickau: *M. T. Ciceronis philosophica omnia*, ex scriptis recens collatis editisque libris castigatius et explicatius edidit *Jo. Aug. Görenz*. In der Weidmannschen Buchhandlung. Vorher waren bereits Cicero's Bücher de Legibus von ihm an das Licht gestellt; Im vorigen Jahre erschienen, als Volumen secundum, aber auch einzeln, die Academica Ciceronis, liber primus et secundus, mit einem sehr gelehrten, nicht nur critischen, sondern auch die philosophischen Sätze erläuternden, Commentar, und mit einer Introductio, die sich über die ganze Schule

der Academiker mit grosser Belesenheit und Scharfsinn verbreitet.

Einen sehr fähigen, mit Scharfsinn begabten, in Denk- und Schreibart Cicero's geübten, Gelehrten gibt eine Schrift zu erkennen: *Tullii Ciceronis de Natura Deorum* liber quartus e pervetusto codice Ms. membranaceo nunc primum edidit *P. Seraphinus*, Ord. Fr. Min. Bononiae, 1811. Octav 100 Seiten. Aus andern Schriften Cicero's, insonderheit von den Gesetzen, läßt sich wohl abnehmen, was des Cicero eigne Denkart von den Göttern, oder von der Religion, gewesen seyn muß, daß er der Lehre der Stoiker den Vorzug gab; daß ihm aber Religion des Staats am meisten am Herzen liegen mußte. Da in dem dritten Buche die Unterredenden so aus einander gehen, daß Cicero's eigne Meinung von ihm nicht vorgetragen wird, sondern bloß gesagt ist: ita discessimus, ut Vellejo Cottae disputatio verior, mihi Balbi ad veritatis similitudinem videretur esse propensior: so wird dieser abgebrochene Discurs in diesem neuen vierten Buche als eine neu aufgefundene Ergänzung vorgetragen. Den kleinen Muthwillen in dieser Art der Einkleidung kann man dem gewandten, geistollen, Verfasser wohl zu gute halten.

Zürich.

Bey Heinrich Geßner: M. Tullius Cicero's Sämmtliche Briefe, übersetzt und erläutert von C. M. Wieland. I. II. III. IV. Band. 1808 ... 1811. Octav.

Uebersetzungen gehören zwar, wie in diesen Blättern mehrmahlen geäußert worden, eigentlich nicht in unsern Plan. Ohne Beyspiele und Aus-

züge, die doch in diesem Fall einen grossen Raum zur Anführung erfordern, als Beweise, können Urtheile nicht vollgültig gemacht werden; Außerdem hüten wir uns vor Uebersetzungs-Critiken so gut wir können; sie ziehen gemeiniglich alles das Unheil, das aus der Büchse der Pandora aufflog, nach sich. Ganz anders verhält es sich mit dem Werke, dessen Aufschrift hier voran steht. Es wäre nicht zu verzeihen, wenn man bey dem, was die alte schöne Litteratur unter uns, in den letzten Jahren, gewonnen hat, der Wielandschen Uebersetzung der Ciceronischen Briefe, nicht aufs rühmlichste gedenken wollte: zumahl da die musterhafte Uebersetzung nicht für gute Sprache guten Geschmack allein so verdienstlich ist, sondern da zugleich mit und in derselben, durch eine geschickte Anordnung, die Anlage zu einer tiefern und genauern Einsicht in die Begebenheiten einer Zeitperiode gemacht ist, welche vielleicht die wichtigste der ganzen Weltgeschichte ist, und die einzige, die wir in einer solchen Ausführlichkeit studiren können vermittelst der Darlegung und Entwickelung der Gesinnungen, Absichten und Handlungen der größten Männer der Zeit, und vorzüglich Cicero's selbst: welches alles so große Aufklärung durch die Wielandschen Anmerkungen erhalten hat: und alles dieses in einem edel einfachen, anmuthigen, Vortrag, durch welchen unserm Publicum eines der nützlichsten, unterhaltendsten, zur Lebensweisheit leitenden, Lesebücher in die Hände gegeben ist; welches auch der Sprach- und Geschichtforscher selbst, nicht ohne neue Ansichten anzutreffen, lesen wird. Sollte der Zweck erhalten werden: so müßten die Briefe insgesammt, von Atticus, an den Bruder Quintus, von Brutus, und an Verschiedene, in Eine

Stellung, nach der Zeitfolge, gebracht werden. Diejenigen sind also in eine neue Folge und in eine neue Reihe und Zahl von Büchern gebracht, die in jedes Jahr gehören; sie sind mit einer historischen Einleitung, am Ende mit Erläuterungen, begleitet; und noch stehen unten auf den Seiten kleine Anmerkungen und nöthige Anerinnerung kleiner Umstände. Es bleibt nichts zu wünschen übrig, als daß diesem um die bessere Litteratur unsers Deutschlands so hochverdienten würdigen Manne Leben und Gesundheit gewährt wird, seinen Plan völlig auszuführen. Jetzt steht des Werks zehntes Buchs beym Ende des Jahres 705. Die Ausbrüche des vorbereiteten Weltsturms nähern sich (vergl. 1810 S. 247).

Karlsruhe.

Bey Müller: Versuche über die Erwärmung verschiedener Körper durch die Sonnenstrahlen, von D. Carl Wilhelm Böckmann, großherzogl. Badenschem Hofrathe, Prof. der Physik und Director des großherzogl. physicalischen Cabinets. — Eine von der königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen gekrönte Preisschrift. 424 Octavs. 1 Kupfertafel. 1811.

Wir haben den Inhalt dieser Preisschrift bereits in unsern Gel. Anz. 1803 S. 1953 bekannt gemacht, und begnügen uns, hier zu bemerken, daß der Verfasser im Sommer 1810 die Anzahl der Versuche von 73 auf 205, und der untersuchten Substanzen von 53 auf 130 noch vermehrt hat. Die in Rücksicht auf die Erwärmungsfähigkeit im Sonnenlichte neu untersuchten Substanzen sind: atmosphärische Luft, einige tropfbare Flüssigkeiten, verschiedene in botanischen Gärten vorkommende Erdarten, einige Früchte, Seide, thie-

rische und Baumwolle von verschiedenen Farben, Haare von Thieren, Holzarten und deren Rinde, Steine, Metallmischungen, Metalloxyde, Rohr, Schilf, Mörtel, Asche, Kohlenstaub, Flußspath, Natron und mehr andere. Die tropfbaren Flüssigkeiten und pulverichten Substanzen wurden in den schon früher beschriebenen Glaskugeln der Sonne ausgesetzt. Bey Erdarten, pulverichten Substanzen, Asche, Wolle und dergl. wird es nun freylich auf den Grad der mehr oder mindern Zusammendrückung ankommen, daher Versuche dieser Art zu Folgerungen weniger geeignet zu seyn scheinen, als die mit festen Körpern, tropfbaren Flüssigkeiten, wenn sie gleich immer auch ihr Interesse haben, so bald der Einfluß der mehr oder mindern Zusammendrückung gedachter Substanzen auf die Erwärmungsfähigkeit durch besondere Versuche näher bestimmt seyn wird. In einer so großen Ausdehnung hat jedoch die *königl.* Societät der Wissenschaften die Beantwortung ihrer Preisfrage nicht verlangt, und der Verfasser hat durch seine vielen schönen Versuche über feste Körper und tropfbare Flüssigkeiten, wobey in Rücksicht auf die Dichtigkeit weniger Unbestimmtheit bleibt, als bey pulverichten Substanzen, dem Gegenstande der Preisfrage vollkommen ein Genüge geleistet. Zur Bestimmung der Intensität des Sonnenlichtes hat der Verfasser ein Leslie'sches Photometer angewandt, dessen Dimensionen und Empfindlichkeit er S. 213 mittheilt. Da jedoch immer mehrere Substanzen zugleich, bey einerley äußern Umständen, beobachtet worden sind, so ist dieses Werkzeug, so wie überhaupt die Angabe aller äußern Bedingungen in Rücksicht auf den meteorologischen Zustand der Atmosphäre, nur in so fern nöthig, als etwa solche zu ander-

weitigen Untersuchungen, vielleicht auch zu kleinen Correctionen und dergl. für den Fall erforderlich seyn möchten, daß etwa während eines Versuchs eine merkliche Aenderung der äußern Verhältnisse selbst vorgefallen seyn sollte. Uebrigens würde der Verfasser seine Preisschrift schon früher dem Drucke übergeben haben, wenn er nicht die Absicht gehabt hätte, die der königl. Societät mitgetheilten Versuche noch fortzusetzen, und zugleich auch mit demselben Apparate Untersuchungen über das wärmeleitende Vermögen der Körper, worüber die Societät der Experimentalphilosophie zu Rotterdam eine Preisfrage aufgegeben hatte, anzustellen. Im Jahre 1808 erhielt der Verfasser den Preis von letztgedachter Societät. Bis dahin konnte er die von unserer Societät gekrönte Preisschrift nicht in Druck geben, weil es möglich war, daß Exemplare davon nach Holland kommen konnten, woraus man dann den Verfasser, wegen der Gleichheit der Instrumente, sehr bald erkannt, und ihm daher den Preis wahrscheinlich nicht zuerkannt haben würde, weil die um den Preis sich Bewerbenden durchaus unbekannt bleiben sollen. Diese Rotterdamer Preisschrift steht mit der gegenwärtigen in einiger Verbindung, daher dann der Verf. mehrere Untersuchungen, welche er hier noch hätte beyfügen können, in jener behandeln wird, von der wir vor kurzem bereits die ersten gedruckten Bogen erhalten haben, und die wir zu ihrer Zeit in diesen Blättern anzeigen werden.

Königsberg.

Jeden parteylosen Freund der Wissenschaften und Litteratur wird es freuen, bereits einen Beweis von dem neuen Aufflug der erneueten und durch so viele gelehrte, geschätzte und berühmte

Gelehrten verstärkten Universität Königsberg zu sehen, und ihr Segenswünsche zuzurufen. Eine periodische Schrift von gesammelten Aufsätzen mehrerer Einzelnen war hierzu gut gewählt; mit der Aufschrift: *Königsberger Archiv*, Jahrgang 1811, in zwey Abtheilungen: die Eine für Philosophie, Theologie, Sprachkunde und Geschichte, von *F. Delbrück*, *C. G. A. Erfurdt*, *J. F. Herbart*, *K. D. Hüllmann*, *J. F. Krause* und *J. S. Vater*; die andere für Naturwissenschaften und Mathematik, von *F. W. Bessel*, *K. G. Hagen*, *W. H. Remer*, *A. F. Schweigger* und *E. F. Wrede*. Jedes Stück etwa zu sieben Bogen, in fortlaufenden Seitenzahlen. Wir haben zwar nur das zweyte Stück von beidem zur Zeit noch erhalten; eilen aber doch, unser Publicum in der hiesigen Gegend mit der neuen Erscheinung bekannt zu machen. Mehr, als die Aufschriften der enthaltenen Aufsätze können wir von periodischen Büchern ohnedem nicht anführen. Von den im Archiv für die Philosophie enthaltenen Aufsätzen geht die Zahl bereits auf funfzehn.

Den Recensenten zogen besonders zwey Aufsätze an sich: Waren die Stifter des Russischen Reichs Germanen? von Prof. Vater. Nebst: Glaubwürdige Nachrichten über Richard Porson's letzte Krankheit und Tod: von Erfurdt. Von jenseit des Meers herüber ist uns eine über drey Jahre alte, selbst litterärische, Nachricht eine Neuigkeit. Der berühmte Critiker ist bereits im September 1808 an einem Schlag, der ihn auf einem Spazierwege den Tag vorher überfiel, gestorben. Die Erzählung des Unfalls ist sehr umständlich, und gibt mehrere Merkwürdigkeiten von ihm. Die beygefügte Steinschrift ist zwar schon sonst bekannt. Daß Byron eine Sparsam in der

Φυλὴ Ἀντιοχὶς gewesen ist, war durch dieselbe bestätiget. Auf dem bekannten Fuß-Mosaik von Palestrina sind Griechische Nahmen beygeschrieben, worunter ENHΥΔPIEΣ ist: Dem Hrn. Porson ward natürlicher Weise dieses H merkwürdig gemacht, als Hauch: ἐνύδριες. Bey dieser Gelegenheit ist eine lange gelehrte Anmerkung über das Digamma beygebracht, das seinen Ursprung aus dem Guttural-Laut im Phönicischen und in verwandten Sprachen hat, welcher nachher auf verschiedene Weise modificirt, und endlich in einen Hauch aufgelöset worden. Vieles davon war bereits in der Leipziger Ausgabe der Iliade gesagt, was hier wiederhohlt und mit Muthmaßungen weiter geführt wird; Allein damahls hatte man zu Rath gesessen, und verabredet, alles, was in der Ausgabe enthalten war, herabzuwürdigen und verächtlich zu machen. Anders in England; wo auch Porson von dem neuen Abdruck des Leipziger großen Virgils mit Vignetten die Revision selbst übernommen hatte.

Hannover.

Bey den Gebrüdern Hahn: **Ueber die Rückanwendung positiver Gesetze, mit besonderer Hinsicht auf neuere Gesetzveränderungen Deutscher Staaten, von Dr. Adolph Dietrich Weber, Professor zu Rostock.** 1811. XX und 218 Seiten in groß Octav.

Der Verfasser hat versucht, durch eine Erörterung die Grundsätze des gemeinen Rechts, und durch Argumentation aus der Natur der Sache, mit beyläufiger Rücksicht auf die Französische, Preußische und einige andere Legislationen, zur Lösung der Zweifel, welche sich bey der Beantwortung der vorliegenden Frage ergeben, einen,

die allgemeinen Grundsätze und die wichtigsten einzelnen, im Privat- und Proceß-Rechte vorkommenden, Fälle umfassenden, Beytrag zu liefern. Er beginnt mit einer hin und wieder exegesirenden Angabe dessen, was das Römische, das canonische Recht, das Longobardische Lehenrecht, die Preußische, und in neuester Zeit die Französische, Legislation in dem Umfange jener Materien gethan haben. Es folgt darauf eine doctrinelle Erörterung theils der allgemeinen Grundsätze, welche der Verfasser gebildet, theils hinterher mehrerer schwierigen, bey einzelnen Rechts-Instituten vorkommenden, Fragen; beyläufig auch, was zur Vergleichung nicht undienlich ist, ein Abschnitt von der Collision der Gesetze verschiedener Territorien und Districte. — Die Absicht geht dahin, zunächst für die Anwendung des Rechts diejenigen Grundsätze darzustellen, welche der Jurist, ohne Gesetzgeber zu seyn, zu geben vermag; dadurch aber dazu beyzutragen, daß die Legislation in zutreffenden Fällen durch speciellere Vorschriften, als deren jetzt in vielen Ländern sich finden, entweder nachhelfen, oder die strengen Resultate, welche der Jurist bis jetzt anzunehmen hat, durch etwa nöthige scheinende billigere Bestimmungen verbessern möge. — Ueber das, was der Verf. geleistet, ein allgemeines und bestimmtes Urtheil abzugeben, scheint nicht leicht. — Wer mit den übrigen Arbeiten des Hrn. Prof. W. genau bekannt ist, wird auch hier eine gründliche Erörterung einzelner schwieriger Fragen erwarten; wird sich auch bey dieser Erwartung in den meisten Fällen, selbst wenn er in den Resultaten anderer Meinung seyn sollte, nicht getäuscht finden. Und wenn auch der Practiker, welcher bey der Anwendung des neuen Rechts für jeden vorkommenden Fall in einem bequemen

Handbuche nachzuschlagen wünscht, sich hier nicht sonderlich befriedigt fühlt; so ist Rec. weit entfernt, dem Verf. darüber einen Vorwurf zu machen; er würde sich das nicht verzeihen, wenn er auch nicht in der Vorrede gelesen hätte, daß auf die Anwendung des Französischen Rechts nur beyläufig und nur hin und wieder Rücksicht genommen werden sollte. — Was dagegen die Ausbildung der allgemeinen Grundsätze betrifft, so wird man, — dafern man glaubt, daß es möglich gewesen, aus den Quellen, auf welche der Verf. gebauet, eine vollendete Theorie zu liefern, — ein ausreichendes Resultat vermissen. Der Verf. hält nähmlich dafür, daß bey der schwierigsten Frage, bey der Frage, ob ein unter den alten Gesetzen begonnenes Verhältniß in seinen, nach der Entstehung eines neuen Gesetzes zu beurtheilenden, Folgen nach der alten oder neuen Rechtsnorm beurtheilt werden müsse, auf die Verschiedenheiten der einzelnen Verhältnisse zu sehen sey, und gibt in dieser Rücksicht keinen einfachen allgemeinen Grundsatz. Ob man ihm aber das zum Vorwurfe machen solle, ist wieder noch nicht entschieden.

Eben daselbst.

Bey den Gebrüdern Hahn: **Materialien zu Religions-Vorträgen, oder Hauptsätze, kurze und vollständige Dispositionen, sowohl über jede der bestimmten sonn- und festtäglichen Perikopen, als auch über freie Texte, zu den wichtigsten Fällen der geistlichen Amtsführung, theils aus den vorzüglichsten Schriften homiletischen Inhalts gezogen, theils selbst entworfen. Von J. G. J. Schläger, Prediger zu Münden. Erster Band. X u. 272 S. in Octav.**

Für die homiletische Litteratur verdienen diese Materialien angezeigt zu werden, indem sie in dieser Art der Einrichtung wohl keine Vorgänger ha-

den dürften. Es sind zwar Schriften genug vorhanden, worin Themata und Dispositionen mitgetheilt werden (wer kennt nicht Seyffarth's Uebersetzung und Erklärung der gewöhnlichen Episteln und Evangelien, 7 Hefte, Leipzig 1793 . . . 1797, nebst zwey practischen Anhängen in 4 Heften, 1798 . . . 1803; Klefecker's homiletisches Ideen-Magazin ?); allein eine Schrift, wie diese, ist dem Rec. wenigstens nicht zu Gesicht gekommen. Ueber jede Perikope werde 20 Themata geliefert, von denen die letzten mit kurzen und vollständigen Dispositionen begleitet werden. Obgleich nicht jedes angegebene Thema, so wie auch nicht jede ausführliche Disposition, eines allgemeinen Beyfalls sich erfreuen dürfte: so muß man doch nach der Unparteylichkeit gestehen, daß der Verf. den Predigern, zumahl denen, welche schon mehrere Jahre an demselben Orte über dieselben Texte haben reden müssen, ein angenehmes und nützliches Geschenk mit diesen Materialien gemacht habe. Die Leser werden auf diese Materialien gewiß aufmerksamer werden, wenn sie S. VIII die Versicherung des Verf. lesen, "daß die gebrauchten Schriften zu den beiden Bänden bereits über 1000 Bände ausmachen." Die in diesem ersten Bande enthaltenen Perikopen gehen vom ersten Advents-Sonntage bis zum zweyten Pfingsttage. Der zweyte und letzte Band soll nicht allein die noch übrigen Sonn- und Festtage, sondern auch die wichtigsten Casual-Fälle des Predigtamtes, z. B. Antritts-, Abschieds-, Leichen-, Kirchweihungs-, Ernte-, Frühlings-, Bußtags-, Hagelfeier-Predigten, Ordinations-Reden u. s. w. eben so bearbeitet enthalten. Prediger werden gewiß, um das Ganze zu besitzen, die baldige Erscheinung des zweyten Bandes wünschen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

204. Stück.

Den 23. December 1811.

Göttingen.

Am 15. November d. J. ward das hohe Geburtsfest Sr. Majestät unsers allergnädigsten Königes auf das feierlichste auch von der hiesigen Universität begangen. Aus dem noch nicht angezeigten Ankündigungs-Programm führen wir folgendes zur Jahresgeschichte der Academie Gehöriges an. Der Tag war zugleich der Stiftungsfeier der Universität 1736 bestimmt, und auch der Preisaustheilung für die Studirenden.

Die im vorigen Jahre aufgestellten Preisaufgaben sind in unsern Gel. Anz. 1810 im 201. St. S. 2001 nachzusehen.

Die theologische war:

Ob der Eid an und für sich, und nach den Beyspielen und Lehren Jesu und seiner Apostel zulässig sey? Den Preis erhielt Hr. Joh. Fr. Burkhard Köster, aus Nienburg in Hoya; das Accessit, Hr. Ge. Fr. Chr. Gottl. Walkenhaar, aus Hameln.

Den nun getheilten Predigerpreis: Von der strengen Wahrheitsliebe, oder von der Unsitt-

lichkeit jeder Lüge, nach Ephes. 4, 25., erhielten Hr. Ge. Heinr. Kulemann, aus Hameln, Mitglied des homiletischen Seminariums, und Hr. Karl Zurhelle, aus Lippstadt; jener den größern, dieser den kleinern Preis.

Die juristische Preisaufgabe war:

Die Verschiedenheiten des Deutschen und des Französischen Rechts in Ansehung der Criminalpräscription. Den Preis erhielt Hr. Moriz Andreas Philipp, aus Hannover.

Die medicinische Frage war:

Eine pathologische Geschichte der Haare am menschlichen Körper. Von zwey Schriften erhielt die eine, von Hrn. Ge. Wedemeyer, aus Elbingerode, den Preis; die andere das Accessit.

Von der philosophischen Facultät waren zwey Preisfragen aufgegeben; die eine verlangte eine Beschreibung der Denkmähler des alten Mediens und Persiens; die andere, eine mathematische Geschichte der Feldmessungs-Instrumente. Beide waren unbeantwortet geblieben; ein leicht möglicher Fall, bey sehr speciellen Fragen.

Die neuen Aufgaben für die Studirenden auf das folgende Jahr 1812 werden hiermit auch in unsern Blättern bekannt gemacht.

Die theologische Facultät verlangt:

Omnia ea ex solis documentis sacris, Actis nimirum atque epistolis Apostolorum genuinis excutiantur, conquirantur atque in justum ordinem redigantur, quaecunque ad modum plantatae primaevae ecclesiae, ad formam et conditionem pactae in illa constituenda societatis pertinent, adeoque historiae primorum coetuum christianorum, ab ipsis Apostolis sive eorum

discipulis congregatorum lucis aliquid affundere possunt.

Für die Preispredigt:

De scopo et momento externorum rituum ad religionem pertinentium, eaque vi obligandi, quae praeceptis competit, quae in illis constituendis versantur.

Ueber die Bestimmung und den Werth äußerer gottesdienstlicher Handlungen und die verbindende Kraft der Vorschriften darüber, nach Marci 2, 27. 28.

Von der juristischen Facultät:

Num differentia inter dominium et obligationem, i. e. inter jus, quod rem, et jus, quod personam afficit, cum in codice Napoleoneo expresse non tradatur, ei sit incognita.

Von der medicinischen:

An sit discrimen rheumatismum inter et arthritidem? Quibus argumentis aetiologicis, symptomaticis et therapeuticis, apud praestantiores scriptores tale discrimen nixum reperiatur? Quibus falso, dubie, vere?

Von der philosophischen wieder eine doppelte:

De jure Atheniensium hereditario, ex Isaeo caeterisque oratoribus Graecis ducto,

und die andere:

Vita Mithridatis Magni, quantum fieri potest, per annos digesta; vitatis omnibus narrationis ambagibus, notentur tempora, maxime ante bella Romana.

In dem angeführten Programm des Hrn. Professor Mitscherlich sind, als an dem schicklichsten Orte, auch die glänzenden Beweise der königlichen

Milde, Vorsorge und Verherrlichung unserer Universität, welche von jedem treuen Unterthan mit dem dankbarsten Gefühle bewundernd verehrt werden, erzählt und gepriesen: besonders der fast geendete Ausbau des neuen Bibliotheksaals mit den zu erwartenden Bereicherungen; die Fortsetzung des Baues der Sternwarte; das Geschenk der Marmor-Büste Sr. Majestät. Der Hr. Prof. M. schließt mit den Worten: Salve, *Hieronyme*, tui populi Evergeta! Salve Pater patriae indulgentissime! Salve Academiae hujus Instaurator felicissime!

Magdeburg.

Bey Heinrich Hofer: Ansichten der Gemüthswelt: von Dr. Friedrich Delbrück, königl. Preussischem geh. Regierungsrathe. 1811. Octav XVI und 328 Seiten.

Weder der berühmte Verfasser, noch *sein in vielem Betrachte* vortreffliches Buch, hatten einen so erkünstelten, unverständlichen, Titel nöthig, der manche wißbegierige Leser bereits abgeschreckt hat. Wir kennen eine Sinnenwelt, auch eine Geisterwelt; aber schon keine Geisteswelt; aber eine Gemüthswelt ist eine neue Entdeckung. Wäre nur für den Leser wenigstens ein bestimmter Begriff voraus gegeben! Selbst das Wort Gemüth hat mehr als Eine Bedeutung; welche ist hier die vom Verfasser gemeinte? Theils werden aus der Geschichte ganze Reihen von frommen, duldenden, gottergebenen, Menschen aufgeführt, theils große, an Verstand, Talent und Wirksamkeit ausgezeichnete, Männer: diese wurden es aber nicht durch Gemüth, Gefühle; große Charactere bilden sich nicht durch Gefühle; sondern

durch Geisteskraft, Muth, Seelenstärke. Eher erzeugen die Gefühle Weichlichkeit, Schwäche, und Empfindeley: keine wünschenswerthe Eigenschaften für Männer, die zum thätigen Leben bestimmt sind! Wie fern aber Gefühle, durch Beyspiele erweckt, zur Religiosität führen, ist wieder eine andere Sache, und wird Gegenstand der Betrachtung. Alles dieß sieht der würdige Verfasser auch ein; aber die Reise durch eine Gemüthswelt führte ihn irre. Dagegen ist das Werk mit edelm Sinn, herzlich, und, wie das neue Wort sagt, gemüthlich geschrieben, zumahl wenn es wieder gemüthlich gelesen wird.

Paris.

Bey dem hohen Range, zu welchem man in unsern Zeiten die wissenschaftlichen Studien erhoben sieht, müssen Lehrgedichte, über deren Rang in der Poesie man so verschieden denkt, ein vorzügliches Glück machen; wenn nicht andere Umstände vorhanden sind, die wieder nachtheilige Einflüsse haben. Das Lehrgedicht, la Navigation, ward sehr bewundert; gegenwärtig muß ein anderes nicht weniger Beyfall finden: Astronomie, Poëme en quatre chants par *P. Ph. Gudin*, Correspondant de l'Institut. Es ist bereits eine zweyte Auflage erschienen bey Firmin Didot 1810. Octav 228 Seiten. Außer seinem poetischen Werthe, als Gedichte, ist es für die Geschichte der Astronomie durch die vielen beygefügten Anmerkungen litterärisch und wissenschaftlich lehrreich und unterhaltend. Es bestehet aus vier Gesängen, die, wie leicht zu erwarten, mit verschiedenen Episoden ausgeschmückt sind. I. Entstehung und Beschränktheit der frühesten Himmelskunde. II.

Himmelskunde seit den Chaldäern bis auf Descartes; III. seit Ludwig XIV. bis auf unsere Zeiten. IV. Physik des Himmels, mit moralischen Betrachtungen. Oft stößt man auf schöne, glänzende Verse. Folgende aus dem dritten Buche mögen für Beyspiele gelten. Piazzi hatte die Ceres entdeckt: Olbers entdeckte die Pallas:

En savoir aujourd'hui la fière Germanie
Le dispute à la France, à Londres, à l'*Italie.*
Les fils d'Arminius chérissent les combats:
La planète d'*Olbers*, ils l'appellent *Pallas* —
L'Astronomie encore augmente son domaine.
Harding, en observant près de Lilienthal
Ces feux, qu' entraine ensemble un mouvement égal,
Decouvre dans leur nombre une lumière errante;
De Cères, de Pallas, elle est peu différente.
Faibles, de peu d'éclat, voisines toutes trois,
N'auraient-elles formé qu' un seul globe autrefois?
Sont-elles des débris? Le choc d'une comète,
Par un coup imprévu brisa-t-il leur planète?
Quel nom, doctes Germains, avez-vous reservé
Pour distinguer ce globe encore inobservé? —
— (Juno) — Eh quoi? la Renommée annonce à l'Univers
Encore un nouvel astre, aperçu par *Olbers.*
C'est l'autel de *Vesta:* sa flamme révérée,
Ralumée à sa vue, aux mortels s'est montrée. —
Franchis l'orbe de *Mars;* regarde, et tu verras

Briller entre Cérès, et Junon, et *Pallas*,
Cette douce clarté, pure, égale, immortelle,
Telle, que fut toujours la sagesse éternelle.
Rivaux dignes d'Herschel, Piazzi, Harding, Olbers,
Tous les trésors des cieux vous sont-ils découverts?
Dieu créa-t-il pour vous ces nouvelles planètes?
Ou vous révéla-t-il leurs antiques retraites?
Quoi? l'Arabe, les Grècs, le vieil Egyptien,
Le Mage, encor plus vieux, le berger Chaldéen,
Sous les plus purs climats n'en ont jamais trouvées,
Hors les cinq avant eux par le Brame observées;
Et ce que n'ont point fait cent siècles précédants,
Vous en avez surpris cinq au ciel en vingt ans!
Leurs immortels rayons doivent ceindre vos têtes.
J'ai chanté le premier vos célestes conquêtes,
J'en suis fier, et ma gloire est de vous célébrer f. w.

Und noch von den Mondestafeln:

C'est Burg, dont le génie et l'obstiné courage,
D'Euler et de Mayer a complété l'ouvrage.

Noch sey es erlaubt, aus der Vorrede anzuführen: On se plaint que la littérature degénère. Je ne le crois pas.— Les belles questions proposées par la troisième classe de l'Institut, et si eloquemment résolues par Mr. Charles de Villers et par son ami, Mr. Heeren, sont un temoignage, qu' elle se soutient avec gloire.

Hofwyl bey Bern.

Da wir von dem Institut zu Hofwyl nicht aus eigner Ansicht und Einsicht sprechen können, der öffentlichen Stimme aber zufolge, und den Ankündigungen gemäß, einen hohen Begriff von demselben haben: so war es uns angenehm, unsere gute Meinung von demselben durch eine Ankündigung bestärkt zu sehen, von einem Werke, dessen Plan vortrefflich, dem Zwecke entsprechend, zu seyn scheint: Die allgemeine Naturkunde und Erdbeschreibung zu pädagogischen Zwecken und nach Grundsätzen der Erziehungsanstalt zu Hofwyl bearbeitet von W. Albrecht. Es werden die allgemeinen Principien angegeben, aus denen das System abgeleitet ist, die eben diejenigen sind, welche in Herbarts allgemeiner Pädagogik ausgeführt worden. Hr. Albrecht ist der Lehrer in dem Fache der Naturkunde und Erdbeschreibung. Da das Werk eine beträchtliche Anzahl Kupfer enthalten soll, und der Ausarbeiter eine vorgängige Reise machen wird, die vornehmsten Bibliotheken und Naturaliencabinete in Deutschland und Frankreich zu besuchen, wozu ein bedeutender Geldaufwand erforderlich seyn wird: so wird die Herausgabe, welche das Institut übernehmen will, durch eine hinlängliche Anzahl von Abonenten gedeckt seyn müssen, und trägt zu dem Ende bis zum Januar des J. 1812 auf eine Subscription an, welche an das Büreau des Instituts eingesendet werden soll. Der Preis des Exemplars wird vorläufig auf 10 Carolinen gesetzt.

St. 192 und 193 ist S. 1921 Z. 11 v. u. 1455 statt 1459, und S. 1922 Z. 17 v. u. 1457 statt 1459 zu lesen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

205. Stück.

Den 26. December 1811.

Göttingen.

Am 2. November hielt der Professor Hausmann seine Antrittsrede, welche von den Verdiensten unsers sel. Beckmann's um die Technologie handelte, wozu er durch ein Programm mit dem Titel: primae lineae technologiae generalis, 20 S. in Quart, eingeladen hatte. Die allgemeine Technologie ist, nach dem Verfasser, die Sammlung der allgemeinen Kunstregeln und Terminologien, welche bey den einzelnen Verarbeitungen der Körper Anwendung finden. Das Studium der Technologie wird durch diese allgemeine Behandlung ungemein erleichtert, und zugleich wissenschaftlicher; daher auch der Prof. Hausmann bey seinen technologischen Vorlesungen einen ausführlichen Vortrag darüber voran gehen läßt; wobey er sich künftig der obigen kleinen Schrift zum Leitfaden bedienen wird.

Heidelberg.

Bey Mohr und Zimmer 1811: Altdänische Heldenlieder, Balladen und Märchen, übersetzt von Wilhelm Carl Grimm. XL u. 545 S. in Octav.

Der Dänische Geschichtschreiber, Anders Sörensön Wedel, hatte für seine historischen Arbeiten die alten Heldenlieder gesammelt, und gab, auf Befehl der Königinn Sophia, 1591 das erste Hundert derselben aus Handschriften heraus. Von Peter Syv mit einem neuen, aus mündlicher Ueberlieferung genommenen, Hundert vermehrt, wurden sie 1695 unter dem Titel: Kämpe-Viser (Kämpfer-Weisen) heraus gegeben, und nachher mehrere Mahle gedruckt. — Eine andere Sammlung von dreyßig Liedern unter dem Titel: *Tragica* eller Elskovs-Viser (Liebeslieder, insgesammt aber tragischen Ausganges), erschien im Jahre 1657. In diesen beiden Sammlungen, von denen die Herren Nyerup, Abrahamson und Rahbeck gegenwärtig eine neue Ausgabe veranstalten, sind die Originale der von Hrn. Grimm übersetzten Lieder enthalten. Daß sie, obgleich in Dänemark und in Dänischer Sprache *gesammelt*, doch größten Theils ganz Scandinavien angehören, wird durch mehrere Gründe bestätigt. Dem Ursprunge und Inhalte nach, reichen viele derselben, besonders die Heldenlieder, wohl in das fünfte und sechste Jahrhundert unserer Zeitrechnung zurück; der Sprache nach sind sie in das sechszehnte Jahrhundert zu setzen. Auch hier zeigt sich also derselbe Fall, der bey allen Gesängen Statt findet, die im Munde des Volkes leben: erst das Niederschreiben gibt ihnen eine bleibende Form, und selbst in den Abschriften gehen sie, in den frühern Zeiten, mit der Veränderlichkeit der lebenden Sprache fort. — Ins Deutsche waren bisher nur ein paar dieser Lieder übersetzt, in Herder's Stimmen der Völker und in Gräter's Bragur. Um so willkommener wird daher den Freunden echter Volks-Poesie und alten Gesanges die

gegenwärtige Uebersetzung seyn, in welcher Geist und Ton des Originals höchst treu und glücklich ausgedrückt sind. Die Sprache der Uebersetzung erinnert den Leser an alte Zeit, ist aber dabey allgemein verständlich; das Sylbenmaß und der Reim sind den Originalen gleichförmig. Uebergangen sind (und mit Recht) die so genannten historischen Lieder oder chronikmäßigen Reimereyen, so wie auch die meisten von denjenigen Liedern, die bloß als Variationen über ein und dasselbe Thema gelten können. Da sich zu der im Originale befindlichen Abtheilung der Lieder kein klarer Grund zeigt, so ist für die Uebersetzung die Eintheilung in Heldenlieder, Balladen und Mährchen gewählt worden, gemäß dem deutlich erscheinenden Gegensatze zwischen den frühesten Zeiten der heidnischen Helden und Riesen und dem spätern Zeitalter, das sich durch mildere Tapferkeit, Liebesabenteuer und ein durchaus weicheres und anmuthigeres Leben auszeichnet. Die alten Melodien, so viel deren noch aufzufinden sind, welche der neuen Ausgabe des Originals beygefügt werden sollen, denkt Hr. Grimm in der Folge als Nachtrag zu liefern. — Der Character und Werth dieser Lieder ist von Hrn. Grimm sehr richtig und schön angegeben. Alle haben etwas Uranfängliches, Rohes; die Form ist oft ganz vernachlässiget, hart und strenge (denn erst später als schon Ueberliefertem pflegt sie zugefügt und auch gebildet zu werden); dagegen aber haben sie noch ganz die Kraft und Gewalt eines jugendlichen, unbeschränkten und ungezähmten Lebens, das alles Aeußerliche verschmäht. Ohne Einleitung und Erklärung hebt die Erzählung an, die den Ausgang öfters schon in der ersten Strophe voraus verkündigt, und alles einfach und in großen Massen

darstellt. Die Poesie ist sich ihrer Tiefe noch gar nicht bewußt; sie weiß nicht, warum diese Thaten geschehen, aber sie weiß, wie sie geschehen. Alles in der Mitte Liegende, Verbindende, ist ausgelassen; die Thaten stehen strenge neben einander, wie Berge, deren Gipfel bloß beleuchtet sind. Betrachtet man diese Härte bey dieser Erhabenheit, und das vordringende Dramatische in diesen Liedern, so ist dabey eine Erinnerung an den Geist der alten Tragödie nicht zu kühn. Manches in der Darstellung erinnert an Homer: nicht nur die Einfachheit und der große Maßstab in allem, das gewaltige Kämpfen, Schreyen, Essen der Helden; sondern auch das Feststehen poetischer Wendungen, welches so natürlich ist, weil man für Eine Sache nur Einen Ausdruck hatte oder brauchen wollte, das Wiederkehren bestimmter Bilder und Redensarten, und die Wiederhohlung der Rede (Vorr. S. XIV, XVI). Vortrefflich gedacht und gesagt, und ganz aus eigener lebendiger Anschauung hervorgehend, sind die in der Vorrede enthaltenen Bemerkungen über den Character der Nordischen Poesie, über den Zusammenhang der zwischen ihr und der Altdeutschen Poesie Statt findet (denn der älteste Theil dieser Lieder gehört in den Sagenkreis unseres Nibelungen-Liedes und unseres Heldenbuches), über das Volkslied überhaupt, und über die dem Nordischen Volksliede gegen über stehende Scaldenkunst. — Auffallend ist die Aehnlichkeit zwischen Shakspeare's Hamlet und dem Held Vonved. Dieser Mißmuth eines zerstörten, herumirrenden Gemüthes, das seine Räthsel gelöset haben will; diese Angst eines Menschen, der die Flügel, die er fühlt, nicht frey bewegen kann, und der, wenn ihn diese Angst peinigt, gegen Alles, auch gegen

sein Liebstes, wüthend muß, scheint ein dem Norden ganz eigenthümlicher Character zu seyn (Vorrede S. XXVII). — Noch verdient mit besonderm Lobe der Anhang erwähnt zu werden, der von S. 419 bis S. 545 geht. Er enthält, außer einzelnen Erläuterungen der übersetzten Lieder, eine Vergleichung der Heldenlieder mit der Nordischen und mit der Deutschen Sage, welcher letztern sie allerdings näher anzugehören scheinen, eine Darstellung der Sage von der Trojanischen Abkunft der Franken, Auszüge aus dem Dresdener Manuscript des Heldenbuches, aus der Wilkina-Saga, nebst mehreren, eben so sehr von Belesenheit als richtigem Urtheile zeugenden, Bemerkungen. — In einer Nachschrift wird die Uebersetzung der Sämundischen Edda angekündigt, die Hr. Grimm, nach einer vollständigen Abschrift, die er durch die Güte des Hrn. Grafen von Hammerstein besitzt, gemeinschaftlich mit seinem Bruder, dem Hess. Bibliothecar Grimm, heraus geben wird. Es sind diese Lieder, sagt er, einzelne Theile jenes großen National-Epos, das einmahl unter allen Völkern Germanischer Abkunft scheint lebendig gewesen zu seyn, in einer sehr frühen Gestaltung aufbewahrt. Wem die Poesie etwas mehr ist, als eine von seiner Zeit und seinen Dichtern ihr eingelernte Weise, die an sich vortrefflich seyn kann; wer alles dazu rechnet, was einmahl in des Lebens Herrlichkeit sich aufgeschlossen, der wird diese Dichtungen gewiß anerkennen. — Möge uns recht bald das Vergnügen zu Theil werden, die Erscheinung dieser Sämundischen Edda unsern Lesern anzuzeigen!

Paris.

Bey Renouard 1810. Octav: Horace éclairci par la ponctuation. Par le Chevalier Croft.

[illegible] Seiten, mit einer Tafel. Logik und Interpunction stehen in genauer Verbindung; folglich der richtige Verstand gibt auch die richtige Interpunction im Lesen und im Schreiben. Bey schwierigen Stellen ist es also natürlich, daß man erst die Theile des Satzes sondert, und wenn man will, in Gedanken oder durch Interpunction absondert; oder, wenn man Anstoß findet, sogleich darauf achtet, ob recht interpungirt sey. So fern geht vor der Veränderung im Text die richtige Interpretation voraus. Der Verfasser dieses Aufsatzes, ein Britte, der zu Amiens lebt, der auch dem Grafen Moira das Buch zueignet, beschäfftiget sich mit der Interpunction als Hauptsache, und führt eine Zahl Oden im Horaz auf, die verschieden interpungirt wird. Die Fälle sind verschieden: es wird unrichtig interpungirt, weil man unrichtig versteht, weil man unrichtig verbindet oder construirt, oder weil man auf mehr als Eine Weise interpungiren kann, selbst so, daß auf beiderley Weise ein Sinn heraus kömmt, ohne daß sich entscheiden läßt, welche Art die dem Verfasser beliebige gewesen seyn kann; in diesem Fall ist selten daran gelegen. Ueber diese letztere Art streitet man vergeblich, wie Critiker zu streiten pflegen, daß sie das, was ihnen gefällt, für allein wahr halten, und damit den Andern abweisen. Von allen den Stellen der beiden andern Arten, welche der Verfasser anführt, so viel wir deren eingesehen haben, ist keine, die nicht bereits bey großen und kleinen Criticern zur Sprache gebracht wäre. Aber der Verfasser macht die Interpunction zu einer für sich bestehenden Sache, so klein sie an und für sich auch ist, und ihren Werth erst bekömmt, wenn sie bey einer dunkeln Stelle, wie vorzüglich in

Dichtern, besonders in Lyrikern, Tragikern, beym Sallust, Tacitus, oder überhaupt in der Anweisung zur guten Interpretation, nöthig ist. Der Verfasser hält indessen die mühselige Mühe aus, Interpunctionen zu sammeln, und verschiedene Ausgaben neben einander zu stellen; das sind aber keine Ausgaben von Bentley, Cuningham s. w. sondern die neuesten Drucke von Baskerville, Barlart, vorzüglich von Didot mit Stereotypen gedruckt; außer dem noch ein paar Handschriften, und die Ausgaben Paris 1697, Berlin 1734, Sanadon 1758. Wie man aber über die Interpunction aus Handschriften und Handausgaben Etwas gewinnen will, ist uns nicht deutlich. Nun mischt der Verfasser aber, um die Trockenheit ein wenig durchzuwässern, manche fremde Bemerkung ein. Den Gelehrten machen wir aber doch das Buch bekannt, damit sie bey streitigen Fällen der Interpretation in den Oden des Horaz den Verfasser zu Rathe ziehen.

Prag.

Wenn auch einzelne Aufsätze in periodischen Schriften in unsern Blättern nicht angeführt werden können: so ist doch Pflicht, daß solche Sammlungen, wenn sie von vorzüglichem Werthe sind, insonderheit in ihrem Anfange, erwähnt, und ihre Einrichtung bekannt gemacht werden. Eine solche periodische Schrift von Werth, nicht nur für Oesterreich selbst, sondern auch für andere Länder, für Oeconomen und Forstmänner, ist die folgende: Oekonomische Neuigkeiten und Verhandlungen. Zeitschrift für alle Zweige der Land- und Hauswirthschaft, des Forst- und Jagdwesens im Oesterreichischen Kaiserthum. Herausgegeben von dem ehemaligen Redacteur des

Patriotischen Tageblatts, Chr. Carl André, fürstl. Waldeckischem Rathe. Diese Schrift erscheint in Quart in monathlichen Heften, etwa zu zehn Bogen, und fängt mit dem Februar 1811 an, aber mit zwey Heften, so daß wir gegenwärtig bereits den siebenten Heft oder den Julius in Händen haben. Die Mannigfaltigkeit der Aufsätze ist sehr groß, aus allen Theilen der Wirthschaft, Privat- und Staats-Oeconomie, viele in die Zeit einschlagende Artikel; freylich sind viele über Gegenstände, die schon oft abgehandelt worden sind; dazu auch litterärische, die von einer andern Seite weislich aufgenommen sind, um dort auch wiederum das zur Bekanntwerdung zu befördern, was anderwärts über die nützlichsten und wichtigsten Gegenstände gedacht wird. Verständig ist es auch, daß der Verleger ankündigt, alle in dieser öconomischen Zeitschrift angeführten Bücher seyen bey ihm zu haben. — Breiten sich liberale Grundsätze von Buchhandel und Schriftstellerey in jenen so viel umfassenden Ländern, und bey einem so achtungswürdigen Volke, aus: so wird der Litteratur des Vaterlandes wieder ersetzt, was sie von andern Seiten verloren hat. Was wir als ein gutes Zeichen ansehen, daß diese Blätter viel gelesen werden, ist die schöne Anzahl von Subscribenten; und unter den eingesandten Aufsätzen finden wir Personen von Stande und Nahmen.

Frankfurt am Main.

Fragmente aus dem Talmud und den Rabbinen — herausgegeben von *Jacob Weil. Zweiter Theil.* Octav. Da uns bloß ein zweyter Theil zu Händen gekommen: so müssen wir den ersten erwarten, bis sich Etwas davon sagen läßt.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

206. Stück.

Den 28. December 1811.

Göttingen.

Der Hr. Chevalier Bruguière, Cabinets-Secretär Sr. königl. Majestät von Westfalen, den wir, als Associé correspondant unserer Societät und als einen uns angehörigen Gelehrten betrachten, bewährte den Antheil, den er an unsern Studien nimmt, bereits vor einiger Zeit, durch eine Anzahl alter Münzen, die er in unsere academische Münzsammlung verehrte, und gab uns hierdurch einen Beweis, sowohl von seinen wohlwollenden Gesinnungen, als von der glücklichen Verbindung der schönen Litteratur und Sprache seiner Nation mit den alten classischen Studien und der Alterthumskunde, die sich in einem feinen Gefühl und reinen Geschmack so rühmlich äußert. Die Münzen, silberne und bronzene, sind theils Römische Familienmünzen, theils Kaisermünzen, unter den letztern auch einige Großbronzen von K. Maximian und Maxentius; außerdem noch eine Bronze, zu Carthago gefunden, mit dem Kopfe der Proserpina und dem Pferdekopfe (in Sicilien geprägt, vermuthlich zu Panormus, und im Handel nach

Carthago gebracht). Eine schöne Bronze von Syracus mit dem Pallaskopfe und dem Polypen (Torremuzza tab. 86, 17). Eine Großbronze und eine Mittelbronze der Bruttier in Unteritalien. Jene: ein Kopf des Mars, und schreitende Pallas; diese: ein Kopf Jupiters, und ein Adler, stehend auf dem Blitze; BPETTIΩN.

Den Münzen war ein kleines Steinchen beygelegt, das wir als eine seltene Merkwürdigkeit betrachten, insonderheit bey der Nachricht, die dasselbe begleitet: es sey in einem Grabe bey Tarent gefunden worden. Die Figur darauf, ein hohes Relief, ist eine liegende weibliche Person, mit der rechten über den Kopf gebogenen Hand, wie eine schlafende Nymphe oder Baccha; bey der letztern dachten wir an einen sie überschleichenden Satyr. Das Steinchen gehörte also zu den Bacchischen Orgien des alten Italiens, von denen wir jetzt so viel besser durch die Vasengemälde aus den Gräbern unterrichtet sind. Aber eine größere Merkwürdigkeit ist der Stein selbst; es ist ein Speckstein. Wir zogen unsern Blumenbach zu Rathe. Dieser war nicht wenig verwundert; ihm war noch nie eine Antike aus Speckstein vorgekommen. Ist die Nachricht zuverlässig, und das Alterthum verbürgt: so hätte der Graf von Veltheim seine Hypothese dadurch bestätigen können, daß die Murrhina ein Speckstein gewesen seyen: denn ihr stand am meisten entgegen, daß man noch in keiner Alterthümersammlung Stücke, weder als Gefäße, noch als Gemme, aus Speckstein gesehen habe. Sonst würde Blumenbach, wie er äußerte, das Steinchen für einen Versuch des Großherzogs zu Frankfurt gehalten haben, der eine Menge solcher Cameen aus Bayreuther Speckstein schneiden lassen;

und sie nachher im Feuer fast zur Achathärte gebracht hat;" dergleichen Blumenbach selbst von ihm erhalten habe.

Heidelberg.

Bey Mohr und Zimmer: Grundris der Experimentalphysik, entworfen von Dr. *C. W. G. Kastner*, Professor der Chemie auf der Universität zu Heidelberg. Erster Band von S. 1 . . . 464. Zweiter Band von S. 465 . . . 930 in Octav. 3 Kupfertafeln. 1810.

Dieses Lehrbuch ist so eingerichtet, daß die Hauptsätze, welche der Verfasser in seinen Vorlesungen vorzutragen pflegt, mit größerer Schrift abgedruckt sind, diejenigen Sätze aber, die beym mündlichen Vortrage nur im Auszuge berührt werden, jenen bloß als Noten beygesetzt sind. Wir bemerken indessen, daß in den Noten selbst oft wichtigere Gegenstände, als in dem Texte, vorkommen. Vielleicht wäre es zweckmäßiger gewesen, viele davon auch mit in den Text aufzunehmen, und diesen dagegen in Rücksicht des Vortrags etwas abzukürzen, welches, wie uns scheint, ohne Nachtheil der Deutlichkeit hätte geschehen können. Die Ordnung der abgehandelten Materien ist folgende. Erster Band. Einleitung. Erster, zweyter, dritter Abschnitt mit den Ueberschriften: Allgemeines Verhältniß des forschenden Menschen, Gegenstand, Geschichte und Litteratur der Physik.. Bestimmung der allgemeinsten Begriffe in der Physik. — Bewegungsgesetze. Erster Theil. Untersuchung der Anziehung in meßbaren Entfernungen. I. Kap. Schwere. (Hier ist in den Noten ein großer Theil der physischen Astronomie eingeschaltet, zu welcher freylich in dem gewöhnlichen Curs der Physik nicht viel Zeit übrig bleiben wird.) II. Kap. Von dem Druck der flüssigen Körper. III. Kap.

Von der Anheftung und Zusammenhaltung der Körper (Adhäsion, Cohäsion. Sollten diese wohl zu den Anziehungen in meßbaren Entfernungen gerechnet werden können? Die Versuche hierüber sind doch noch vielen Zweifeln unterworfen.) IV. Kap. Magnetismus. V. Kap. Electricität.

Zweyter Band. Zweyter Theil. Untersuchung der Anziehung in unmeßbarer Ferne. VI. Kap. Vom Galvanismus. (Sollte dieser nicht vielmehr zu den Anziehungen in meßbarer Entfernung gehören?) VII. Kap. Vom chemischen Processe. VIII. Kap. Von dem organischen Processe. Dritter Theil. Untersuchung der allgemeinsten Ausdehnungs-Phänomene. IX. Kap. Von dem Schalle. X. Kap. Vom Lichte. XI. Kap. Von der Wärme. Anhang. Geschichte der Natur. A. Von der Entstehung der Weltkörper. B. Von der Gestaltung einzelner Materien. — Die Grenze, in die wir uns bey der Anzeige von Lehrbüchern beschränken müssen, verbietet uns, dem Verf. die Bemerkungen mitzutheilen, die wir in Rücksicht der von ihm gewählten Ordnung und der Behandlungsweise einzelner Materien gern noch beyfügen möchten, um einen Beweis zu geben, daß wir das Buch mit Aufmerksamkeit gelesen haben. So haben wir auch einige Dinge angestrichen, die wohl Mathematikern mißfallen möchten, z. B. S. 114, 115, die daselbst von dem Verf. gewählte Construction der elliptischen Bewegung, und überhaupt der Bewegung in Kegelschnitten, statt der in einer nächsten Ausgabe sich leicht eine naturgemäßere Ansicht substituiren läßt.

Paris.

Sémeiotique ou Traité des signes des maladies, par *A. J. Landré-Beauvais*. 1809. 256 Seiten in Octav. Introduction. Bey den alten Griechischen Aerzten finde man die Krankheiten

weit [illegible] bestimmt, und genauer geschildert, als bey den neuern (wahrscheinlich Französischen) Aerzten. Pinel habe vor zehn Jahren den Verfasser zum Gehülfen im Lehren genommen, und gegenwärtiges Werk sey das Resultat seiner Vorlesungen über Semiotik und clinische Medicin. In der Auseinandersetzung der Zeichen der Krankheiten folgt er der Bichatschen und Richerandschen Classification der Functionen. Den Hippocrates, Leroy und Gruner sagt er selbst am meisten benutzt zu haben (mis à contribution). Nach S. 431 sah Fourcroy einen Schweiß, welcher das (ganz gewöhnliche?) Linnen schön berlinerblau färbte.

Das Ganze ist ziemlich gut ausgearbeitet, doch Deutschen Aerzten entbehrlich.

Paris und Lyon.

Bey mehreren Buchhändlern ist an beiden Orten schon 1809 erschienen, und an letzterem gedruckt auf 143 Octavseiten: Essai sur la vie et sur les ouvrages de Linguet, ... par F. M. G . . . z. Ueber die Lebensumstände des auch in der juristischen Französischen Litteratur der drey unmittelbar vor der Revolution vorhergegangenen Jahrzehende gewiß merkwürdigen Mannes ist schon bey seinem Leben Mehreres erschienen. Aus einem Aufsatze in seinen eigenen Annalen ward eine größere Notice sur la vie de M. Linguet 1781, die ihn ziemlich schonte, hingegen eine vie d'Ariste 1789 ist sehr gegen ihn. Eine weniger parteyische, und auch genauere, Biographie (selbst in der Angabe seines Geburtsjahrs ist eine Variante, 1734 oder 1736) wäre nun gewiß nichts Ueberflüssiges; allein was hier angezeigt wird, ist keine solche. Hr. G . . . z, der ein Advocat in Lyon seyn mag, befolgt fast ganz

die vie d'Aristo, und benutzt die Erzählung zu Betrachtungen, deren Tendenz schon auf dem Titel angegeben ist: où ses démêlés avec l'ordre des Avocats sont éclaircis, et où l'on trouve des notes et des réflexions dont la plupart sont relatives à cet ordre et à l'éloquence du barreau. Zwanzig Seiten, und zwar von den enger gedruckten, von 115 ... 134, sind der Widerlegung einer Stelle im Journal de l'empire gewidmet, worin es hieß, die Franz. Litteratur habe kein einziges Muster in der gerichtlichen Beredtsamkeit. In Rücksicht auf die Verfassung des Advocatenstandes in Frankreich, und auf die noch jetzt berühmtesten Mitglieder desselben, wäre das kleine Buch noch am meisten auch für Deutsche interessant, die sich immer so viele Complimente über die Kenntniß der ausländischen Litteratur machen, und von denen doch gewiß nur wenige den Nahmen Cochin kennen, den der bey uns ebenfalls den Juristen fast ganz unbekannte Camus so weit über alle andere Redner dieser Art erhebt. Zwey sehr von einander verschiedene Neuere werden hier als die Anführer auf zwey Abwegen genannt, Linguet (allenfalls auch Beaumarchais) auf der einen, und der Präsident Dupati auf der andern Seite; jene für satyrische Ausfälle, dieser für einen zu wortkargen, zerhackten Styl. — Ueber das Römische Recht, dessen Gegner Linguet bekanntlich war, wie sich dieß von einem Manne nicht anders erwarten ließ, der in seiner Théorie des lois civiles das Wort *patria*, nähmlich potestas, mit Vaterland übersetzt, findet sich hier S. 50 eine Aeußerung, von welcher Rec. freylich nicht weiß, ob sie der Verf. nicht schon irgendwo gefunden hat, die aber verdient, seinen und unsern Landsleuten recht sehr ans Herz gelegt zu werden: Man müsse zu unterscheiden, was man etwa le positif de la législation nennen könne, von dem Geiste der Rö-

mischen Juristen, aus deren Fragmenten das Römische Recht bestehe. Jenes möchte Fehler haben (und wer das Zeitalter Constantin's, Theodos II. und Justinian's nur ein wenig kennt, wird recht viele Fehler erwarten), aber die Römischen Juristen würden für positives Recht überhaupt ewig solche Muster seyn, wie Demosthenes und Cicero für die Beredsamkeit. Vielleicht versteht freylich der Verf. seine Worte selbst anders, als sie genommen werden müssen, um ganz wahr zu seyn, vielleicht unterscheidet er positives Römisches Recht und Naturrecht, da er von législation universelle spricht, und man gar zu selten bemerkt, daß Gesetzgebung und positives Recht zweyerley ist. Hugo.

Leipzig.

In der Weidmannschen Buchhandlung sind nun auch die Supplemente zum Jördensschen Lexikon erschienen: Lexikon Deutscher Dichter und Prosaisten. Herausgegeben von Karl Heinr. Jördens. Sechster Band. Supplemente. 1811. 910 S. gr. Octav. Ein Werk von unermeßlichem litterärischem Fleiße, das aber, wenn Andere auch Manches für kleinliche Dinge ansehen werden, der Litterator mit Dank annehmen wird. Es besteht theils in Verbesserungen und Zusätzen der einzelnen bereits gegebenen Lebensnachrichten der vorigen Bände (nicht nur Ergänzungen von Schriften, Ausgaben, Sammlungen einzelner, vorhin erschienener, Schriften, sondern auch einzelne Notizen, Characterzüge, Urtheile über Gelehrte, Auszüge aus Vorreden, Briefen, die characteristisch sind, wie von Heinse), zum Theil auch einiger vorhin übergangenen Gelehrten: so trafen wir auf den alten Joh. Leonh. Frisch, geh. R. v. Göthe; einige neue Dichterinnen, M. Blenck, Sophie Albrecht — Joh. Fr. Lamprecht,

durch den Hamburgischen Correspondenten und andere Zeitschriften bekannt. Der Dichter Lenz — S. 506 der Lobgesang auf den heil. Anno: ein schätzbarer, sehr billigenswerther, Artikel. Was wird man aber sagen, wenn man einen starken Aufsatz von D. Martin Luther findet, der freylich für die Deutsche Sprache classischer Schriftsteller ist, in Gesellschaft von Ulrich v. Hutten. — Abraham v. Santa Clara. Der alte Jak. Ayrer. Joh. Bödiker. — Der jüngere Cronegk. Der geschickte Uebersetzer Meinhard. Der Dichter Schatz. — Heydenreich. Moritz. Fernow. Manso. Wie man von Personen, die man gekannt und geschätzt hat, gern sprechen hört, wenn man mit andern wohl unterrichteten Personen ins Gespräch kömmt: so freuet man sich auch hier, wenn man auf dergleichen Nahmen stößt.

Eben daselbst.

Man sieht zuweilen, daß Bücher gesucht werden, welche bey erfolgten Fortschritten der Litteratur, und andern neuen Bearbeitungen eben desselben Gegenstandes, dem gewöhnlichen Gange der Dinge zufolge, verdrängt seyn müßten. Es zeugt dieß von einer innern Güte, es sey das Wesen, oder die Form. Dieß ist der Fall mit den Kinderbüchern des sel. Weiße u. A. Schröckh's Allgemeine Weltgeschichte für Kinder gehört auch in diese Classe; sie erscheint jetzt 1811 in der vierten, verbesserten und vermehrten, Ausgabe in der Weidmannschen Buchhandlung. Es ist bereits der Erste Theil, Alte Geschichte, in Octav, ausgegeben; sie hat aber auch verschiedene Verbesserungen durch den Hrn. Prof. Pölitz erhalten, sowohl in den Sachen, zufolge der neuen Aufklärungen, als auch im Vortrage selbst. Er erklärt sich hierüber hinlänglich in der Vorrede.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

207. Stück.

Den 28. December 1811.

Göttingen.

Von dem mit der hiesigen königl. Societät der Wissenschaften als correspondirendes Mitglied verbundenen Hrn. Hofrath und Professor Böckmann zu Karlsruhe ist der Societät eine Nachricht von mehreren neu aufgefundenen Römischen Gefäßen aus Gegenden, wo ehemahls der Römische Pfalgraben durchlief, mitgetheilt worden. Wir fanden es hierdurch aufs neue bestätigt, daß die verdächtigen irdenen Gefäße, von welchen im vorigen Jahre eine Vorlesung in der Societät (Gött. gel. Anz. 1810 164. St.) gehalten war, nicht mit diesen Römischen übereinkommen. Dagegen machen diese ihrer Seits eine eigne Classe aus, welche allerdings auch mehr Betrachtung verdient, als ihnen bisher zugetheilt gewesen war. Römisch sind sie, nicht Deutsche Arbeit: dieß hat keinen Zweifel. — Den Rec. freuet vorzüglich die Wahrnehmung, daß sich unter den Deutschen noch so viele Achtung, und selbst Eifer, für die Alterthümer erhalten hat, die in Deutschland aufgefunden werden. Zwar sind es Römische Alterthümer: keine

Deutsche Kunst! Aber; durch diese erhielt sie ihre erste Cultur; durch diese gewann sie. Dagegen, die Ueberlegenheit der Römer in den Waffen, wo hat sie hingeführt? Die Vorsehung brauchte sie als Werkzeug, Kenntnisse unter rohe Völker zu verbreiten. Wie dieß bewirkt war: warf die Vorsehung das Werkzeug hin, und ließ es verrosten; selbst der Nahme der Römer ward vergessen, und nur erst durch die neu erweckten Künste und Wissenschaften wieder belebt; aber die Ueberwundenen glänzten durch die von jenen erworbenen Kenntnisse und Künste, und übertrafen bald ihre Sieger weit, die mittlerzeit durch die Waffen sich zu Barbaren umgeschaffen hatten.

3. Eben hierdurch werden diese Römischen Antiquaglien uns auch für die Kunstgeschichte belehrend. Wie die rohe Kunst des frühen Alterthums sich zur schönen Kunst gebildet hat, wissen wir. Wie sich aber eine bis zum bloß Mechanischen, bis zur plumpesten Unbehülflichkeit, gesunkene Kunst wieder zu bessern Formen und besserer Zeichnung gehoben hat, lernen wir aus vergleichen Scherben. Aus den Römischen Provinzen zogen Künstler und Handwerker in die Standläger, aus denen weiterhin Wohnplätze längs am Rhein erwuchsen; jene legten Werkstätte an, verfertigten die zum mildern Leben dienlichen Geräthe; von diesen lernten die Deutschen, und verfertigten endlich das nöthige Geräthe selbst. Das Erste, was ihnen zu Gesichte kam, waren jene Römische Arbeiten, aus den Zeiten der schon sinkenden Kunst, von gemeinen Handwerkern verfertigt, die aus den Landstädten in den nahen Römischen Provinzen kamen, schlechte Modelle mit dahin brachten: wie mußte nun die Nachahmung der Anfänger gerathen! Würden aber

die damahls lebenden Deutschen an Kunstwerken im Rom Geschmack zu finden fähig gewesen seyn?

Bekannt ist die berühmte Rheinlinie, der Pfalgraben längs dem Rhein hin, ein fortgehender befestigter Wall und Graben, von den Römern besetzt, gegen die Einbrüche der Deutschen; (Von ihm haben wir nur kürzlich den trefflichen Aufsatz des Hrn. geh. Legationsraths Voigt in Frankfurt erhalten, im Allgem. historischen Archiv I. 2. und einen andern, so viel wir errathen, vom Hrn. Hauptmann C. F. Hoffmann zu Neuwied, im herzogl. Nassauischen allgemeinen Intelligenzblatte Nr. 41). Kein Wunder, daß jene Gegend also auch diejenige ist, wo noch viele Ueberbleibsel Römischen Geräthes und Geschirres unter der Erde aufgefunden wird; insonderheit ganze Werkstätte von Töpfenarbeit, deren genaue Beschreibung schon an und für sich belehrend werden kann.

Die Gefäße, welche mit Abgüssen anderer und Zeichnungen an die Societät geschickt waren, sind Schalen und Schüsseln (Formschüsseln sehen wir sie genannt), mit und ohne erhabenen Figuren, die durch Formen eingedrückt sind; darunter eine größere ganz glatt, im Innern bloß ein unleserlicher Nahme, vielleicht Firmus. Verschiedene Bruchstücke und Scherben mit Zierathen und Figuren, welche freylich von keiner besondern Kunst sind, aber doch auch nicht so ungestaltet, wie von Barbaren, z. B. in America, wo das Mechanische der Kunst selbst erst erfunden werden mußte. Man erkennt den Sinn des Meisters. Es sind Thierjagden; ein Einzelner, der einen Eber mit dem Jagdspieß auffängt; zwischen beiden stehet der Nahme des Arbeiters, Firmus; in einer andern, Colnerius.

Die an die Societät vom Hrn. Hofrath Böckmann geschickten Scherben und Abdrücke waren zu Rheinzabern, jenseit des Rheins, ausgegraben, wurden bald nachher durch eine noch reichlichere Sammlung von Geschirr vergrößert, durch die edelmüthige Gesinnung des Hrn. Grafen von Erbach-Erbach; unsern kaum geäußerten Wünschen kam er mit einer gefälligen Güte entgegen, welche dem Geschenke einen noch größern Werth gab: um so mehr, da wir bey dieser Gelegenheit einen Kenner, Liebhaber und Besitzer von verschiedenen schätzbaren Antiken und Kunstwerken, die er auf seinen Reisen aus Italien mitgebracht hat, Etruskische Gefäße von verschiedenen Größen und Formen, kennen lernten, der seinen Wunsch, dem Studium der Antike zu statten zu kommen, bereits gegen den würdigen Hrn. Hofrath Creuzer bewiesen hat. Wie wir hören, hat der Hr. Graf besonders eine seltene Sammlung *von alten Römischen* Waffen aller Art zusammen gebracht, worüber seine militärischen Kenntnisse den Antiquariern nützliche Belehrungen in Bezug auf den Gebrauch würden geben können. Auch in seinem Odenwalde spürt er den Römern nach, läßt Grabhügel aufgraben, und wird durch gefundene Waffen belohnt; er traf auf ein Castell, das zu der großen Römischen Linie gehörte, ließ die numerirten Steine in seinen Park zu Eulbach bey Erbach bringen, und in der alten Form wieder errichten.

Betrachtet man die Gegenstände auf diesen Scherben in erhobener Arbeit (sie sind durch Formen eingedrückt): so erkennt man eine Menge Figuren, die bey Römern in ähnlichen Arbeiten üblich waren; man erkennt mitten unter plumper Zeichnung und Form immer noch den Römischen Arbeiter; die Natur ist immer noch zu erkennen

in der Wahrheit des Umrisses und des Ausdrucks: so plump alles ist. Es sind Thiere, Pferde, Hirsche, Eber, Hunde, Löwen, auch eine Figur mit der Keule, gegen Vögel aufgehoben: eher Pygmäen gegen Kraniche, als, Hercules gegen die Stymphalischen Vögel; Hercules Kopf mit der Löwenhaut; ein Adler; Einfassungen, wie Festons, Mäander; Fachwerk von Stäben, nachgeahmt nach Thyrsusstäben und Masken; Faunen, mit dem Cantharus in der Hand und mit dem Pedum; Füllhörner mit dem Mercursstab. Noch ein paar Schalen, in welchen auf dem Boden eingedruckt ist: AMIANI; noch eine andere, ganz glatte, auswärts mit hohem Rande; Bruchstück von einer größern, außen glatten, und inwendig mit vertieftem Laubwerk; Blumen, nicht ohne eine gewisse Eleganz. Was uns noch besonders merkwürdig scheint, ist der schöne rothe Thon, aus welchem diese Gefäße gebrannt sind: er muß doch noch in jenen Gegenden anzutreffen seyn. Die jetzt gesandten Gefäße waren bey Rheinzabern gefunden.

Braunschweig.

1) Bey Vieweg: Leitfaden der alten Geschichte, zu Vorlesungen entworfen von A. F. Lueder, Professor in Göttingen. 1810. 416 S. in Octav.

Eben daselbst.

2) Entwickelung der Veränderungen des menschlichen Geschlechts aus den Ursachen derselben, von A. F. Lueder. 1810. I. Theil. 386 S. in Octav.

Der Verfasser dieser Bücher, der auf die Erscheinung einer Beurtheilung derselben in andern critischen Blättern bis jetzt vergebens hoffte, sieht sich gezwungen, die Einführung selbst zu übernehmen.

Des ersten Buchs Bestimmung zeigt der Titel desselben an. Nur die merkwürdigsten Völker sind ausgehoben: aber von diesen wären mehrere noch ausgeschlossen worden, um für das in allen Haupt- und Nebenrücksichten wichtigste mehr Raum und mehr Zeit zu gewinnen; hätte hier einzig die eigene Ueberzeugung entscheiden können.

Die Bestimmung des Menschen, wie dieser seit Sokrates und Plato allen Denkern und Beobachtern der großen Oeconomie erschien, schwebte dem Verf. unaufhörlich vor der Seele. Ist diese Bestimmung die wahre; wurden eben so wahr die Mittel erkannt, die zum Ziele führen, und vom Ziele entfernen; und, bestehen die angeführten Thatsachen die Prüfung: so glaubt der Verf. sich wenig darum bekümmern zu dürfen, ob seine Ansichten und Resultate die allgemeinen sind, oder die ihm allein eigenen.

Critische Berichtigungen dürrer Thatsachen waren ihm immer willkommen; aber nie wollte es ihm gelingen, sich zu überzeugen, daß darin des Geschichtschreibers Hauptverdienst bestehe, und daß das Gedächtniß die einzige oder fast einzige Seelenkraft sey, welche der Historiker in Anspruch nehmen solle. Und ganz unnatürlich schien ihm, und scheint ihm noch, die Forderung zu seyn, daß der Geschichtschreiber jene Empfindungen zu unterdrücken, oder auch nur zu schwächen streben solle, welche die Sache selbst, Wahrheit und Trug, Tugend und Verbrechen, in jedem an Herz und Geist unverdorbenen Menschen erregen. Unmöglich kann das Zutrauen, was den berühmtesten Historikern zu Theil ward, auf die Unterdrückung dieser Empfindungen sich gründen. Gerade das Gegentheil muß dadurch bewirkt werden.

Die Revolutionen unserer Tage haben ein eben so helles als unerwartetetes Licht über die Geschichte der alten Welt verbreitet; und zugleich sind wir durch die staatswirthschaftlichen Untersuchungen unsers Zeitalters in den Stand gesetzt worden, nicht nur da Zusammenhang, eine Kette von Ursachen und Wirkungen, zu entdecken, wo unsere Väter nur zerstreute, durch keine Kunst zu vereinigende, Bruchstücke finden konnten; sondern auch als Quelle des Fluchs zu erkennen, woraus sonst Segen abgeleitet wurde, und wiederum als Quelle des Heils zu erkennen, woraus alle Welt früher nur Verderben strömen sah. Das Studium jener Revolutionen, wie dieser Untersuchungen, trieb der Verf. mit dem höchsten Eifer, und er glaubte, und glaubt noch, daß es heilige Pflicht war, ohne alle Rücksichten und ganz unumwunden seine Ueberzeugungen darzulegen. Wie viele Niederträchtigkeiten, Schandthaten und Greuel wären weniger verübt, und wie vieles Blut und wie viele Thränen wären unserm Zeitalter erspart, hätten unsere Väter wie wir gesehen, wie Athen und Rom stieg und fiel!

Der Gegenstand des zweyten der angeführten Werke gehört unstreitig zu den erhabensten, womit der menschliche Geist sich beschäftigen kann. Auf dem bisher versuchten Wege kommen wir gewiß nie zum Ziele. Die Geschichte lehrte uns nicht, und wird nie uns lehren, wie die Völker wurden, was sie waren und sind. Wir sind sogar unfähig, den gegenwärtigen Zustand irgend einer civilisirten Nation zu bestimmen. Nur zu den traurigsten Verirrungen und zu den zerstörendsten Mißgriffen und Maßregeln leitete der Wahn, daß Statistik und Geschichte wirklich leisteten, was man ihnen zuschrieb.

Glücklicher Weise ist aber jener Weg nicht der
nzige. Was der Mensch dem Menschen nicht
ffenbaren kann, kann sich ihm offenbaren, wendet
sich zu allererst an die Natur, und dann, das
eißt, von der Natur belehrt, an menschliche Weis-
eit, an die Annalen, die Erfahrung und die Ver-
unft. Diesen zweyten Weg wählte der Verf.,
nd einen Theil seiner auf diesem Wege erworbenen
usbeute legt er hier dem Publicum vor.

Daß für uns Erdbewohner Unermeßlichkeit und
nbegreiflichkeit eine Eigenschaft der ganzen Natur
t; ist eine jener Wahrheiten, zu der jedes Stu-
um der Natur führt; eine Wahrheit, die jeden
ersuch, die Erscheinungen in der moralischen
Welt zu erklären, als unnennbare Vermessenheit
arstellen muß.

Jenem ersten Resultat schließt ein zweytes,
icht minder wichtiges, sich an; das Resultat,
aß die höchste Harmonie in der Körperwelt
errscht; dieses aber führt uns geradezu auf die
Spur zur Entdeckung der Ursachen der Verände-
ungen des menschlichen Geschlechts; sowohl der
eränderungen, die bereits erfolgt sind, als auch
erer, die noch erfolgen werden.

Ist der Mensch ein mit der übrigen Schöpfung
ereinstimmendes Werk; so muß 1) auch er sei-
n ihm eigenthümlichen Character haben, und aus
esem unbezweifelt klar seine Bestimmung hervor
eten; so muß 2) der Urheber der Natur auch
inrichtungen getroffen haben, daß unser Geschlecht
cht von seiner Bahn verschlagen werden kann;
muß auch 3) das menschliche Geschlecht bey sei-
m Steigen und Fallen, bey seiner Veredelung,
e bey seiner Verschlimmerung, an gewisse ewige
esetze gebunden seyn.

Daß der Mensch ein mit der Schöpfung über-einstimmendes Werk ist; ließ sich mit wenigen Worten erweisen. Aus dem Character des Menschen gehet seine Bestimmung für zwey Welten unwidersprechlich hervor: und eben so mächtig, als der Trieb auf Vollkommenheit im Innern des Menschen ihn spornt, wirken auch Einflüsse von außen her; das Vergnügen wie Noth und Leiden. Die Ehe ist dem Verf. das Haupt-Institut zur Bildung der Menschen: ein Institut, von der Ewigen Hand selbst gestiftet; also auch unvergänglich und unzerstörbar, wie die Natur: ein Institut, in welchem der Mensch fähig wird, Mitglied größerer Gesellschaften zu werden: und ein Institut, mit dem jeder Staat steht und fällt. Von der Hand der Natur werden wir zur Ehe geführt, und eben diese Hand ist es auch, die uns in die bürgerliche Gesellschaft bringt, und in dieser erhält.

Nicht minder deutlich und bestimmt hat sich die Natur über den Gang der Entwickelung des menschlichen Geschlechts erklärt. Alles beginnt im Geiste, und alles kömmt aus dem Geiste. Alle Veränderungen sollen mit Stetigkeit erfolgen. Jedes Geschlecht soll fortbauen auf den Grund des vorhergegangenen, und immer mehr sollen die Zwecke sich veredeln.

Edinburgh.

Die zuletzt oben S. 1768 versprochene Fortsetzung der Auszüge aus dem sechsten Bande des Medical and Surgical Journal betrifft die neuen Werke, welche ausführlich angezeigt werden, und die wichtig genug sind, um unsern Lesern bekannt gemacht zu werden.

1) The Muscular Motions of the Human Body. By *John Barclay*, Lecturer on Anatomy. Edin-

burgh. 590 S. in Octav. Ein Werk, das viel Eigenes hat, die durch Muskeln hervor gebrachten Bewegungen jeder Art in ihrem ganzen Zusammenhange betrachtet; nur in einer ganz neuen, schwer zu fassenden, Nomenclatur geschrieben. 2) The Principles of Midwifery; including the Diseases of Women and Children. By *John Burns*, Lehrer der Geburtshülfe zu Glasgow. London 1809. 519 S. in Octav. Seiner Vollständigkeit und vieler eignen Beobachtungen wegen wird dieß Buch sehr gerühmt; die Krankheiten der Frauen und Kinder sollen sehr gut abgehandelt seyn. 3) An Essay on the Torpidity of Animals. By *Henry Reeve*, M D. London 1809. S. 152 in Octav. Der Verf. hat seit Herausgabe seiner Probschrift: de animalibus Hyeme sopitis. Edinb. 1803, nicht aufgehört, diesen Gegenstand eifrig zu verfolgen. Hier theilt er einen großen Reichthum von Forschungen mit. 4) Observations on Fungus Haematodes, or Soft Cancer, in several of the most important organs of the Human Body: containing also a comparative view of the Structure of Fungus Haematodes, and Cancer, with Cases and Dissections. By *James Wardrop*, one of the Surgeons to the Public Dispensary of Edinburgh. Illustrated with Plates. Edinb. 1809. 205 S. in Octav. Ein die Wissenschaft erweiterndes Werk! Das hier geschilderte Uebel befällt, im Gegensatz des Krebses, meistentheils in jüngern Jahren, und oft Theile, die der Krebs nicht ergreift. 5) Pharmacopoeia Collegii Regalis Medicorum Londinensis. London 1809. Aus der Reihe der *einfachen* Mittel sind in dieser Ausgabe verworfen: Abrotanum, Absinthium maritimum, Arnica, Arum, Aurantii Hispalensis folium et flos, Bardana, Beccabunga, Bolus Gallicus, Cancer, Carduus bene-

dictus, Caryophyllum rubrum, Cicutae flos et semen, Cinara, Cochlearia hortensis, Corallium rubrum, Cubeba, Curcuma, Cydoniae mali fructus, Enula campana, Eryngium, Foenum Graecum, Ginseng, Granati floris petala, Guajaci cortex, Hypericum, Ichthyocolla, Iris, Juglans, Ladanum, Majorana, Marum syriacum, Melissa, Millepeda, Minium, Myristicae oleum ess. et expr., Macis, Nasturtium aquaticum, Olivae fructus, Pareira brava, Parietaria, Pentaphyllum, Petroselinum, Prunus sylvestris, Quassiae cortex et radix, Ribes nigrum et rubrum, Rubus idaeus, Salvia, Sambuci cortex interior et bacca, Sanguis draconis, Santonicum, Sarcocolla, Sassafras radicis cortex, Scordium, Sium, Tanacetum, Taraxaci herba, Tartarum, Tutia, Urtica, Zedoaria. Man wundert sich, daß manche dieser Mittel sich bis jetzt in dieser Pharmacopöe halten konnten; die jetzige Verwerfung mehrerer wirksamer und in Deutschland mit Recht geschätzter Mittel erregt große Befremdung. Die Veränderungen der Präparate hier auszuheben, untersagt uns der Raum. Die neu aufgenommenen Simplicia sind: Arsenici oxydum, Belladonnae folia, Cajuputi oleum, Carbo ligni, Cinchonae cordifoliae cortex, Cinchonae longifoliae cortex, Cuspariae cortex, Cerevisiae fermentum, Dauri radix, Dolichi pubes, Dulcamarae caulis, Euphorbii gummi resina, Fucus vesiculosus, Humuli strobuli, Hyoscyami folia et semina, Lapis calcareus, Lichen Islandicus, Linum catharticum, Allium porrum, Ricini semina, Salicis cortex, Sapo mollis, Toxicodendri folia. Die systematischen Nahmen der thierischen Stoffe sind nach Gmelin's Systema Naturae, die der vegetabilischen nach Willdenow's Species plantarum aufgeführt. 6) An Essay on the use of a

Regulated Temperature in Winter-cough and Consumption etc. By *Isaac Buxton*, Physician to the London Hospital and to the Survey Dispensary. London 1810, 176 S. in Octav. Man solle denen an bedenklichem Winterhusten (chronischem Catarrh, tussis cum dyspnoea) und besonders an Lungenschwindsucht Leidenden alle die Vortheile eines Aufenthalts in südlichen Gegenden verschaffen, indem man sie die rauhe Jahrszeit durch Tag und Nacht in einem Zimmer sich aufhalten läßt, das stets dieselbe Temperatur hat, 60° . . . 65°. Jenner, Dr. Pearson, Beddoes und der Verf. haben das oft mit Erfolge gerathen und bewerkstelligt. Von der wohlthätigen Wirkung dieses künstlichen Climas werden merkwürdige Geschichten erzählt. In England besonders hat es große Schwierigkeit, die Stuben gleichförmig warm zu erhalten. Hierüber geht der Verf. sehr ins Einzelne. Dr. Pearson geht damit um, zum Gebrauche solcher und anderer Kranken in London ein großes Gebäude aufzuführen, das eine gleichförmige Sommer-Temperatur in allen Zimmern, Gängen, Treppen, darbiete, nebst a variety of comforts, and even some of the luxuries of the hot climates. (Der Vorschlag dieser gleichförmigen warmen Temperatur die rauhen Monathe hindurch hat in vielen Fällen viel für sich, und verdient die Aufmerksamkeit Deutscher Aerzte. Das Unglück ist nur, daß wir dann unsere Kranke oft noch im Junius in ein solches warmes Zimmer bannen müssen, und sie sehr verweichlichen. Nur wähne man nicht, eine Reise nach südlichen Ländern damit ersetzen zu können. Unsere Ost- und Nordwinde, die Tage, die dem Herabfallen des Schnees voran gehen, afficiren so Viele in ihren hermetisch verschlossenen Stuben. Und es ist wahrlich kein kleiner Unterschied

zwischen einem kurzen, milden, Winter und einem schönen, gleichförmigen, frühen, Frühling in Nizza, und zwischen dem ununterbrochenen Leben auf seiner Stube, mit ewiger Besorgniß im Schlaf und Wachen, wie der Ofen geheitzt ist, und wie der Thermometer steht.) 7. und 8) Observations on the Walcheren Diseases, which affected the British Soldiers in the Expedition to the Scheldt. By *G. W. Dawson*. Ipswich 1810. 153 S. in Octav. A scientific and popular View of the Fever of Walcheren, and its consequences, as they appeared in the British Troops returned from the late Expedition; with an account of the Morbid Anatomy of the Body, and the efficacy of Drastic Purges and Mercury in the treatment of this Disease. By *J. B. Davis*, M. D. London 1810. 200 S. in Octav. Eingeschifft wurden zu dieser berüchtigten Expedition 1738 Officiere und 37,481 Mann. Vor dem Feinde blieben hiervon 7 Officiere 99 Mann, es starben auswärts 40 Officiere und 2041 Mann; von den nach ihrem Vaterlande zurück gesendeten, 20 Officiere und 1850 Mann. So war die Angabe nach 6 Monathen im Anfange der Expedition, zu einer Zeit, wo noch 11,513 Officiere und Gemeine krank lagen! Diese Listen begreifen nicht alle Kranke und Todte, da einige Regimenter ihre Listen noch nicht eingesendet hatten. Ende des Julius 1809 segelte die Expedition ab, den 20. August verlangte schon der Hospital-Inspector in Walcheren vom General-Chirurgus in England wegen dieser Krankheit eine größere Zahl von Aerzten, Wundärzten u. s. w. Aber erst Ende Septembers wurde Dr. Blane mit zwey Gehülfen hinüber gesendet, und fanden 9 bis 10,000 Kranke. Es war das endemische Fieber von Sumpfgegenden, von Pringle und Lind be-

hrieben, das Fremde am leichtesten ergreift. Nach
lane's Bericht hatte das Fieber eine remittirende
der intermittirende Form nach den Umständen,
nem allgemeinen Gesetz der Jahrszeiten gemäß.
nter den Einwohnern erscheine es gegen Ende des
ommers, werde im August und September vor-
glich heftig, nehme im October ab und höre im
ovember fast ganz auf. Die höhern Stände der
nheimischen werden nicht afficirt, so wie auch die
fficiere der Englischen Armee frey blieben, die in
hern Stockwerken oder in höher gelegenen Plätzen
liefen, und die Matrosen auf den Schiffen, wel-
: nur einige Yards vom Ufer entfernt lagen.
er unter den Gemeinen, deren Constitution an
umpfausdünstung nicht gewöhnt war, die den mi-
ärischen Anstrengungen, feuchten Dünsten und dem
angel an gehörigen Bequemlichkeiten zum Schla-
ausgesetzt waren, erschienen die Symptome mit
ßer Bösartigkeit. Das Uebel sey *an sich selbst*
ht ansteckend, sondern breche in dieser Gestalt
, wo die Erneuerung von Luft fehlerhaft sey,
Kranken zu angehäuft liegen oder andere Vor-
ursachen von Unreinigkeiten vorwalten. In
ießingen zeigte sich dieses besonders. Der Rec.
heilt, einige Fälle vom Typhus wären wohl da-
schen gewesen, sonst, hätte er unter denen, die
in England nach ihrer Rückkehr beobachten
nte, das unregelmäßige intermittirende Fieber,
Fordyce semitertiana nennt, erkannt. Die
cerbationen wären nicht auf den Abend be-
änkt gewesen, sondern hätten auch zu jeder an-
Tageszeit Statt gefunden. Oft habe es sich
gnet, daß ein Kranker dem Anschein nach im
ande bedeutender Besserung, ja der Convalescenz,
seyn schien, und ihn dann plötzlich ein neuer
all überfiel, der einen üblen Ausgang nahm.

Das unterscheide dieses Fieber von der febris continua. Der Hang zu Rückfällen sey eine merkwürdige Eigenthümlichkeit, der die Armee noch jetzt in einen höchst beklagenswerthen Zustand setze. So lange wie der Ostwind herrsche, sey gar nicht zu bestimmen, wann irgend jemand vor einem solchen Rückfall geschützt seyn könne. In Blane's Bericht heißt es: die Neigung zu Rückfällen ist sehr groß, die Ursache zahlreicher Todesfälle, welche oft plötzlich erfolgen. Vollkommene Wiederherstellung ist sehr selten, keine Genesung ist als sicher anzusehen, und wenn die Recidive des Fiebers auch nicht tödten, so legen sie doch schnell den Grund zu dauernden Verstopfungen der Eingeweide, und setzen eine überwiegend große Zahl der Leidenden außer Stand, ferner zu dienen. Des Wundarztes Dawson Schrift sey kurz und bestimmt und eigene Wahrnehmungen angebend; des Arzt Davis Buch weitläuftig und verwirrt verfaßt, mit gelehrten Citationen überhäuft. Beide Schriftsteller hätten wahrscheinlich ihre Beobachtungen im allgemeinen Militärhospitale für die aus Walcheren zurückkehrende Truppen zu Ipswich gesammelt; keiner erwähnt aber des andern, und es wäre zu bedauern, daß sie keine Nachricht geben von der noch größern Zahl von Kranken, die in ihrer Nachbarschaft zu Colchester und Harwich wären behandelt worden. Es werden Stellen angeführt, in denen der Arzt den Gebrauch des Quecksilbers bey seinen Kranken nicht nachdrücklich genug rühmen kannn, und der Wundarzt diese Arzney als verderblich und bedenklich schildert. Der Edinburgher Recens. setzt hinzu: es sey eine falsche Meinung, Verstopfungen der Eingeweide als Ursache der Rückfälle der Fieber anzusehen, jene seyen nur die Folge dieser, und der Gebrauch der Quecksilbermittel lei-

steten in denselben nichts besonderes. Salzwirte blieben den Recidiven eben so ausgesetzt. Beide Schriftsteller stimmen darin überein, das Ammonium carbonicum zu 5 bis 8 Gran, allein oder mit Campher oder mit der confectio aromatica, bei Annäherung des Frostes gegeben, sehr zu preisen. Der Anfall ward oft dadurch ganz unterdrückt oder seine Dauer und Heftigkeit vermindert. Warmer Portwein, Aether, Laudanum und geistige Mittel wurden in derselben Absicht gereicht, aber die Verfasser können nichts zu Gunsten dieser Arzneien anführen, und unser Rec. sahe nie guten Einfluß von denselben in dem Anfange eines Anfalls kalter Fieber. Sehr heilsam war das Abwaschen mit kaltem Wasser vermittelst eines Schwammes, und das Begießen mit kaltem Wasser unterdrückte den ganzen Anfall in mehreren Fällen. Abführungsmittel vertrugen die Kranken vortrefflich, befanden sich stets besser nach denselben, und *es sey* anerkannt, daß drastische Purganzen diensamer gewesen wären, als Mercurius, in allen Uebeln der Milz, Leber und Gedärme. Sehr selten wurde die Chinarinde, in solcher Quantität oder so lange Zeit durch fortgesetzt, als zur Cur erforderlich gewesen sey, von den Kranken ertragen. Wein, Mohnsaft und Reizmittel wurden bei Gegenwart des Fiebers vorzüglich in Gebrauch gezogen. Außer den Fiebern füllten den fürchterlichen Catalog von Uebeln in den Hospitälern aus: höchste Schwäche mit einem gelben Anstrich des Gesichts und der ganzen Oberfläche des Körpers, ohne Zeichen eines organischen Fehlers; Ruhr, Durchfall, Wassersucht des Bauches, der Brust und des Herzbeutels; Leiden der Lungen, des Magens und der Nieren.

(S. die Fortsetzung im nächsten Stück.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

208. Stück.

Den 30. December 1811.

Edinburgh.

(Fortsetzung der S. 2072 abgebrochenen Anzeige der Auszüge aus dem sechsten Bande des Medical and Surgical Journal.)

Die Fälle von Ruhr und Durchfall waren sehr heftig und beunruhigend in Folge der starken Anfälle intermittirender und remittirender Fieber, die häufig dazu kamen. Abführungsmittel erleichterten die Symptome höchst wirksam, und in einigen Fällen war Blutlassen entscheidend wohlthätig. Bei Zergliederung der an Ruhr Verstorbenen ward das Colon und Rectum sehr krank gefunden, was sich oft bis zum Ileum erstreckte. Die innere Oberfläche jener Gedärme war in einigen Fällen ulcerirt, in andern hatten sich Granulationen von schwarzer und rother Farbe angesetzt, oder man fand zahlreiche Narben, oder Brandstellen. Leber und Milz waren gewöhnlich krank und das Omentum und Mesenterium waren voll von rothen und angeschwollenen Gefäßen. General Appearances on Dissection. Turgescenz der Gefäße der har-

ten Hirnhaut, Ergießung vom Serum zwischen den Hirnhäuten, und Ablagerung von coagulabler Lymphe. Unveränderlich war die Substanz des Gehirns, weicher, als sonst. Die Lungen zeigten eine Verdickung ihrer Substanz mit rother, schwarzgrauer Farbe ohne Entzündung; eine Verdickung mit Ecchymosis oder Entzündung; zwischen der cellulösen Substanz einen Zustand von Anasarca; eine der Eiterung sich nähernde Beschaffenheit, bei welcher die Lungen schwarzroth aussahen und weich waren. Ergießungen in den Bronchien waren sehr gewöhnlich. Die Höhlen der Brust und des Herzbeutels waren meistentheils voll Flüssigkeiten; der Herzbeutel war oft mit dem Herzen verklebt und auf seiner inneren Oberfläche entzündet. Die Lungenvenen nahmen gleich dem venösen Systeme der größeren Circulation an der allgemeinen Plethora Theil und enthielten schwarzes geronnenes Blut. Das Herz war erweitert, von größerem Gewicht als gewöhnlich, die vasa coronaria waren sehr von Blut ausgedehnt. Das Fett des Omenti war im Allgemeinen absorbirt. Das Bauchfell war entzündet in mehreren Fällen, und mit Lagen geronnener Lymphe bedeckt. Meistentheils war die Leber vergrößert, hart und von schwarzröthlichter Farbe. Viele theerähnliche Galle in der Gallenblase. Der Magen war erweitert, erschlafft, in seinen Häuten verdickt, an seiner innern Oberfläche zusammengeschrumpft und mit Brandflecken. Die Milz war fast immer vergrößert, wog von 3 bis 5 Pfund; sie bildete oft nur einen großen Absceß; oft hatte sie nur das Ansehen von geronnenem Blute in einer Blase. Bedeutende Zeichen von Entzündung und ihren Folgen ließen sich hier wahrnehmen u. s. w. Es wird bedauert, daß noch kein anderes

Werk über diese Krankheit erschienen sey, das ihre ersten und frühesten Symptome im August zu Vließingen schildere. Höchst wahrscheinlich hatte das Uebel bey seinem ersten Aeußern einen entzündlichen Typus angenommen, fährt der Schottische Recensent fort. Der Leichenbefund zeigt Entzündung und Congestion in den Eingeweiden. Die gewöhnliche Behandlungsweise schlug gänzlich fehl, und man griff zu bereitwillig zum Quecksilber. Bey der Armee von Walcheren verfielen die Aerzte in dieselben Irrthümer, welche vielen Aerzten der Armee von Corunna zur Last zu legen sind. Man wollte bloß Gefahr von der in den letzten Jahren so häufig besprochenen Schwäche, mit der man alles verwirrt, sehen, und die Kranken starben, weil man die dringendsten Symptome nicht durch Blutlassen und andere Ausleerungen herunter brachte. 9) An Account of the remarkable effects of the Eau medicinale d'Husson in the Gout. By *Edwin Godden Jones*, Physician-Extraordinary to his Royal Highness the Duke of York. London 1810. 96 S. in Octav. Dr. Chretien zu Montpellier habe dieses geheime Mittel, das in Frankreich viel Credit habe, ihm 1805 zuerst empfohlen, und es habe sich nun auch viel Zutrauen in England erworben. Es scheine eine weinichte Auflösung eines Mittels aus dem Pflanzenreiche zu seyn. Sein Geschmack sey widrig und bitter. Ein Fläschchen, das 2 Quentchen enthalte, werde auf einmahl genommen. Unter einem noch so heftigen Paroxysm von Gicht genommen, erleichtere es den Schmerz in wenigen Stunden, errege einen ruhigen Schlaf, und der Kranke erwache den nächsten Morgen beynahe oder ganz frey von allem Leiden. Aber

gemeiniglich klage er über Uebelkeit, manchmahl fol- ge selbst Erbrechen; meistentheils bewirke es den- selben oder den nächsten Tag einige ungebundene gal- lichte Stuhlgänge. Die Besserung schreite verhält- nißmäßig vorwärts, und den dritten Tag sey nichts von der Krankheit zurück, als Geschwulst oder Steif- heit. Aber außer diesen anodynischen und auslee- renden Wirkungen des Eau medicinale vermöge es das Fieber und die Reitzung zu vermindern; in we- nigen Stunden habe man oft den Puls von 80 zu 60 Pulsschlägen fallen sehen, ja noch tiefer. Ein mäßi- ger Schweiß und ein reichliches Uriniren folge. Ca- det und Parmentier zu Paris, und ein vortrefflicher Londoner Chemiker, hätten es chemisch untersucht. Ihr Resultat sey, daß es keine metallische Substanz enthalte, sondern ein Aufguß eines vegetabilischen Stoffes in Wein sey. Husson erkläre selbst, es sey das Extract einer einzelnen, bis jetzt von den Aerz- ten nicht gebrauchten, Pflanze. Alyon in seinen Elémens de Chimie, und Dr. Wolf in Warschau, glaubten, es sey eine Infusion der Gratiola in Spa- nischem Wein. Er habe sich durch eine solche Be- reitung aus der Gratiola aber vom Gegentheil über- zeugt, sowohl durch den Unterschied aller in die Sinne fallenden Eigenschaften, als auch durch ihre Unwirksamkeit gegen die Gicht. Der Verf. soll in einem Appendix merkwürdige Fälle von Heilung oder Linderung der Gichtanfälle durch dieses Mittel anführen. (Wir heben dieses so umständlich aus, nicht, um zu reitzen, sich dieses Arcanum von Paris kommen zu lassen; denn wir würden in vielen Fäl- len ein so schnelles, kräftiges, Heilmittel der Gicht fürchten, da diese offenbar in längerer Dauer und in freyer, sich selbst überlassener, Entwickelung nicht

selten ein Bedürfniß und eine Wohlthat der Natur ist; sondern, um auf dieses so wirksame geheime Mittel die Aufmerksamkeit der Deutschen Aerzte zu ziehen, wenn, nach einem höchst weisen Befehl des Kaisers von Frankreich, alle Besitzer solcher Geheimnisse gegen zu bestimmende Belohnungen sie bekannt machen müssen. Hoffentlich werden wir also die Zusammensetzung bald erfahren. 10) Considerations respecting the Expediency of an Hospital for Officers on Foreign service, etc. By *A. B. Faulkner*, Physician to his Majesty's Forces and Physician to the Duke of Sussex. London 1810. 16 S. in Octav. Wenn von England eine Expedition abgeht, so vertrauet das Ministerium keinem Mitgliede des Medical Board das Geheimniß der Bestimmung an. Der Verf. entwickelt hiervon die übeln Folgen. Aerzte würden nun nicht ausgewählt, welche die zu erwartenden Krankheiten eines solchen Clima's, dem man die Truppen aussetze, schon kennen, oder die man darüber unterrichten könne. Oft schicke man eine zu große, oft eine zu kleine Zahl ärztlicher Personen mit, nie nach Verhältniß der wahrscheinlich zu erwartenden Krankheiten. Man treffe nie eine Auswahl der nach dem Unterschied der bevorstehenden Uebel in bestimmten Ländern nöthigen Arzneyen. Truppen, die nach Rio de la Plata, nach Walcheren, nach dem Norden oder nach dem Cap gehen, erhalten dieselben Vorräthe für die Apotheken mit. Als das kalte Fieber die Armee zu Walcheren in so unglaublich großer Zahl befallen hatte, war bald nicht Eine Unze Chinarinde mehr vorräthig, die dem Gouvernement gehörte. Truppen, deren Bestimmung Südamerica sey, gebe man in London aufgekaufte Vorräthe von Chinarinde mit, und nach Aegypten Mohnsaft.

Die Minister würden nicht unterrichtet von den Gefahren, die der Armee drohen, und seyen also nicht im Stande, diese bey ihren oft so unüberlegten Planen mit in Anschlag zu bringen. Daher die Unglücksfälle aller Art bey dieser Expedition auf diesen Theil von Holland. Der Hauptzweck der kleinen Schrift ist indeß auf eine sehr fehlerhafte Einrichtung bey den Englischen auswärts dienenden Truppen aufmerksam zu machen. Die *kranken* Officiere liegen in keinem Hospital, sondern in den Städten bey den Einwohnern zerstreut, sie werden daher zu spät von den im Hospital beschäftigten Medicinalpersonen besucht, in dringenden Fällen fehlt ihnen schnelle Hülfe, es geht zu viel Zeit im Abhohlen der Arzeneyen aus dem Hospital verloren, ihre Aufwartung und Pflege leidet, die Aerzte verlieren bey diesen Besuchen ihre kostbare Zeit u. s. w. In Walcheren, wo der Verf. selbst war, zeigte sich ein sehr übler Einfluß *davon, der* hier mit einzelnen Geschichten belegt wird. Der Verf. macht die viel besseren Einrichtungen bey den Französischen Armeen seinen Landsleuten bekannt und empfiehlt sie zur Nachahmung. (Aus einem anderen Aufsatze wollen wir hier doch gelegentlich anführen, daß bey der Englischen Marine im Jahr 1808 die Zahl der naval Surgeons 720, die der Surgeons assistant 420 betrug; ihre Menge, besonders die der letzten Classe, ist seitdem noch beträchtlich vermehrt worden.) 11) A letter to John Haygarth from Colin Chisholm; exhibiting further Evidence of the infectious nature of this fatal Distemper in Grenada, during *1793*. 1794, 5 and 6; and in the United States of America, from 1793 to 1805; in order to correct the pernicious doctrine promulgated

by Dr. Edward Miller, and other American Physicians, relative to this destructive Pestilence. London 1809. S. 272 in Octav.

(Den Beschluß s. im folgenden Blatt.)

Paris.

Chez Mad. Veuve Bernard — Annales de Chimie. Jahrgang 1809. Tome 69, 70, 71 und 72, oder Nro 205 bis 216.

Aus Tome 69 oder Nr. 205 bis 207 sind zu bemerken: Chenevix über Essigsäure und einige essigsaure Salze. Enthält insbesondere interessante Erfahrungen über die der Essigsäure stets beygemischte und zuerst von den beiden Derosne genauer beachtete ätherartige Substanz, hier esprit pyroacetique genannt, welcher, wie diese Versuche auf das bestimmteste beweisen, wir die bey dieser Säure vorkommende Anomalie beyzumessen haben, daß sie bey größerer Säuremächtigkeit, dennoch specifisch leichter ist als eine minder säuremächtigere. — Chaptal über die Destillation der Weine. Ch. theilt in dieser dem Institute vorgelesenen Abhandlung von den großen und wichtigen Verbesserungen, welche dieser Industriezweig durch die von Eduard Adam, Solimani und Etienne und Isaac Berard gemachten Vervollkommnungen des Destillirapparats erhalten hat, Nachricht mit, und fügt dieser Nachricht zugleich mehrere sehr interessante Bemerkungen über die Destillation selbst bey. — Coutelle über eine zu Wien vom Französischen Gouvernement gekaufte und von Rospini verfertigte parabolische Linse. — Hassenfratz über die Oxyde des Eisens. Eine Discussion über die verschiedenen diesen Gegenstand betreffenden Verhandlungen. Thenard's weißes Eisenoxyd wird darin in

Schutz genommen. — D'Aubuisson über Werner's mineralogische Arbeiten in Bezug auf die diesem Gelehrten von Chenevix (s. oben S. 991) gemachten Vorwürfe. — Guyton-Morveau und Prony über eine in der Münze zu Paris angebrachte Vorrichtung, den Rauch der zur Bewegung des Laminoirs daselbst eingerichteten Dampfmaschine zu verzehren. — Thenard und Gay-Lussac über die Flußsäure. Wir kommen auf diese interessante Abhandlung an einem anderen Orte zurück. — Vauquelin über eine aus dem Balsamus von Mecca beym Auflösen desselben von Hallé erhaltene Substanz. — Pirard über die in der Grotte de l'Arc auf der Insel Capri vorkommende und von Laugier (s. oben S. 1776) analysirte Substanz, nebst einem von Fourcroy und Vauquelin dem Institute über diese Abhandlung erstatteten Berichte. Der Verf. glaubt, daß diese Substanz, von welcher Laugier vermuthete, daß sie von Excrementen von Murmelthieren oder Fledermäusen herrühre, aus der Verwesung verschiedener Thiere, besonders von Schnecken, entstanden sey. — Guyton-Morveau über Oxydation der Metalle im luftleeren Raume. Enthält Nachricht von einem von Charles 1787 mit Golddrath angestellten Versuche. — Vauquelin über den in der Gegend von Parma gefallenen Aerolithen. — Robiquet über die Reinigung des Nickels durch Schwefel-Wasserstoff. — Vauquelin über die aus dem Harn grasfressender Thiere gewonnene Benzoesäure. — Coulon über ein aus Schwefelsäure, Natron und Eisenoxyd bestehendes Salz und über das essigsaure und schwefelsaure Kupfer und Ammoniak.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

209. Stück.

Den 21. December 1811.

Edinburgh.

(Beschluß der oben S. 2072 u. 2077 abgebrochenen Anzeige der Auszüge aus dem sechsten Bande des Medical and Surgical Journal.)

12) An Inquiry into the Nature, Causes, and Cure of Hydrothorax; illustrated by interesting cases, and many living examples of the success of the method recommended. By *L. Maclean*, M. D. Sudburry 1810. S. 519 in 8. Ein wichtiges, die Brustwassersucht in ihrem ganzen Umfange abhandelndes Werk, aus großer Erfahrung geschöpft, aber nach einem zu methodischen, oft an Scholastik grenzenden, Zuschnitt, und voll widriger Ansprüche auf Neuheit und Eigenthümlichkeiten der Ansichten und Heilmittel, die gründlich, treffend sind, aber von andern schon gelehrt wurden. Von 81 Fällen, die der Verf. zu behandeln hatte, trafen 46, Männer und 45 Frauen. Ein kurzer, dicker Bau mit natürlicher Anlage zur Corpulenz, prädisponirt besonders zu dem Uebel. Die bey weitem größere Anzahl von Fällen, besonders unter Männern, entstand von einem zu reichlichen Ge-

nuß der Malzgetränke, Porter und Ale. Diese Biere haben noch besondere Eigenschaften außer denen, die sie mit den andern die Trunkenheit erregenden Getränken gemein haben. Sie erzeugen Fettheit und Dickheit, schlaffe und aufgedunsene feste Theile und ein schwarzes, weiches, dickes Blut, das dem Anschein nach im Verhältniß weniger reitzende Eigenschaften hat, und nicht so leicht und frey durch die Capillargefäße fließt. Die Folge davon ist vermehrte Absonderung des Schleims der Bronchien, ein habitueller Husten, Auswurf und Engbrüstigkeit, denen Biertrinker unterworfen sind. Sie stehen stets unter einer Disposition zu Krankheiten; Verkältungen, Catarrhe und Lungenentzündungen werden bey ihnen aus den kleinsten Ursachen veranlaßt und endigen oft in Ergießung von Wasser. Die Digitalis sey kein Diureticum, sondern wirke nur auf die absorbirenden Gefäße, nicht auf die Nieren. (Nach solchen Unterscheidungen würde die Classe der Diuretica sehr klein werden. Wahr ist indeß, daß man dieses große Arzneymittel sehr oft in andern Uebeln als Wassersucht gibt und dann gewöhnlich gar keinen vermehrten Urinabgang bemerkt, ja Recens. war es häufig dann auffallend, daß die Urinabsonderung sich bedeutend vermindert. Hieraus scheint zu folgen, daß die Digitalis allerdings auf die Nieren wirkt, aber im entgegengesetzten Sinne eines harntreibenden Mittels, in nicht wassersüchtigen Uebeln.) Die Vorschläge des Verfassers wollen wir mittheilen. Ist der Kranke in Jahren weit vorgerückt, seine Kraft durch Unmäßigkeit, vorzüglich in seinem frühern Leben, sehr erschöpft und daher ein Uebel der Leber oder eines anderen wichtigen Eingeweides zu fürchten, so empfiehlt er eine Verbindung des Fingerhutes mit stärkenden Mitteln, auf den Urin wir-

renden Salzen und Calomel. Dieses in mäßigen Gaben. Werden aber von der Brustwassersucht Personen befallen, von zartem Wesen mit einem hohen Grad von Empfindlichkeit und Reizbarkeit, mit einer sanften, weichen, dünnen Haut, oder deren Hautgeschwulst etwas Durchscheinendes hat, leicht Höhlen auf Druck bildet; ist die Krankheit Folge häufiger Geburten, großer Mutterblutflüsse oder ähnlicher schwächenden Ereignisse, ohne irgend eine organische Affection; so nützt die Digitalis gewöhnlich schon ohne alle Zumischung, obgleich man ihren wohlthätigen Erfolg sehr verstärkt, wenn man milde stärkende Mittel, Stahl insbesondere, und mäßige Gaben fixer vegetabilischer, alcalischer Salze hinzusetzt. Mit höchster Vorsicht, in den kleinsten Gaben dürfen hier nur Quecksilber, Squilla, Cremor Tartari gereicht werden, wenn sie überall hier Anwendung leiden. Werden aber fette, dicke Personen befallen, von trägem, phlegmatischem Wesen, mit unthätiger, unirritabler Faser, mit harter Hautgeschwulst von livider Farbe, die den Eindruck der Finger nicht leicht aufnimmt und sogleich wieder verliert, und haben solche Personen sich besonders reichlich dem Genuß starker Biere überlassen: so müssen der Fingerhut, Calomel, Weinsteincrystalle und Squillitica in starken Dosen mit einander verbunden werden, um einen möglichst starken Eindruck zu machen. Stärkende Mittel thun hier im Anfange nicht gut, ja schaden oft, und dem Fingerhuth allein kann man hier nicht vertrauen. Befolge man diese Grundsätze, so erhalte man unglaubliche Erfolge. Statt daß der Gebrauch solcher Mittel herunterbringe, so falle es den Kranken und ihren Freunden auf, wie schnell gleich vom Beginnen der Cur Appetit und Kräfte zunehmen.

Bey manchen leerte sich das ausgetretene Wasser so schnell aus, daß wegen der plötzlichen Entziehung des gewohnten Druckes auf Lungen, Herz und die großen Gefäße, Maßregeln nöthig sind, Ohnmachten zu verhindern.

Paris und Bordeaux.

Bey Courcier und Bergeret: Supplément à la traduction de la Géométrie d'*Euclide* de Mr. *Peyrard*, publié en 1804, et à la Géometrie de Mr. *Legendre*, suivi d'un essai sur la vraie théorie des Paralléles par *I. M. d'Abreu*. 76 Octavseiten 1 Kupfertafel.

In dem Avant propos erzählt der Verf., daß zwar die Herren Delambre und La Grange Peyrard's Uebersetzung des Euklids ihren Beyfall ertheilt hätten, aber es sey doch sonderbar, wie Peyrard das so höchst wichtige fünfte Buch des Euklids habe weglassen können, ohne dem Leser auch nur die mindeste Rechenschaft über die Ursache dieser Weglassung zu geben. "Je ne sache pas" (sagt der Verfasser) "qu' aucun de ces traducteurs des élémens d'Euclide, qui ont pris avec l'auteur d'aussi étranges libertés, se soient jamais avisés de supprimer le cinquième livre tout entier, sans substituer du moins quelques investigations numériques à la place des demonstrations générales du texte. Voilà cependant ce que Mr. Peyrard a fait, et ce que tout le monde peut voir dans sa traduction de la Géométrie d'Euclide. J'ignore le succès, que sa traduction peut avoir eu jusqu' à ce jour, car, quoique imprimée en 1804, ce n'est que depuis peu, que le hazard l'à faite tomber entre mes mains." So geht dieß in einer

ziemlich breiten Schreibart durch den 22 Seiten langen avant propos fort, worin der Verfasser zugleich von seiner eigenen Arbeit Rechenschaft gibt. Was er hier statt des von Peyrard weggelassenen fünften Buchs des Euklids substituirt, ist eine etwas modernisirte Behandlung der Lehre von Proportionen, die vielleicht zweckmäßiger ganz im Euklidischen Styl hätte abgefaßt werden können, um gegen Peyrard's wörtliche Uebersetzung des Euklids, zu welcher des Verfassers Arbeit doch einmahl ein Supplement seyn soll, nicht zu sehr abzustechen. Was die wahre Theorie der Parallellinien betrifft, die hier in einem Anhange mitgetheilt wird, so besteht dieselbe darin, daß er von den Parallellinien folgende Definition gibt: Lorsque deux cotés d'un trilatère sont tels, que toute secante de l'un est nécessairement secante de l'autre, je les nomme *parallèles*. Ein *Trilatère* ist dann dem Verfasser diejenige Figur, que trois droites forment, lesquelles sont infinies et situées dans un même plan, pourvû que de deux ces trois lignes pour le moins puissent toujours se rencontrer. Si les cotés du trilatère se coupent reciproquement, la figure finie determinée par les trois points de rencontre s'apelle *triangle*. Aus diesen Definitionen leitet er dann das bekannte Verhalten der Winkel, wenn zwey Parallellinien durch eine dritte geschnitten werden, ab. Man begreift aber, daß der Verfasser die Möglichkeit jener Definitionen und der Forderung, die er (Demande 3), jener Definition gemäß, bewerkstelligt wissen will, vorher hätte beweisen müssen. Er scheint dieß in einer Anmerkung zu jener Definition selbst gefühlt zu haben, aber er zeigt nicht befrie-

digend, wie die von ihm gemachte Forderung, seiner Definition gemäß ein paar Parallel-Linien zu ziehen, zu bewerkstelligen ist, so wie man denn überhaupt an den Principien selbst, von denen er ausgeht, noch Manches zu erinnern finden wird, was hier in einer Recension, ohne Beyhülfe von Figuren, sich nicht gut sagen läßt. Wir zweifeln demnach, daß die Vorstellungsart des Verfassers dem strengen Geometer ein Genüge leisten wird.

Paris und St. Petersburg.

Bey Klostermann (Vater und Sohn): Elémens de Statique par *L. B. Francoeur*, Professeur de la Faculté des sciences de Paris, Officier de l'Université, Examinateur temporaire des Candidats d'Ecole Impériale Polytechnique etc. Ouvrage destiné aux Candidats de l'Ecole Polytechnique et aux Elèves des Lycées. 1810. 166 Octavs. 3 Kupfert.

Eine kleine Schrift, welche ihrem Zwecke, die Eleven der Lyceen zum Examen in der Ecole polytechnique vorzubereiten, ganz gut zu entsprechen scheint. Sie sollte nur die ersten Gründe der Statik enthalten, so weit, als man solche von den Eleven verlangt, mit Weglassung alles dessen, was bey den Untersuchungen über die Bedingungen des Gleichgewichts eines Systems von Kräften auf höherer Analyse beruht. Sie handelt der Ordnung nach von dem Gleichgewichte im Allgemeinen. Vom Parallelogramm der Kräfte, von der Zusammensetzung und Zerlegung der Kräfte, von dem Gesetz der Momente beym Gleichgewichte eines Systems von Kräften, wie auch die Richtungen derselben beschaffen seyn

wegen. Kap. II. Vom Schwerpuncte, nur die leichtern Fälle. Kap. III. Von den Maschinen (den so genannten mechanischen Potenzen). 1. Von dem Gesetze des Gleichgewichts der Kräfte an Seilen, wobey die Steifigkeit der Seile gleichfalls als eine mitwirkende Kraft zu betrachten ist. 2. Vom Gleichgewichte der Kräfte an einem Körper, welcher genöthigt ist, auf einem ihm vorgeschriebenen Wege sich zu bewegen. 3. Vom Hebel. 4. Von der Rolle und dem Flaschenzuge. 5. Vom Rad an der Welle. 6. Von Räderwerken. 7. Von der Winde mit gezähnter Stange. 8. Von der Schraube. 9. Vom Keil. 10. Von einigen zusammengesetzten Maschinen. Der Beweis, den der Verfasser vom Parallelogramm der Kräfte gibt, ist beynahe derjenige, den Dûchaila in Nr. 4. der Correspondence polytechnique gegeben hat. Er scheint uns nicht vollkommen befriedigend, indem wir das nicht ohne hinlängliche Vorbereitung für einen Grundsatz gelten lassen können, daß die mittlere Direction der beiden Kräfte S und q, am Puncte G (S. 10 am Ende des zweyten Absatzes), und die mittlere Richtung der Kräfte P und Q am Puncte A eine und dieselbe gerade Linie constituiren müssen, so wie denn überhaupt das im Beweise gebrauchte Verfahren, statt der Kräfte, die man sich eigentlich im Puncte A gedenkt, äquivalente Kräfte in andern Puncten zu substituiren, den Beweis undeutlich und verworren macht. Der Beweis des Hebels ist aus der Lehre vom Parallelogramm abgeleitet, welches wir eben nicht mißbilligen, wenn diese mit der gehörigen Klarheit erwiesen ist. In einem Anhange finden sich noch einige weitere Ausfüh-

zumachen: der in der Schrift selbst vorkommenden Lehren.

Prag.

Monographia Choreae Sti viti. Auctore Josepho Bernt, med. D. et Professor. in universitate Pragensi. 1810. 111 Octavs.

Ein Fall einer Chorea St. Viti, den der Verf. zu beobachten Gelegenheit hatte, veranlaßte ihn, das wichtigste, was er in alten und neuen Schriftstellern von dieser Krankheit fand, zusammen zu tragen; und so entstand diese Schrift, die dem Schriftsteller, der in der Folge einmahl die Krankheit aus eigenen Erfahrungen beschreiben will, von gutem Nutzen seyn wird. — Der Veitstanz ist dem Verf. eine krampfhafte Krankheit. Sie äußert sich vorzüglich durch mancherley unwillkürliche Bewegungen der Muskeln mit erhöheten, geminderten, oder gestörten Seelenkräften. Das merkwürdigste und unerklärbarste bey dieser Krankheit ist immer ihre sonderbare Wirkung auf die Seelenkräfte: das übrige, sowohl in Rücksicht auf die Ursachen, als die Kur, hat sie mit andern krampfhaften Krankheiten gemein. Vorzüglich bemerkt man sie bey Personen von einer krankhaften Reitzbarkeit. Die Gelegenheitsursachen hat sie mit andern krampfhaften Krankheiten gemein. Seminalreitze scheinen unter diesen die häufigern zu seyn. Bey der Kur kommt es vorzüglich darauf an, die Gelegenheitsursachen wegzuschaffen, und die krankhafte Reitzbarkeit zu heben. In einem Falle that dem Verf. die mit Hofmann'schem Liquor bereitete Baldrianstinctur gute Dienste.

Register
über die
Göttingischen gelehrten Anzeigen
vom Jahre 1811.

Erste Abtheilung.

Register
der
Werke und Aufsätze
deren Verfasser sich genannt haben, oder bekannt geworden sind.

A.

Anm. Den Schlüssel zu den Abkürzungen der Vornahmen findet man in F. Ekkard's allgemeinem Register zu den Götting. gelehrten Anzeigen von 1745 bis 1782. Th. 1. S. 439.

In ( ) eingeschlossene Zahlen bedeuten, daß die Schrift, hinter der sie stehen, nicht als ein einzelnes Buch angezeigt, sondern in einem größern Werke befindlich ist.

gen's Werk über die Capelle zu Frankenberg (1895).

J. C. Burckhardt, Längen von 50 Sternwarten (1978); leichtes Mittel Oerter des Mondes näherungsweise zu berechnen (1979); über ein neues Mittel die Pendeluhren zu vervollkommnen (1980); Tafeln für die Aberration, Nutation und Präcession der 36 Maskelyneschen Fundamental-Sterne (1980); Mittel um eine Uhr die Sternzeit und mittlere Zeit zeigen zu lassen; über den zweyten Cometen von 1787. 1986.

J. Burger, über die Naturgeschichte, Cultur u. Benutzung des Mays oder Türkischen Weitzens 1657.

Hans *Burgmaier*, Images des Saints et Saintes issus de la famille de l'Empereur Maximilien I. En une suite de 119 planches gravées en bois par différens graveurs 1374.

Allan *Burns*, observations on the digestion of the stomach after death (426).

J. *Burns*, the principles of midwifery (2066).

Burt u. Ramsay, über eine tödtliche Halskrankheit im Hurrianah-District (1150).

Ph. Buttmann, über den Ptolemäus in der Anthologie und den Claudius Ptolemäus (514); s. C. H. Roloff; — und B. G. *Niebuhr*, die Axumitische Inschrift nebst Anmerkungen über diese und die Aculitanische (517); s. *Plato*.

Ia. *Buxton*, an essay on the use of a regulated temperature in winter-cough and consumption (2066).

C.

A. *C*** s. *Hemère*.

Cadet-Gassicourt s. *Cours* d'Agriculture.

(A. *Cadet-de-Vaux*, traité de la culture du tabac et de la préparation de sa feuille 298; s. *Cours* d'Agriculture.

W. Faden, große Karte von Südamerika 1817.

A. B. *Faulkner*, considerations respecting the expediency of an hospital for officers on foreign service (2077).

Ph. Ch. Faust, guter Rath an Frauen über das Gebähren. Mit einem Schreiben des Hrn. Hofr. Böttiger über das Gebähren bey den Alten 1401.

Favell, case of superfoetation (246).

J. G. Feder, s. *Leibnitz*.

G. *Federigo*, s. Ant. *Portal*.

Ferguson, über die im J. 1808 zu Aberdeen herrschende Masern-Epidemie (174).

J. von Fejes, Stiftung der evangelischen Bibliothek zu Kisbont 1216; — de utilitate publicarum bibliothecarum; de expetendis et dimittendis publicis muneribus; litterarum cum omni aetate, fortuna et vitae genere conjunctio; de linguarum adminiculis et perfectione in genere et lingua *Hungarica* in specie (1216).

Pt. Ferronius, Erklärung des Epigramms des Eratosthenes von Cyrene de duplicatione cubi (860).

Feyerlein, Ansichten, Nachträge u. Berichtigungen zu Kirchners Geschichte der Stadt Frankf. a. M. Th. 1. 2. 1974.

J. *Fichard*, annales de annis 1512 ... 1544. (1086).

J. C. von Fichard, genannt Baur von Eyseneck, Frankfurtisches Archiv 1086.

Figueroa, s. Pardo de Figueroa.

J. Dm. Fiorillo, wird von dem Französischen Institut, in der vierten Classe der schönen Künste, zum Correspondenten ernannt 1089.

Sal. *Fiorentino*, la spiritualità e l'immortalità dell'anima. Poema (1172).

e cod. Harlejl. et notae Ric. *Porson*. Ed. Gfr. H. *Schäfer* 1399.

Rich. *Hooper*, account of the diseases of the sick landed at Plymouth from Corunna (289).

Horaz, s. *Croft*.

Der Hosack, von einem glücklich behandelten Anthrax eines 84 jähr. Mannes (1152).

de l'Hospital, Christus. Ein Lehrgedicht. Deutsch. (1834).

J. J. Hottinger, s. N. Attisches Museum.

D. Houard, sur les antiquités Gauloises (212).

Pascal Houzelot, wird Corresp. der Königl. Ges. der Wiss. 1851.

J. *Howship*, observations on lock jaw and Tetanus with cases (176. 246).

K. D. Hüllmann, s. Königsberger Archiv.

Gst. Hugo, Lehrbuch eines civilistischen Cursus. Fünf Bände 1201. Civilistisches Magazin. B. 1. Aufl. 2. Aufl. 3. B. 2. Aufl. 2. B. 3. *H*. 1. 2. 3. 1203; über den Nahmen Infortiatum (1206); die Schenkung, keine Römische Erwerbungsart (1206); Biographie von Cujas (1206); Abdruck u. Uebersetzung der von Mazochi herausgegebenen tabb. Heracleens. (1208); — wird Correspondent der Russisch-Kaiserl. Gesetzgebungs-Commission; Corresp. der Académie de législation zu Paris; associé der Société d'agriculture, sciences et arts du depart. du Bas-Rhin; auswärt. Mitglied der società Italiana, und associé der dritten Classe des Holländischen Instituts 1208.

F. Al. von Humboldt, Versuch über den politischen Zustand des Königr. Neu-Spanien. B. 1. 2. 401; — et *Bonpland*, Voyage P. 1. (Vues des Cordilières et monumens des peuples de l'Amérique) 1553.

W. de *Lamardelle*, principe organique de l'univers pour servir à l'histoire physique de la terre. T. 1. 2. 92.

W. *Lambe*, reports on the effects of a peculiar regimen on scirrhous tumours and cancerous ulcers (246).

Lambinet, origine de l'imprimerie. 2 Vols. 1916.

Lamerville, s. *Cours* d'agriculture.

Mch. Ange *Lancret*, déscription de *l'île de Philae* (717. 937); mémoire sur le système d'imposition territoriale et sur l'administration des provinces de l'Egypte (719. 806).

C. P. *Landon*, vies et oeuvres des peintres les plus célèbres de toutes les écoles. Oeuvre de *Poussin* Vol. 1. 2. 1747. Oeuvre de *Raphael*. N. VI. VII. 1883.

A. J. *Landré-Beauvais*, Sémeiotique 1052.

de Langes, über die geometrische Quadratur des Kreises (860).

C. A. Langguth, ausführliches *systematisches* Verzeichniß seiner Sammlungen für Natur und Kunst 1240.

Langlès, Nachricht von der Cosmographie des Ben Ayas (475).

Lanjuinais, über die Sprachen, die Litteratur, die Religion u. die Philosophie der Indier (104).

Alo. Lanzi, s. Hesiodus.

Laplace, über die Depression des Quecksilbers in den Barometerröhren vermöge der Capillarität (1980).

Laporte du Theil, Auszüge aus den Werken des Theodorus Prodromus (453); von einer Handschrift des Nicander (456); fernere Auszüge aus Gr. Handschr. (559).

Larcher, über die astronomischen Beobachtungen, welche Callisthenes von Babylon aus an den Aristoteles geschickt haben soll (97).

N.

Sm. Szentagh, impedimenta salutis evangelicorum in Hungaria (1216).

T.

Tabaraud, lettre à M. de Beausset, pour servir de supplément à son histoire de Fenelon. Lettre 2e. 1199; Essai historique et critique sur l'institution Canonique des Evêques 1907.

Tabari, Auszug aus einer Handschr. dess. mit Franz. Uebers. von Silvestre de Sacy (32).

P. *Terentius* Afer, Comoediae sex, ed. P. Iac. *Bruns*. T. 1. 2. 2019.

R. J. Terlinden, systematische Darstellung der Rechtslehre von der Gemeinschaft der Güter unter Eheleuten, nach Anleitung des Napoleonschen Gesetzbuches 1641.

Thelott, der Dom in Cölln. H. 1. 241.

Thénard, über die Coagulation des Eyweiß durch Wärme und Säuern (1136); über *die Boraxsäure* (1912); über die Flußsäure (2080).

Theodorus Prodromus, Auszüge aus seinen Werken (453).

Thibaut, wird zum examinateur à l'école d'artillerie et de génie ernannt 1962.

M. *Thomas*, s. *Homère*.

Birger Thorlacius, de Romanorum, qui religioni Christianae nomen dederunt, imperatorum pontificatu maximo 1440.

G. F. Threlitzsch, Noten zum Lycophron (2009).

F. Tiedemann, Anatomie und Naturgeschichte des Drachens 492.

Tissot, oeuvres complètes. Nouv. ed. publiée par P. *Tissot*, Précédée d'un précis historique sur la vie de l'auteur et accompagnée de notes par J N. *Hallé*. T. 1. 2. 3. 271.

P. *Tissot*, s. *Tissot*.

V.

Z.

Zweyte Abtheilung.

Register

nahmenloser Schriften, vermischter Sammlungen oder gesammelter Schriften mehrerer Verfasser, auch einiger litterarischen Nachrichten in dem Jahre 1811.

A.

C

D.

E.

F.

G.

Eisenacher 461. Roloff, eine Abhandl. de nova quadam arsenici in hominum eo exstinctorum cadaveribus retegendi indeque restituendi arte 569. Morgenstern, eine Abhandl. über die Herculanischen Schriften 633. Schmidt, neuere Versuche über die Elasticität der Wasser- und Weingeistdämpfe 897. Morgenstern, Abdrücke von 5 geschnittenen Steinen 1057. Hoffmann, eine Abhandlung über den Ort wo Julius Cäsar über den Rhein ging, und seine beiden Einfälle in Deutschland unternahm 1129. de la Tour, einen Aufsatz über einen Chalcedon in der Gegend von Hildesheim 1137. Marcel de Serres über die Steinsalzgruben und Salzquellen in Steiermark, Oberöstreich, Salzburg, Baiern und Tirol 1188. Stromeyer und Hausmann, eine Untersuchung über einen im Königreich Westphalen neu entdeckten blätterigen schwefelsauern Strontian 1873. Dethe, eine Abhandl. de Witekindi, Monachi Corbeyensis vita et Annalibus 1977. Böckmann, eine Nachricht von mehreren neu aufgefundenen Röm. Gefäßen 2057. G) Preisaufgaben: a) von der physischen Classe für Nov. 1811: über die Anwendung der vollkommenern Kenntniß des menschl. Harns auf Pathogenie und Therapie, wird nicht beantwortet 1852. b) von der mathematischen Classe für Nov. 1812: Theorie der Abweichung und Neigung der Magnetnadel auf die in den verschiedenen Theilen der Erde gemachten zuverlässigen Beobachtungen gegründet 1866. c) von der historischen Classe für Nov. 1813: Geschichte des Mysticismus in Deutschland von Tauler bis zum Anfange des gegenwärtigen Zeitalters 1867. d) von der Classe der alten Litteratur

und Kunst für Nov. 1814: Geschichte der Vandalen in Africa im 5ten und 6ten Jahrhunderte 1867. c) öconomische auf Nov. 1811: über die Verbesserung der Brauereyen in Niedersachsen, wird nicht befriedigend beantwortet 1852; auf Jul. 1812: über den Einfluß der Pflanzen, des Climas und der Witterung auf die Beschaffenheit und Menge des Honigs und Wachses 1568; auf Nov. 1812: wie können die Nachtheile, welche nach Aufhebung der Zünfte oder Gilden entstehen, verhütet oder vermindert werden 1868; auf Jul. 1813: über die sichersten Mittel, den Rübsamen auf den Aeckern wider die schädlichen Insecten zu sichern 1868; auf Nov. 1813: über den Vortheil des Linnenhandels für Niedersachsen, und die, im Falle derselben aufhören müßte, zu ergreifenden Maaßregeln 1868, vergl. 1953. H) Preisschriften und Beyträge zur Beantwortung der aufgestellten Fragen: L. v. J. über die Verbesserung des Bierbrauens 408. J. L. Solevi, über Einrichtung des Medicinalwesens auf dem Lande 481. Böckmann, über die Erwärmung verschiedener Körper durch die Sonnenstrahlen 2025.

Göttingen. 2. Universität: A) Academische Feyerlichkeiten: Anwesenheit der beiden Königl. Majestäten und Geschenk der Büste des Königs 1361; Feyer des Geburtstages des Königes und der Stiftungsfeyer der Universität, und Vertheilung der Preise an die Studirenden. Programm von Mitscherlich 2033; Verfügung, den für die beste Predigt ausgesetzten Preis in zwey Preise zu vertheilen 513. B) Fest-Programmen: Weihn. 1810: Negatur phi-

Q.

R.

S.

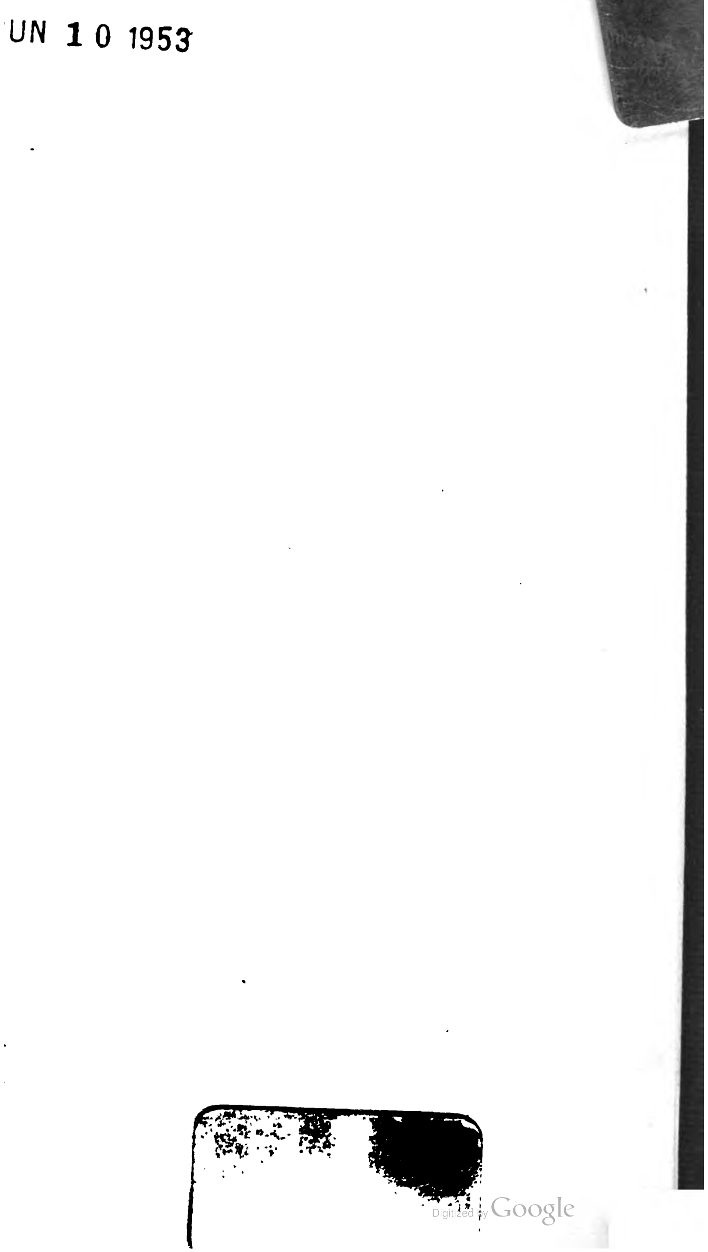
T.

V.

W.

Verbesserungen.

S. 137. Z. 10. v. u. st. erste l. ernste.
— 139. Z. 15. v. u. st. schwankte, hat l. schwankte; dieß alles hat.
— 140. Z. 10. v. o. st. die Erschaffung l. durch die Erschaffung.
— 142. Z. 15. v. u. st. Zeit l. Ziel.
— 375. Z. 1. st. aus seiner Feder l. aus seiner Presse.
— 471. Z. 6. st. guarda l. garda.
— 471. Z. 20. st. compris l. comprit.
— 501. Z. 8. v. u. st. über das gesammte Französisch-Westphälische Privat-Recht l. Einleitung in das gesammte Franz. Westphälische Civil-Recht.
— 529. letzte Z. st. geräuschvollen l. geräuschlose.
— 531. Z. 20. l. nicht anführt.
— 532. Z. 12. st. es seyen aber l. es sagen aber.
— 571. Z. 13. st. und allmählich Vitriolsäure l. Salpetersäure.
— 571. Z. 16. st. gelb l. hellgelb. Andere Verbesserungen s. S. 712.
— 634. Z. 6. v. u. st. περι αλογου παραφρονησεως l. καταφρονησεως.
— 635. in der Mitte st. Philodemus, Philostratus l. Polystratus.
— 811. Z. 12. v. u. st. zeigt, — alle vom langen Schlaf schon gebändigt, — als wo wir etc.
— 817. Z. 9. st. nur erst hervor keimte l. nur erst allmählich hervor keimte.
— 819. Z. 3. v. u. st. Freyheit l. Einheit.
— 1064. Z. 6. st. aus der einen glottis l. aus der rima glottis.
— 1366. Z. 5. v. u. vor seinem Abgange nach Danzig ist auszustreichen.
— 1628. Z. 16. st. 1803 l. 1808.
— 1868. letzte Z. st. Producent der ersten Arbeit l. Producent der ersten Materie.
— 1921. Z. 11. v. u. l. 1455 st. 1459.
— 1922. Z. 17. v. u. l. 1457 st. 1459.
— 2017. Z. 7. sind die Worte: vorhin in Bielefeld, nun nach Cassel berufen — auszustreichen.



UN 10 1953
Digitized by Google

